Die Großen Deutschen

Zweiter Band

Die Großen Deutschen

Neue Deutsche Biographie

Herausgegeben von

Willy Andreas und Wilhelm von Scholz

In vier Bänden

Zweiter Band

Mit 146 Bildern, 6 Farbentafeln und 4 Faksimiles

Im Propyläen-Verlag · Berlin

19.—21. Tausend

Einband und Umschlag: F. H. Ehmcke
Printed in Germany
Copyright 1935 by Propyläen-Verlag G. m. b. H., Berlin

Inhalt des zweiten Bandes

1. Der Große Kurfürst. Von Paul Wentzcke 7
2. Andreas Schlüter. Von Moeller van den Bruck 20
3. Gottfried Wilhelm Leibniz. Von Hans Pichler 35
4. Prinz Eugen von Savoyen. Von Reinhold Lorenz 49
5. Johann Balthasar Neumann. Von Adolf Feulner 67
6. Georg Friedrich Händel. Von Herman Roth 79
7. Johann Sebastian Bach. Von Heinrich Besseler 94
8. Friedrich Wilhelm I. Von Hans Roeseler 112
9. Friedrich der Große. Von Willy Andreas 124
10. Maria Theresia. Von Willy Andreas 149
11. Joseph II. Von Heinrich Kretschmayr 166
12. Lessing. Von Karl Holl 182
13. Immanuel Kant. Von Karl August Meißinger 202
14. Gluck. Von Richard Benz 218
15. Haydn. Von Ernst Bücken 233
16. Mozart. Von Richard Benz 246
17. Justus Möser. Von Werner Pleister 262
18. Johann Georg Hamann. Von Rudolf Unger 277
19. Johann Gottfried Herder. Von Josef Nadler 290
20. Johann Heinrich Pestalozzi. Von Aloys Fischer 304
21. Goethe. Von Wilhelm von Scholz 321
22. Schiller. Von Franz Schultz 337
23. Friedrich Hölderlin. Von Paul Wiegler 357
24. Jean Paul Friedrich Richter. Von Fritz Klatt 375
25. Johann Peter Hebel. Von Hermann Eris Busse 388
26. Beethoven. Von Alfred Burgartz 404
27. Schubert. Von Richard Benz 419
28. Johann Gottlieb Fichte. Von Wilhelm Stapel 434
29. Wilhelm von Humboldt. Von Werner Schultz 450
30. Karl Freiherr vom Stein. Von Hermann Ullmann 464
31. Königin Luise. Von Karl Griewank 476
32. Heinrich von Kleist. Von Josef Nadler 490
33. Ernst Moritz Arndt. Von Hans Kern 503
34. Friedrich Ludwig Jahn. Von Konrad Dürre 524

35. Scharnhorst. Von Friedrich von Rabenau 540
36. Yorck. Von Jürgen Uhde 564
37. Blücher. Von Karl Pagel 581
38. Gneisenau. Von Hermann Gackenholz 601
39. Hermann von Boyen. Von Hermann Foertsch 620
40. Carl von Clausewitz. Von Paul Schmitthenner 635

*

Inhaltsübersicht der übrigen Bände des Werkes
am Schluß dieses Bandes

Der Große Kurfürst

1620—1688

Von

Paul Wentzcke

Zwei Werke eigenster Prägung zeigen dem deutschen Volke Persönlichkeit und Bedeutung dieses ersten großen Hohenzollern. Unter dem unmittelbaren Eindruck seines Heimganges schuf Andreas Schlüter auf der Schloßbrücke in Berlin ein Reiterstandbild von echtester Majestät, von Heldengröße und Willenskraft; vier Menschenalter später riß Heinrich von Kleist mit dem heroischen Ausklang seines „Prinzen von Homburg": „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!" ein ganzes Volk zu neuen Taten. In beiden Fällen sind Höhepunkte des Lebens festgehalten. Eine politische Biographie führt zu den Anfängen zurück. Vor dem Hintergrunde gewaltigster Schicksalswende hat jede Zeit Leben und Taten Friedrich Wilhelms, den schon die Zeitgenossen den Großen nannten, neugestaltet.

Ungeheure Ereignisse begleiteten seinen Eintritt ins Leben (16. Februar 1620). Vergebens war sein Vater, der schwache, körperlich früh gebrochene Kurfürst Georg Wilhelm, mit dem Austritt aus der „Union" evangelischer Reichsstände einer Parteinahme in der Auseinandersetzung der deutschen und der europäischen Staatenwelt ausgewichen. Nur der Doppelname des Kurprinzen, der „Wilhelm" des Jülicher Herrscherhauses neben dem „Friedrich" der Hohenzollernschen Familienüberlieferung, deutete unverjährbare Ansprüche auf die niederrheinisch-westfälischen Fürstentümer Jülich-Kleve-Berg, Mark und Ravensberg an, als der Zusammenprall katholischer und protestantischer Mächte den Weltbrand eines dreißigjährigen Krieges entzündete, den anfänglichen Erfolg des reformierten, eng verschwägerten Kurfürsten von der Pfalz im gleichen Jahr 1620 in der Schlacht am Weißen Berge vernichtete. Alle Aussichten auf künftigen Gebietszuwachs, die eine kluge Hauspolitik erschlossen hatte, waren zerronnen; alle Fragen, an denen Brandenburg durch seine Außenstellungen an Rhein und Weichsel sowie als Führerstaat des deutschen Protestantismus beteiligt war, schienen durch das Schwert des Siegers gelöst. Völlig vereinsamt teilte der Kurfürst das Schicksal jener zaghaften Landesherren, die sich mit wenigen Ausnahmen dem Gebot der spanisch-österreichischen Habsburger und ihrer Gegner, der über Mitteleuropa hinweg verbundenen Franzosen und Schweden kampflos gebeugt hatten.

Nur einmal trat eine überaus ernste Entscheidung an Georg Wilhelm, dessen Lande schon längst zum Schauplatz ärgster Kriegswirren geworden waren, heran. Als Schweden nach dem Heldentode Gustav Adolfs in der Schlacht bei Nördlingen (1635) zurückgeworfen wurde, erklärte es sich neben dem Verzicht auf seine

übrigen deutschen Eroberungen zur Anerkennung der uneingeschränkten Erbfolge Brandenburgs in Pommern bereit. Obwohl Kardinal Richelieu Frankreichs gute Dienste in gleichem Sinne anbot, zog der Kurfürst den Frieden mit dem Kaiser vor. Nach des Vaters Tode übernahm Kurprinz Friedrich Wilhelm am 1. Dezember 1640 das Ergebnis einer Politik, die ohne eigene Rüstung dem Druck einer waffenklirrenden Zeit standzuhalten suchte. Charakter, Erziehung und Umwelt gaben ihm die Kraft, dem Verhängnis zu trotzen.

Wie den Eltern, die zumeist fern von der Hauptstadt weilten und die Erziehung des einzigen Sohnes fremden Händen überließen, hatte die Unruhe dieser Jahre auch ihm einen ständigen Wechsel des Aufenthaltes und des Unterrichtes aufgezwungen. Das Lernen wurde schwer. Das Erlernte, die lateinische, französische und holländische Sprache, saß fest; eine Vorliebe für Zeichnen wird besonders vermerkt. Gewaltigen Eindruck machte ein Besuch bei dem großen Oheim, dem Schwedenkönig Gustav Adolf, der seinerseits den Elfjährigen zum Schwiegersohn auserkor und in der engen Verbindung mit Brandenburg-Preußen Schweden die dauernde Herrschaft über die Ostsee, das heiß umstrittene Dominium maris baltici zu sichern suchte. Vielleicht hat nur der frühe Tod des „Löwen aus Mitternacht" diese Aussichten, die Deutschlands Zukunft in kaum auszudenkende Bahnen geleitet hätten, zerschlagen, die Entwicklung des Kurprinzen in andere Richtung gelenkt. Nicht Schweden, sondern Holland, das dem Jüngling wirtschaftlichen Fortschritt, Kunst, Wissenschaft und Technik in reichster Fülle erschloß, bot die entscheidenden Anregungen. Die brandenburgischen Kernlande, die der eigensüchtige Berater des Vaters, Graf Adam Schwartzenberg, der katholisch-kaiserlichen Partei zugeführt hatte, traten in den Hintergrund. Nur nach Anwendung stärksten Zwanges leistete der Kurprinz dem Befehl zur Rückkehr Folge. In einer Lage, die keinen Vergleich mit den Anfängen späterer Herrscher, am wenigsten mit dem Aufstieg des großen Friedrich zuläßt, fiel ihm mit leeren Kassen, ohne Verfügungsrecht über Festungen und Städte, ohne Heer und ohne eine festgefügte Verwaltung die Regierung zu.

Klügste Vorsicht leiteten die ersten Schritte zur Zusammenfassung des eigenen Erbgutes. Aus den niederländischen Erlebnissen erwuchs der Wunsch, sich und seine Lande in die politische Entscheidung einzuschalten. Als Bindeglieder boten sich dem fürstlichen Ehrgeiz sowie der Zukunft des Staates Anrechte, die sich das Haus Brandenburg nach allen Seiten hin erworben hatte. Neben Kleve, Mark und Ravensberg lockten am Rhein Jülich und Berg; in Pommern schien nach dem Aussterben des Herrscherhauses (1637) die Möglichkeit zur Entfaltung einer Seemacht gegeben. Der alte Ordensstaat Preußen war bereits 1618 als weltliches Herzogtum angegliedert worden; gerade hier aber hinderte die Oberhoheit des polnischen Königs jede selbständige Nutzung. Während andere Aussichten in Mitteldeutschland sowie in Schlesien in den Hintergrund rückten, haben diese drei Fragen neben- und miteinander die Aufmerksamkeit Friedrich Wilhelms vom

ersten Tage seiner Regierung an gefesselt. Aus dem engen Kreis brandenburgischer Hausbelange ziehen sie Fürst und Staat in das Ringen der Mächte um ein neues europäisches Gleichgewicht hinüber. Im gleichen Ausmaße empfangen die Forderungen der Innenpolitik, die Neuordnung der Verwaltung, die Entwicklung der wirtschaftlichen Kräfte sowie vor allem der Ausbau der Wehrmacht von den Erfolgen und Bedürfnissen der auswärtigen Angelegenheiten ihren entscheidenden Antrieb. So zwangsläufig diese Wechselwirkung in der Geschichte der letzten Jahrhunderte erscheint: in Wahrheit gab hier wie dort der persönliche Wille des Kurfürsten den Ausschlag.

Ein tragischer Zwiespalt beherrscht diese Anfänge. Jeder Versuch, als gleichberechtigte Macht in die Friedensverhandlungen einzutreten, mißlang. Nicht nur die Persönlichkeit des Ministers Schwartzenberg, den Friedrich Wilhelm in seinem Amte ließ, lähmte seine Schritte; zunächst mußte das Steuer umgeworfen, ein Waffenstillstand mit dem ärgsten und nächsten Gegner, dem Schweden, eingeleitet werden. Die Abdankung der zuchtlosen Söldner, die einen Staat im Staate zu bilden drohten, schloß den vorläufigen Umbau ab. Weder diplomatische Kunst aber noch die Aufnahme von Verhandlungen über die schwedische Heirat konnten nach den Wünschen des jungen Herrschers „das Reich wiederum tranquillieren, die pommerschen Lande bei demselben und Unserem kurfürstlichen Hause halten". Im Westen brach ein Einfall in Jülich-Berg in wenigen Wochen zusammen; der „Kuhkrieg von Düsseldorf", wie ihn die Zeitgenossen spöttisch nannten, brachte den Brandenburger in den üblen Ruf eines leichtfertigen Streithahns. Selbst die Verbindung mit Luise Henriette von Oranien, der Tochter des Erbstatthalters der Niederlande, die sich trotz ihres rein politischen Hintergrundes zu glücklichster Ehe entwickelte, vermochte die Hilfe Hollands nicht zu gewinnen. Nicht die Anlehnung an die eigenen Glaubensgenossen, sondern die eigensüchtige Freundschaft Frankreichs, das damals bereits durch den Hinweis auf Schlesien Österreich und Brandenburg für immer zu verfeinden suchte, brachte in den letzten Kriegsjahren die Räumung der klevischen Festungen von fremden Truppen. Nur aus eigener Kraft, das war die große Lehre dieser Zeit, konnte sich Brandenburg in die Reihe der selbständigen Mächte aufschwingen. Die Aufgabe war gestellt. Mit der Errichtung eines ständigen Heeres, wie es lediglich Österreich, Frankreich und Schweden besaßen, beschritt der Kurfürst nach dem Rat Konrad von Burgsdorffs den Weg zur Größe.

Im Frieden, der 1648 das unheilvolle Ringen endete, mußte er sich mit dem Gewinn von Hinterpommern, ohne den Ausgang zum Meer, von Halberstadt und Minden sowie mit der Anwartschaft auf Magdeburg begnügen. Sollten die Außenstellungen im Westen und an der Ostsee die Tore zu weltweiter Bedeutung öffnen, so wuchs Brandenburg jetzt ins Innere Deutschlands hinein. Die Lebensgemeinschaft des Reiches jedoch, in die Kurfürst Georg Wilhelm zurückgewichen war, hatte versagt. Weder der Kaiser noch die protestantischen Mitfürsten hatten gegen

die fremden Mächte Stich gehalten. Haß gegen die von beiden Seiten, von Frankreich und von Österreich, unterstützten Schweden wurde nach dem Urteil eines französischen Historikers Friedrich Wilhelms großer Gedanke: „das war ein Wunsch, der sein Herz überquellen machte, ein Ehrgeiz, den die Niederlagen nur steigerten, ein Alpdrücken", das dem Kurfürsten den Atem nahm. Ein neues Vorgehen blieb an außenpolitische Möglichkeiten gebunden. Sie auszunutzen war die Begründung der Staatseinheit, die ihrerseits die Grundlage zur Erhaltung einer starken Wehrmacht bilden mußte, die unerläßliche Voraussetzung geworden.

Noch immer lagen die Erblande des Hohenzollernhauses als Streubesitz nebeneinander: von Memel bis zum Rhein Gebiete niederdeutscher Art, aber verschieden nach ihrem Bekenntnis, nach Landesbrauch, wirtschaftlichen Belangen und politischer Überlieferung. In jedem Teilstück waren die Rechte des Kurfürsten durch die Stände beschränkt, die Einkünfte geschmälert oder verpfändet. Lediglich die Persönlichkeit des Herrschers konnte den Vereinigungspunkt bilden. „Es ist das Werk des Kurfürsten, daß er das ganze Gebiet in dem gewaltigen Schmiedefeuer seiner großen Politik zu einem einheitlichen Staatswesen zusammengeschweißt hat."

Der erste innerpolitische Versuch aber, den Friedrich Wilhelm in dieser Richtung wagte, war immer aufs neue Rückschlägen ausgesetzt. Außenpolitische Gefahren, die die Stände in gleicher Stärke wie den Landesherrn bedrohten, mußten den inneren Widerstand brechen, die Bewilligung von Steuern, den Unterhalt von Truppen erzwingen. In Preußen, wo die drei in der Residenz Königsberg vereinigten Städte Hand in Hand mit dem Adel gingen, die Krone Polen jede Eigenbrötelei stützte, suchte sich der neue Landesherr zunächst die wirtschaftliche, dann die staatsrechtliche Unabhängigkeit zu erkämpfen. In Kleve mußte er sich dem Willen des Landtages beugen. Nur in der Mark zeigte ein Vergleich, der die Erinnerung an spätere Kämpfe mit dem preußischen und deutschen Parlament weckt, den entscheidenden Ausweg. Hier zuerst stimmten die Stände mit der Bewilligung der nötigen Mittel dem Gedanken des militärischen Großstaates zu; zugleich freilich wurden die Grundlagen der Gutsherrlichkeit und deren obrigkeitliche Rechte über die erbuntertänigen Bauern bestätigt. Auf dem Gebiete seiner wirtschaftlich-sozialen Standesbelange gewann der Adel zurück, was er im politischen Leben verlor; in Heer und Verwaltung ward er ein bevorzugtes Werkzeug der fürstlichen Gewalt. Auf dem Boden der alten Landesverfassungen legte Friedrich Wilhelm den Grundstein zum Absolutismus eines neuen Militär- und Beamtenstaates, den seine Nachfolger zur europäischen Großmacht erhoben.

Nur zur Selbstbehauptung und Erhaltung jedoch war dieser Miles perpetuus geeignet und bestimmt. Die Festungsbesatzungen bildeten den Kern. Brach ein Krieg aus, so mußten große Werbungen die Bildung weiterer Regimenter ermöglichen. Für diese Aufrüstung bildeten die Hilfsgelder fremder Staaten die unerläßliche Voraussetzung. In seiner Spätzeit erst sollte das viel berufene Bündnis

mit Frankreich dem Kurfürsten die Möglichkeit zur Aufstellung eines beweglichen stehenden Heeres geben, das in der Schule Friedrich Wilhelms I. zur Kampftruppe des großen Königs erwuchs. Die Selbständigkeit der Regimentsinhaber dagegen, die im Dreißigjährigen Kriege zu einem Unternehmerstand geworden waren, hatte er schon früh beseitigt, die Machtbefugnis des obersten Kriegsherrn zum Rückgrat des Staatskörpers gemacht. Als „Kriegsgefälle", nicht zur Erhaltung der inneren Ordnung, bewilligten die Stände die Steuern, die auf dem platten Lande als „Kontribution" von Grundbesitz und Vermögen erhoben wurden, in den Städten nach holländischem Vorbild als „Akzise" den Verbrauch von Lebensmitteln und Kaufmannsgütern erfaßten. In ihrer Erhebung drängten fürstliche Beamte die Mitglieder der Magistrate und der Landstände zurück. Da sie gleichzeitig für den Unterhalt der Truppen zu sorgen hatten, umschrieb die Amtsbezeichnung als Kriegs- und Steuerkommissar ihre Tätigkeit in den Städten, als Kreiskommissar, Vorgänger des Landrates, auf dem Lande. Auf den fürstlichen Domänen führte die langsame Umwandlung der Naturalabgaben in eine geldwirtschaftliche Pachtordnung zur weiteren Ausgestaltung der gesamten Verwaltung. Vereinigten bisher an der Spitze der einzelnen Landschaften Regierungskollegien die obrigkeitlichen Befugnisse der Stände und des Landesherren, so wurden jetzt die Aufgaben der Heeres- und Finanzverwaltung einer besonderen Hauptstelle in Berlin zugeführt. Ein Geheimer Rat, der bislang nur für die Mark gebildet war, übernahm mit Einschluß des Generalkriegskommissars und des Hofkammerpräsidenten die Leitung des Gesamtstaates. Die Statthalter der Außenländer, von denen Prinz Johann Moritz von Nassau-Oranien, der Begründer des holländischen Kolonialreiches in Brasilien, in Kleve und Mark Wirtschaft und Kunstpflege aufs höchste förderte, wurden zugleich Geheime Räte des Kurfürsten.

Fünf Jahre nach dem Westfälischen Frieden waren die Grundlagen dieser Ordnung verankert. Noch einmal freilich hatte der Versuch eines bewaffneten Eingriffs in die Jülich-Bergische Erbfolge mit einem bösen Mißerfolg geendet; ein Vorstoß im Reichstage, der die Fürsten gegen die Selbstherrlichkeit des Kaisers sammeln sollte, zeitigte geringe Erfolge. Größere Aussichten eröffnete der Beginn eines neuen Ringens um die Beherrschung der Ostsee. Als selbständige Macht trat Brandenburg in den Meinungsaustausch zwischen dem Haag, Stockholm, Wien und Paris ein. Ein Bündnis mit Schweden, das dem Kurfürsten die Befreiung von der polnischen Lehenshoheit über Preußen und eine Landverbindung zwischen Königsberg und Pommern bringen sollte, mißlang. Nur unter ständigem Wechsel der politischen und militärischen Stellung führte die rücksichtslose Ausnutzung der jeweiligen Lage zu dem heiß erstrebten Ziele.

Oft genug haben spätere Geschichtschreiber, denen Zwang und Unruhe einer mühsam um ihr Dasein ringenden Staatsgewalt fremd geworden waren, aus der sicheren Überlegenheit des preußischen und deutschen Staates den Worten des Grafen Georg Friedrich von Waldeck, Friedrich Wilhelms ständigen Beraters,

zugestimmt: „Man wollte, was man nicht wollte, und tat, was zu tun man nicht vorhatte." Nach schweren eigenen Erfahrungen, die auch uns wieder nach einem großen, vernichtenden Weltkriege eine gleiche Taktik aufzwangen, sind wir bescheidener im Urteil über die Vergangenheit geworden. Erstaunlich klar treten uns Winkelzüge und Stellungswechsel, Taten und Erfolge Friedrich Wilhelms aus einer Zeit des Überganges entgegen. Der Unterwerfung unter das Machtgebot der Krone Schweden, mit der das Herzogtum Preußen lediglich einen harten Herrn gegen ein schwaches, fremden Einflüssen geneigtes Oberhaupt eintauschte, war der gemeinsam errungene Sieg bei Warschau (Juli 1656) gefolgt; zum ersten Male hefteten brandenburgische Truppen frischen Lorbeer an ihre Fahnen. Als Preis für weitere Waffenhilfe erkämpfte das junge Heer seinem Kriegsherrn die Freilassung zunächst durch den schwedischen Bundesgenossen. Den Vertrag von Labiau (November 1656) löste als Frucht höchster und gefährlichster Staatskunst in Wehlau (September 1657) die Anerkennung der unbeschränkten Staatshoheit des Kurfürsten in Preußen auch seitens des polnischen Königs ab.

Das erste Ziel war erreicht. Ein deutsches Land, bei dessen Erwerbung und Besiedlung alle Landschaften und Kulturkreise des mittelalterlichen Reiches mitgewirkt hatten, war von slawischer Oberherrschaft befreit, nach einem Vierteljahrtausend endloser Verluste die Rückgewinnung und Eindeichung verlorener Grenzmarken begonnen worden. Weit über die Stellung als Reichsstand hinaus wurde die preußische Souveränität der völkerrechtliche Ausdruck einer europäischen Machtstellung. Die Besitznahme Vorpommerns dagegen, um die Friedrich Wilhelm seit der Übernahme der Regierung mit zäher Verbissenheit rang, scheiterte. Vergebens rief aus der unmittelbaren Umgebung des Kurfürsten eine feurige Flugschrift die Gesamtheit der „ehrlichen Teutschen" zu Hilfe. „Wir haben Gut, Blut, Ehre und Namen dahingegeben", so brach eine bisher unerhörte Anklage gegen die Lässigkeit und Gleichgültigkeit des eigenen Volkes hervor, „und nichts ist damit ausgerichtet, als daß wir uns schier zu Dienstknechten, fremde Nationen berühmt gemacht. Was sind Rhein, Weser, Elbe und Oderstrom nunmehr anders als fremder Nationen Gefangene?" Die „öffentliche Meinung", die hier zum ersten Male als Trägerin eines Willens zum Staate in Erscheinung trat, war zu schwach, die Kenntnis von den gemeinsamen Lebensbelangen deutscher Grenzmarken zu gering, um irgendwelche Bedeutung zu erlangen. Erst im Aufbruch eines neuen Reichsgedankens konnten die Worte nach dem Urteil eines Treitschke „wie mächtiger Glockenklang am Morgen einer besseren Zeit das Innerste erschüttern".

Als 1659 der Pyrenäische Friede den Weltmächten im Westen die Hände freigab, stand Brandenburg wieder vereinsamt. Um seine eigenen, in Münster und Osnabrück errungenen Ansprüche im Elsaß zu sichern, ließ Frankreich die im gleichen Vertrag Schweden zugesprochenen Rechte auf Reichsbesitz nochmals bestätigen. Im Kloster Oliva vor Danzig (1660) unterbrach ein neues Diktat den kaum begonnenen Aufstieg. Auch eine Bewerbung um die polnische Krone, die der

Kurfürst mit gleichem Eifer wie vordem die schwedische Heirat betrieb, blieb stecken. Die Preisgabe seines protestantischen Glaubens, die als erste Voraussetzung von ihm gefordert wurde, wies der tiefreligiös veranlagte Herrscher zurück. Mit dem Ablauf dieses zweiten lediglich auf Hausbelange gegründeten Zwischenspieles lagen die Lehr- und Wanderjahre hinter ihm; trotz aller Fehlschläge war der deutsche Landesfürst eine Gestalt von europäischer Bedeutung geworden. Wollte er die so begonnene Staatspolitik fortführen, so mußten die Grundlagen tiefer gelegt werden, die für den Einzelfall aufgebotenen Kräfte ständig zur Verfügung stehen. Der Ausbau der Verwaltung war zur wichtigsten Forderung geworden.

Von Berlin aus, das jetzt der anerkannte Sitz der Behörden und des Hofes wurde, nahm der Kurfürst die neue Arbeit in Angriff. Ein eigener Beschluß des Regensburger Reichstages verpflichtete auf sein Betreiben die Stände ganz allgemein zur Gewährung aller Mittel zur Sicherung des Landes. Nach dem Ausgleich mit der Kurmark befestigte Friedrich Wilhelm in dem widerspenstigen Magdeburg, in den mit sanfter Gewalt zur Ruhe gebrachten rheinisch-westfälischen Landen, vor allem in Preußen, wo er jetzt in voller Unabhängigkeit auch von Kaiser und Reich waltete, seine Herrschaft. Das tragische Schicksal des Schöppenmeisters Roth, der die hartnäckige Verteidigung der alten Gerechtsame mit Kerker und Verbannung büßte, ward warnendes Beispiel. In gleicher Weise zeigte die Hinrichtung des Obersten von Kalckstein, der sich mit hochverräterischen Entwürfen an den polnischen Hof gewandt hatte und vom Kurfürsten unter Bruch des Völkerrechtes in die eigene Gewalt zurückgebracht wurde, den unbeugsamen Willen des Landesherrn. Zum abschließenden Ausbau kam es auch diesmal nicht. In harten Schlägen zerbrach ein neuer, am Rhein entfesselter Weltkrieg die Entwicklung; er fand den Brandenburger wiederum zum Eingreifen in die große Politik bereit. Aus bittersten Erfahrungen heraus war sein Leitspruch geworden: „Neutral zu bleiben ist ein Wurm, der sich selbst verzehrt."

*

In knappen, klaren Sätzen hatte schon 1667 das politische Testament Friedrich Wilhelms seinem Nachfolger eingeschärft, daß nur „die Balance" zwischen den großen Mächten, zwischen der österreichisch-spanischen Partei und Frankreich-Schweden Brandenburgs Stellung verbürge. Taste der Kaiser mit der „Teutschen Freiheit" die Selbständigkeit der Fürsten oder des Protestantismus an, so sei ein Bündnis mit seinen Gegenspielern erste Pflicht; im übrigen solle er es mit Kaiser und Reich halten, soweit es Nutzen und Belange seines Staates gestatten. Allianzen aber, das war die weitere „väterliche Ermahnung", „seindt zwar gut, aber eigene Kräfte noch besser sind, darauf kann man sich sicher verlassen, und ist ein Herr in keiner Consideration, wenn er nicht selber Mittel und Volk hat". In diesem Sinne einer reinen Machtpolitik schaltete sich der Kurfürst bewußt ein, als Schweden aus der gegen Frankreich gebildeten Front zurücktrat, der Kaiser und

die von einer Kaufmanns-Oligarchie geleiteten Niederlande untätig dem aufkommenden Unwetter zusahen. Hatte man sich im Haag, in Stockholm und in Wien nacheinander seinen Wünschen versagt, so hoffte Friedrich Wilhelm jetzt als Verbündeter Frankreichs, das im Westfälischen Frieden wie im Nordischen Krieg in stärkstem Gegensatz zu der Schwäche der übrigen Mächte seinen Freunden treu geblieben war, Einfluß zu gewinnen. Nicht weniger denn acht Verträge bezeichneten von 1664 bis 1684 diesen diplomatischen Passionsweg, ohne Brandenburg dauernd zu binden, die Kräfte eines deutschen Landes fremder Willkür zu unterwerfen.

Bereits der erste Angriff, mit dem Ludwig XIV. 1672 die Reihe seiner „Raubkriege" eröffnete, mit den Vereinigten Niederlanden die Nordflanke des westdeutschen Raumes aufzureißen drohte, fand daher den Kurfürsten erneut auf der Gegenseite als wichtigste, einzige Stütze einer kommenden mitteleuropäischen Gemeinschaft. Während Kaiser und Reich neutral blieben, namhafte katholische und protestantische Fürsten sich offen Frankreich anschlossen, Schweden zur bewaffneten Hilfeleistung rüstete, kam in der Parteinahme des Kurfürsten die klare Erkenntnis von der ungeheuren Gefahr einer dauernden Vorherrschaft des französischen Königs zum Durchbruch. Mit diesem einen Entschluß, der der vorsichtig abwägenden Politik der Mittelmächte in kühnem Anlauf eine neue Wendung geben konnte, zeigte sich Friedrich Wilhelm als ein Staatsmann von seltenster Größe.

Der militärische Aufmarsch dagegen verrann ohne jedes Ergebnis. Die holländischen Generalstaaten suchten sich ihren Verpflichtungen zu entziehen. Im Frieden von Vossem (1673) gab Brandenburg seine aktive Mitwirkung auf. Während jetzt erst der Reichskrieg entbrannte, ein Bündnis des Kaisers mit Spanien und den Niederlanden den Angriff freigab, zog sich der Kurfürst verbittert zurück. Als er nach Jahresfrist nochmals in den Kampf eintrat, ward die alte Vereinbarung zwischen Frankreich und Schweden wirksam. Im Westen und im Norden erschien Friedrich Wilhelm im Vorstreit für die Befreiung deutscher Grenzlande. Mit der Bitte an Gott, dem Vaterlande „den Schlaf der Sicherheit aus den Augen zu wischen", peitschte eine neue Flugschrift „die redlichen Teutschen, deren Voreltern der ganzen Welt formidable gewesen", zur inneren Teilnahme an dieser Entscheidung auf. Dem wenig erfolgreichen Koalitionskrieg im Elsaß, wo sich die Stadt Straßburg zum letzten Male für das Reich einsetzte, das unglückliche Gefecht bei Türkheim den Ruf wenigstens des brandenburgischen Heeres mehrte, folgte der Eilmarsch vom Rhein zum Rhin, um den gefährlichsten und verhaßtesten schwedischen Gegner aus den Marken zu werfen. Der Überfall von Rathenow, mehr noch der Sieg bei Fehrbellin (28. Juni 1675) wurden zum gewaltigen Fanal für alle Feinde Brandenburgs. Der alte Derfflinger, der sich vom österreichischen Bauernburschen zum Reitergeneral und zum geschickten Diplomaten aufgeschwungen hatte, Oberst Henning „von Treffenfeld" und andere Heerführer gewannen volkstümlichen Ruhm; Briefe, die der in mancherlei Kämpfen bewährte Landgraf „mit dem silbernen Bein" in den Schlachttagen an seine Eheliebste

sandte, zeigen den Prinzen Friedrich von Homburg ohne die Verklärung der Kleistschen Dichtung. Hatten die Drömlingbauern der Mark unter den brandenburgischen roten Adler ihres Gewalthaufens die Worte geschrieben:

„Wihr Bauern von geringem Gutt
Dinen unserm gnädigen Kurfürsten und Herrn mit unserm Blut",

so gab ein elsässisches Volkslied dem Sieger den Ehrennamen des „Großen Kurfürsten".

Da Frankreich am Rhein gebunden war, Holland und Dänemark, Kaiser und Reichsstände das rasche Vordringen der Brandenburger stützten, konnten die Schweden völlig vom deutschen Boden verjagt werden. Einem Einfall in Preußen trat der schwerkranke, von Gicht und Brustschmerzen gepeinigte Kurfürst in einem abenteuerlichen Zuge über das Eis des Frischen und des Kurischen Haffes (Januar 1679) entgegen. Mit Tausenden von Schlitten jagten Fußvolk und Reiter unter den Klängen des Dragonermarsches den Feinden nach. Erst im Herzen Kurlands wurde die Verfolgung aufgegeben. Ein jämmerlicher Haufe des einst so gewaltigen, von Gustav Adolf geschaffenen Heeres erreichte das schützende Riga.

Das wichtigste Ziel langjährigen Strebens schien erreicht, Pommern und damit der Ausgang zur Ostseeküste gewonnen. Unter Führung des Holländers Benjamin Raule sollten eigene Kaperschiffe den Grundstock einer brandenburgischen Seemacht, das Werkzeug einer Handelsgesellschaft und selbst einer kolonialen Betätigung in Westafrika bilden. Um so schmerzhafter zerbrach der Friede von Nimwegen (Februar 1679) alle Hoffnungen und Entwürfe. Die eigenen Bundesgenossen ließen den allzu erfolgreichen Fürsten im Stich.

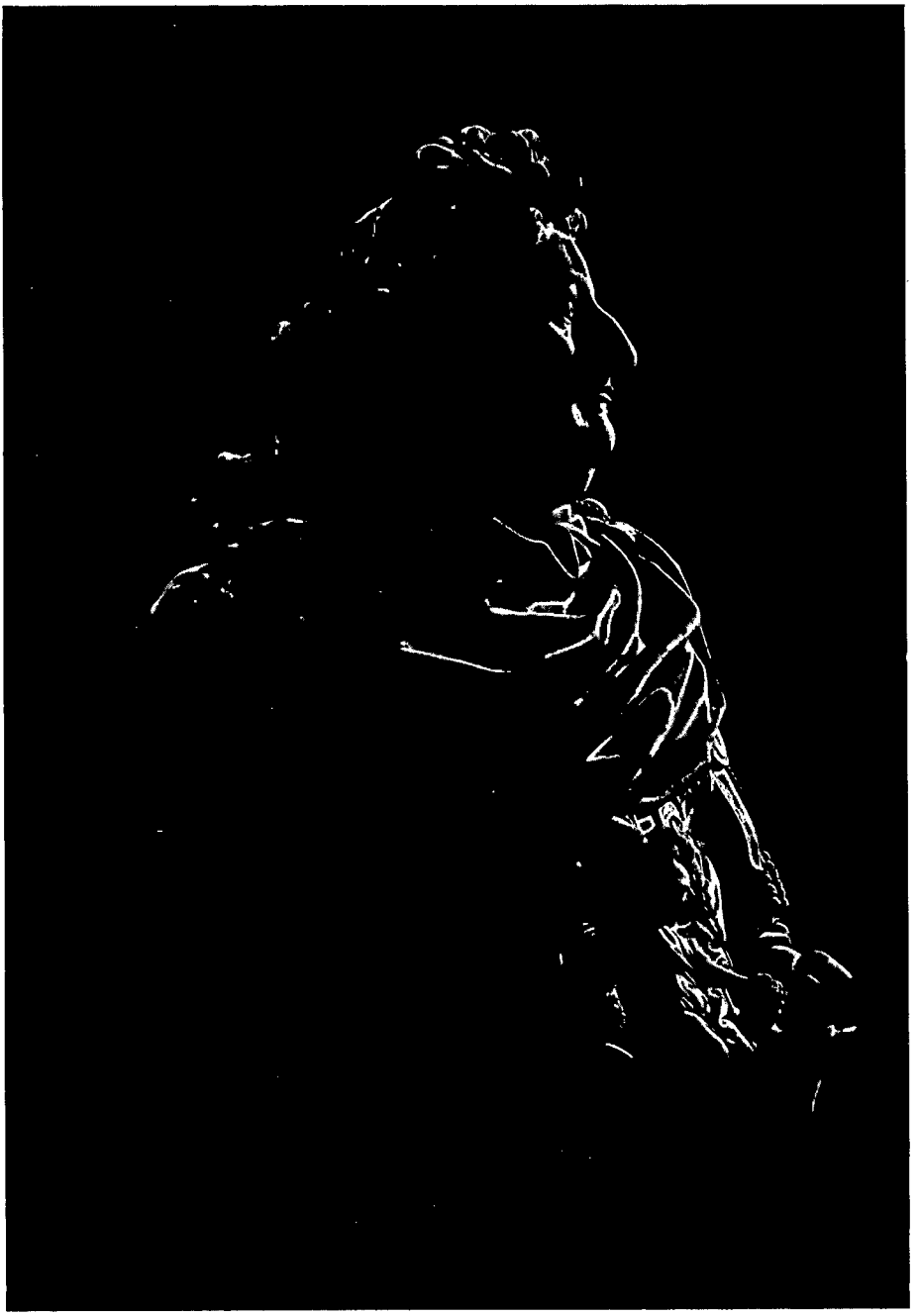
Noch im politischen Testament von 1667 hat man den Geist des kleinen deutschen Territorialstaates wirksam gesehen. Der Erfolg erst, der im Kriege gegen Frankreich und Schweden Friedrich Wilhelms zielbewußter Machtpolitik beschieden war, stellte ihm neue Aufgaben; der Durchbruch zu europäischer Geltung war vollendet. Zugleich bereiteten die Erfahrungen dieses Friedensschlusses die Lösung vom Reichsgedanken vor, die Friedrich der Große zwei Menschenalter danach aufgreifen, Bismarck fast genau zwei Jahrhunderte später zum Abschluß bringen sollte. Aufs neue sah sich der Kurfürst als Emporkömmling behandelt, im Kreise der Großmächte allenfalls mit tiefem Mißtrauen geduldet. In echtem Krämergeist, lediglich um die eigenen kleinen Belange der unmittelbaren Gegenwart besorgt, hatten zuerst die Niederlande, um deren Rettung der Kampf entzündet war, mit Ludwig XIV. abgeschlossen. Unter Verzicht auf weitere Außenstellungen an der deutschen Westgrenze war Spanien diesem Vorgehen gefolgt. Als sich der Kaiser sowie die am Kriege beteiligten Reichsstände ebenfalls dem Spruch fügten, sah sich der Kurfürst völlig vereinzelt dem Angriff des übermächtigen Frankreich ausgesetzt. Vergebens suchte er in hartnäckigen Verhandlungen wenigstens einen Teil Vorpommerns zu retten, vergebens bot er sogar das

Herzogtum Preußen den Schweden, das linksrheinische Kleve Frankreich zum Tausch. Unter schärfstem Druck mußte er alle Eroberungen zurückgeben. Die Schuld an diesem Verrat, der volle dreißig Jahre zielbewußter Politik zunichte machte, schob Friedrich Wilhelm den Niederlanden und dem Kaiser zu. Frankreich dagegen hatte sich wiederum zu seinen schwedischen Freunden bekannt; nur durch Frankreichs Hilfe glaubte der Brandenburger jetzt die Früchte seines Sieges aufs neue zu gewinnen.

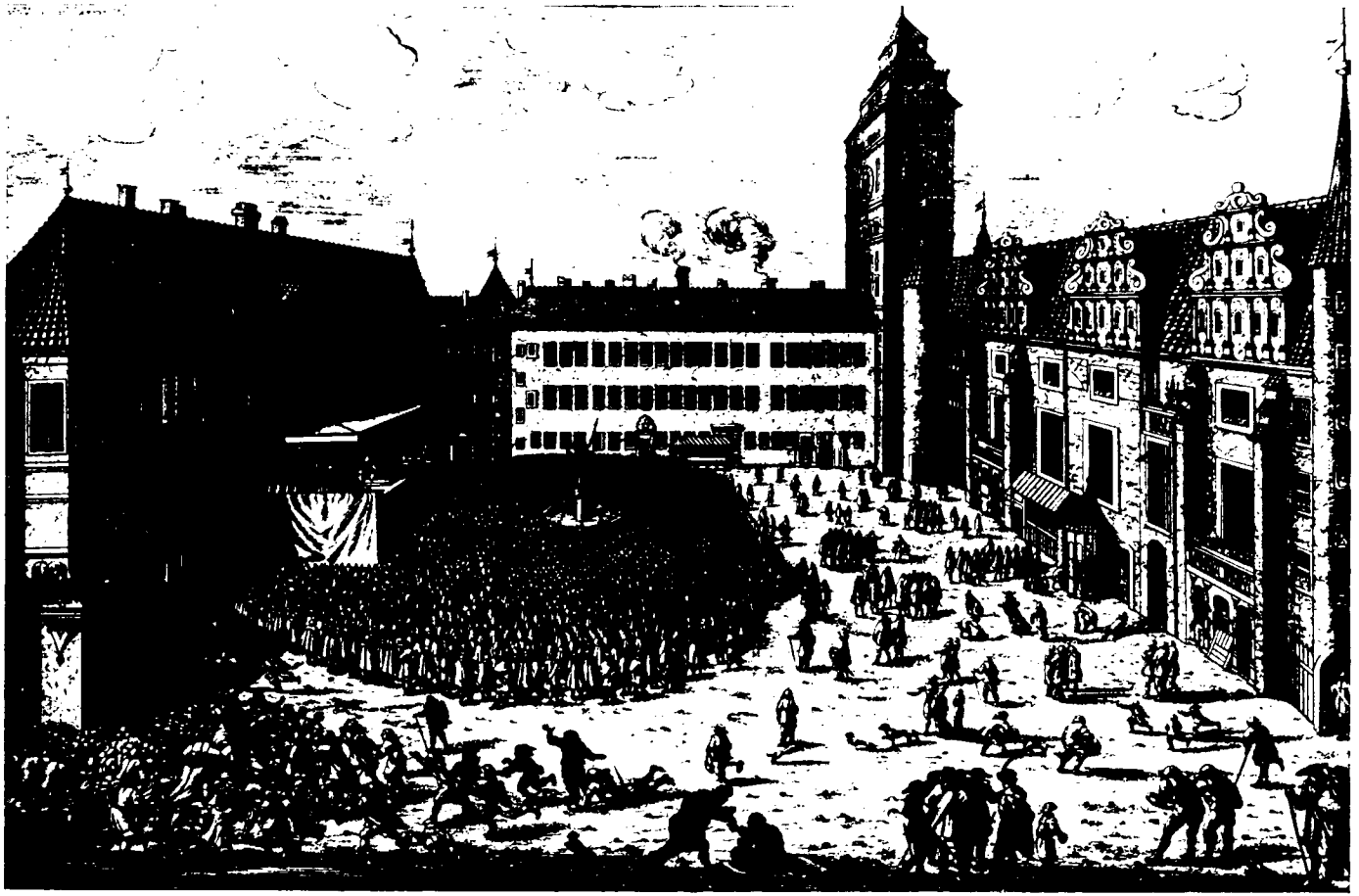
Aus nüchternster realpolitischer Erwägung, wie sie uns heute wieder lebensnah geworden ist, riß er das Steuer herum. In tiefstem Geheimnis ward eine „engere Allianz" mit Ludwig XIV. geschlossen. „Sobald Schweden einen Rückhalt am Kaiser fand", so hat bereits Leopold Ranke diesen Entschluß erklärt, „warf sich Brandenburg wie mit Naturgewalt auf die Seite von Frankreich." Eigene Erfahrungen aus Schlachten und Verträgen kamen hinzu: „Eine kühn vorwärtsdrängende Phantasie, eine stark optimistische Ader, eine gewisse Maßlosigkeit und Überlebendigkeit hinderten ihn, den überlieferten staatlichen Zustand Europas als endgültig hinzunehmen. Der alternde Kurfürst strebte seinen Zielen in beschleunigtem Tempo zu."

Selbst der Durchzug durch brandenburgisches Gebiet ward den französischen Truppen gestattet. Bei einem Thronwechsel in Polen verpflichtete sich Friedrich Wilhelm zur Unterstützung des von Frankreich vorgeschlagenen Bewerbers; bei der nächsten, allerdings noch fernen Kaiserwahl sollte er für den französischen König selbst oder für dessen Thronerben eintreten. Als Gegenleistung sagte Ludwig XIV. regelmäßige Jahreszahlungen zu. Hatte bislang das Gefühl fester Zugehörigkeit zum Reich, das Selbstbewußtsein, ein Deutscher zu sein, den Weg des Kurfürsten bestimmt, so setzte er sich jetzt scharf von dieser Überlieferung ab und ordnete alle Entschlüsse der politischen Sendung seines eigenen kleinen Staates, dem Streben nach dem Rest des pommerschen Erbgutes, unter.

Schon die allernächsten Jahre zeigten die tieftragischen Folgen einer solchen Entscheidung. Ohnmächtig sahen Kaiser und Reich zu, wie Frankreich mit dem Gewaltstreich der „Reunionen" die tausendjährige Westgrenze des deutschen Volkstums auflöste, in einer politischen Ermattungsstrategie die Vorstellungen des Staates zermürbte. Vergeblich nahmen beim Fall Straßburgs (1681) Flugschriften und Lieder Gedanken und Worte auf, wie sie gerade Friedrich Wilhelm früher dem deutschen Volke mit schneidender Schärfe zugerufen hatte, vergeblich erweiterte Graf Georg Friedrich von Waldeck, nunmehr in niederländischen Diensten, den älteren Plan eines Fürstenbundes zur Bildung einer großen Verteidigungsfront gegen den französischen Friedensbruch. In eigenwilligem Trotz knüpfte der Kurfürst die Beziehungen zu Ludwig XIV. fester. Der neue, doppelte Angriff, den die Türken nach Wien (1683), Frankreich gegen die Niederlande vortrugen, sah ihn im Bann dieser Verpflichtungen. Nach der Erhöhung der Pariser Hilfsgelder, die ihm für die Aufrechterhaltung von Heer und Verwaltung unentbehrlich waren, hat der



Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst
Kopf der Reiterstatue von Andreas Schlüter, 1702. Berlin, auf der Langen Brücke



Erbhuldigung der Stände vor dem Großen Kurfürsten
im Schloß zu Königsberg, 1663. Zeitgenössischer Kupferstich

Brandenburger die Erklärung des Reichskrieges verhindert. Nicht nur Schwäche und Selbstsucht der kaiserlichen Politik, für die der Schutz der Nord- und Westgrenzen des deutschen Gesamtstaates vor der Deckung der österreichischen Erblande völlig zurücktrat, auch der klägliche Stand der militärischen Vorbereitungen eröffneten dem in Krieg und Frieden bewährten Feldherrn und Staatsmann keinerlei Aussicht auf wirklich durchgreifende Erfolge. Böse Worte des kaiserlichen Kanzlers, der mit seiner Warnung vor einem neuen Königtum der Wenden und Vandalen den Haß des katholischen Hofes gegen den „Kalviner" mehrte, vertieften den Zwiespalt.

Friedrich Wilhelm selbst nützte die Zeit des Friedens zu erfolgreichstem Ausbau im Inneren. In Ehrfurcht und Liebe wandten sich Adel, Städter und Bauern ihrem „weltberühmten genereusen Kurfürsten" zu. Die Ordnung der Verwaltung ward abgeschlossen. Otto von Schwerin und Friedrich von Jena sind die besten Helfer des Landesherrn gewesen. Als Hofkammerpräsident legte Freiherr Dodo zu Inn- und Knyphausen die Entwicklung der Finanzen fest. Für einen künftigen, größeren Kampf, in dem nur Frankreich als Gegner gelten konnte, wurde ein gewaltiger Kriegsschatz in Küstrin „vermauert". Der Ansiedlung niederländischer Kolonisten, die Luise Henriette besonders am Herzen gelegen hatte, folgte der Zuzug von Schweizern. In der Stadt Berlin, der sich die Gunst des Herrschers neben der zweiten Residenz Potsdam zuwandte, führten zahlreiche französische Réfugiés wichtige Gewerbezweige ein. Ein gut entwickeltes Postwesen beschleunigte den Nachrichtenverkehr. Den Austausch von Gütern förderte ein Netz kleinerer Wasserstraßen, unter denen der Friedrich-Wilhelm-Kanal zwischen Oder und Spree den Namen seines Erbauers festhält. „Handlung und Seefahrt", so bekannte sich dieser am Neujahrstage 1686 zu den Grundsätzen des Merkantilismus, „sind die fürnehmsten Säulen eines Staates, wodurch die Untertanen beides, zu Wasser als auch durch die Manufakturen zu Lande, ihre Nahrung und Unterhalt erlangen." In engem Zusammenhang mit der jetzt erst gesicherten Kolonie und Feste Groß-Friedrichsburg an der Guineaküste, die vierzig Jahre später von Friedrich Wilhelm I. aufgegeben wurde, stand die Gründung einer Brandenburgisch-Afrikanischen Kompagnie. In Berlin ward der Grundstock zur heutigen Staatsbibliothek gelegt, in Duisburg bereits 1654 eine reformierte Hochschule für das rheinisch-westfälische Staatsgebiet eröffnet, vor allem die märkische Landesuniversität Frankfurt a. d. O. mit reichen Mitteln unterstützt.

Noch in diesen Jahren jedoch, in denen wirtschaftliche und soziale Bestrebungen die rastlose Arbeitskraft des „Großen Kurfürsten" zu erschöpfen schienen, riß er aufs neue das Steuer der Außenpolitik herum und gab dem Staatsschiff für zwei Menschenalter die entscheidende Fahrt. Nicht nur die Staatsräson, auch ein tiefwurzelndes religiöses Gefühl, in dem Sorgen und Not des reformatorischen Ringens um die Erhaltung der reinen Lehre nachklingen, veranlaßten die offene Aufgabe der französischen Freundschaft. Als Ludwig XIV. im Oktober 1685 das Edikt von Nantes zerriß, seine protestantischen Untertanen wüsten Verfolgungen

preisgab, öffnete der Kurfürst wenige Tage danach durch die Erklärung von Potsdam den Hugenotten die brandenburgischen Erblande. Sie erst gab dem kurz zuvor geschlossenen Bündnis mit seinem Neffen Wilhelm von Oranien, der nach den Mißerfolgen der Kaufmannsherrschaft die Leitung der niederländischen Staatsgeschäfte übernahm, die scharfe Spitze gegen Übermacht und Übermut des französischen Absolutismus. Die Annäherung an den Kaiser, die bereits die Türkennot der letzten Jahre innerlich vorbereitet hatte, schloß die Front gegen Westen aufs neue. Weitreichende Pläne über die Erbfolge in Spanien sowie über eine Umgruppierung der europäischen Mächte beschäftigten den durch Gicht und Alterskrankheiten immer stärker gequälten Herrscher.

*

Eine weitere Frage, deren Lösung bislang vor der Sorge um Kleve, um Preußen und insbesondere um Pommern zurückgetreten war, schien zugunsten des Brandenburgers geregelt. Gegen den Verzicht auf die Herzogtümer Liegnitz, Brieg und Wohlau sowie auf das Fürstentum Jägerndorf, die dem Kurhause durch Erbverbrüderung zustanden, sollte ein Vertrag mit Leopold I. anderen Gebietszuwachs um so nachhaltiger sichern. Mit der Anwartschaft auf Ostfriesland, die König Friedrich II. erst 1744 antrat, eröffnete sich dem Kurfürsten nochmals die Aussicht auf Teilnahme am Weltverkehr; mit dem Gewinn des Kreises Schwiebus wuchsen die Marken tiefer in das alte Kolonialland des deutschen Mittelalters hinein. Friedrich Wilhelm ahnte nicht, daß Kurprinz Friedrich, der künftige König in Preußen, dem Kaiser gleichzeitig die Preisgabe dieser wichtigen Landschaft zusagte, um sich gegen angebliche und tatsächliche Anfeindungen durch seine Stiefmutter Dorothea von Holstein, die sein Vater nach dem Tode Luise Henriettes heimgeführt hatte, einen Rückhalt zu schaffen. Familienzwist und väterliche Güte, die den alternden Kurfürsten zur Ausstattung auch seiner jüngeren Söhne veranlaßt hatten, drohten die von ihm selbst aufgestellten Anschauungen von der Einheit und Unverletzlichkeit der Erblande zu erschüttern: so stark waren die politischen Erkenntnisse, die die Not der Zeit zum Ansatz gebracht hatte, von einer persönlichen Auslegung des Herrschers abhängig, so schwach im Wesen des Staates verwurzelt!

Friedrich Wilhelm selbst kam dieser Zwiespalt nicht zum Bewußtsein. In stolzer Hoffnung auf die unbedingte Zuverlässigkeit der von ihm aufgerichteten Ordnung ist er am 9. Mai 1688 nach furchtbarem Todeskampfe dahingegangen. Seine letzten Gedanken folgten den Abmachungen, die wenige Wochen danach Wilhelm von Oranien in den Besitz Englands setzten und damit der Abwehr französischer Vormachtgelüste in entscheidender Stunde den festesten Halt gaben. Außenpolitische Sorgen, die Geburt und Jugend beschattet, Taten und Meinungen des Mannes gelenkt hatten, formten seine letzten Tagesparolen: London und Amsterdam!

*

In der Tat sind Charakter und Bildung des „Großen Kurfürsten", Gewinn und Verlust seiner Regierung, Stärke und Schwäche dieses Lebens nur aus der Eingliederung seines kleinen verzettelten Erbgutes in die Geschicke Europas verständlich. Nicht die Gunst der Umstände und nicht der Rat seiner Diplomaten und Heerführer, sondern er allein hat seinen Staat aus der kleinen Welt der deutschen Landesgeschichte hinausgeführt in eine weltweite Zukunft.

Eine stark ausgeprägte Religiosität, die im Wesen seiner ersten oranischen Gemahlin eine glückliche Ergänzung fand, bildete den Grundzug seiner Einstellung zu der ihm anvertrauten Gemeinschaft. „Wenn er der ersten Aufwallung nicht Herr wurde", so hat Friedrich der Große Festigkeit und Güte seines bewunderten Ahnherrn umschrieben, „meisterte er sicher doch die zweite, und sein Herz machte überreichlich wieder gut, was sein allzu hitziges Blut etwa verschuldet hatte." Mit tiefem Schmerz ertrug Friedrich Wilhelm den Tod des hochbegabten Kurprinzen Karl Emil, der inmitten des elsässischen Feldzuges in Straßburg einer Heeresseuche erlag, obwohl ihm dessen harter, dem Willen des Vaters wesensähnlicher Charakter schwere Erziehungssorgen bereitet hatte. Der Choral „Jesus, meine Zuversicht", dessen Dichter im engsten Kreise der kurfürstlichen Umgebung zu suchen ist, gibt dieser Stimmung erschütternden Ausdruck. Als protestantische Macht hat Brandenburg Kursachsen damals die Führung der evangelischen Reichsstände entrissen, dem Kaiser wie dem allerchristlichsten französischen Könige Widerpart gehalten, zugleich im eigenen Lande alle vom Reich anerkannten Bekenntnisse geschützt. Die schönen Worte seines politischen Testaments, daß „die Gewissen Gottes sind, kein Potentat der Welt sie zu zwingen vermöge", hat der Kurfürst selbst in die Tat umgesetzt.

Als Kern und Stock der weiteren Entwicklung mußte der Landesherr Schutz und Vertretung der Untertanen gegen jede innere und äußere Unbill übernehmen. Nicht die blasse, zunächst noch blutlose Lehre eines neuen Naturrechtes, sondern ein klares Gefühl für Gerechtigkeit, das die Not der Zeit zu überwinden suchte, bereitete den Durchbruch kommender Jahrhunderte vor. Gegen den Widerstand der Stände riefen die Räte des Kurfürsten den Grundsatz der Staatsräson zu Hilfe. Als dieser persönlich dem Kurprinzen die Worte aufgab: „Ich will das Regiment als eine Sache des öffentlichen Wohles und nicht als meine eigene führen", machte er den Gedanken einer sozialen und nationalen Gemeinschaft, wie ihn unsere Tage bewußt aufnahmen, zur ideellen Grundlage des aufgeklärten Absolutismus. War vordem bereits über dem Streit der Konfessionen die unbedingte Gewißheit vom Eigenwert einer deutschen Kultur geweckt worden, so fand diese Auffassung in Friedrich Wilhelm von Brandenburg einen ersten, festen Halt. Seine starke, der Verantwortung für Volk und Land bewußte Persönlichkeit bildete den Ausgangspunkt dieser Wandlung.

Andreas Schlüter

1634—1714

Von

Moeller van den Bruck

Andreas Schlüter, dessen Lebensbild wir Moeller van den Brucks „Preußischem Stil" (Verlag Korn, Breslau) entnehmen, wurde am 20. oder 21. Mai 1634 in Danzig geboren und starb Ende Mai 1714 in Petersburg. Schon sein Vater Gerhard Schlüter, bei dem er lernte, war als Bildhauer tätig. Der Sohn unternahm mehrere Auslandsreisen, bevor er 1689 bis 1693 zuerst in Warschau mit dekorativen Skulpturen am Palais Krasinski und architektonischen Arbeiten am Schloß Willanow hervortrat. 1694 wurde er als Hofbildhauer nach Berlin gerufen, wo er seine Hauptwerke schuf. 1696 unterbrach eine italienische Reise diese Tätigkeit. Der Einsturz des Münzturms führte 1706 zur Entlassung des Meisters, der 1713 von Peter dem Großen nach Petersburg berufen wurde.

*

Es war nicht nur ein Zufall und Glücksfall, daß der erste Preußenkönig den großen Schlüter beschäftigte, ja daß er ihn sichtlich bevorzugte und lange in seinen Gnaden und Gunsten hielt.

Sonst ließen sich die Bemühungen Friedrichs des Ersten um eine preußische Hofkultur oberflächlich und unsicher genug an: ihm schien nun wirklich in Ludwig dem Vierzehnten der Mustermonarch erstanden zu sein.

Eine preußische Akademie wurde von ihm nur gegründet, weil es die französische gab; eine Gobelinweberei wurde von ihm angelegt, weil die von Paris berühmt geworden war; und eine Hofgesellschaft umgab ihn, dem Brandenburgs Gesandter aus Versailles vor allem die neuesten Modeberichte, letzten Kostümschöpfungen und Toilettegegenstände übersenden mußte.

Und doch gehörte Friedrich der Erste gleichzeitig zu jenen deutschen Fürsten, denen der fahle klassizistische Rahmen und die kühle palladine Richtung, in der sich die Kultur des alternden Sonnenkönigs schließlich festlegte, nicht majestuos genug war und deren derberer Geschmack — nicht unähnlich wie der sinnliche Geschmack italienischer Kardinäle, dem das römische Barock entsprach — auch für den Norden nach rauschenderen Formen verlangte, wie Schlüter sie ihm schaffen konnte, der sich zwar außerhalb aller Mode bewegte, in seiner Deutschheit aber vor allem Mächtigkeit vertrat.

Das laszive und athletische Naturell Augusts des Starken, dieses Vorbild aller solcher Fürsten, dieser Kerle mit den Hünenknochen und dem Mohrenmaul,

hatte die Verschwenderkraft, sich solche Formen überall zu schaffen, wo er nur wollte, in der Kunst wie im Leben — Friedrich der Erste dagegen, der kleine verwachsene, aber immer gepflegte und gestutzte Mann, mußte sich mit der Kunst, mit der Mode, mit der Repräsentanz begnügen.

Er besaß wohl, ganz anders noch als August der Starke, der das wettinische Vorurteil brach und katholisch wurde, alle Anlage zum Katholizismus: aber nie hätte er den Mut aufgebracht, der für einen protestantischen und brandenburgischen Fürsten immerhin dazu gehört haben würde, von der Neigung zur Wirklichkeit überzugehen — so wenig, wie er den Einflüsterungen der Jesuiten folgte, daß sein letztes Ziel sein müsse, zur preußischen Königskrone die deutsche Kaiserkrone zu erwerben. Ebenso wagte er die Mätressenmode des Bourbonenhofes nur gerade soweit mitzumachen, daß er sich einmal im Lustgarten mit einer Dame am Arme gravitätisch und promenierend der Gesellschaft zeigte: weiter ging er nicht, so gerne er gewollt haben mag, und Friedrich der Große durfte ausdrücklich an ihm loben, daß er „wofern dies lobenswert sei", bei allen seinen Schwächen und Schwachheiten wenigstens die eine Tugend gehabt habe, nie in seiner Ehe zu verstoßen.

Nur den Geschmack des Königs vermochte Sophie Charlotte nicht zu beeinflussen, die kluge Frau, seine hohe Gemahlin und Leibnizens höhere Freundin, der sich der König, man kann nicht sagen, geistig unterwarf, aber vor der er geistig zurücktrat.

Sie wäre von sich aus sehr wohl dazu fähig gewesen: denn sie verstand den Wandel der Zeiten, der aus Paris damals nach Versailles und hier zum Bau von Trianon und zur Anlage von Marly führte.

Wenn die Königin nach ihrem Charlottenburg übersiedelte, das von der Toten nachträglich den Namen empfing, dann lag darin eine Abkehr von Berlin, und in der Abkehr ein Zeichen, daß sie schon willens und bereit war, sich von Renaissance und Barock zurückzuziehen: daß ihr gewählter und bewußter Geschmack sich bereits einer Lebensführung wie Kunstrichtung annäherte, deren Ausdruck nun sehr bald das Rokoko und der Neuklassizismus werden sollte.

Aber der König selbst, der modebeflissene Monarch, der sonst jede Neuerung mitmachte, der so überaus gerne geschmackvoll sein wollte, doch vor allem so geschmacklos war, keinen eigenen Geschmack zu haben, der vielmehr hilflos und gutgläubig ohne künstlerisches Selbsturteil alles aufnahm, was vom Auslande kam, nur weil es vom Auslande kam — der König hatte just diese neueste Entwicklung vom Aufwande zur Feinheit, vom Lärm zur Stille, vom Naturalismus zum Stil, vom Barock zum Rokoko noch nicht miterlebt.

Die Wandlung in den Formen, die sich allmählich vollzog, paßte ihm nicht zu seinem Bilde vom Königsein; nun hatte er die Krone mühsam erworben, nun wollte er sie auch öffentlich zeigen — alles andere lehnte er als unfürstlich mit großem Selbstbewußtsein ab.

Er stand künstlerisch noch immer auf der Stufe, die Ludwig der Vierzehnte als Jüngling erlebt hatte: als Mansard über italienischem Grundriß den Dôme und das Hôtel des Invalides erbaute.

Und auf dieser Stufe gefiel ihm dann Schlüter, der vor allem eine große Natur war; eine größere Natur, als aus dem dünner und kälter werdenden Klassizismus hervorgehen konnte; eine Natur in Deutschland wie Bernini in Italien oder Rubens in Flandern; ein Mann hinreißender Kunstformen, in denen wir damals alles, was an Kraft und Einfall selbstmächtig in uns war, zu Bauten und Gebilden zusammenballten.

Es war eine einfache und gleichwohl freundliche Stadt, die Schlüter betrat, als er von Danzig über Warschau nach Berlin kam.

Die deutsche Renaissance, die in Norddeutschland an Fürstensitzen, Junkerburgen, Jagdschlössern ihre gedrungene Schwere oft mit einer eigentümlichen Zierlichkeit verband, hatte hier ein ritterlich-bürgerliches Stadtbild mit Giebeln und Erkern hinterlassen, von dem heute nur noch das Haus der Herzogin, die Schloßapotheke am Lustgarten und das Ribbecksche Haus in der Breiten Straße zeugen — und war dann mehr und mehr durch einen residenzlichen Klassizismus von steifem Ernste, aber nicht ohne eine linkische Anmut abgelöst worden.

Namentlich die gerade Natur des Großen Kurfürsten, seine holländische Verwandtschaft und sein protestantisches Bewußtsein, die keinen Schein und Aufwand verlangten, hatten die Stadt und den Staat, für die beide der Herrscher den Ausschlag gab, sich ganz von selbst für die mehr palladine Richtung entscheiden lassen, die als das klassizistische Gewissen des Barocks neben der jesuitischen Richtung desselben herlief.

Auch Frankreich — das immer Vorbild blieb, obwohl der Große Kurfürst genug Menschenkenner war, um sich von der vielbewunderten Erscheinung Ludwigs des Vierzehnten niemals die Vorstellung irgendeiner persönlichen und wirklich königlichen Größe vortäuschen zu lassen — hatte sich inzwischen für Bauformen entschieden, die nicht jesuitisch, vielmehr eher jansenistisch erschienen: etwas von der Vernünftigkeit des Descartes lag schon über der vorgefaßten großräumigen, aber so klaren wie kalten Planung, in der das Paris des Henri Quatre das wackelige und winkelige zufällige mittelalterliche Stadtbild ablöste; und auch dann noch, als im ansteigenden Zeitalter der Sonnenköniglichkeit die anmaßenden und herausfordernden Säulenordnungen der Akademiker den öffentlichen Gebäuden vorgelegt wurden, bestimmte Vernunft die zugleich übertriebene und langweilige Welt, die entstand.

Der Vitruvianismus, der von Vignola bis Blondel die Hirne der Architekten ausfüllte, wird immer eine der großen Unbegreiflichkeiten bleiben, denen sich Völker und Zeitalter, selbst Zeitfolgen hingeben können und die sich schließlich nur dadurch erklären lassen, daß schwerste architektonische Probleme, hier diejenigen der italienischen Renaissance, die menschliche Denktätigkeit und

künstlerische Erfindungsgabe bereits zu erschöpft hatten, um sie noch mit anderen als gerade den leichtesten nur scheinbaren und ganz spielerischen Problemen zu beschäftigen, die dann freilich nicht minder ernst, ja mit einer besonderen Wichtigtuerei aufgenommen wurden.

Es war im Architektonischen nicht anders als im Poetischen: die berühmte französische Ästhetik der Boileau, Batteux, alle diese Fragen, ob das Wahre schön ist? oder nur das Wahrscheinliche? oder die Natur oder eine schöne Natur nachgeahmt werden müsse? alle diese Behauptungen, daß das Erhabene natürlich sein solle, jedoch auch methodisch, daß Einfachheit die Natur und die Methode zugleich enthalte; daß Schönheit eines Ganzen sich aus schönen Teilen zusammensetzen lasse; und daß die Vernunft das rechte Organ sei, welches die Schönheit aus der Wirklichkeit wählt — sie waren als Untersuchungen genau so müßig und überflüssig, wie ihre Anwendung unfruchtbar und aussichtslos blieb. Corneille hatte noch auf Wichtiges und Wuchtiges verwiesen: nach ihm war das Schöne das Notwendige — aber die Zeit des Cid war für Frankreich vorüber, die Zeit der Renommiermarschälle stieg auf, und eine Zeit der Renommierarchitektur entsprach ihr.

In dem guten Glauben, sich mit dem Inbegriff alles Bauens zu beschäftigen, haben die französischen Architekten sich mit Nichtigkeiten beschäftigt: wenn man erkennen will, wie unschöpferisch der Vitruvianismus die Nation machte, dann braucht man sich nur zu erinnern, daß selbst ihr begabtester Mann, Philibert Delorme, der zugleich ihr freiester war, weil er auf Übertragung, nicht auf Nachahmung der regelhaft festgesetzten Grundformen drang, schon eine große Tat getan zu haben glaubte, als er seine Säulenschäfte mit plumpen Trommelringen umzog und diese kümmerliche Erfindung als eine besondere französische Ordnung auspries, ohne die, wie es schien, die französische Eitelkeit nicht auskam.

Diese Architektur, die gar nicht war, was sie so gern sein wollte, aus Erhabenheit einfach und in Einfachheit erhaben, sondern leer, oder aber übertrieben: dieser Geschmack nach Regeln, der sich damals nach allen Reichen und Höfen, nach Holland, nach England, bis nach Schweden verbreitete, war nun auch nach Brandenburg gekommen: und war hier alsbald märkisch und berlinisch geworden.

Antike brach in das Mittelalter ein, das sich auch während der Renaissance noch erhalten hatte: das Stadtbild änderte sich; die „wohl regulierten" Gebäude entstanden, die Sandrarts „Teutsche Akademie" an der brandenburgischen und alsbald preußischen Hauptstadt zu rühmen wußte; statt des ländlichen Giebels wurde nunmehr die Traufe der Straße zugekehrt; neue Stadtviertel entstanden in planvoller Anlage; martialische Ornamente schmückten die anschaulicheren Häuser; klobige Säulen waren bestaunte Errungenschaften; ein mißverstandenes Rom offenbarte sich den vernünftigen Berlinern.

Aber wie die Völker alle Formen, die ihnen zuströmen, in eine eigene Weise einbeziehen, die ihrem besonderen Nationalgeiste, ja einem bestimmten Ortsgeiste

entspricht, dem ganzen Lande und jeder einzelnen Stadt, so bezog auch Preußen damals den Barock ein.

Sogar die fremden Meister, die man berief, fügten sich dem Wesen des Volkes ein, für dessen Herrscher sie arbeiteten: sie deuteten die Motive um, die sie brachten, lösten sie auf und paßten sie an, und gaben sie so an die einheimischen Meister weiter, die sich an ihnen bildeten und die dann erst recht bodenständig wirkten.

In Süddeutschland, wohin die Kirchenfürsten sich die Italiener kommen ließen, werden die barocken Motive alsbald in massive Formen umgeknetet, mit einer persönlichen Empfindung und volklichen Glut, die so echt und sinnlich und schollenkräftig war, wie eben Bayern, Schwaben und Franken sind.

Oben in Norddeutschland, in Dresden, konnte neben der noch abhängigen katholischen Hofkirche die freie und ganz lutherische Frauenkirche entstehen; in Prag, wo der böhmische Adel bauen ließ, entstand ein Barock von düsterer Feierlichkeit; und in Danzig, wo Dominikaner bauten, eines von fast spanischer Gespenstigkeit.

In Preußen dagegen entschied man sich für jenen Klassizismus, der schon immer neben dem Barock hervorgegangen war, und in dem sich Michelangelo nicht über die Wildheit Borrominis, sondern über die Klarheit Palladios fortgesetzt hatte.

Aber auch den Palladianismus nahm man hier nicht genau und förmlich und akademisch, überhaupt nicht so, als ob er schon selbst Architektur gewesen wäre, sondern als eine Grundlage, über der erst Architektur werden wollte.

Das war noch nicht Bewußtsein, sondern kam aus einer Unbefangenheit, Einfalt und Kraft, die uns die Schwerfälligkeit, aber auch Tüchtigkeit erklären, mit denen die klassische Formgebung im Zeitalter des Palladianismus in Preußen begann: es war ein fester, gediegener Palladianismus, den man aufnahm, der sich eng an die Nutzzwecke eines Gebäudes hielt und die allerschlichtesten Schmuckmöglichkeiten der Baukunst nicht überschritt — man blieb bescheiden in Preußen und immer etwas hausbacken, auch wo man edelmännisch war, aber man übernahm sich auch nicht, verdarb sich nicht die allmähliche Durchbildung der Form, sondern hielt sich so den Blick für die idealische Linienführung frei, durch die hernach der preußische Stil jedem anderen ebenbürtig werden sollte. Es war Zopf, der inzwischen in Preußen entstand: Zopf entstand im Grunde schon damals, als man die Grundformen des Klassizismus kennen und erst noch unbeholfen nachbilden lernte: Zopf, der auch als Kunst in Nüchternheit so groß war wie der Staat, dessen Bedürfnissen er entsprach, und der in seinem Gehalt an Gediegenheit, Handwerklichkeit und reinem Zweckbau die Grundlagen der Baukunst in sich barg, über denen sich dann in einer Zeit, die wieder wählen und erfinden und durchbilden lernte, die edlen Formen einer nicht so sehr antiken als preußischen Klassizität erheben konnten.

Man pflegt aus der Menge der überlieferten Namen von holländischen und

deutschen Baumeistern, die am kurfürstlichen Hofe den neuen französischen Geschmack in bereits niederländischer Umdeutung nach eigener schlichter Anpassung übermittelten und einführten, als denjenigen Mann, der mit den geringen Mitteln und niederen Materialien, die ihm im brandenburgischen Staate nach dem Dreißigjährigen Kriege nur zur Verfügung standen, gleichwohl der Hauptstadt einen nächsten, zwar ungelenken, aber aufrichtigen Bauausdruck zu geben verstand, den Johann Arnold Nering zu nennen.

Von den zahllosen Bauten, die dieser fleißige Mann in Berlin geschaffen hat, ist nicht einer in der Form seines ursprünglichen Zustandes erhalten geblieben oder unüberarbeitet auf uns gekommen: auf seine beliebten und verbreiteten Formen, unter denen Arkadenbogen, gequaderter Putz und getrommelte Säulen besonders auffallen, müssen wir wesentlich aus Abbildungen, Büchern und Stichen schließen — kaum daß wir sie am Berliner und Charlottenburger Schloß, am Erdgeschoß des Zeughauses und an einigen Adelshäusern der Friedrichsgracht noch erkennen. Und doch hat dieser derbe Niederländer, den ein langes Leben in der kurfürstlichen Residenz zum rechtschaffenen Berliner machte, hier eine Arbeit geleistet, die für die Folge entscheidend war: er hat den Geschmack an klassischen Formen, der damals mit dem Anspruche akademischer Mustergültigkeit auftrat, befestigt und zusammengefaßt und auf Berlin angewandt, jenen „edlen und simpeln Geschmack", den hundert Jahre später noch Nicolai diesem „würklich großen Manne" nachrühmte — und er hat es mit einer Zurückhaltung getan, die nicht nur der wirtschaftlichen Lage des geschwächten Staates entsprach und seine Fürsten davor bewahrte, nun etwa Schein vorzutäuschen, sondern die auch durch eine so ehrliche baumeisterliche Gesinnung und so gediegene handwerkliche Grundlage, wie Nering sie mitteilte, anfänglich verhinderte, daß Hof, Staat und Bürgertum die Entwicklung aller klassizistischen Formgebung bei ihrem blendenden, aber verhängnisvollen Ende aufnahmen und daß Berlin mit Steigerung, Überbietung, Überladung zu bauen begann.

Nering gab den Berlinern die Lehre, daß man mit Säulen nicht verschwenderisch umgehen darf; er zeigte ihnen, daß man schon mit Risaliten einen gliedernden Zweck erfüllen und einen gefälligen Eindruck erreichen kann; ja, er gewöhnte sie durch den täglichen Augenschein daran, daß auch die ganz unbetonte Fläche ihren großen würdigen Reiz besitzt — und wenn man bedenkt, daß Nering vor den Toren der alten Umwallung die neue Friedrichstadt mit ihren regelmäßigen Straßenzügen gebaut hat, auf die alsbald ein wichtiger Stadtverkehr überging, und daß er, der dreihundert Häuser gebaut haben soll, der Schöpfer des hohen, mehrstöckigen, noch immer behaglichen Berliner Miethauses war, dann hat man wohl das Recht, mit seinem Namen die Vorstellung eines Baumeisters zu verbinden, dessen Tätigkeit ein Wendepunkt gewesen ist.

Jedenfalls war Nering damals eine Macht und besaß eine Vollmacht, besaß sie schon als „Oberdirektor aller kurfürstlichen Gebäude" und durch die Bedeutung,

die ihm sein Herr beimaß: die ausdrückliche und so überaus wohltätige Verfügung ist uns erhalten, nach der niemand in Berlin nach anderen Rissen als Neringschen zu bauen sich unterstehen solle, wofern er nicht Gefahr laufen wolle, sein Haus wieder abbrechen zu müssen — womit denn glücklich vermieden war, daß ein willkürliches Stadtbild entstand.

Durch Nering wurde das Bauen zur Leidenschaft: Kanzler Dankelmann wie Feldmarschall Derfflinger ließen sich von ihm ihre Stadthäuser entwerfen; die Stadt bestellte bei ihm die Erweiterung ihres Rathauses; und die Krone gab ihm, nächst dem Auftrage, in Charlottenburg ein Schlößchen, in Potsdam eine Orangerie zu bauen, die mannigfachen Aufträge namentlich für Schloß und Schloßumgebung.

Es war noch immer ein bescheidenes und lückenhaftes Stadtbild, das in dem etwas dünnen Palladianismus des Neringschen Geschmackes um den Lust- und Nutzgarten entstand: dort, wo des Großen Kurfürsten holländische Gemahlin noch seltene Zwiebeln und erste Kartoffeln geerntet hatte, während seine zweite Gemahlin bereits den ersten Baum der Straße Unter den Linden pflanzte und unter ihrem Fürstinnennamen die Dorotheenstadt heranwuchs.

Aber mit seinen einfachen Arkadenfolgen an den stattlichen Kaufladenblöcken bei der Schloßfreiheit und auf dem Mühlendamm, mit seinen langen Dachzügen und gleichen Stockwerkshöhen, die er den Häusern an dem Molkenmarkt, Spittelmarkt, Hackeschen Markt und in der neuen Friedrichstadt gab, machte Nering die einzige Idee fruchtbar, die sich aus einem nordisch und großstädtisch angewandten Vitruvianismus ergibt, der zwar nicht Regeln, aber Regelmäßigkeit will, und führte an Stelle der gelockerten gotischen Bauweise die geschlossene massive Bauweise ein, die noch nicht Stilschönheit zu bedeuten braucht, aber jedenfalls Stileinheit verbürgt und die an derselben Stelle, nachdem sie nirgendwo mehr als in Berlin verloren wurde, heute wieder gesucht wird.

In diesen steilen Stadtstil, der doch nicht ohne eine gewisse bürgerlich-freundliche, eine vorzopfig-trauliche Stimmung war, die auch noch an den öffentlichen Bauwerken haftete, brach dann Schlüter ein: die Persönlichkeit.

Auch Schlüter hat noch Alltags- und Gelegenheitsarbeit geleistet: er hat als Bildhauer sogar Dekoratives gearbeitet, für Charlottenburg namentlich, wo nach der Krönung des ersten Preußenkönigs in allen bis dahin kurfürstlichen Räumen und an allen nur möglichen Stellen die preußischen Adler anzubringen waren und als höfische Aufträge fällig wurden.

Und so persönlich bewährte sich der große Bildner auch in diesen ornamentalen Formen, daß ein Stück, an dem Schlüter gearbeitet hat, sofort kenntlich ist: ob es ein Fries, ein Gesims, eine Türkrönung oder eine Deckenumrahmung war — die Hand, die hier den Meißel oder Spachtel führte, verwandelte die Werkarbeit unversehens in heroische Dichtung, füllte sie mit den Zeichnungen einer Phantasie, die sich frei, erfindend und unnachahmlich zwischen mythologischen und

naturalistischen Einfällen bewegte, und bildete sie fest, wie geprägt, in einer Unbedingtheit der plastischen Formgebung durch, die sie sehr von der steifen, plumpen, fahrigen, inhaltlich üblichen und auch handwerklich schlechten Akademikerarbeit unterschied, mit der man bei Hofe ohne besseres Wissen und einen wirklich gesicherten Geschmack sonst wohl vorliebnahm.

Die schönsten Säle im Charlottenburger Schloß gehen noch auf Schlüter zurück, der stolze Speisesaal und dieses märchenhafte Tressenzimmer mit seiner kühlen Vornehmheit, die erdbeerfarbenen Damast, altgraugoldene Bespannung und hie und da ein Pfauenblau auf eine frühe, noch renaissancehafte Rokokoplatte brachte, während den Raum, den das Barock als Stil immer braucht, hier auf ebener Erde die Freiheit von Terrasse und Park ersetzte, die von außen hinzutrat, so daß sich in Einheit zusammenfügte, was unverbindbar zu sein scheint: Schlüter und Lenôtre.

Ebenso waren die kleineren architektonischen Werke, die wir von Schlüter besitzen oder besaßen, vor allem kostbare Raumbildungen, Einheiten von Schmuck und Gefüge, Kleinode in Stein, gefaßt in der Einform, in der so und nicht anders ein Genius sich ausdrückt.

In dem Palais, das er für den Grafen Wartenberg baute, setzte sich mitten im Barock noch jene Selbstherrlichkeit fort, die in der besten Renaissance die Architektur nicht auf vorgeschriebene Ordnungen, sondern auf freie Erfindung gestellt hatte, und ließ ihn den klaren Adel einer mit Pilastern gegliederten und mit Medaglien geschmückten Schauseite finden.

In seinem letzten Berliner Bau aber, dem Sommerhause, das er dem Herrn von Kamecke baute, nahm er in Schwingungen, die aus dem leichteren Gegenstande kamen, voll Anmut die nächste Geschmackskultur vorweg: das Rokoko, das schon immer im Barock lag.

So war Schlüter ein Künstler in allem, was er tat und anfaßte: doch seine Persönlichkeit brach erst dort durch, in dem schaffenden Ausmaß seiner schöpferischen Seele, wo er zu Dimensionen ausholen durfte, wo er das Grenzenlose in Steingrenzen kneten konnte und monumental schuf.

Das Standbild, das er Friedrichs teuerem Ich schon bei Lebzeiten setzen mußte, und das schließlich zu Königsberg, in der Stadt der symbolisch wie politisch wichtigsten Lebenstat des ersten Preußenkönigs, den vorbestimmten Platz seiner geschichtlichen Bedeutung erhielt, ist noch genau so dekorativ, wie der Dargestellte als Mensch war.

Aber dann ließ Schlüter vor der Berliner Bevölkerung den Großen Kurfürsten anreiten: das gewaltigste Standbild seit Gattamelata und Colleoni; das dritte in dieser großen Reihe zu Roß; größer als jenes Standbild, das Ludwig der Vierzehnte sich hatte setzen lassen; größer, weil hier der Mensch größer war und weil in einer geheimnisvollen Mitteilung, wie wenn der große Mann noch mit an dem Bilde gearbeitet hätte, das der große Künstler von ihm machte, seine

Bedeutung als Herrscher, Feldherr und Deutscher in der Bedeutung des Künstlers wiederkehrte.

Dem Geschlecht dieses Fürsten aber, im Angesichte seines Standbildes entwarf er den Plan eines majestätischen Forums, das Schloß, Spreeufer, lange Brücke und einen kapitolischen Kuppeldom zusammenfassen und in Berlin einen Bernini-Gedanken, nein, einen Michelangelo-Gedanken verwirklichen sollte.

Schlüter hat schließlich aus diesem Plane nur das Schloß bauen dürfen, den großen, den mächtigen, den durchgeführten Ausbau der Burg, mit der sich die Hohenzollern bis dahin begnügt hatten: dieses machtvollste aller nordischen Barockschlösser, das der größte aller römischen Paläste geworden ist und das in seiner Raummächtigkeit schon damals die Bestimmung und Möglichkeit einer dereinst kaiserlichen Vertreterschaft einzuschließen schien.

Während die Akademiker ihre armen Einfälle in aufdringliche Allegorien kleideten, die des Beifalls der Kleinen, eines eitlen Königs und einer geistig anspruchslosen Hofgesellschaft sicher waren, legte Schlüter in jedes Gebilde ein Gleichnis, das aus einer tieferen Erfassung der künstlerischen Aufgabe kam: und als sein antikischer Geist dieses Haus eines Herrschergeschlechtes zu bauen hatte, da schuf er einen cäsarischen Bau. Ebenso genügte ihm nicht, als man ihn nun zur Mitarbeit an dem Zeughause berief, diesem Rüsthause eines Staates, der durch Kampf mächtig geworden war, die zopfig-palladine Anlage nur mit den starrenden Trophäenbündeln zu schmücken, die in Berlin seit Nerings Leipziger Tor für Monumentalbauten Brauch geworden waren und die auch hernach, als man von Schlüters Entwurf, der eine schwere Attika mit Statuen, Genien, Viktorien vorgesehen hatte, wieder abging, den Dachfirst des Zeughauses abschließen sollten: da gab er ihm vielmehr diesen leidenschaftlichen Schmuck von Fabelhelmen und Kriegerköpfen, in denen die Träume der Furia adormenta wie über einem nordischen Schlachtfelde zu mythischen Visionen versteinten und auf bärtigen und blutenden Gesichtern, Antlitzen von Römerkämpfern, Völkerwanderungsstürmern und Landsknechten in schrecklicher Wahrheit zum entwesten Gleichnis wurden. Schlüter selbst war ein Römer in Deutschland: sein deutsches Römertum war eine preußische Wahlverwandtschaft, die freilich zu einem preußischen Stil erst später führen sollte, als es gelang, das Römische wieder vom Barocken zurückzuführen und eine preußisch-antikische Kunst nicht aus dem dekorativen Ende, sondern aus dem monumentalen, tektonischen, statischen Anfange aller Kunst, die Kunst überhaupt aus Natur und die Form aus Gesetzlichkeit zu entwickeln.

Davon wußte Schlüter nichts: der blieb ein Barocker, malte in Räumen, baute in die Luft, schuf Form aus Eingebungen: und war darin ganz Deutscher — nicht Preuße.

Aber auch in seinem Geblüte lebte die große Gesinnung der alten Baukunst durch Studium und aus Temperament: er hing ihr an, war Römer aus der Kraft seiner Deutschheit, und diese Deutschheit unterschied ihn von den Barocken unter

seinen Zeitgenossen in gleicher Weise wie von den Vitruvianern, ließ ihn mit sicherer Witterung an den jesuitischen Formen vorbeigehen und überall die klassischen Formen wählen, sie aber phantasievoll und frei, nicht klassizistisch und abhängig verwerten.

Die Vitruvianer haben mit aller ihrer Wissenschaft und ihrem Glauben an Regeln, die sie gar nicht verstanden, weil sie dieselben nicht fließend und zeitlich, sondern stehend und ewig nahmen, auch nicht ein einziges Bauwerk in Frankreich, Deutschland und der übrigen Welt zustande gebracht, das die Alten gerade von ihrem klassischen Standpunkte aus nicht als völlig unantikisch verleugnet und als mehr oder weniger schlecht abgelehnt hätten: von den Barocken aber, Poeppelmann in Dresden, Dientzenhofer in Bamberg, Schlain in Münster, die sinnlich, liebenswürdig und auf ihre Weise großartig waren wie die barocke Kultur, in der sie sich bewegten, hatte bei allem Raumaufwande nicht einer den schweren Zug antiker Großheit, der Schlüter von ihnen so unterschied, wie der Große Kurfürst sich von den deutschen weltlichen und geistlichen Reichsfürsten unterschieden hatte und wie Berlin schon damals von den deutschen Residenzen unterschieden war.

Nur Georg Bähr in Dresden steht Andreas Schlüter durch Mächtigkeit nahe: aber die Kuppel seiner Dresdner Frauenkirche ist rein protestantisch, von lutherischer Wucht, während Schlüter immer heroisch war, von majestätischem Ausmaß.

Für eine Weile drängte diese Großheit Schlüters denn auch am Berliner Hofe das Gewimmel der Winzigen zurück, die ihm sein Lebenswerk in Preußen stören konnten und wollten: dann scheiterte er, gewiß nicht ohne eigene Schuld, als ihm der Münzturm einstürzte und sich an dem Baumeister strafte, daß er nicht aus dem Ingenieurfache kam wie die meisten Architekten dieses Zeitalters, vielmehr Künstler war, der über der Phantasie die Tektonik vernachlässigt hatte — scheiterte allerdings auch daran, daß er der Diener eines Königs sein mußte, von dem nachher Friedrich der Große gesagt hat, er sei groß nur in den kleinen Dingen, aber klein in allen großen gewesen.

Schlüter starb in Rußland, in Diensten des großen Peter, und es ist ein eigentümlicher Gedanke, daß dieser deutsche Künstler zusammen mit dem russischen Selbstherrscher noch die Pläne für Petersburg ausgearbeitet hat: für diesen äußersten Ort, zu dem sich die deutsche Kolonisation des slawischen Ostens je vorschob und den sie damit, nicht politisch, aber bauend und bildend und geistig entwerfend erreichte.

Schlüters Ende in Rußland war hart: er starb das deutsche Schicksal eines aus seinem Vaterlande Getriebenen, und die letzte Nachricht und Vorstellung, die wir von ihm haben, ist die tragische, aber auch wieder sehr deutsche von einem zürnenden, alternden und schnell verfallenden Mann, der mit unsicherer Hand in seiner Werkstatt an einem Gestäbe baut und bastelt, aus dem das Perpetuum mobile rollen soll.

In Berlin wurde die höfische Kultur, die der erste Preußenkönig um sich her

schaffen wollte, nunmehr den Leuten zurückgegeben, von denen Schlüter gestürzt worden war.

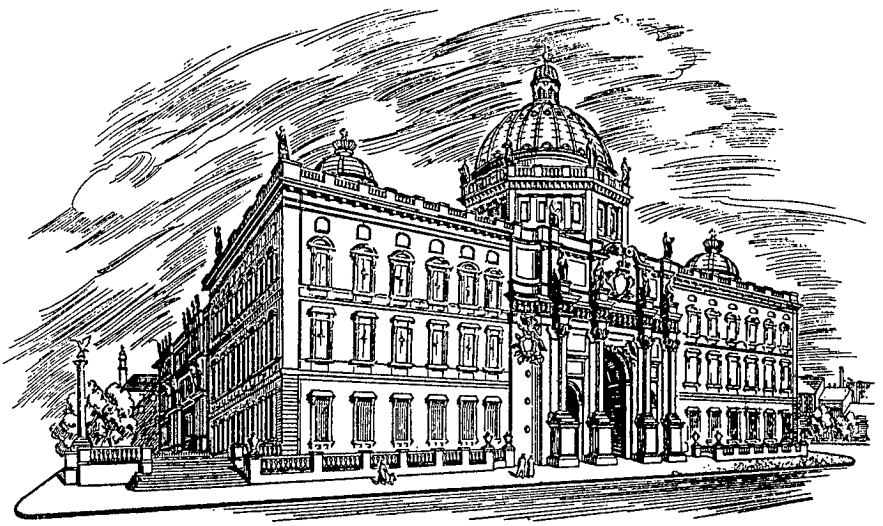
Die Architekten, die man bis dahin in der Residenz beschäftigt und die man meist aus dem Auslande verschrieben hatte, von Nering bis de Bodt, waren Ingenieure gewesen, also Fachleute, wie man dies damals verstand; dann hatte es ein einziges Mal diesen geborenen Künstler und großen Deutschen gegeben, der Genie war und nach seiner Phantasie schuf; aber der Versuch mit diesem eigenwilligen, immer etwas seltsamen, irgendwie befremdlichen, nicht ganz geheueren Manne war, wie man meinte, mißlungen — also bekamen wieder die Akademiker, Günstlinge, Hofleute die Aufträge der Krone in ihre Hände.

Der Herr von Eosander namentlich, der Schützling der Königin und Neidfeind Schlüters, war ein Mann von Geschick, der sich unentbehrlich zu machen wußte, den keine Dämonen durch ein gequältes Leben hetzten, dem aber dafür die Talente nur so in den gestickten Rockschößen steckten. Er war einer von jenen vielgewandten, überaus beweglichen, immer etwas bedenklichen Männern, deren Mannheit sie heute nicht hindern würde, Toiletten zu entwerfen und Kissen zu sticken, und die damals Offiziere und Architekten, Diplomaten und Dekorateure zugleich sein konnten.

Er war an seiner Stelle genau so, wenn er Festlichkeiten für die Hofgesellschaft arrangierte, wie wenn er die Majestäten bei dero Bauplänen beriet: es gehörte zu seinem Kavaliertum, daß er alle Ansprüche zu befriedigen vermochte, die ein Hof, der sich in seinen Formen noch nicht sicher fühlte, an die Fertigkeiten eines Formkenners stellte, der ganz im Modegeschmacke lebte.

Eosander hatte schon die Königsberger Krönung geleitet, die Ausschmückung der Schloßkirche bestimmt und beim Einzuge in Berlin für die gehörige Zahl von prächtigen Ehrenpforten gesorgt: das hatte ihn beim Könige beliebt gemacht, und nichts lag näher, als daß er ihm huldvoll gestattete, so vergängliche Künste in unvergängliche zu überführen und sich auch als Architekt zu bewähren.

Eosander begann mit Monbijou: er legte den Lusthof nach italienischer Art und mit einem französischen Garten an, lockerte seine ländlichen Arkaden zwischen eingeschalteten Säulen in eine bambusstabhafte Leichtigkeit auf, ließ die Schauseite so anmalen, daß sie den Marmor des Mittelmeers mit dem Lack von China zu verbinden schien, und gab, über einer erdrückenden Balustrade mit Vasen und Genien, einem lustigen Dachaufsatze den koketten Schwung einer Pagode — es muß eine Klitterung gewesen sein, die um ihrer Bizarrerie willen als Kuriosum der Alamodezeit nicht nur im Bilde erhalten zu werden verdient hätte. Dann erweiterte Eosander das Charlottenburger Schloß, was schon schwieriger war, gab der Anlage eine Breite, auf die das Schloß gar nicht berechnet war, die aber zu einem wahrhaft königlichen Eindrucke noch fehlte, und stülpte nur leider diesen unmäßigen Turmaufbau darauf, der Nerings gehaltene Front aus allen Verhältnissen warf.



Das Berliner Schloß,
von Schlüter 1698—1706 begonnen, von Eosander 1707—1713 vollendet

Und schließlich legte Eosander dem Berliner Schlosse, als dessen Ausbau in seine Hände übergegangen war, einen feierlichen Triumphbogen als Portal vor, schmiegte ihn weich und reich in Schlüters gewaltige Fuge, ballte sie nicht groß, doch großartig zusammen und suchte ihre Wirkung nicht aus dem Monumentalen, doch aus dem Dekorativen noch zu steigern. Ja, er traute sich zu, den Berlinern zu zeigen, daß Eosander konnte, was Schlüter nicht gekonnt hatte: der Nachfolger Schlüters gedachte den verunglückten Münzturm mit dem jetzt abgeschlossenen Schloßbau in der Form zu verbinden, daß er ihn oben auf das Portal setzte — von wo aus er dann, wenn der Plan ausgeführt worden wäre, Schlüters mächtigen Block völlig entstellt haben würde.

Auf die siebenhundert Säle und Zimmer des Schlosses aber wurden unter Eosanders Leitung alsbald die Scharen von Kunstjüngern losgelassen, die an der Berliner Akademie von Schlüter, doch auch von Hulot gebildet waren und denen der Unterricht, wie sich zeigen sollte, meist mehr geschadet als genützt hatte.

Schon Schlüter hatte als Dekorateur kein Maß halten können: als der König ihm den Auftrag gab, auch in Berlin so eine Akademie einzurichten, wie sie der Ruhm von Paris war, da bestand die Aussicht, daß begabte Plastiker, Skulpteure, Stukkateure von ihm tüchtige Handwerklichkeit, eine gute Materialkenntnis, eine sichere Formenbehandlung empfingen — aber es bestand auch die Gefahr, daß sie in ihrer frühen, ihrer unpersönlichen, ihrer mehr geschenkten als erworbenen Meisterlichkeit verwilderten, sobald einmal der Meister fehlte.

Die Gefahr trat ein: Schlüter fand keine Nachfolge, niemand nahm die Schlüterschule unter Zucht, ja, die Schlüterschüler bekamen als Dekorateure das Recht,

sich auf die Art zu berufen, wie Schlüter selber dekoriert hatte, um ihre Geschmacklosigkeiten zu rechtfertigen.

Vor Schlüter war in dem noch kurfürstlichen Teile des Berliner Schlosses sehr einfach dekoriert worden, sehr gediegen und doch prächtig, im Stile einer steifen und schweren Renaissance, mit starken und bunten Farben und in dicken, wie gepreßt wirkenden Formen: die Decken namentlich, an denen man diese Schmuckweise noch heute am besten erkennt, zeigten in der Verteilung des Rahmens ein gutes klares übersichtliches Verhältnis; die Bildnerei, der die wesentlichen Aufgaben zufielen, nahm nicht mehr Platz ein, als zur Rahmung der Malerei nötig war; sie hielt eine regelmäßige Aufteilung der von ihr eingenommenen Fläche inne und begnügte sich mit einigen wenigen durchgeführten, abwechslungsvoll wiederholten Motiven, mit Rankenwerk vor allem, mit Trophäen, Harnischen und Waffen, und hier und da ein paar Putten, deren schönste, einen entzückenden Puttenreigen, Schlüter selbst noch gearbeitet und eingefügt hat.

Aber dann warf Schlüter in den Paradekammern diese Ordnung völlig durcheinander: er zerstörte den architektonischen Raum, und ebenso streng, wie er im Äußeren auf Gliederung, Ausmaße, Linienführung hielt, gab er das Innere der Laune preis — Gesetzmäßigkeit im Architektonischen und Willkür im Dekorativen, das schien ihm das richtige Verhältnis der beiden Bestandteile festlicher Kunst zu sein.

So teilte er dann nicht mehr auf, sondern ließ die Wand aufklaffen und in die Decke überquellen oder auch deren vollgestopften Inhalt in umgekehrter Richtung über die Wand fließen, sich ergießen, drängeln und züngeln: er ließ Wolken wie Portieren und Portieren wie Wolken behandeln: ließ die Architrave, ließ Füllungen, Spiegel, Reliefs, oder was es nun war, von diesen Wolken zerschnitten, versteckt, halb zugedeckt werden: und ließ die Portieren sich ballen und bauschen und kostbaren Brokatstoff zeigen, aber auch das hervorgekehrte Futter, das nicht vergessen wurde, beide in Gips.

Embleme, Symbole, Allegorien wechseln mit Naturalismus ab: Engel reiten auf Wolken, Bengelchen lassen ihre Beine herabbaumeln, und allegorische Frauengestalten reichen quer durch die Luft irgend etwas zur Höhe hinan, oder es sind ringende Geniengruppen, die das Sims durchbrechen, während an der Decke flatternde Puttengruppen kleben — das Sims selbst aber behandelte er als einen breiten Bord, auf den sich alles mögliche stellen ließ, Folianten und Prunkkörbe, aufgeschlagene Bücher, herabrollende Pergamente, Zeugs aus einer Raritätenkammer, auch wieder in Gips.

Auf diese Weise ist namentlich der Rittersaal zu einem Panoptikum geworden: wie die Wand in die Decke, so geht die Bildhauerei in die Malerei über: das Sims wurde noch durch ein zweites in bauchigen Formen überhöht, und fast wirkt der breite Rahmen des Deckengemäldes als ein drittes: über diese Fläche aber wälzen sich die Künste und leihen sich ihre Mittel, gemalte Damen haben einen skulpierten Fuß, in Blumenvasen, die aus Stuck sind, stecken Sträuße, die der Pinsel schuf —

Andreas Schlüter: Kopf eines ſterbenden Kriegers
Steinrelief im Hof des Zeughauſes zu Berlin, um 1700

Andreas Schlüter: Rittersaal im Schloß zu Berlin, um 1705

und wenn auch Eosander vorbehalten war, im Charlottenburger Schloß auf seinen Bord nicht nur lachende Riesenfrüchte zu legen, sondern einen richtigen, einen erlegten, einen leibhaft lebensgroßen Hirsch mit echtem Kopf und Geweih, dann kriecht hier Epheu an der Decke hoch, von dem man nicht weiß, ob er nun modelliert oder mit Farbe aufgemalt oder vielleicht präparierte Natur ist.

Fast beruhigend wirkt in diesem würgenden Raume das mächtige Prunkbüfett, das Eosander entwarf und einbaute, weil es doch wenigstens einen Zweck hat, dem es dient, einen Zweck zur Schau stellt, dem es bei Gelegenheit dienen könnte, und man sieht gerne und lächelnd darüber hinweg, daß er sein reiches schweres verschwenderisches Silber auf einen scheinbar kostbaren Unterbau aus Saphir setzte, der sich bei näherer Prüfung als angestrichenes Holz herausstellt — ja, beruhigend wirkt in diesem bepacktesten aller Räume der versilberte Trompeterchor, den Friedrich der Große als Ersatz für einen eingeschmolzenen nach dem zweiten schlesischen Kriege erbauen ließ und der hier jäh an den Ernst einer Zeit erinnert, die dann kam — und beruhigend wirkt vor allem, als eine Feerie in Glas, die diesem Prunkraume wenigstens einen Mittelpunkt gibt, der große glockige flockige Kronleuchter, wohl der schönste unter den Wundergebilden aus Bergkristall, die sich in den Schlössern der Hohenzollern finden, weil er ganz Einform aus Handwerk ist, doch Form, die auf sich selbst beruht, das einzige reine Kunstwerk in einer angestauten Umgebung, die Schlüter gebilligt hat und die sein Genius rechtfertigen muß.

Die Frage, ob man so dekorieren darf, wie Schlüter dekorierte, ist nicht nur eine Frage des Geschmackes; wäre sie es, dann wäre sie leicht zu beantworten, denn es ist kein Zweifel, daß seine Dekoration den Auftraggebern überaus gefiel und daß sie wiederum die einzigen waren, die sich damals in Preußen um Dinge des Geschmacks mühten — womit denn diese Dekoration als ein Zeitausdruck gerechtfertigt wäre.

Die Frage wird dadurch noch erschwert, daß gegen die Formen dieser Dekoration, wenigstens solange es sich um Gebilde handelt, die aus Schlüters eigener Hand und Werkstatt kamen, kein technischer Einwand möglich ist; je wilder seine Phantasie war, desto schwerer wurden die Aufgaben, die er der Plastik stellte, und sie alle wurden von ihm mit einer Formgebung gelöst, die meisterlich, die untadelhaft, die vollkommen war.

Die Frage überhaupt ist nicht nur eine Frage der Dekoration, sondern der Gattungen, die zur Verwendung kommen; es ist eine Frage der einzelnen Künste, die sich hier erhebt — eine Frage der Kunst selbst.

Es gehörte ein ungeheures Können dazu, die Dinge zu machen, wie Schlüter sie machte: und doch wäre die Kunstauffassung, die diesen Dingen zugrunde lag, vorher von der Renaissance und nachher vom Klassizismus als ganz unmöglich empfunden worden.

Wir werden vielmehr von diesen unförmigen Formen daran erinnert, daß es Grenzen der Kunst gibt, die Gesetze sind und nicht ungestraft überschritten werden:

Gesetze des Raumes, der Fläche, der einheitlichen Wirkung, die in den Formen, den Gattungen, der Kunst selbst liegen — und zu denen deshalb die Menschen immer wieder zurückkehren.

In seinen letzten Berliner Arbeiten, in seinen Gruppen der Weltteile für den Festsaal im Sommerhause des Herrn von Kamecke schuf Schlüter wunderbare Menschenleiber, die einem aufgeknüpften Leinentuche entsteigen, das mit seiner Last unfehlbar herabstürzen müßte, wenn es nicht eben eine Vortäuschung wäre — und wir fühlen das Unmögliche.

In Eosanders Gobelingalerie haben Schlüters Schüler hernach Frauengestalten angebracht, die vom Gesimse herabfallen und in die Leere taumeln, oder Rosse, die mit halbem Leibe aus der Wand kommen und in die Luft sprengen — und wieder fühlen wir das Unmögliche.

Schon Schlüter überschritt jene Grenzen der Künste: und seine Schüler machten diese Überschreitung nur deutlicher, wenn sie die Formen nicht mehr in seiner Sorgfalt durchmodellierten, vielmehr gedunsen und glatt wurden.

Sogar Eosander kehrte zu diesen Grenzen zurück: gewiß nicht mit künstlerischem Bewußtsein, doch mit einer beginnenden Zurückhaltung, die sie im allgemeinen Zeitgeschmacke schon deshalb als Gegenbewegung geltend zu machen wußte, weil Schlüter und der Schlüterstil nicht überbietbar waren: aber unzweifelhaft schuf Eosander in seiner Gobelingalerie, wenn man von den Einzelheiten der Plastik absieht, wieder einen einigermaßen geordneten, übersichtlichen Raum.

Und doch hat Eosander, der alles konnte, zuletzt noch das Tollste an Barockheit geleistet, was ausdenkbar war, als er in seiner Charlottenburger Schloßkapelle diese schwebende Riesenkrone mit den baumelnden Engeln schuf, die das Gegenteil von Würde, von Heiligkeit, von Königlichkeit ist, vielmehr das Zeitalter eines Herrschers so abschloß, als ob es wirklich nur das eines Emporkömmlings gewesen wäre.

Das preußische Königtum begann seine künstlerische Geschichte mit Gründerjahren, genau so, wie es hernach das kaiserliche Deutschland tat: begann sie mit Ratlosigkeit an allen entscheidenden Stellen, die hilflos jedem Kunstmacher ausgeliefert waren, dessen bildende Art den königlichen Neigungen so ungefähr entsprach oder entgegenkam — begann sie mit Launen, Unernst, Laienhaftigkeit, die eine höfische Welt entstehen ließen, in deren Mitte der König selbst stand, der ohne Kennerschaft, ja ohne Sachlichkeit in allen Dingen war, die ihm die Probleme des Geschmackes, den er zu haben suchte, zu den Problemen der Kunst hätten vertiefen können, vor der er ahnungslos blieb.

Es war ein Verhängnis, das Friedrich der Erste damit ins Preußische schuf: eine preußische Gefahr, die er heraufbeschwor, eine preußische Überlieferung, die schon er hinterließ — denn nicht zum letzten Male sollte künstlerische Oberflächlichkeit bei allem persönlichen Eifer sich den sonst so gediegenen Bestrebungen der Hohenzollern mitteilen.

Gottfried Wilhelm Leibniz

1646—1716

Von

Hans Pichler

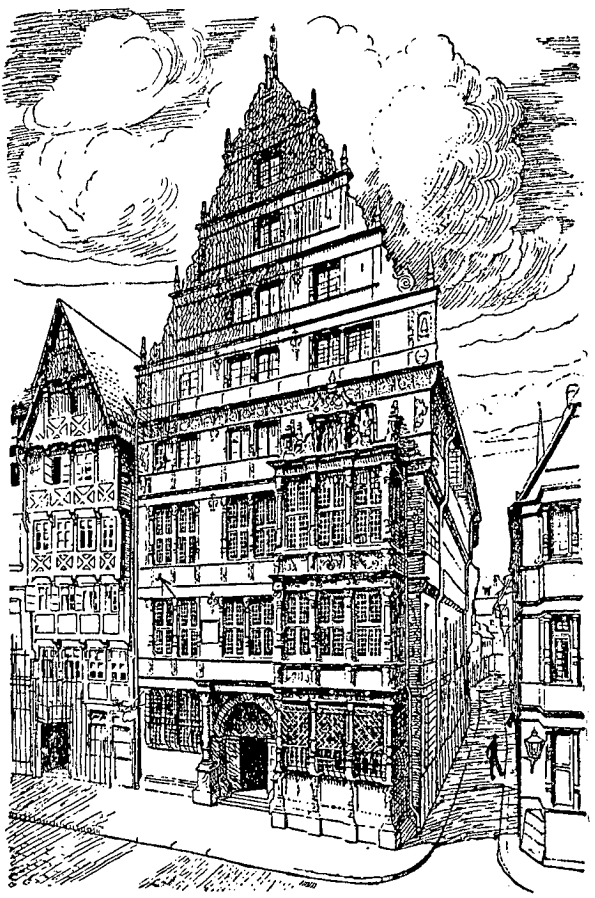
Gottfried Wilhelm Leibniz wurde geboren, als der Dreißigjährige Krieg zu Ende brannte. Was sich in diesen Jahren der Zwietracht, der Verwüstung, Verrohung und Verzweiflung als Sehnsucht nach befriedeter Gemeinschaft, nationaler Würde und Größe, als Glaube an das Sinnvolle der Natur, des Lebens und der Geschichte da und dort noch regen konnte, in Leibniz gewann dies alles ein beispiellos gesammeltes und gesteigertes Leben. In Leipzig geboren, Sohn eines Universitätsprofessors, früh des Vaters verlustig, in der Kindheit schon unersättlich lesend, lernend, grübelnd, studiert er in Leipzig und Jena Rechtswissenschaft, Philosophie, Mathematik. Im Jünglingsalter ist aus dem Wunderkind, das eine Überfülle von gelehrtem Wissen aufgenommen hatte, das Wunder eines Schaffensdranges geworden. Schon in seinen ersten Veröffentlichungen dieser Zeit findet Leibniz, dem Wesen der Individualität und dem Bedeutsamen der logischen Ordnung zugewandt, seinen Weg und eine Ahnung seines Ziels. Doch als der jugendliche Genius an der heimatlichen Universität die Doktorwürde erstrebte, wurde er auf später vertröstet, so daß er es vorzog, sie in Altdorf zu erringen. Sein Auszug in die Ferne war ein Abenteuer, das ihn glückhaft in weitere Fernen führte. Er kam in freundschaftliche Verbindung mit Joh. Christian von Boineburg und an den kurfürstlichen Hof nach Mainz, wo er ein ansehnliches Amt erhielt. Boineburg war ein Staatsmann mit weitem Blick und reicher Erfahrung. Von ihm wurde Leibniz eingeführt in eine Politik, die nach Möglichkeiten spähte, das deutsche Schicksal zum Besseren zu wenden. Dies gelang erst dem Prinzen Eugen. Leibniz konnte im zerrissenen, ohnmächtigen, bedrängten deutschen Reiche nur Mahner und Warner sein.

Die Bedrohtheit Deutschlands in der Gegenwart hat von den damaligen Bedrängnissen aus Westen und Osten noch manches bewahrt. Ludwig XIV., von Leibniz der allerchristlichste Kriegsgötze (Mars christianissimus) genannt, war der Christenheit kein Helfer gegen den Osten, der damals als Türkengefahr vor allem die Kaiserstadt Wien bedrohte. Er war zumeist Nutznießer dieser Bedrängnisse, er konnte so seine Macht gewalttätig am Rhein mißbrauchen. Leibniz hat die französische Politik, die beteuerte, daß sie kriegerisch nur aus Streben nach „Sicherheit" sei, wohl als erster durchschaut: Frankreich sucht mit dem Gewinn, den der Krieg bringt, die Anerkennung, die der Friedfertigkeit gebührt (Vorwort zum Codex diplomaticus). Als Leibniz in Mainz war, warfen die kommenden Gewalttätigkeiten Frankreichs ihren Schatten voraus. Gab es ein Mittel, sie vom Rhein

abzulenken? Dies zu versuchen, ging Leibniz nach Paris. Ein verlockendes, ablenkendes Ziel für die französische Eroberungspolitik konnte, so schien es ihm und Boineburg, Ägypten sein: für den allerchristlichsten König ein prunkender Kreuzzug und Beutezug. Für Deutschland ein Schachzug ersten Ranges, denn so würden die Franzosen vom Rhein, die Türken von der Donau abgelenkt. Doch trotz der Vielseitigkeit seiner Verlockungen konnte dieser Vorschlag nicht einmal das Ohr von Ludwig XIV. gewinnen. Statt in Paris eine politische Anregung zu geben, empfing Leibniz dort sowie in England und Holland, wohin ihn seine Wanderjahre gleichfalls führten, die bedeutsamsten geistigen Anregungen. Deutschland hatte noch kaum rechte Kenntnis genommen von den neuen Eroberungen der Wissenschaft und von den Gedanken, die zu einer neuen Weltanschauung drängten. In Paris, wo so viele Große der Mathematik, der Naturwissenschaft, der Philosophie beisammen waren, fand Leibniz den Zugang zu ihnen, um — eben noch Lehrling — in jäher Entfaltung zur Meisterschaft zu gelangen. Er schuf in der Infinitesimalrechnung ein Verfahren, das mit Größen zu rechnen vermag, die kleiner sind als jede angebbare Größe. Dies war der Schlüssel zu den Pforten, vor denen die damalige Wissenschaft ratlos und ungeduldig stand. Und doch hat Leibniz mit seiner Leistung, die der Forschung unabsehbare Weiten erschloß, fast mehr Kränkung als Ehre geerntet. Denn er hatte Newton zum Nebenbuhler. Als Napoleon erfuhr, daß ihm Leibniz' ägyptischer Plan um mehr als hundert Jahre vorausgeeilt war, sagte er mit eifersuchtsloser Anerkennung, daß Leibniz zu allen großen Plänen geboren war. Aber mit Newton, dem Napoleon der Wissenschaft, zu wetteifern, nahm kein gutes Ende. Zumal da Newton im stillen unbestreitbar einen Vorsprung hatte. Während sich dieser über sein Verhältnis zu Leibniz in Schweigen hüllte, wurden mit der Zeit Vermutungen und schließlich Vorwürfe laut, er sei durch Leibniz bestohlen worden. Die Akademie der Wissenschaften in London erkannte Newton die strittige Ehre der Entdeckung uneingeschränkt zu. Ihr Urteil, durch das Leibniz verurteilt schien, wollte nicht parteiisch sein und war doch in einer für die Folgezeit unfaßbaren Weise irregeführt. Denn Newtons Verfahren ist keine ausreichende Vorwegnahme der allein maßgebend gewordenen Rechnungsweise von Leibniz. Das Urteil der Londoner Akademie ist obendrein angreifbar auch im Tatsachenbericht, den es zugrunde legt. Es sind mittlerweilen mancherlei Irrtümer zutage getreten, die sich in der unwahrscheinlichsten Weise eingeschlichen hatten. Mit ihrer Richtigstellung ist die sachliche Ehrenrettung von Leibniz auch geschichtlich ergänzt.

Als Leibniz im Jahre 1676 nach Abschluß seiner Wanderjahre, des kurmainzischen Amtes schon seit geraumer Zeit ledig, nach Deutschland zurückkehrte, trat er als Bibliothekar und Jurist in den Dienst des Hauses Hannover, in dem er bis ans Lebensende, also vierzig Jahre lang verblieb. Der Herzog Johann Friedrich, der ihn berufen hatte, starb schon 1679. Sein Nachfolger Ernst August war gleich ihm ein wohlwollender Herrscher. Verständnis und vertraute

Freundschaft fand Leibniz bei der Kürfürstin Sophie und ihrer Tochter Sophie Charlotte, die Preußens „philosophische Königin" wurde. Der Kurfürstin Sophie war es wohl zu danken, daß Leibniz seine Stellung am Welfenhofe so gestalten konnte, daß ihn sein amtlicher Pflichtenkreis nicht allzusehr beengte, sondern Zeit ließ zu zahlreichen Reisen und zur Riesenarbeit seines wunderbar vielseitigen Schaffens. Wurden die Freiheiten, durch die sich Leibniz der amtlichen Beengung entwand, nicht immer gerne zugestanden, so blieb er doch zumeist unbehelligt, zumal sich seine Dienste vielfach bewährten. Leibniz war nicht unbeteiligt am Aufstieg des Welfenhauses: 1692 wurde Ernst August Kurfürst.



Das Leibniz-Haus in Hannover,
in dem Leibniz bis zu seinem Tode 1716 wohnte

Sein Sohn und Nachfolger Georg Ludwig bestieg 1714 als erster der „vier George" den englischen Thron. Doch dieser Aufstieg wurde für Leibniz der Absturz in Ungnade. Der nüchterne, strenge, soldatische Georg Ludwig war ohnedies ungehalten, daß sich Leibniz die Freiheit nahm, sein Amt als Nebenamt anzusehen. Auch wurde seine Unzufriedenheit mit Leibniz durch dessen Mißliebigkeit in England wohl noch bestärkt. Leibniz behielt zwar seine Stellung in Hannover auch nach dem Weggang des Königs, doch bekam er strengen Befehl, seines Amtes zu walten und vor allem die Geschichte des Welfenhauses zu vollenden. Auf der Höhe seines Lebens hatte er sich zu diesem Werke verpflichtet, Reisen, Quellenstudien, Durcharbeitung eines ungeheuren Stoffes hatten wertvolle Aufschlüsse gebracht und ihn zu einem Geschichtsforscher gemacht, der bahnbrechend hätte wirken können. Aber das Werk, stets gestört und Störung verursachend, näherte sich nie dem Abschluß und

wurde zur Pein. Leibniz hätte gern beizeiten Abschied von Hannover genommen. Jedoch der Kaiserhof in Wien und all die andern Höfe, die ihn ehrten und seine Besuche willkommen hießen, hatten kein rechtes Amt für ihn: das Verdienst, Leibniz bedeutsam gefördert zu haben, verblieb ungeteilt beim Welfenhaus. Er hätte sich wohl in die Freiheit eines unbeamteten Lebens zurückziehen können. Weil er dies nicht tat, hat ihn die Gedankenlosigkeit einen Höfling gescholten. Aber die Unabhängigkeit, die er bei Hofe zu erringen und zu wahren wußte, war erstaunlich. Auch hatte Leibniz, trotz dem verständnisvollen und verständigungsbereiten Wesen, das seiner Vielseitigkeit entsprach, niemals etwas von jener Charakterschwäche, die an den Stätten der unbeschränkten Macht leicht als Regel gilt. Es ist bezeichnend, daß er bei allem Verständnis für den Katholizismus den Übertritt ablehnte, der ihm in Rom, Wien, Paris Erfolg gebracht hätte.

Es war nicht Leibniz' Sache, in beschaulicher Zurückgezogenheit das geschichtliche Leben aus der Ferne zu betrachten. Er war ein politischer Mensch voll Tatendranges. In einer demokratischen Zeit kann man allenthalben ins Geschehen eingreifen. In andern Zeiten — das zeigt aufs neue die Gegenwart — muß man die Stätte der Macht aufsuchen. Leibniz war zu vielseitig, um nur Denker zu sein. Doch war er in seiner Vielseitigkeit so einstimmig mit sich, daß sein politisches Wollen durchaus philosophisch war. Eben darum waren seine großen Pläne zum Scheitern verurteilt — sie sind von einem Gedanken beherrscht, den bis zur Gegenwart kein sogenannter Wirklichkeitsmensch ernst genommen hat. Leibniz ist bekannt als Friedensfreund und Friedensstifter. Dazu bestimmte ihn die Einsicht, nicht bloß die Neigung. Angesichts der Unvernunft, die den Willen zur Macht in Gewalttat, Übermut, Ungerechtigkeit verstrickt, bis schließlich die Vergeltung fällig wird, war Leibniz der Überzeugung, daß zur großen Politik vor allem Vernunft gehört. Diese seine Überzeugung findet in der Gegenwart erstmalig Verständnis. Europa hat so sehr in der Zwietracht seiner Belange geschwelgt, daß es nun offensichtlich in Gefahr ist, zur Belanglosigkeit abzusinken. Im Bewußtsein dieses drohenden Schicksals spricht heute mancher Staatsmann, als wäre er bei Leibniz in die Schule gegangen. Es gilt schon nicht mehr als weltfremd, der Stimme der Vernunft Gehör zu geben.

Leibniz war sich klar darüber, daß die Unvernunft etwas Urwüchsiges ist. Aber sie ist unfruchtbar. Bei dieser seiner Überzeugung schien ihm auch die Zwietracht der christlichen Kirche, die sich im Dreißigjährigen Kriege noch nicht genugsam ausgetobt hatte, unerträglich. Mitzuhelfen am Werke der Verständigung, das den Katholizismus und die evangelischen Kirchen wieder vereinigen sollte, war ihm eine Aufgabe, an die er einen guten Teil seines Lebens dahingab. Er ist im Nachdenken über die Abgründe des Glaubens und der Glaubensspaltung ein großer Theologe geworden. Wie kaum einer ist er in den Widerstreit der Lehren eingedrungen, um die Einheit eines verbindenden Sinns zu finden. Als aber der Versöhnung die Unnachgiebigkeit französischer Bischöfe in den Weg trat und als dann

die neu bestärkte deutsche Uneinigkeit es nicht einmal zur Einigung der evangelischen Kirchen kommen ließ, wurde auch in der Kirchenpolitik offenbar, daß Leibniz seiner Zeit zu sehr vorauseilte. Er hat sich aber nicht mit der trügerischen Hoffnung getröstet, daß der „Fortschritt" von selbst komme oder durch Aufklärung billig zu haben sei. Er hat im Gegenteil das, was dann wirklich kam, erraten. Im Jahre 1704 sagte er den in der Zwietracht der Kirchen erstarkenden Gedanken der Aufklärung das Schicksal, das sie bringen würden, voraus: „Sie bahnen den Weg für die allgemeine Revolution, die Europa bedroht."

Ein politischer Mensch war Leibniz sogar der Wissenschaft gegenüber. Es war ihm nicht genug, als Theologe, Jurist, Philosoph, Mathematiker, Physiker, Geologe, Psychologe, Geschichtschreiber, Sprachforscher selbst Großes zu leisten. Auch bei der Wissenschaft kam es ihm auf den Ausbau der Gemeinschaft an, damit durch die Zusammenarbeit vieler ihr Werk ins Große wachse. Deshalb war er darauf aus, Akademien zu begründen. Sie sollten als Gemeinschaften („Sozietäten"), die miteinander Gemeinschaft machen, Forschung, Erfindung und ihre praktischen Auswertungen fördern. Gelang ihm bei Lebzeiten die Gründung der Berliner Akademie, so eilte auch dies der Zeit voraus, erst ein Jahrhundert später fing sie an, wirklich Bedeutendes zu leisten. Zu Leibniz' Bemühen, Forschung und Erfindung planmäßig zu fördern, gehört auch sein Grübeln und Hoffen, die Grundlagen einer allumfassenden, allverständlichen Zeichenschrift zu finden. Ihm schwebte der Gedanke vor, es könnten, ähnlich wie bei den Zahlen und ihren leichtverständlichen Zeichen, in der Natur Bildungsgesetze der einfachen und grundlegenden Tatsachen bestehen, so daß es gelingen müßte, das Wesentliche im Beharren und Vergehen durch eine allumfassende Zeichenschrift auszudrücken. Man hat bis zur Gegenwart diesen Gedanken phantastisch und unklar gescholten, ohne zu bemerken, daß mittlerweile durch die chemische Formelschrift ein beachtlicher Teil des von Leibniz Geforderten tatsächlich verwirklicht wurde. Der Weg, auf den Leibniz die Naturwissenschaft führen wollte, scheint immer wegsamer zu werden. Auch ist zu beachten, daß Formeln eine zauberhafte Kraft haben, Entdeckungen und Erfindungen anzuregen.

Als Leibniz im Alter von siebzig Jahren starb, besaß er den Weltruhm einer Universalität ohnegleichen, obwohl nur Bruchstücke seines Wirkens und Forschens bekannt waren. Seitdem sind in immer neuen Anläufen von seinen Schriften zahlreiche Ausgaben erschienen, die — auch zusammengenommen — unvollständig blieben. Seine Hauptwerke und die Hauptstücke seines ungeheuren Briefwechsels sind zwar nach und nach veröffentlicht worden, es steht aber zu befürchten, daß im Jahre 1946, wenn wir Leibniz' dreihundertsten Geburtstag mit vielen Worten feiern werden, die Gesamtausgabe seiner Werke, Entwürfe, Briefe noch nicht vollendet sein wird. Der Plan, durch eine übernationale Gemeinschaftsarbeit von Akademien diese Gesamtausgabe zu verwirklichen, ist zerschlagen. „Wer nur meine veröffentlichten Werke kennt, kennt mich nicht." Dieses Leibniz-Wort gilt, wie

Couturat, einer der hervorragendsten französischen Kenner, gezeigt hat, in mancher Hinsicht so lange, bis die Gesamtausgabe erschienen ist: „Sie erst wäre die Auferstehung eines Genius, der, weit und reich wie die Natur selbst, sie umfaßte und durchdrang. Es wäre die Auferstehung des größten Geistes der Neuzeit und vielleicht aller Zeiten. Oder vielmehr: es wäre eigentlich seine erste Erscheinung."

Leibniz' Gedanken zur „Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache" zeigen, wie sehr er ihre Vorzüge zu schätzen wußte, ihren „Sprachbrauch, Sprachschatz, Sprachquell" zu erforschen und die damalige Verderbnis zu bekämpfen versuchte. Daß er gleichwohl zumeist lateinisch oder französisch schrieb, war zum Teil durch sein Bemühen, in die Weite zu wirken, bedingt, hatte aber noch einen tiefer liegenden Grund, den er selbst hervorgehoben hat: Die deutsche Sprache besitzt ihre Kraft im Urwüchsigen, Naturnahen, Lebensnahen. „Es ereignet sich aber einiger Abgang bey unserer Sprache in denen Dingen, so man weder sehen noch fühlen, sondern allein durch Betrachtung erreichen kann." „Weil nämlichen die Gelehrten fast allein mit dem Latein beschäfftiget gewesen und die Mutter-Sprache dem gemeinen Lauff überlassen." So kam es, daß sie zu Leibniz' Zeit dem Ausdruck philosophischer Gedanken Schwierigkeiten bereitete. Dem wurde späterhin durch zahlreiche Fremdworte abgeholfen, obgleich die Sprachentwicklung bis zu Kant die Anregungen von Leibniz befolgte, in der Aufnahme von Fremdwörtern Maß hielt und „der deutschen Sprache Reichtum, Reinigkeit und Glanz" zur Geltung zu bringen versuchte. Der Leibnizianer Christian Wolff und der ihm hier nahestehende Gottsched haben Vorbildliches für die philosophische Schulsprache getan. Man muß sich daran halten. Das wird auch Leibniz zu einer verspäteten Wirkung verhelfen.

Es ist das Schicksal von Leibniz gewesen, daß vorzugsweise das blendende Vielerlei seiner Leistungen bewundert wurde. Er wurde als der größte „Polyhistor" gepriesen. Seine wahre Größe aber ist ganz anderer Art. In der Fülle dessen, was ihn gefesselt zu haben scheint, offenbart sich die Einheit seines Wesens, das dem Wesentlichen zugewandt, eben darum die Fülle bezwingen konnte. Er ist weltoffen wie keiner, doch mit einer einzigartigen geistigen Ursprünglichkeit in der Gestaltung. Er ist schlechthin faustisch und in seiner Ausgeformtheit trotzdem klassisch. Wer nur auf seine Werke achtet, steht unter dem Eindruck einer Vielheit, die naturgemäß eine Summe ist. In seiner Weltanschauung ist aus der Fülle ein Ganzes geworden, dessen Wesenszüge der Renaissance verwandt sind. Der Geist der Renaissance ist faustisch und strebt gleichwohl zur klassischen Formvollendung, zur Harmonie von Stoff und Form, von Sinnlichkeit und Sinn, von Vielheit und Einheit.

Leibniz, dem Welt und Weltgeschichte als sinnvollstes Ganzes gilt, ist zutiefst deutsch in seiner Sehnsucht nach Harmonie, doch wirkt sein Glaube an ihr geheimes Dasein meist anstößig. Daß er das heillos Böse, die unabwendbare Zerrissenheit, das unselig Tragische leugnet, sagt Menschen, die in stetem Kampf

mit sich und der Umwelt stehen, nicht zu. Seine Weisheit hat die Wollenden und die „Wissenden" gegen sich. Aber für sich vielleicht die Wahrheit. Und — Goethe.

Im Barock, dem man Leibniz' Weltanschauung nicht zurechnen sollte, ist die Fülle der individuellen Einzelheiten dem überwältigenden Gesamteindruck untergeordnet. So ließ der Barockgeist auch in der Politik die Einheit eines herrschenden Willens über die Vielheit triumphieren. Gegen alle Übermacht der Einheit und Einheitlichkeit nahm die Aufklärung, deren zersetzenden Individualismus Leibniz heraufkommen sah, den Kampf auf: die Vielheit wollte die Macht an sich reißen. Weder die Vergewaltigung noch die Unbeherrschtheit der Individuen kann das Richtige sein. Die Geschichte schwankt zwischen beidem hin und her, bald das Unheil dieser, bald das Unheil jener Einseitigkeit verfluchend. Leibniz erkannte, daß keine Nötigung besteht, jeweils im entgegengesetzten Unheil das Heilmittel zu suchen. Das richtig verstandene Recht der Vielheit kann sehr wohl im Einklang stehen mit dem richtig verstandenen Recht der Einheit. Dieser Einklang besteht, wenn die Vielheit zur Gemeinschaft verbunden, ein Ganzes bildet, dem jedes Glied fügsam zugetan, nicht hörig untertan ist. Was Leibniz fand: das Vorbildliche der Gemeinschaft, ist gerade das, was die Gegenwart sucht. Leibniz' Bemühen, das Bedeutsame der Gemeinschaft, für die er freilich vielerlei Worte gebraucht (Ganzes, Zusammenstimmung, Harmonie, Vollkommenheit usw.), weltanschaulich zur Geltung zu bringen, kann der Gegenwart das Verständnis für ihn erschließen und kann ihr verständlich machen, daß nur eine Weltanschauung, die tief und ergreifend ist, tief und nachhaltig ins Leben einzugreifen vermag. Gemeinschaft ist für Leibniz in jeder Hinsicht der beherrschende Begriff, aus dem er Welt und Weltgeschichte und die Gottheit deutet. Man könnte ebensogut sagen, der Grundzug seines Wesens, der der Vielfältigkeit seines Strebens fast in allem das Gepräge gibt, sei das Bemühen, die Vernunft zur Herrschaft zu bringen. Die Vernunft hält es eben mit der Logik der Gemeinschaft.

Leibniz vertraut darauf, daß die Vernunft auch in der Geschichte waltet. Die Geschichtschreibung indes beschränkt er auf das Individuelle (res singulares). Sie soll von ihm Kenntnis geben. Sie soll die Gegenwart aus der Vergangenheit verständlich machen. Sie soll der Zukunft zur Belehrung dienen. Sie soll durch die Kunde großer Taten Ruhmbegier und Tatenfreude immer neu entfachen. (Vorwort der Accessiones historicae.) Als Wissenschaft des vergänglich Individuellen schien ihm die Geschichte verurteilt zu sein, sich auf die Kenntnisnahme des scheinbar Irrationalen zu beschränken. Er stellt darum den „ewigen Wahrheiten" der Vernunft die geschichtlichen Tatsachen, die uns Zufall bleiben, gegenüber. Man könnte meinen, daß Hegel, der die Vernunft unmittelbar auf dem Schauplatz der Geschichte suchte, das vollbracht habe, woran Leibniz verzweifelte. Aber so nahe ihm Hegel steht — von Leibniz stammt das Leitwort, daß alles, was wahrhaft ist, vernünftig sei — im Begriff des Geschichtlichen treffen beide nicht ganz zusammen. Leibniz suchte das geschichtlich Wesentliche im Individuellen, Persönlichsten, Hegel

im Überpersönlichen und im Allgemeinen. Leibniz hat das Leben der Völker hoch über das Menschenleben gestellt und der Aufklärung den Vorwurf gemacht, daß sie die Gesinnung untergrabe, „der Vaterlandsliebe und öffentliches Wohl und die Sorge für die kommenden Geschlechter höher standen als das eigene Glück und Leben". Von Leibniz kommt Herders geschichtsphilosophische Würdigung der Völker. Aber sie sind etwas Vergängliches. Das Unvergängliche suchte Leibniz in der unsterblichen Seele, die auf der Wanderung durch unzählige Lebensläufe und in der Wandlung durch alle Schicksale den Sinn der Geschichte zu erfassen desto fähiger wird, je mehr Sinn sie dem eigenen Dasein durch die Hingabe ans Überpersönliche zu geben vermag. Es ist klar, daß diese faustische Forderung an die Geschichte, jeder Seele Spielraum zur unbeschränkten Selbsterweiterung und zu wahrhaft weltgeschichtlichem Wirken zu geben, im Rahmen der Geschichtswissenschaft, die das Vergängliche beschreibt, keine Bekräftigung findet. Seine Geschichtsphilosophie kann eines Tages auch wissenschaftlich Bedeutung gewinnen. Einstweilen ist ihr zuzugestehen, daß sie Natur und Geist zu einem Ganzen zu vereinen sucht.

Der geistlosen Weltansicht, die in der Natur nur ein Hin und Her von Massenteilchen, ein Auf und Ab von ziellosen Kräften findet, stellt Leibniz seine Anschauung entgegen: die Natur ist ein Ganzes, gebildet aus einer unendlichen Vielheit kleinster, unvergänglicher Einheiten, die als Gegenstand des Bewußtseins den Stoff der Welt „darstellen", in ihrer Innerlichkeit aber etwas Seelisches sind und im Zustand des Bewußtseins die Welt „vorstellen". Der Stoff der Welt, unter Naturgesetzen stehend, denen Leibniz, auch hier seiner Zeit weit voraus, den Satz von der Erhaltung der Energie zurechnet, bildet die Natur. Die Innerlichkeit der Welt bildet sich in der Weltgeschichte. Die letzten Einheiten, die Mikrokosmen des Kosmos nannte er „Monaden". Vielleicht wurde dieser Ausdruck von Martianus Capella angeregt, der geheimnisvoll von der heiligen Monas, dem Ursprung der Vielheit, spricht. (Leibniz beabsichtigte im Jahre 1673, den Martianus Capella herauszugeben.)

Die Monade, wie Leibniz sie denkt, ist anfänglich als bloßes Massenteilchen ein Minimum von Welt und Seele. Doch ein faustisches Minimum: ein dunkler Drang, ins Leben zu treten, mit anderen Monaden sich zum kleinen Ganzen einer Lebensgemeinschaft zu verbinden und als deren führende, belebende und beseelende Monade zum Ichbewußtsein und Weltbewußtsein zu erwachen. „Stirb und Werde": die Gestaltungen des Lebens sind vergänglich, die Monaden sind unvergänglich. Sie sinken in Todesdunkel, wenn ihre Lebensgemeinschaft zerfällt. Sie kehren auferstanden zurück ins Lebenslicht, wenn sie — dienend oder führend — ein neues Leben bilden. Einen höheren Sinn kann das Einzelleben in Gemeinschaften höherer Ordnung gewinnen. Ein Menschenleben vermag führend dem Leben eines ganzen Volkes neue Gestalt oder neuen Gehalt zu geben. Doch vermag ein einzelner ein Volk auch in den Abgrund zu führen. Zum Widersinn,

daß die einen zerstören, was die andern aufbauten, kommt noch die Tatsache, daß jede Gemeinschaft, die den Eigensinn ihrer Glieder durch einen höheren Sinn überwindet, einen neuen Eigen-Sinn in die Geschichte trägt, der mit fremdem Eigen-Sinn zusammenprallt. Gegnerschaft, Kampf ums Dasein entsteht, wo immer Individuen, Gruppen, Völker, Kirchen sogar, ihren Sinn durchzusetzen versuchen. Leibniz war sich des Widersinns in jedem Eigensinn, des Unrechts in jedem Lebensrechte bewußt. In seinem Vorwort zum Codex diplomaticus, 1693, verweist er (wie Kant, der ihm folgte) auf den Spötter, der seinem Hause den schönen Namen „Zum ewigen Frieden" gab, doch auf das Schild einen Kirchhof malte.

Leibniz' Vorwort zum Codex diplomaticus ist aufschlußreich, weil es zeigt, wie sehr bei seiner Deutung der Geschichte auch Rechtsphilosophie und Religionsphilosophie mitsprechen. Die Welt kann nur durch Gerechtigkeit befriedet und befriedigt werden. Leibniz wird durch die Frage nach dem Wesen des Rechts zur Forderung geführt, daß in der Weltgeschichte jeder zu seinem Rechte kommt und daß jedes Unrecht auf den kommt, der es begangen hat. Leibniz hatte die philosophische Schwäche, es jedem recht machen zu wollen. Und fand, daß man es jedem doch nur insofern recht machen dürfe, als er tatsächlich recht hat. Und daß dies durchzuführen, der Allmacht und der Allwissenheit vorbehalten sei. Und daß sie dazu Zeit brauche: die ganze Zeit der Weltgeschichte. Und daß auch jede Seele die ganze Zeit der Weltgeschichte benötige, um die „universelle Gerechtigkeit" zu erleben und zu erfüllen. Das Fortleben der Seele nach dem Zerfall des Körpers soll nicht als abgeschiedene Unsterblichkeit gedacht werden. Denn Seele ist nur die führende Monade (monas dominans) einer Lebensgemeinschaft. Die gröblich erlittene Seelenwanderung hat Leibniz abgelehnt. Doch ist er mit der Weisheit des Brahmanismus durch etwas Tiefgemeinsames verbunden. Leibniz ist durchdrungen davon, daß alle Vielheit aus der Einheit stammt und zur Vereinigung strebt. Wenn die Welt nur aus Seelen und Seelchen besteht, also kein Nicht-Ich enthält, kann jeder zu jedem sagen: Du bist ich. Auch zum Welt-All kann jeder sagen: Du bist ich. Die Innenwelt jedes einzelnen ist ja Darstellung und Vorstellung der Welt selbst. Auch zu Gott darf jeder sagen: Du bist ich. Dennoch ist für Leibniz die Vielheit kein bloßer Schein, sondern die vielfältige Erscheinung des Wesens, das allen Einzelwesen zugrunde liegt. Einheit und Vielheit bedingen einander. Leibniz hat den Irrtum überwunden, daß jede Vielheit nur im Allgemeinen einig sein kann, doch im Besonderen aller Einzelheiten auseinandergehen muß. Eine Vielheit kann zur höchsten Einheit einer Gemeinschaft, eines Ganzen verbunden sein, wenn alle Einzelheiten sich so ergänzen, daß jede auf ihre besondere Weise den Sinn des Ganzen zur Erscheinung bringt. Alle Einzelwesen können ein Ganzes bilden, in dem keines von ihnen unwesentlich ist. Indem Leibniz so den uralten weltanschaulichen Gegensatz von Vielheit und Einheit aufhebt, versucht er zu zeigen, daß auch die Vollkommenheit das Unvollkommene nicht ausschließt, sondern einschließt. Vollkommenheit ist Einheit in der Mannigfaltigkeit.

Die Allvollkommenheit kommt jener höchsten Einheit zu, die alle Fülle des minder Vollkommenen, Unvollkommenen als Ganzes zum Gegenstand hat. Die Allvollkommenheit selbst läßt sich nicht vervielfältigen. Sie muß einzig sein. Gäbe es etwa zwei allmächtige Gottheiten, dann würden sie sich im Wege stehen, sie würden gegenseitig ihrer Macht Abbruch tun, bis sie ganz einig, ganz eins geworden, in keiner Weise mehr entzweit wären. Leibniz gibt der spinozistischen All-Einheit, die zur Allein-heit verurteilt ist, weil für sie das Individuelle völlig unwesentlich bleibt, die Fülle der Einzelwesen, die in ihrer unvergänglichen und unerläßlichen Besonderung so ewig sind wie Gott. Leibniz wird nicht müde zu betonen, daß jede Seele ein kleiner Gott sei.

Die Monaden, die letzten Einheiten, sind Gottes Minimum. Er ist ihr Ursprung. Sie sind ursprünglich im ewigen Sinn. Sie sind der Stoff, aus dem die Welt gebildet ist. Als letzte, kleinste Einzelheiten sind sie der bildsamste, also der bestmögliche Stoff. Als Gottes fernstes Abbild stehen sie der ewigen Ruhe am fernsten. Sie sind die Unruhe, die zum Werden drängt. Da dieser Drang als Gegenstand der göttlichen Weisheit zu Gott gehört, wird das Werden der Welt von ihm bejaht, verwirklicht. Es ist kein Abfall. Es gibt keine Gottverlassenheit. In jeder Monade lebt ja eine Winzigkeit Gottes. Also muß auf der Welt sein Segen ruhen?

Leibniz hat sein weltanschauliches Hauptwerk „Rechtfertigung Gottes" genannt. (Theodicee 1710.) Die Unsumme des Bösen, des Leidens, des Elends erhebt Anklage gegen Gott. Warum hat er die Welt nicht besser gemacht? Hat seine Güte versagt oder seine Macht? Leibniz antwortet, daß Gott nichts Besseres tun konnte, als die beste aller möglichen Welten ins Dasein zu rufen. Sein Optimismus hat sich nie zu der Behauptung verstiegen, daß in der Welt jede Einzelheit als solche gut und schön sei. Wenn er das Düstere des Lebens minder düster sah als andere, so stand ihm dies zu: seinem Einblick konnte sich vieles verklären. Menschen, die sich schmeichelten, tiefer zu sehen als er, haben seinen Optimismus in Verruf gebracht. Leibniz läßt den Teufel ganz aus dem Spiel, er zeigt aber zugleich, daß und warum eine Welt, die aus Gott stammt, es sich und ihm schwer genug macht. Die Welt, die der höchsten Vernunft entsprungen ist, gibt jeder Unvernunft Raum, solange die innerliche Vereinzelung besteht. Doch sieht Leibniz in der Unvernunft schon das erste Dämmern der Vernunft. Als äußerste Niederung Gottes sind die Monaden das Höchstmaß des noch wirksamen, noch wirklichen Dunkels. Die vollkommene Finsternis wäre etwas Unwirksames, wäre nichts. Indem sich aus der Vielheit des in der Vereinzelung ohnmächtig Kleinsten Gemeinschaften bilden, wird mit der äußersten Vereinzelung auch das Äußerste des Dunkels überwunden. Doch jedes Ganze, das sich bildet, ist von der Umwelt abgesondert und bedarf ihrer dennoch, ist in seiner Bedürftigkeit leidend, in seiner Ganzheit angreifbar, ist zahllosen feindlichen Schicksalen ausgesetzt. Auch herrscht in jedem Lebensraum, je selbstbewußter seine Bewohner sind, desto bewußter der

Kampf ums Dasein. Geraten mit all dem viele Leiden in den Kelch des Lebens, ihn manchmal bis zum Rande füllend, so geht dies mit rechten Dingen zu. Jedes Lebensganze ist tätig und leidend. Ob die Tätigkeit das Leiden wert ist, hängt wohl weniger vom Leiden als vom Wert der Tätigkeit ab.

Den Teufel aus dem Spiel zu lassen, ist ein abgründiger Optimismus, der die Welt nicht mit der mephistophelischen Weisheit trösten darf: „Dieses Ganze ist nur für einen Gott gemacht." Liest man die Theodicee, dann entsteht aber leicht der Eindruck, daß bei der Rechtfertigung Gottes gelegentlich das Recht der Individuen vergessen sei. Leibniz betont stark, daß man aufs Ganze sehen müsse. Kein Mensch dürfe sich beklagen, wenn sein Schicksal der allgemeinen Bestmöglichkeit hingeopfert wird. Damit scheint die Forderung, daß jedem das Seine werde, preisgegeben. Doch ist die Preisgabe nur scheinbar, denn das Menschenleben gilt nur als Bruchteil des Monadenlebens, in dem sich alles ausgleichen kann.

Eine Welt, die unverdorben von Gott kommt, muß es allen recht machen — insoweit sie recht haben! Unmöglich ist es, die Welt so zu gestalten, daß sie dem Eigensinn jedes einzelnen zusagt. Wohl aber kann sie allbefriedigend sein, wenn jeder Vernunft annimmt und sich mit dem bescheidet, was ihm in der Allgemeinschaft zukommt. Man hat die Gerechtigkeit, die in der Welt herrschen sollte, herabgesetzt und herausgefordert durch die Vorstellung, daß das Schicksal in banaler Weise lohnend und strafend mit uns abrechnet. Dieser Banalität *scheint* sich auch Leibniz schuldig zu machen. Er spricht davon, daß die Gerechtigkeit uns das Glück, das wir verdienen, schuldet — ein Gedanke, den Kant aufgegriffen hat im Postulat, daß die Unsterblichkeit der Seele und das Dasein Gottes dem „Würdigen" Glückseligkeit sichern sollen. Aber ein faustischer Mensch, der Großes geleistet hat, wird statt der Glückseligkeit ein neues Leben und von diesem das Glück erwarten, noch Größeres leisten zu dürfen. So wurde Leibniz von Goethe verstanden: „Wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen." Neben dem Glück, zu wirken, stand für Leibniz allerdings auch ein belohnendes Glück fest: wer die Engherzigkeit der Selbstsucht überwunden hat, dem kommt das Gute, das er andern tut, beglückend zugute. (Felicitatem suam augeat in aliena.) Das bedeutet nicht bloß ein Gefühl der Teilnahme, sondern eine wirkliche Teilhabe. Den Monaden, die zu höherem Sinn in der Gemeinschaft aufsteigen, soll Hingabe als Gewinn bewußt werden. Das Glied eines Körpers ist vom Gedeihen aller Glieder abhängig. Wenn aber die Mitglieder einer Volksgemeinschaft zugestehen, daß Gemeinwohl vor Eigenwohl geht, so widerstrebt dem in zahllosen Fällen die Eigensucht der Individuen. Doch kann Gemeinsinn, zumindest auf höheren Lebensstufen, auch den bewußten Eigensinn überwachsen und überwinden, so daß Gemeinwohl von Eigenwohl nicht mehr zu scheiden wäre. Gerade jene Seelen, die, keinen Lohn erwartend, in der Opferbereitschaft voranstanden, würden vorangehen in der Einsicht, wie sehr Hingabe das Leben lohnt.

Wohl bringt jede Gemeinschaft eine neue Selbstsucht in die Welt. Ist sie starrsinnig, dann geht sie unter. Was „vernünftig" ist, kann in eine höhere Gemeinschaft eingehen. Selbst aus der Zwietracht der Völker scheint sich ein Etwas von Eintracht, die je eine Völkerfamilie verbinden könnte, gestalten zu wollen. Ist der Gang der Geschichte so, daß der Eigensinn am Wege liegenbleibt, der Seele aber, die an Besinnung und Gesinnung zunimmt, die Welt immer sinnreicher wird, dann offenbart sich alles Schicksal als Fügung. Eine Welt, bei der kein Teufel und kein völlig sinnloser Stoff die Hand im Spiel hat, berechtigt zu den besten Hoffnungen. Man hat gleichwohl einen falschen Eindruck von Leibniz' Weltanschauung, wenn man meint, es müsse jede Seele im Streben nach Vervollkommnung so ungehemmt fortschreiten, daß jeder nichts zu tun habe, als sich gehen zu lassen. Das Sichgehenlassen bringt keinen über sich hinaus. Man bedarf der Weggenossen und trifft allenthalben Wegelagerer. Man trifft auf dem Wege zum eigenen besseren Selbst die hemmenden Wegelagerer vor allem in den eigenen Untaten.

Je mehr man sich in Leibniz' Weltanschauung vertieft, desto offenbarer wird ihr Reichtum. Beherrscht Vernunft die von ihr gestaltete Welt, so herrscht dennoch Unvernunft in jedem Teil, der abgesondert der Umwelt und Mitwelt gegenübersteht. Wollte man Leibniz fragen, warum die Weltgeschichte das Erwachen der Vernunft, mit dem die Unvernunft erst leidvoll zum Selbstbewußtsein kommt, nicht überspringt, um mit den höchsten Lebensstufen zu beginnen, er würde die Antwort nicht schuldig bleiben: das Irrationale gehört zur Fülle des Lebens, das seinen Sinn nur erfüllt, wenn es sich selbst erwirbt, was es zu besitzen trachtet.

Leibniz hat das Wesentliche seiner Weltanschauung in einer Formel, im „Satz vom Grunde" zusammengefaßt: Alles, was ist und geschieht, hat einen Sinn, das heißt einen zureichenden Grund. Dies gilt in dreifacher Bedeutung. Wenn die Welt in ihrer Entfaltung, im Gehalt und in der Gestaltung die bestmögliche, die unüberbietbare ist, dann muß sie der Besinnung, der Gesinnung, der Ersinnung alles zu bieten haben, was aus dem Gesichtspunkt der höchsten Werte: der Klarheit, des Guten und der schönen Ganzheit, zu fordern ist.

Die sinnliche Wahrnehmung und die Erkenntnis, die unmittelbar auf ihr beruht, ist „verworren", das heißt, sie faßt das Daseiende in einem anschaulichen Bilde auf, das alle Einzelheiten und alle Zusammenhänge verschwimmen läßt. Je gründlicher die wissenschaftliche Besinnung die Natur erforscht, desto besser lernt sie die dunkeln Hintergründe des Geschehens durchschauen. Die verborgenen Einzelheiten und die Gesetze, unter denen sie stehen, hellen sich auf. Die Geltung gerade dieser Naturgesetze und das Sein gerade dieser Welt kann im Ganzen aller möglichen Welten als möglicher und notwendiger Einzelfall begründet sein. Aber jede der Welten, die in der ewigen Klarheit stehen, ist möglich, keine von ihnen ist durch eine logische Notwendigkeit als die zum Dasein berufene ausgezeichnet. Hier greift der Satz vom Grunde in seiner zweiten (teleologischen) Bedeutung ein: unter den zahllosen möglichen Welten kann eine als die wertvollste ausgezeichnet

sein. Ihr Dasein hat einen „guten" Grund, wenn sie aus der Niederung und dem Leid der Unvollkommenheit dem All-Guten, der All-Güte, dem Allvollkommenen entgegengeht. Eine Welt, die einen zwingend klaren Wesensgrund und einen bezwingend guten Werdensgrund hat, scheint keiner ästhetischen Begründung mehr zu bedürfen. In der Tat hat Leibniz diese zumeist beiseite gelassen. Doch ist sie unentbehrlich, wenn der Satz vom Grunde nicht am Irrationalen der Anschauung scheitern soll. Die Mannigfaltigkeit der sinnlichen Anschauungen: der Töne, Farben, Düfte usw., kann aus keiner logischen Formel, die ja immer nur Formen der Einheit und Vielheit betrifft, ergründet werden. Der faustische Gedanke von Leibniz, daß die Sinnlichkeit immerhin ein Sinnbild, ein „Gleichnis" des Unvergänglichen gibt und insofern sachdienlich und zweckdienlich sei, ist in keiner Weise fähig, das anschauliche Sosein der Sinnbilder aus dem Sinn, dem sie sich zuordnen, abzuleiten. Wohl aber ist eine ästhetische Begründung denkbar: es läßt sich vielleicht keine Sinnesanschauung ersinnen, die ausdrucksvoller, eindrucksvoller, zusammenstimmender wäre. Kant sogar, der die Sinnlichkeit für sinnlos oder sinnwidrig hielt und die entgegengesetzte Lehre von Leibniz tadeln zu dürfen glaubte, sah in der ergreifenden Anschauung des bestirnten Himmels ein Sinnbild, das nicht bloß die Wißbegierde herausfordert, sondern auch ans Gewissen rührt.

Wenn die Erscheinungswelt, die Welterscheinung, die unüberbietbar ausdrucksvolle und eindrucksvolle Schöpfung ist — hier darf man von Schöpfung sprechen —, dann gibt sie auf die Frage, warum sie so und nicht anders ist, die Antwort durch ihre unüberbietbare Vollkommenheit.

Die drei Bedeutungen des Satzes vom Grunde scheinen weit auseinanderzugehen. Daß und wie sie dennoch zusammenstimmen, hat Leibniz mit untrüglichem Blick für das Wesentliche erkannt. Sie gehören zusammen, weil jede auf ihre Weise zeigt, wie eine Vielheit zur Einheit eines gegliederten Ganzen — es sei ein System oder eine Lebensgemeinschaft oder ein Kunstwerk — verbunden sein kann. Was einem wahrhaft Ganzen zugehört, bildet in der Vielheit eine Gemeinschaft, ist durch sie sinngemäß geformt und als so Geformtes begründet. Gemeinschaft, Zusammenstimmung ist die Harmonie, die das Wesentliche der Vollkommenheit ausmacht. Je inniger die Gemeinschaft, desto größer ist, formal betrachtet, die Vollkommenheit. Nur der Urgrund aller Fülle ist schlechthin vollkommen, nur das ganz Vereinzelte ist schlechthin unvollkommen: „irrational".

Obgleich Leibniz die Bedeutung der Gemeinschaft, der Ganzheit, die vordem wohl nur im platonischen Denken, besonders eindrucksvoll im „Staat" entscheidend zur Geltung gekommen war, von allen Seiten zu betrachten und zu verwerten suchte, scheint seine Auffassung dennoch etwas Starres, Einseitiges zu haben, da sie aus der logischen Klarheit stammt, die in der Mathematik herrscht. Die formale Logik, die nur das Allgemeine der Vereinung und Verneinung, der Einheit und der Vielheit beachtet, hat es selbst mit keiner Gemeinschaft zu tun, doch führt sie zu

ihr in der Arithmetik, die der Einheit das Bildungsgesetz der Vielheit abgewinnt. Die Zahl 1, gesellig durch Vervielfältigung, begegnet in der Gemeinschaft, die sie aus sich selbst bildet, nur sich selbst: $2 = 1+1$, $3 = 1+1+1$ usw. Kein Wunder, daß die Folge der natürlichen Zahlen, in der es so einheitlich zugeht, höchste Klarheit besitzt. Doch ist diese Klarheit voll des Wunderbaren. Denn die Zahl 1 trägt die Folge ihrer möglichen Vervielfältigungen auch in sich selbst als die Folge ihrer möglichen Teilungen. Diesen Tatbestand der klarsten, der wunderbarsten Gemeinschaft und Gliederung hat Leibniz auf die Natur übertragen. In jeder Monade ist das Weltall eingeschlossen. Sie bedarf „weder Tür noch Fenster", da kraft der ursprünglichen Harmonie der Weltgestaltung jeder im Innern des andern wirkt und fortwirkt. Gesellig, ungesellig wie die Zahl 1 steht die Einsamkeit der Monade in der Gemeinsamkeit der Natur. Man kann sich dem Eindruck zunächst nicht entziehen, daß hier das Vorbildliche der mathematischen Klarheit aus der Natur ein unnatürliches Zerrbild gemacht habe. Aber es liegt im Wesen jeder wirklich vollkommenen Gemeinschaft, in der alles sinngemäß ist, daß sich die äußere Nötigung zu einem sinngemäßen Dasein und Sosein erübrigt. Für Leibniz war die Selbstgenügsamkeit der weltweiten Monaden keineswegs eine unerwünschte Zugabe ihrer Gemeinschaft — nichts konnte ihm bedeutsamer sein als ein Naturzustand der Einsamkeit, aus dem erst im Gange der Weltgeschichte ein Mehr und Mehr von innerlicher und geistiger Verbundenheit wird. Auch diese Erwägung dringt noch nicht genügend in seine seltsam vielseitige, scheinbar einseitige Auffassung ein: Versenken wir uns in das Wesen einer Lebensgemeinschaft, Willensgemeinschaft, so finden wir im Reiche der Zwecke aufs neue die Tatsache, daß die Teile, die zu einem Ganzen verbunden sind, irgendwie das Ganze in sich enthalten müssen. Wer ernstlich einer wahrhaften Lebensgemeinschaft zugehört, darf getrost sein eigenes Bestes suchen — er wird finden, daß es das Beste aller in sich schließt. Ähnliches gilt sogar im Bereich des künstlerischen Schaffens: bei der Schöpfung jedes Ganzen ist schon im Anfang das Ende vorweggenommen und in jedem Teil das Ganze vorgesehen. Eben darum, weil im sinnvollen Anfang schon das Ende beschlossen liegt, widerstrebt Leibniz dem romantischen Gedanken, die Gottheit selbst als werdend zu denken. Auch Goethe, dem im faustischen Sturm und Drang die Tat voranstand, kehrte im „Faust" schließlich zur Deutung zurück: „Im Anfang war der Sinn."

Gottfried Wilhelm Leibniz
Zeitgenössisches Gemälde. Berlin, Preußische Akademie der Wissenschaften

Prinz Eugen von Savoyen

1663–1736

Von

Reinhold Lorenz

Nur ein halbes Jahrhundert liegt zwischen dem Erlöschen Wallensteins im Nachtdunkel eines politischen und persönlichen Zusammenbruchs und dem Eintritt Eugens in die kaiserliche Armee, welcher mit ihm eine neue Führergestalt von weltgeschichtlichem Ausmaß gegeben wurde — nur wohl noch größer als ihr Vorgänger in ihren Fähigkeiten, einfacher und überzeugender in ihrem Charakter, unbestrittener in ihrem Ruhm und ihrer Leistung. Der Friedländer war nach seiner Herkunft als Sohn böhmischer Landedelleute, nach der slawischen Wurzel und der deutschen Entfaltung seiner Bildung und selbst in der Abwendung vom ererbten Protestantismus zugunsten eines politisch gefärbten Katholizismus durchaus österreichisch im Sinne der werdenden dynastischen Großmacht. Der Savoyer dagegen ist eigentlich ein in Paris geborener Italiener gewesen, gehörte im Vaterstamme als Sohn des Grafen Moritz von Savoyen-Carignan dem Hause von Piemont an und war durch seine Mutter Olympia Mancini ein Großneffe des Kardinals Mazarin, der seine römische Verwandtschaft aus der Enge ihrer kleinadeligen Verhältnisse in die blendende Nähe des Bourbonenhofes gerückt hatte. Aber wie Wallenstein in seinen Aufgaben und Zielsetzungen durch das Eingreifen der germanischen Völker des Nordens und die Verlegung der Kriegsschauplätze nach Nord- und Ostdeutschland ganz aus der österreichischen Überlieferung heraustreten mußte, so wurde es auch sein Schicksal, aus keineswegs vom Herkömmlichen seines Standes sehr abweichenden Anfängen heraus zu einer nur mehr mit Hilfe des Gestirneglaubens erträglichen Einsamkeit zu reifen. Eugen dagegen nahm, losgerissen von allen Überlieferungen und Bindungen an Familie und Geburtsland, als Einsamer seinen Weg nach Österreich, um sich dann in den mehrhundertjährigen Spuren österreichischer Sendung und Großmachtbildung auf einer unerhörten Siegesbahn immer höher tragen zu lassen. Trotzdem war die geschichtliche Stellung beider Männer nicht allein von der Leidenschaft des geborenen und berufenen Soldaten, sondern von der Inanspruchnahme eines förmlichen Kronfeldherrntums bestimmt, um durch die Übereinstimmung von Heerführung und Staatskunst die Einheit von Macht und Frieden zu erreichen. Und so wesentlich verschieden ihre menschliche Eigenart geprägt sein mochte, sie beide, der geborne Slawe und der Romane, haben mit wachem Bewußtsein ihr ganzes persönliches Dasein in die Spannung zwischen dem Hause Österreich und dem Reiche der Deutschen hineingestellt, um diese zu

überwinden. Beide gehören deshalb, wie es schon ihre Zeitgenossen empfanden, der deutschen Geschichte in einem ganz großartigen Sinne an.

Mit zwanzig Jahren zog Eugen zum erstenmal die Summe seines bisherigen Lebens. Er wandte sich in feindseligem Entschlusse von der seine Jugend überschattenden Majestät des Bourbonen ab, er ließ Stadt und Land seiner Knabenjahre, seine Angehörigen, Freunde und Verbindungen hinter sich, um einer völlig ungewissen Zukunft willen. Niemand, der Eugens unglückliche Jugend kennt, wird seine Entscheidung als Ausfluß unreifer Abenteuersucht verkleinern dürfen. War nicht alles Glänzende seiner Geburt und seiner Begabung nur dazu da, um in tückischer Weise zum Hintergrund eines verwünscht unfruchtbaren Daseins zu dienen? Der Renaissance-Palast Carignan, in dem er aufgewachsen war und wo er selbst den Allerchristlichsten König als Gast wie einen Abgott hatte bestaunen können, entbehrte des frühverstorbenen Vaters. Er wurde der Schauplatz unerquicklicher Fehden zwischen seiner Mutter, der allmählich vernachlässigten Jugendfreundin Ludwigs XIV., und der ahnenstolzen Großmutter Bourbon, die in einem besonderen Flügel des Hauses mit ihrer an den badischen Hof verheirateten, aber in Paris verbliebenen Tochter wohnte. Olympias Versuche jedoch, das schwindende Glück bei Hofe neuerlich an sich und die Ihren zu fesseln, führten dank ihrer unüberlegten Verbindung mit der Voisin, der verrufenen „Zauberin" der Hauptstadt, und dem unauslöschlichen Hasse, den der mächtige Louvois gegen sie gefaßt hatte, erst recht zum vollen Zusammenbruch ihrer gesellschaftlichen Stellung und nötigten sie zur Flucht ins Ausland. Eugen als jüngster von Olympias fünf Söhnen, noch dazu schwächlich und unschön, wurde mit zunehmendem Alter nur immer mehr und mehr seiner Benachteiligung gewahr. Man ließ ihn, wie es bei spätgeborenen Adelssöhnen vorkam, Kleider wie ein Kleriker tragen. Man bemühte sich, ihn für die Zukunft mit ein paar standesgemäßen, geistlichen Pfründen zu versorgen, und kümmerte sich nicht im geringsten um seinen immer leidenschaftlicheren Wunsch nach militärischer Ausbildung. Nur durch die List und Beharrlichkeit des Zurückgesetzten errang er sich eine seinen ältern Brüdern einigermaßen ebenbürtige, körperliche Gewandtheit und verschaffte sich etwa auf dem Umwege über den Mathematikunterricht die Grundlagen der Festungsbaukunst. Die Berufung zum Dienste in diesem königlichen Frankreich und in seiner Armee, die damals unbestritten den Rang der spanischen und schwedischen überholt hatte und zum Vorbild der großen Mächte Europas wurde, galt dem werdenden Manne als Verheißung und Ziel. Doch endlich brachte seine beharrliche Weigerung, von den Absichten auf die militärische Laufbahn abzulassen, seine Großmutter Bourbon derart auf, daß sie ihn aus dem Hause des Vaters wies und die Sperre aller Geldmittel für ihn veranlaßte. Eugen zog nun seine Soutane endgültig aus, und da er auch von seiner savoyschen Verwandtschaft, die sich älterer Brüder von ihm angenommen hatte, nichts erhoffte, schlug er sich noch eine Zeitlang in den kümmerlichsten Verhältnissen, auf das Schuldenmachen und die Unterstützung gleich-

altriger Freunde angewiesen, durch. Unter diesen bot ihm der Prinz Conti seine Hilfe zu der dann unvergeßlich gewordenen Vorsprache um die Verleihung eines Oberstenpatentes bei Ludwig XIV. an. Ihr Verlauf kann angesichts der allgemeinen Geringschätzung des eigensinnigen, häßlichen Burschen und der besonderen Abneigung gegen seine landflüchtige Mutter nicht wundernehmen. Da riß der Klang der Kriegsfanfare den von seiner Wahlheimat zurückgestoßenen Savoyarden aus der Verstrickung in die Versuchungen des Elends und einer aussichtslos gewordenen Jugend. Sein ältester Bruder Ludwig, der von Turin aus in kaiserliche Dienste wider die Österreich abermals heimsuchenden Türken geeilt war, hatte beim Rückzug des Lothringers auf der östlichen Straße nach Wien einen frühen Tod gefunden. Sein Regiment war ledig, und der Heilige Krieg bot jedem Mutigen die Gelegenheit zur Erprobung. Eugens Entschluß war augenblicklich gefaßt und sein Freund Conti ebenso für die Reise an den Kaiserhof gewonnen. Ihre überstürzte Abreise aber erbitterte König Ludwig, der auch jetzt die Sache des Kaisers keineswegs als die seine anzusehen gesonnen war und ein solch selbständiges Vorgehen junger Edelleute als Geringschätzung seiner Würde betrachtete. Er verhängte sofort ihretwegen über die französische Rheingrenze ein Ausreiseverbot. Aber der Weg der Flüchtlinge ging über Brüssel, wo Eugen seine nach Rache an Ludwig ausspähende Mutter wieder begrüßte, zunächst nach Frankfurt. Dort erreichte Eugen und Conti ein Bote des Bourbonen, der aber nur den Prinzen aus königlichem Geblüt unter Drohungen und Verheißungen zur Rückkehr nach Frankreich bewegte. Eugen jedoch, nunmehr nur sich allein verantwortlich, ritt über Regensburg ans kaiserliche Hoflager nach Passau weiter, wo er auf die Fürsprache des ihm verwandten Markgrafen Hermann von Baden bei Leopold hoffen durfte. Hier wurde der Prinz, der nur mehr mit Erbitterung von dem König Ludwig sprechen konnte, der das Ideal seiner Kindheit gewesen war und der ihn dann höhnisch von sich gestoßen hatte, durch Kaiser Leopold, der selbst so schwer unter dem französischen Druck litt, freundlich empfangen. War auch über das Regiment seines Bruders schon anderweitig verfügt und vermochte er sich infolge seiner Mittellosigkeit nicht den glänzenden, ausländischen Kavalieren im Gefolge des bayrischen Kurfürsten anzuschließen, so durfte er den Krieg doch in der Umgebung seines süddeutschen Vetters, des badischen Ludwig, kennenlernen, der sein letzter und bedeutendster Lehrer werden sollte. Wenn dieser als Sohn einer Bourbonin und Patenkind des Roi soleil doch ganz von deutschem und reichsfürstlichem Bewußtsein erfüllt war, konnte dies auf den Jungen nicht ohne Eindruck bleiben.

Schon nach wenigen Wochen wurde Eugen an der Schwelle seines neuen Lebens eine Begnadung, ein einzigartiges Erlebnis zuteil. Wie wenige weltgeschichtliche Ereignisse können sich an Entscheidungsschwere mit der Kahlenbergschlacht und der Befreiung Wiens am 12. September 1683 messen, und wo hätten sich so wie hier die weltgeschichtlichen Kräfte und Gegenkräfte, Angriffshandlungen und Widerstände so sinnfällig dargestellt und schließlich an einem alles entscheidenden einzigen

Tage zusammengeballt! Aber während schon die Zersplitterung der Verantwortung zwischen dem abwesenden Kaiser, dem namentlichen Oberbefehlshaber Johann Sobieski und dem eigentlichen Feldherrn Karl von Lothringen die Verkörperung dieses Geschehnisses in einer einzigen Persönlichkeit für immer verhindert hat, wurde es für den genialsten Kopf, der fast unbeachtet unter all den kämpfenden Zehntausenden weilte, zur Wende seines Lebens, zum Fingerzeig künftigen, größten Ruhmes. Eugen hat als heranwachsender Junge in Paris die Feldzüge der Siebzigerjahre, die Ludwig XIV. noch mehr zum Teilhaber der deutschen Geschicke machten, sicher mit gieriger Anteilnahme verfolgt. Aber wie fern war er doch körperlich und geistig noch diesen Dingen, und was bedeuteten sie gegen das, was sich jetzt vor seinen staunenden Augen vollzog! Welcher Meister der Kriegskunst war dieser Lothringer, der sich über seine eigene Schule bei Montecuccoli und das Jugenderlebnis seiner Feuertaufe von Sankt Gotthard weit erhob, als er nach wohlüberlegtem Manövrieren angesichts eines zehnmal stärkern, fanatischen Gegners die so verschiedenartigen Heervölker von Rhein, Elbe und Weichsel an der einzig richtigen Stelle, dem Tullnerfelde, zusammengefaßt hatte und sie allen Bedenken zum Trotz mit gesammelter Kraft im richtigen Zeitpunkt über das Kahlengebirge zum Vernichtungsstoß gegen den Türken ansetzte. So wenig sich der junge Savoyarde dem Hochgefühle eines berauschenden Sieges entzogen haben mag, zumal er selbst am Abend dieses blutigen Sonntags an der Seite Ludwigs von Baden ins befreite Wien einziehen durfte, so hat er wohl durch seine dem Lothringer nicht geneigte badische Verwandtschaft immer wieder auch kritische Stimmen zur Führung des Feldzuges vernommen. Neben solche militärische Eindrücke — zu denen doch auch der erstmalige Anblick östlichen Steppenkriegertums in den Polen Sobieskis gehörte — traten für Eugen ebenso gebieterisch die politischen. Als eine mannigfaltige und uneinheitliche geschichtliche Welt, die so ganz anders war als die geschlossene und zielgestraffte Einheit der ihm bisher allein bekannten bourbonischen Monarchie, lernte er in diesen Tagen wie im verschönernden Spiegelbilde auch das Heilige Römische Reich Deutscher Nation des alternden 17. Jahrhunderts kennen. Die kaiserliche Armee aber unter ihrem Generalleutnant, dem Herzog Karl von Lothringen (auch dieser aus einem romanischen Außengebiete des Reiches wie Savoyen und seit seiner Jugend Flüchtling vor Frankreich wie Eugen selbst) und dem Hofkriegsrat (an dessen Spitze damals Markgraf Hermann von Baden) stellte schon ihrer Zahl nach zugleich die Kerntruppe des Reiches und des Hauses Österreich dar. Kaiser Leopold selbst blieb, um allzu große Spannungen in diesem schwierigen Gefüge zu vermeiden, still und ernst im Hintergrunde, bewußt seiner unersetzlichen Würde, ohne welche keine deutsche und abendländische Ordnung möglich war, und gewillt, ihr mit allen Mitteln des Zeremoniells Nachdruck zu verleihen.

So lernte Eugen den Krieg, nach dem sich sein junges, feuriges Blut in Paris so oft vergeblich gesehnt, unmittelbar nach seinem Eintritt in Österreich in der

großartigsten Gestalt als Auseinandersetzung zweier Kulturen kennen. Er sah vom Kahlenberge aus den Kern des Osmanischen Reiches in seiner militärischen Form als Kriegslager im feindlichen Lande unter dem Großwesir-Seraskier und der Grünen Fahne des Propheten. Er beobachtete kämpfend die Kriegsweise der Türken und ihrer hier endlich vereinigten Gegner, der Deutschen und der Polen. Doch auch die Seele der Landschaft, die ihm zur zweiten Heimat werden sollte, offenbarte sich dem fremden Jüngling inmitten eines ungeheuren äußern Geschehens wie vielleicht noch keinem vorher. Der ihm von Ludwigs Rache aufgezwungene Reiseweg über das spanische Brüssel und die Reichsstädte Frankfurt und Regensburg (den beiden wichtigsten des damaligen Deutschland!) nach Passau mochte ihm für die Zukunft eine lebendige Vorstellung von der politisch-militärischen Achsenlagerung Niederlande-Rhein-Donau in ihrer Bedeutung für das Reich der Deutschen und das Haus Österreich gegenüber Frankreich vermittelt haben. Jetzt durfte er nach dem Ritte längs der österreichischen Donau Wien, des Reiches erste Residenz und Festung, mit ihrem himmelragenden Wahrzeichen erblicken, und sein Auge schweifte, wenn es die Ausläufer der Alpen hinter sich ließ, frei über die Ebene beiderseits des ostwärts drängenden Stromes bis zu den Kleinen Karpathen und die Gegend der Porta Hungarica. In den diesem Kahlenbergsieg folgenden Herbstwochen aber ging es donauabwärts über die Grenze des Heiligen Reiches vor Preßburg mit den Kaiserlichen, Bayern und Polen bis ins Türkische Ungarn hinein, das damals noch zwischen Komorn und Gran begann. Dem Savoyarden war also drei, vier Monate nach seiner Flucht aus Paris außer Deutschland auch der abendländische Ostraum in seiner grenzenlosen Weite, mit seinen slawischen und madjarischen Menschen und seinen, für eine neue Lösung aufgeschlossenen, besondren Fragen im Umriß bekannt, wobei sich Eugen seines Vetters Ludwig von Baden als eines ebenso erfahrenen wie einer großen Zukunft gewärtigen Mentors erfreute. Der abenteuerliche Zug seines Lebens, zu dem er durch das Unverständnis aller für sein Los in Frankreich Maßgebenden gedrängt war, schwand wieder in der Bewährung unter völlig neuen Verhältnissen, und die verwegene Tapferkeit, mit der er in entscheidenden Augenblicken immer wieder an der Spitze der Mannschaft sein Leben aufs Spiel setzte, war doch echt soldatisch höhern Zwecken der Führung eingeordnet.

Noch vor Jahresende erhielt er, schon auf Grund eigener Bewährung, das Oberstenpatent der Kufstein-Dragoner. Die Muße der winterlichen Waffenruhe aber nutzte er von nun an, um sich als Kavalier in der großen Welt umzusehen, ohne doch am damals recht ausgelassenen Münchener Hofhalt oder beim europäischen Karneval in Venedig seinen so schwer errungenen gesellschaftlichen und moralischen Rang in Österreich jemals in Frage zu stellen. Als er im Herbst 1685 die Stufe eines Generalfeldwachtmeisters erreichte, war er so jung schon einer der vornehmsten und tapfersten jener vielen Italiener, die neben Wallonen und Lothringern ihr Glück als kaiserliche Offiziere machten, während Franzosen (sofern es sich nicht um Ingenieure handelte) Volontiers blieben, wie z. B. jener

Villars, den Eugen damals kennenlernte. Olympia Mancini freilich suchte damals noch in Spanien für sich einen höfischen Rang, wie sie ihn einst in Paris besaß, und für ihren Sohn einen glänzenden Posten und eine entsprechende Heirat. Aber mit einem Besuche in Madrid, wo Eugen seine Mutter zum letztenmal sah, war für ihn selbst diese Versuchung fort von Österreich abgeschlossen.

Nur gemessen an dem Einmaligen, das an persönlicher und geschichtlicher Wende, an Erlebnisfülle und Entscheidungen Deutschlands letztes Türkenjahr für Eugen gebracht hatte, bedeuteten die nächsten Jahre Entspannung und vielleicht auch eine gewisse Enttäuschung für das reifende Genie, das sich nun des richtigen Weges bewußt geworden. Im August 1686 erlitt Eugen bei der siegreichen Belagerung von Ofen, wo er zum erstenmal Brandenburger im Kampfe sah, eine Verwundung durch einen türkischen Pfeil. Und als der jugendlich draufgängerische Kurfürst Max Emanuel, der den großen Lothringer im Oberbefehl ablöste, Belgrad den Osmanen entriß (1688), wurde Eugen durch eine Musketenkugel empfindlich am Knie verletzt und mußte vom Kriegsschauplatz nach Wien gebracht werden. Doch diese Siege der deutschen Waffen, welche noch zu Beginn des Jahrzehnts völlig außer der Berechnung der europäischen Kabinette waren, führten zu einem neuen Eingreifen König Ludwigs in Deutschland, welches für immer durch die Ruinen der Rheinpfalz bezeichnet werden sollte. So kreuzte Eugen, nun schon General und ganz seinem neuen Vaterlande zugehörig, vor Mainz zum erstenmal die Klinge mit den Franzosen. Wurde er dabei auch abermals verwundet, so hat dies wie alle folgenden Kriegsgefährdungen ihn doch nie dauernd seinem Soldatenberuf entziehen können. Gleich bei Beginn des neuen Französischen Krieges, der alle Gegner der bourbonischen Weltherrschaftsansprüche — voran das England Wilhelms von Oranien und der Glorreichen Revolution — auf die Kampfbahn rief, hatte der Kaiser mit der beabsichtigten Gewinnung des Herzogs Viktor Amadeus von Savoyen für diese Koalition dem Prinzen die erste, ganz selbständige Aufgabe zugedacht. Sie erforderte vor allem diplomatische Begabung und war angesichts der Unentschlossenheit und Doppelzüngigkeit des Hauptes des Hauses Savoyen auch unter Einsatz des jetzt schon alle seine nähern Verwandten an Ansehen überragenden Prinzen wohl verfrüht. Nach dem Mainzer Zwischenspiel aber war die europäische Lage so weit gereift, daß Leopold Eugen 1690 abermals nach Piemont sandte, wo er von da an sechs Jahre lang eine wenig beneidenswerte militärisch-diplomatische Doppelrolle zu spielen gezwungen war. Doch erhielt er gleich anfangs die Genugtuung, daß er so, wie er sich's wohl beim Verlassen französischen Bodens zugeschworen, ihn nun mit den Waffen in der Hand wieder betrat. Und wenn mit den vorhandenen Mitteln und bei den schwankenden Befehlsverhältnissen, die Eugen lange nicht einmal die klare Verfügung über die kaiserlichen Regimenter ließen, keine großen Erfolge zu erzielen waren, so lernte er immerhin nach den ungarischen nun auch die ganz andersartigen italienischen Gefechtsfelder kennen. Als 1696 aber Viktor Amadeus wieder zu Frankreich neigte

und sein Land durch einen Neutralitätsvertrag für Italien sicherte, da schwankte Eugen keinen Augenblick lang in seiner Treue für Österreich. Er war ein vierunddreißigjähriger Mann, noch voll überströmendem, jugendlichem Tatendrang, als eine glückliche Fügung mit einemmal all seine Fähigkeiten entfesselte und ihm den ersehnten Lorbeer in den Schoß warf.

Nach Eugens Meinung hätte der Kaiser die schwere Demütigung und Friedensbereitschaft der Türken um 1690 zur Erzielung eines vorteilhaften Friedensschlusses im Osten benutzen sollen. Aber Wien führte den Heiligen Krieg um die Wiedergewinnung Ungarns fort und nahm gleichzeitig die schwere Belastung an der Westflanke des Reiches auf sich. Diese Doppelaufgabe ging jedoch nach den jahrelangen sieg- und verlustreichen Kämpfen über die Kräfte der kaiserlichen Armee und des Reiches. Markgraf Ludwig von Baden, der jetzt als die bedeutendste militärische Führergestalt hervortrat, schlug zwar die Türken bei Slankamen an der Theiß, wohin sie nach der Rückeroberung Belgrads gedrungen waren, siegreich aufs Haupt, dann mußte aber der „Türkenlouis" in aufreibenden, entscheidungslosen Kämpfen der französischen Übermacht am Rhein standhalten. Unterdessen suchte zwar Kurfürst August von Sachsen, der Sohn des Mitstreiters vom Kahlenberge — nach dem Lothringer, Bayern und Badener der vierte Reichsfürst als Oberbefehlshaber in Ungarn —, vergeblich den Ruhm eines neuen Türkensiegers. Die Zustände erheischten vielmehr eine gründliche Wandlung durch die Hand einer hochbefähigten und unverbrauchten Persönlichkeit. Wenn dafür auf Empfehlung des Hofkriegsratspräsidenten Starhemberg, des einstigen Verteidigers von Wien, Leopolds Wahl auf den eben in Italien freigewordenen Eugen fiel, so gehörte dies wieder zu der oft merkwürdig glücklichen Besetzung führender Posten unter seiner Regierung, welche die Mißgriffe im Ergebnis weit überwogen und ihn für seine Zeitgenossen zum „Großen" erhoben. Eugen sollte ursprünglich als Untergeneral die bedenkliche Lage in Ungarn bessern. Als aber dem starken August die Wahlkrone von Polen winkte, überließ er gern den Befehlsstab in dem noch halbbarbarischen Lande dem Prinzen von Savoyen. Die Soldaten, die freilich eines glänzenderen Eindruckes von dem neuen Feldherrn gewärtig sein mochten, begrüßten den unscheinbar gekleideten und körperlich häßlichen Ankömmling als den „kleinen Kapuziner", was bald zu einem Ehrentitel werden sollte. Wie unbestechlich durchschaute er sofort die durch die Verelendung und Entmutigung der Kriegsvölker gekennzeichnete Lage; wie fieberhaft arbeitete er von der Stunde seiner Ankunft an, um die Schlagkraft und das Vertrauen der Soldaten gleichzeitig zu heben. Für planmäßige Erneuerungsarbeit, zu deren Unterstützung er die Wiener Zentralstellen von da an immer wieder anrief, war jetzt freilich nur eine ganz geringe Spanne Zeit gegeben. Denn schon erfuhr man die Annäherung eines vom Sultan persönlich geführten Heeres von Belgrad her. Die jetzt sofort einsetzenden Maßnahmen Eugens erinnern gewiß an seinen ersten, deutschen Lehrer in der Kriegskunst, den Herzog von Lothringen; so die ebenso überlegte wie willensstarke

Heranziehung aller überhaupt verfügbaren Truppenkörper auf einen wohlausgesuchten Punkt, welcher den eigenen Entwürfen entspricht und sie doch nicht verrät; so die Hinundhermärsche angesichts des überlegenen Feindes, die zwar das Letzte aus der Mannschaft herausholen, aber sie mit der Gefahr vertraut und den Gegner unsicher machen; so endlich das überraschende, rücksichtslose Zugreifen in der entscheidenden Stunde und auf dem einzig richtigen Orte, wobei Eugen gegenüber seinem Vorbilde die unbedingte Verfügungsgewalt über alle Gliederungen seiner Armada zugute kam. Nachdem also der neue Befehlshaber den Türken von Peterwardein an die Theiß abgedrängt hatte und beide Gegner längs des Flusses Szegedin zu aufwärts gezogen waren, gelang es Eugen, in verwegenem Angriffsspiel das feindliche Heer bei Zenta in dem Augenblicke zu stellen, als es gerade gegen Siebenbürgen ausweichen wollte, und es dann unter ausgezeichneter Benutzung des Geländes bis nahe an die Vernichtung zu schlagen. Dem Sultan selbst blieb nur der schleunige Rückzug ins Innere seines Reiches übrig. Nun konnte die Ernte langer, blutiger Kriegsjahre in die Scheuer gebracht werden. Im Westen erkannte König Ludwig durch den im Jahre von Zenta abgeschlossenen Frieden von Rijswijk die Grenzen seiner Machtausdehnung am Rhein und in Italien endlich an. Die vereinigte Kraft des Hauses Österreich und des Reiches hatte in der neuartigen Verbindung mit den Bourbon feindlichen Seemächten den Zauber der Unbesiegbarkeit Frankreichs zerstört, wenn auch bei einer neuen Wendung, die durch die eigentümliche Lage Spaniens wahrscheinlich war, sich die europäische Lage wieder gefahrdrohend gestalten konnte. Der Sieger im Osten aber wußte selbst am besten, daß sein Heer erst nach völliger Erneuerung fähig war, zum Angriff auf das Osmanische Reich überzugehen. Im Frieden von Karlowitz brachte der Sultan sehr ernste Opfer. Sie erfüllten zwar nicht die Hoffnungen, welche vor dem französischen Rückenangriff berechtigt waren, als kaiserliche Reiter durch Serbien und Bosnien streiften, schlossen aber noch immer die Abtretung ganz Ungarns mit dem Fürstentum Siebenbürgen und nur mit Ausnahme des Temeser Banates ein. Österreichs Heer aber besaß nun für die ungewissen Wechselfälle der Zukunft einen Führer, der, mit ihm auf Gedeih und Verderb verbunden, schon durch seinen Namen einen Zauber ausübte wie keiner seit Wallenstein, der jedoch als ein in dieser Armee heimisch gewordener Fremdling zugleich das Vorbild vollendeter Treue und Einordnung im Staate bot. Wohl hatte er damals die Zeit eigener Dürftigkeit durch die Gunstbezeigungen seines kaiserlichen Herrn längst hinter sich. Seine einstige Schuldenlast war bis auf den letzten Pfennig abgetragen, und schrittweise entstand der Bau seines Winterpalastes in der Wiener Himmelpfortgasse. Doch um so wirksamer vermochte er seine Grundsätze von Offiziersehre, welche z. B. den Kauf von Offiziersstellen verpönten, zur Geltung zu bringen. Allerdings blieb die Heeresverwaltung in einer Weise auf die monopolartige Belieferung durch die meist aus westdeutschen Gettos kommenden Großhändler und Staatsbankiers angewiesen, daß selbst ein Eugen dagegen wenig

Rat wußte. Wohl verlangte er etwa vor Zenta, gegen die Oppenheimers selbst mit Gewalt vorzugehen, damit ihre Lieferungen pünktlich eingehalten würden, und als sein badischer Vetter ihm die Dienste Em. Oppenheimers empfahl, wollte er sich die Untersuchung ihrer Zweckmäßigkeit für den Kaiser vorbehalten. Aber mit der Gelegenheit der langen Kriege stiegen trotz der wenig geschickten Gegenmaßnahmen der Hofkammer die geschäftliche Waghalsigkeit und die gesellschaftlichen Ansprüche dieser Leute. War Sam. Oppenheimer, wohl der bedeutendste ihrer Art, noch glücklich, wenn ihm Eugen aus der Türkenbeute hebräische Bücher für seine Bibliothek anwies, so wußte ein Wolf Wertheimer bereits sich Zutritt zu Jagden zu verschaffen, an denen auch der Prinz teilnahm. Als aber Simon Wertheimer von ihm die Rückziehung eines Befehls über die Ausweisung der Juden aus Temesvar erbat, schlug Eugen dies mit der Begründung ab, der Handel dort sei von Christen leicht zu versehen und daher ihnen zu vergönnen.

Jetzt, wo die überragenden Eigenschaften des Prinzen aller Welt offenbar geworden, gab ihm ein großes Schicksal immer neue Gelegenheit, sie im Dienste weltgeschichtlicher Mächte zum Einsatz zu bringen. Um die Jahrhundertwende begann jene als Spanischer Erbfolgekrieg bezeichnete, nicht einmal auf Europa beschränkte politisch-militärische Auseinandersetzung, in welcher sich große nationale Entwicklungsströme mit den idealen und den rechtlich oft unklar verbrieften Ansprüchen der wichtigsten Herrscherhäuser aufs merkwürdigste verquickten und überschnitten. Ehe aber noch die neue kontinentale Frontenbildung Bourbon-Habsburg das abermalige und kräftigere Einschreiten der Seemächte gegen die Gewinnung der großen spanischen Monarchie durch Ludwig XIV. für seinen Enkel zur Folge hatte, ging Eugen wieder nach Oberitalien, um die drohende Vereinigung feindlicher Kräfte über Südtirol hintanzuhalten. Sobald er nun erfuhr, daß sein Gegner Catinat bei Chiusa bereits den Ausgang in die Po-Ebene sperrte, erhob er sich zu einem Entschlusse, der seit Hannibals Alpenübergang nicht seinesgleichen hatte. Er führte, unterstützt vom Tiroler Volke, unter dem kein einziger zum Verräter wurde, binnen drei Tagen einen Übergang über die Hochpässe der Dolomiten durch, für den die Kriegskunst der Zeit kein Vorbild und keine Schulung kannte und der noch dazu in Hinblick auf die furchtbaren Mängel seiner Leute in Ausrüstung und Verpflegung geradezu unfaßbar scheint. Trotz der dadurch gelungenen Umgehung der französischen Stellung übertraf der moralische Eindruck der Tat bedeutend ihre unmittelbaren, militärischen Folgewirkungen. Denn die örtlichen Erfolge gegen Catinat und Villeroi reichten nicht zu einer Entscheidung aus, und ein am 2. Februar 1702 von Eugen angeordneter verwegener Handstreich auf Cremona, bei dem Villeroi als Gefangener in die Hände der Österreicher fiel, brachte nur die Ersetzung dieses mehr in höfischen Umtrieben an deutschen Fürstenhöfen als auf dem Schlachtfelde erprobten Generals durch Vendôme. Ludwigs XIV. und Leopolds I. bedeutendste Feldherren traten damals ohne großes Ergebnis einander gegenüber. Da bewogen endlich Eugens dringliche Vorstellungen — sie

zielten auf eine Erneuerung der kaiserlichen Wehrmacht von der Spitze her, um die Voraussetzungen für dauernde Erfolge der kaiserlichen Waffen sicherzustellen — den Kaiser zu seiner Berufung als Präsidenten des Hofkriegsrates und eröffneten damit auch seiner staatsmännischen Befähigung ein dankbareres Feld, als es die Sendungen nach Savoyen waren. Schon stand die Sache des Kaisers derart, daß er, der um sein Recht an der spanischen Monarchie die Waffen ergriffen hatte, sich mit der Sicherung seiner Stammländer und seiner Hauptstadt beschäftigen mußte. Sie selbst waren vom Westen her durch die eifrige Betätigung Max Emanuels als Verbündeten der Franzosen und im Osten durch den neuen Aufstand der Kuruzzen unter dem jüngern Franz Rakoczy gefährdet. Eugen traf zur Meisterung dieser Verhältnisse persönlich in Preßburg die wichtigsten Vorkehrungen, um eine brauchbare Rückendeckung für Österreich zu schaffen und die Rakoczyaner durch Verhandlungen hinhalten zu können. Für den kommenden Sommer 1704 sollte vielmehr alle verfügbare Kraft zu einem entscheidenden Schlag in Deutschland zusammengeballt und der englische Bundesgenosse für die Absendung seiner in den Niederlanden stehenden Hauptstreitmacht auf denselben Kriegsschauplatz gewonnen werden.

Welche Wende von den hinreißenden Jugendeindrücken Eugens in Österreich zu seinen Aufgaben im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts! Dort noch einmal die gemeinchristliche Losung der Befreiung des bisher islamisch beherrschten Ostens, wobei die Abwesenheit des Allerchristlichsten Königs den geschichtlichen Beruf des Kaisers der Deutschen um so mehr in den Vordergrund rückte. Hier stand Eugen mitten im verheerenden Wettstreit der europäischen Staaten untereinander, als ob dieser nur auf die Erledigung des großen Feindes in Osten gewartet hätte, um mit verdoppelter Wucht wieder hervorzubrechen. Wenn dort unter der rotweißen Fahne des Reiches mit den katholischen auch evangelische Fürsten im Zeichen des beiden Bekenntnissen gemeinsamen Kreuzes fochten, wenn dann der Westkampf der neunziger Jahre nur eindeutige Abwehr französischer Überfälle auf Deutschland war, der dem Kaiser sogar den Beistand des Oraniers brachte, so führten jetzt gewaltige Pläne zur Umgestaltung der politischen Karte Europas die Staaten zu- und gegeneinander. So erreichte auch der Gegensatz der beiden katholischen Großmächte gerade im Streite um die Beerbung der einst bedeutendsten und noch immer weltumspannenden dritten seine Höhe. Eugen aber, dessen Aufstieg im kaiserlichen Dienste einst in Paris und Versailles höchstens Spott und Ärger erregt, der dann durch Zenta das Erstaunen aller Welt an seine Fahnen gefesselt hatte, ward nun berufen, an der Spitze einer großen Armee sich mit den Marschällen seines einstigen Monarchen zu messen. Nicht allein trat der Feldherr des Kaisers diesmal zur Entscheidung an, sondern mit dem Herzog von Marlborough als oberstem englischem Heerführer und Parteihaupt der eigentlich das kontinentale Bündnis tragenden Whigs. Im Juni 1704 trafen sich bei Mundelsheim die beiden, schon körperlich so verschiedenen Männer zum erstenmal, und ihr gegenseitiges

Verhältnis bestimmte von da an fast ein Jahrzehnt lang die europäische Kriegführung und Politik wesentlich mit. Sogleich entwickelte sich zwischen ihnen ein persönliches Vertrauensverhältnis, das zum Erstaunen schon der Zeitgenossen in der Folge alle Schwierigkeiten einer solchen Doppelstellung überwand und die große Befähigung beider aufs glücklichste zur Geltung brachte. Eugen, der Jüngere, trug zu dieser ins Persönliche aufragenden politischen Freundschaft das seine auch durch einen eigentümlichen Entschluß bei, in dem die menschlich und sachlich begründete Seite nicht mehr genau unterschieden werden können. Noch stand als der rangälteste General der Markgraf Ludwig in Süddeutschland, er, der Eugens erster Freund in der Fremde, sein Führer und Vorbild in den Ebenen Ungarns gewesen. Seine spröde und heftige Natur konnte wohl einem so außerordentlichen Menschen wie dem reifenden Savoyer, in ihrem wertvollen Kern anziehend und förderlich sein. Aber Eugen fühlte sich jetzt zur Übernahme der vollen Verantwortung berufen und lenkte Louis von der Teilnahme am geplanten Hauptschlag wider die vereinigten Franzosen und Bayern durch eine ihm nahegelegte Unternehmung gegen Ingolstadt ab. Mochte sich dieser dann auch, sobald der Überblick über die Ereignisse möglich war, getroffen fühlen und gegen Eugen für immer verhärten, so war wohl nur solcherart das reibungslose Verhältnis mit dem volle Gleichberechtigung beanspruchenden Engländer gewährleistet. So errangen sie denn am 13. August gegenüber der wenig aufeinander abgestimmten Führung der Gegner bei Hochstädt den ersten entscheidenden Sieg im bisherigen Verlauf dieses dynastischen Weltkrieges, der die Franzosen aus Süddeutschland hinaustrieb, Kurbayern den Kaiserlichen überantwortete und Max Emanuel für Jahre zum landlosen Flüchtling machte. Von dieser gewonnenen Grundlage aus waren erst die kommenden Feldzüge für die Engländer in den Niederlanden und den Kolonien und für die Österreicher in Italien und in Spanien mit Aussicht auf Erfolg zu führen.

Da starb aber, ehe eine neue Entscheidung gegen den französischen Weltherrschaftsanspruch hätte fallen können, Kaiser Leopold, der Eugens Aufstieg vom mittellosen Freiwilligen zum berühmtesten General seiner Armee binnen zweiundzwanzig Jahren, manchmal seiner Art nach zaudernd, in wichtigsten Wendungen aber mit entscheidender Förderung begleitet hatte. Als Eugen die winterliche Ruhe nach dem italienischen Feldzug von 1705, der Savoyen wieder an der deutschen Seite gesehen, zur Reise nach Wien benutzte, konnte er die Gewißheit mitnehmen, in dem jungen Kaiser Joseph einen ihm in Alter und Wesensart noch weit näher stehenden Monarchen zu besitzen. Und wirklich schien des Prinzen Geist wie von neuen Schwingen getragen, sobald er, wieder nach dem südlichen Kriegsschauplatz zurückgekehrt, die Kaiserlichen bis an die tirolische Grenze zurückgedrängt fand. Im Juli begann er den neuen Vormarsch nach Italien, und schon am 7. September entsetzte er, trefflich von den Preußen unter dem nachmaligen „Alten Dessauer" unterstützt, in einer Folge der verwegensten Angriffshandlungen

die schwer bedrängte Residenz des Herzogs von Savoyen. Turin, die Heimat seines Hauses, wurde von ihm, dem einst verspotteten „kleinen Abbé" der Franzosen, siegreich genommen, und wie vor zwei Jahren Deutschland, so ging jetzt auch Italien für Ludwig XIV. verloren! Eugen selbst wurde General-Gouverneur von Stadt und Festung Mailand, das damit endgültig aus dem spanischen Bereich gelöst war, und bald vereinigte er die höchsten überhaupt einem deutschen Soldaten zugänglichen Würden, die des kaiserlichen Generalleutnants und des erwählten Reichsgeneralfeldmarschalls in seiner Person. Es kam die Zeit, da die Überfülle des Kraftgefühls in Wien und London, das zum guten Teil im grenzenlosen Vertrauen auf Eugen beruhte, von ihm als Gefahrenquelle für die Zukunft des antibourbonischen Europa erkannt wurde. Die Seemächte zwangen ihn geradezu, einen von ihm von vornherein als aussichtslos bezeichneten Zug nach Toulon zu unternehmen. Der Kaiser-Bruder Karl verlangte seine Anwesenheit in Katalonien, mußte sich aber mit Guido Starhembergs Hilfe begnügen, während der Kaiser in Italien sogar gegenüber dem Papste alte Reichsrechte geltend machte und durch Daun das Königreich Neapel erobern ließ. — Eugen drängte vielmehr darauf, nun die letzte und schwierigste Entscheidung, die Eroberung des französischen Kernlandes selbst, gemeinsam mit den Seemächten in Angriff zu nehmen. Von 1708 an hat er wieder im Verein mit Marlborough und im ständigen Einvernehmen mit dem holländischen Großpensionär Heinsius auf dem durch Vaubansche Festungsanlagen gesicherten niederländisch-französischen Grenzgebiet eine Reihe hervorragender Erfolge erzielt, welche die Zermürbung der bourbonischen Widerstandskraft beschleunigten. Der drohende Zusammenbruch des nordwestlichen Verteidigungswalles brach endlich den Stolz des „Sonnenkönigs", und nur gegen Eugens Vorschlag mißachtete man seine Verhandlungsbereitschaft auf Seite der Verbündeten durch die Aufstellung von Bedingungen, welche unmäßig hart das Ehrgefühl der Franzosen herausforderten und ein neues Aufflammen ihrer Widerstandskraft zur Folge hatten. Da veränderte mit einem Male der parlamentarische Sturz der whigistischen Geldaristokratie durch die der Kriegslasten überdrüssige Gentry sowie der unerwartete Tod Kaiser Josephs und die damit im Reiche notwendig gewordene Nachfolge seines zum spanischen König ausgerufenen Bruders Karl die Weltlage unerwartet zu Ludwigs Vorteil. Denn eben jene Gleichgewichtsidee, derentwegen England auf die Seite Habsburgs getreten war, kehrte ihre Spitze nun gegen das Haus Österreich, dem jetzt das Erbe Karls V. nur mehr in einer Person offenstand. Obwohl Eugen die Notwendigkeit einer neuen Einstellung der Wiener Politik zu den europäischen Fragen anregte, hatte er noch schwer mit dem Eigenwillen des neuen Kaisers zu ringen, der ganz in dem Gedanken versponnen war, ähnlich seinem gleichnamigen Ahnherrn die Grundlagen seiner Monarchie in Spanien zu suchen. Da aber auch ein Staatsbesuch Eugens in London, wo er zwar vom Volke gefeiert und sein ritterliches Verhalten gegenüber dem gestürzten Marlborough anerkannt wurde, den Rücktritt Britanniens aus dem kontinentalen Bündnis nicht mehr

aufhalten konnte und diesem noch der von Holland folgte, so geriet Eugen nach so großartigen Siegen in eine recht schwierige Lage. Merkwürdig genug ist es dann Villars, seine zweifelhafte alte militärische Bekanntschaft, gewesen, mit dem er als gegnerischem Feldherrn und Unterhändler den Rastätter Frieden abschloß. Die spanische Monarchie wurde derart geteilt, daß Ludwigs Enkel als Herr über das spanische Mutterland mit seinen Kolonien einen neubourbonischen Zweig begründete, während der Kaiser seine Hausmacht über Nord- und Süditalien ausdehnte und aus dem alten burgundischen Erbe die bisher spanischen Niederlande zugewiesen bekam. War Eugen schon daran mitbeteiligt, daß sich der deutsche Habsburger als mächtigster Fürst im Nahen Osten ansehen durfte, so war dieser entscheidend durch Eugens Taten neben Frankreich und Spanien zum Beherrscher der romanischen Welt geworden — Besitzungen, teils auf Familienrechten, teils auf Ideen des alten Reiches begründet, von einer ungeheuren Ausdehnung und voll naturgegebener Spannungen, welche auf die Dauer nicht einmal das Genie des Feldherrn-Ministers, als welcher Eugen nun immer deutlicher hervortrat, gänzlich meistern konnte.

Als beim Tode Ludwigs XIV., der sich eigentlich selbst überleben mußte, diese Neuordnung Europas für Generationen festgelegt war, hatte Prinz Eugen sein dreiundfünfzigstes Lebensjahr erreicht. Ungewöhnlicher Geistesgaben, unerhörter Erlebnisfülle und eines Schicksals, das immer neue Möglichkeiten zur Entfaltung des so vorgebildeten Genies bot, all dessen durfte er sich bewußt sein. Und noch lagen zwei stillere Jahrzehnte vor ihm, in denen auf dem glücklich gelegten Grunde neue geschichtliche Bildungen heranreiften. Jetzt erst konnte Wien, das nun aller Türken- und Kuruzzengefahr ledig war, zu seinem dauernden Fürstensitze werden, und sein Mäzenatentum ermöglichte zum guten Teile der Kaiserstadt den Wettbewerb mit Paris auch in dieser Hinsicht. Seine Arbeit im Kabinette und in der Bibliothek und seine gesellschaftlichen Verpflichtungen traten nun in den Vordergrund. Das Hofleben verlangte von dem größten Diener des Hauses Österreich seine Rechte. Nur eine kriegerische Entscheidung fiel noch im alten, blitzenden Stil des fleischgewordenen Mars, als der Eugen den Zeitgenossen erschien, und legte die Richtung seiner Volkstümlichkeit ein für allemal fest: seine Führung im kurzen Türkenkrieg 1716—1718, der, vom Kaiser als Hilfe für die Venezianer unternommen, das Friedenswerk von Karlowitz mit der Erwerbung des Banates, Nordserbiens und der Walachei großartig abrundete. Aber weit beharrlicher als diese politischen Ergebnisse blieb der Eindruck des an den jungen Feldherrn von Zenta erinnernden Sieges von Peterwardein. Und gar die Wiedereroberung Belgrads lebt in dem von einem Soldaten bayrischer Herkunft zuerst gesungenen schlichten Heldenlied vom „edlen Ritter" fort, solange es Deutsche gibt, die gegen Osten blicken. Bemerken wir aber, daß dieser Feldzug der einzige war, zu dem Eugen den Feind herausgefordert wissen wollte und wo ein ausgesprochener Eroberwille in ihm durchbrach, so erscheint er wie ein bewußter Rückschlag auf die

anderthalb Jahrzehnte, in denen alles Schwergewicht auf den West-Entscheidungen lag und selbst die Lösung der ungarischen Frage im Vertrag von Szathmar mittelbar durch sie erreicht wurde. Dies führt zur Betrachtung der Elemente von Eugens geschichtlichem Dasein überhaupt, das erst mit jenem merkwürdigen Polnischen Thronfolgekrieg von 1733 bis 1735 erlosch, wo Grundfragen des Ostraumes am Rheine entschieden wurden, russische Kriegsvölker das erstemal im Innern Europas auftraten und Eugen noch zum Lehrmeister des jungen Fridericus aus Preußen wurde.

Die ältere Schicht von Eugens Persönlichkeit war nach Abstammung, Erziehung und Jugendidealen zweifellos im romanischen Westen und besonders im klassischen Zeitalter Frankreichs verhaftet. Auf der Höhe seines Lebens war er mitentscheidend an der Neugestaltung des europäischen Westens und Südens beteiligt. Er kämpfte an der Seite Marlboroughs, in dessen Persönlichkeit England zum erstenmal unmittelbar in die festländischen Gegensätze eingriff, gegen den bourbonischen Vorherrschaftsanspruch für das „Gleichgewicht der Mächte". Diese Idee kehrte sich aber im Ergebnis auch gegen den volklich getragenen Universalismus der altdeutschen Reichsidee und den katholisch-dynastischen des Hauses Österreich. Daher im ersten Friedensjahrzehnt die Entfremdung Eugens von Karl VI. und die bittern Fehden mit der „Spanischen Partei" am Hofe, bis er dann mit List und Gewalt den jungen Kaiser zu einer für ihn günstigen Entscheidung nötigte. Freilich erfuhr er als Gouverneur des neugewonnenen Belgien (welche Würde er durch einen Stellvertreter ausübte), das als Unterpfand der österreichisch-englischen Freundschaft gelten konnte, wiederum die Schattenseite jenes Bündnisses, die Selbstsucht der protestantischen See- und Geldmächte in den Fragen des Barrieretraktates, der Ostindischen Handelskompanie. Dies führte sogar zum Rücktritt von jenem Posten; aber auch der Gedanke einer Verbindung der katholischen Monarchien des Westens, den die Zurückhaltung der Pariser Politik damals nahelegte, gedieh nicht weit. Denn wie im Persönlichen seit 1683 der Osten Eugens Schicksal bildete, so gewahrte er, daß er mit all seinen Taten im westlichen Bereiche nur immer abwehrend und regelnd eingreifen konnte. Auch sein Plan, mit Hilfe einer bayrischen Heirat der habsburgischen Erbtochter Maria Theresia die Wittelsbacher näher an Wien heranzuziehen, wurde durch ihre Vermählung mit dem Lothringer durchkreuzt, die den gänzlichen Verlust dieses Reichslandes an Frankreich zur Folge hatte. Im Osten dagegen nahm Eugen einen großartigen Gewinn für das Abendland und die Formung einer neuen Staatenwelt wahr. Nach Böhmen war nun auch das reichsfremde Ungarn fest der kaiserlichen Herrschaft eingeordnet und damit eine wirkliche Donaugroßmacht, Österreich als Staat der Pragmatischen Sanktion, geschaffen. Aber auch Brandenburg errang im Bündnis mit dem Kaiser gegen Eugens Rat die Königswürde in Preußen. Aus dem Moskowiterreich aber war in dem großen, dem Spanischen Kriege gleichlaufenden Nordischen Krieg das petrinische Rußland geworden, das gleichzeitig gegen

die Türkei byzantinische Erbansprüche erhob und Schweden aus dem abendländischen Ostraum verdrängte. So zog Eugen nur den folgerichtigen Entschluß aus dieser Entwicklung, wenn sein staatsmännisches Werk durch eine Verbindung der beiden deutschen Ostmächte untereinander (wozu der Prinz den König und den Thronfolger in Berlin gleichmäßig persönlich verpflichten wollte) und mit Rußland gekrönt wurde. Ihr Gegenstand war die endgültige Ausscheidung des französischen Einflusses in Polen zugunsten des eigenen, was schließlich die Teilung der Republik durch ihre Nachbarmächte vorbereitete. Aber besiegelte Eugen mit diesem Erliegen des Ostraumes nicht auch das Schicksal des deutschen Reiches, dessen Soldat er genannt worden ist? Das österreichische Heldenzeitalter im Osten, das er wie kein anderer miterlebt und mitgeschaffen hat, es bedeutete zunächst doch eine unerwartete Wiedergeburt der Reichsidee, die hier noch einmal Deutsche fast aller Stämme unter dem Kaiser zusammenführte und sogar Polen zum Verbündeten gewann. Auch der dazwischen immer wieder hemmend hineinspielende Kampf im Westen war vom Kaiser gewonnen, aber dieser fortwährende Druck vereitelte in seinen militärischen Rückwirkungen die von Wien gelenkte, vollkommene Überwindung des Osmanentums in Europa. Er äußerte politisch sich gerade im Niedergange Frankreichs durch den Sieg der mit gleichgeordneten Staaten rechnenden und einer reichischen Rangordnung letztlich widerstrebenden Gleichgewichtsidee. In diesem Sinne darf man wohl behaupten, der Freund Marlboroughs und der Türkensieger Eugen gehorchten verschiedenen weltpolitischen Gesetzen. Erst vom Hintergrunde dieser Spannung aus aber erschließt sich uns etwas vom Geheimnis dieser Persönlichkeit, die sich fast nur im Handeln offenbarte, und von ihrer Wirkung als Deutscher, an welcher ein neuerdings auch von Italien genährter Wettstreit nichts ändern wird.

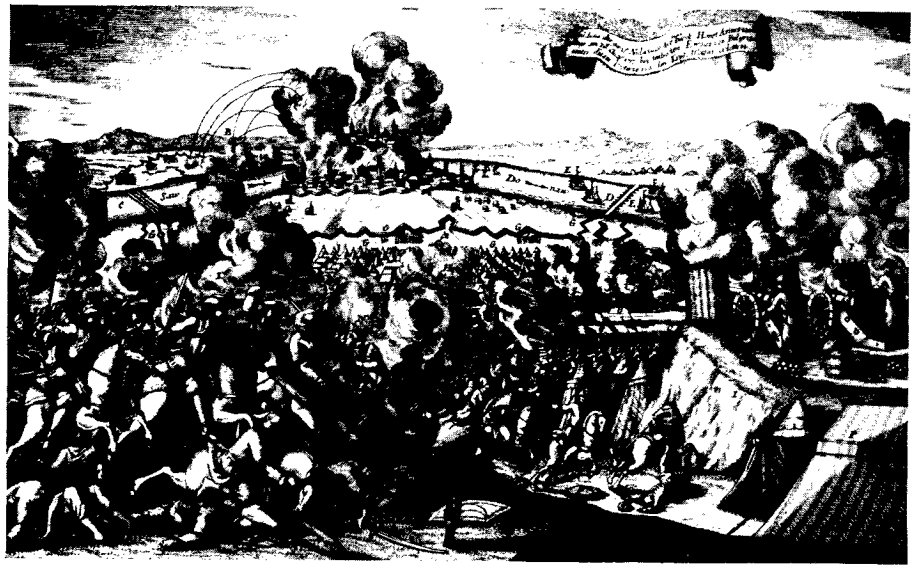
Gerade das nie zu vollendende und doch so schöpferische Zusammenfügen des Westens und des Ostens, das das Ewige Deutschland ausmacht, es findet sich in der Menschlichkeit des „Eugenio von Savoy" (so schrieb er selbst seinen Namen) wie in einem Mikrokosmos für seine Zeit. Wohl entbehrte sein Wirken als Staatsmann des unmittelbar Genialen, das uns allein am Feldherrn entgegentritt und ihn gleichsam aus Zeit und Volk ins allgemein Gültige und daher persönlich Unsterbliche hinaushebt. Aber seine politischen Grundansichten und sein darauf beruhender weiser Rat zu den Fragen der Zeit vermochten in großartiger Weise den Gegebenheiten des mitteleuropäischen Raumes und des Nahen Ostens und der in diese Doppellage hineingestellten Bildungen des Kaisertums des Deutschen Reiches und der österreichischen Monarchie gerecht zu werden. All diese Mächte, die dem Sohne des savoyschen Hauses und eines hohen Dieners der französischen Krone höchstens als Gegenstände feindseligen Angriffes bekanntgeworden waren, wurden nicht weniger in ihren so unübersichtlichen Beziehungen zueinander wie in ihrem inneren ständischen Aufbau erfaßt und geachtet. Eugens politisches Denken ist gerade in seiner Anerkennung einer Staatsidee, welche gleich abseits

von bourbonischem Anspruch auf staatliche Allgewalt und von der feudalständischen Anarchie des Ostens die Mitte suchte, in seinem Eintreten für einheimische Berechtigungen in kritischen Stunden ungarischer und belgischer Geschichte, sobald nur die Autorität der Wiener Hofburg hergestellt war, als ganz „deutsch" im Sinne seiner Zeit empfunden worden. Italienisch und französisch war das Fertige seiner geistigen Bildung, aber seine großen Bauwerke schufen die Fischer und Hildebrand, der erste unter seinen gelehrten Freunden hieß Leibniz. An Venedig und Mailand, Rom und Paris knüpfte seine großartige Sammlertätigkeit an, wobei der Verkehr mit schaffenden Künstlern und gleichgesinnten Kunstfreunden und mit beauftragten Agenten Hand in Hand ging, um mit den reichen, aber begrenzten Mitteln kaiserlicher Gnade ganz Großes und persönlich Erlesenes zu schaffen. Gewiß war der Umkreis dieses europäischen Mäzenatentums durch die Auffassung von der Alleingültigkeit des nachmittelalterlichen Kunstideals gegeben. Eugens Galerie umfaßte aber neben den Raffael und Tizian, Correggio und Caracci auch die Holbein und Lucas van Leyden, Rembrandt und Rubens, ja sogar Breughel und Teniers. Merkwürdig genug wurde sein innigster Freund in Apoll, der Nunzius und Kardinal Albani, nachmals vornehmster Förderer des Sachsen Winckelmann. Der bedeutendste künstlerische Schilderer seiner Schlachten unter den Zeitgenossen ist unbestritten ein germanischer Künstler, Jan van Hughtenberg aus Haarlem, gewesen. Das Fesselndste an Eugens Erscheinung in der Kunstgeschichte ist aber das „Österreichische" seiner Wirksamkeit, die bewußt gepflegte Umsetzung wertvollen fremden Kulturgutes in den deutschen Bereich. Wichtiger als die vielen welschen Künstler, die in seinem Auftrag Arbeit fanden, wurden für die Zukunft ihre ihm ebenfalls dienenden deutsch-barocken Überwinder, die Altomonte (Hohenberg), Daniel Gran und Peter Strudel.

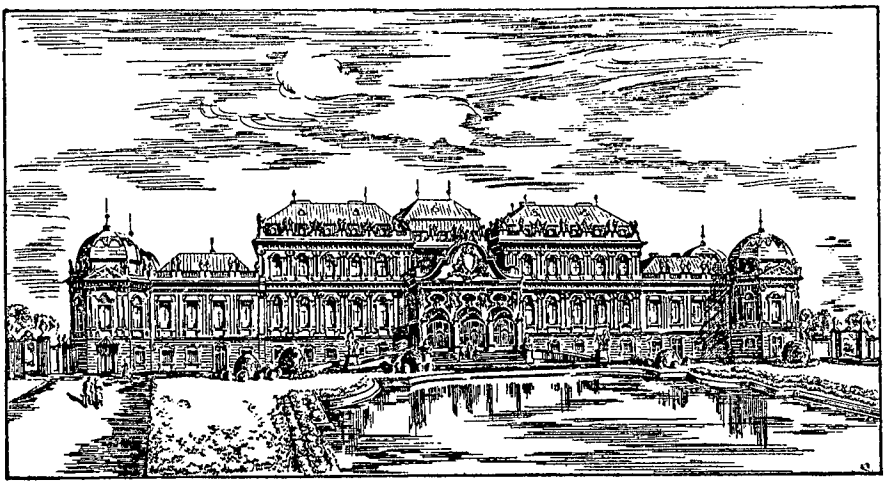
Für die Gartenbaukunst zog der Prinz als Erben Le Nôtres Anton Zimmer heran, der den Park des Belvedere schuf, wo die Kunstwerke, die allein unter hunderten persönliche Anspielungen auf den Schloßherrn bringen durften, von Süddeutschen herrührten — Eugen als Bezwinger des Neides von dem Bayern Permoser und Herkules mit der Omphale vom Tiroler Lechleitner. Während noch das Stadtpalais vom älteren Fischer von Erlach herrührt, ist dann Lukas von Hildebrandt, den er 1702 aus Italien holte und recht als seinen Lieblingsarchitekten förderte, Meister des Belvedere und schließlich Erbauer seines Leichengerüstes bei St. Stephan geworden. Das vor allem durch Mariettes Bemühungen zusammengestellte bewunderungswürdige Kupferstichkabinett enthielt auch eine reiche Sammlung deutscher Bildnisse. Das krause deutsche Schrifttum der Zeit, das schon einer etwas späteren Generation entfremdet war, vermochte ihn freilich nicht zu fesseln, und sein deutscher Stil kann nicht mehr gerühmt werden als der seiner deutsch geborenen gebildeten Zeitgenossen. Unter seinen dichtenden Bewunderern befand sich allerdings auch schon ein Johann Christian Günther, und die Leichenrede des Pater Peickhardt stellt ein Denkmal barocker Religiosität und Sprachform

Prinz Eugen von Savoyen
Gemälde von Johann Kupetzky. Wien, Robert Haardt

Vorſaal zur Haupttreppe des Schloſſes Belvedere in Wien
Stich nach einer Zeichnung von Salomon Kleiner, 1734



Eroberung der Feſtung Belgrad durch Prinz Eugen, 1717
Zeitgenöſſiſcher Kupferſtich



Schloß Belvedere in Wien,
für den Prinzen Eugen 1693—1724 von Joh. Lukas von Hildebrandt erbaut

dar. Eugen selbst scheint doch weit bedeutender als die Förderung seines undankbaren Hausdichters Rousseau die Annahme der Widmungen und die Unterstützung der Pläne des Leibniz empfunden zu haben, der Wien durch eine gelehrte und literarische Sozietät auch zur geistigen Hauptstadt Deutschlands erheben wollte. Und sein aus Preußen stammender Generaladjutant Georg Wilhelm von Hohendorf hat als Bibliophile wohl selbst das meiste zu dieser Richtung von Eugens Bildung beigetragen. Sein fürstliches Privatleben ging außer in Wien selbst auf seinen ostwärts gelegenen Schlössern vor sich, von denen als Lustort besonders Schloßhof in der Marchebene gerühmt wird. Der Rennweg aber, an dem sich sein herrliches Belvedere auf dem Boden 1683 zerstörter Weinberge erhob, mochte sich für ihn wohl viel hundert Meilen bis zu seinen ungarischen Herrschaften dehnen, wo er westdeutsche Bauern als Kolonisten siedelte und selbst die Staatsdomänen des Banates in diesem Sinne seinem tüchtigen General Mercy zu Temesvar anvertraute. Merkwürdiger als viele andere Denkmäler seines Ruhmes, vom zeitgenössischen der Superga bei Turin angefangen, dünkt uns sein Reiterbildnis auf dem 150 Jahre vom Ofner Großpascha bewohnten Burghügel von Ofen und die Namengebung des Schwabendorfes Eugenfalva bei Essegg. Sogar die einzige Frau, die Eugen Unersetzliches bedeutete, die Gräfin Lori Batthyany (in deren Salon er noch den letzten Abend seines Lebens beim Spielchen verbrachte), war als Tochter des vom Niederrhein kommenden Ministers Strattmann und als Ungarin durch ihren Gatten und ihre Söhne ein gewisses Widerspiel seiner selbst. Sein Katholizismus, der den Priester in der Politik nicht schätzte, war alles andere als selbstsüchtiger Gallikanismus. Er hielt sich streng an die Satzungen der Kirche, aber er begegnete sich mit Leibniz in der Sehnsucht

nach Überwindung der Glaubensspaltung. Er liebte die „Nachfolge Christi" des Deutschen Thomas a Kempis. Er erkannte als miles christianus Gott in der blutigen Entscheidung und verlangte von sich und seinem Kriegsvolke Achtung des Gesetzes und der Treue, der friedlichen Arbeit und der Frauenehre.

Unleugbar liegt auch über dem Lebenslauf dieses Großen unserer Geschichte ein tragischer Zug. Als sein Tag sich zu Ende neigte, da wußte er, daß der männliche Stamm der deutschen Habsburger, dem er unter drei Kaisern gedient, am Erlöschen war, daß trotz der Pragmatischen Sanktion die Zukunft ihrer Monarchie fragwürdig schien und die Hoffnungen auf eine Erneuerung des Reiches der Deutschen von Wien her eitel wurden. Persönlich verzichtete Eugen nicht allein auf Ehe und Nachkommenschaft, sondern sogar auf die Abfassung eines Testamentes, was die Verschleuderung eines erheblichen Teiles seines Erbes durch die „schreckliche Nichte" Viktoria von Savoyen zur Folge hatte, als sie Kaiser Karl VI. in übergroßer Pietät für Eugens Familie zu seiner Universalerbin bestimmte. Aber wenn Österreich am Ausgang der wohl größten Zeit seines noch immer nicht vollendeten Gestaltwandels sich Eugens als seines Helden rühmen durfte, dann war es ein Österreich, das der Krone Deutschlands wert gewesen ist.

Johann Balthasar Neumann

1687—1753

Von

Adolf Feulner

Balthasar Neumann war der größte deutsche Architekt des achtzehnten Jahrhunderts. Die führende Stellung war schon zu seinen Lebzeiten unbestritten. Kurz vor seinem Tode erhielt er den Auftrag, für das Kaiserschloß, für den Neubau der Wiener Hofburg, Pläne auszuarbeiten. Im Auftrag allein lag schon die Anerkennung seiner Bedeutung. Sie wurde später in der Zeit des Klassizismus wieder vergessen. Nichts ist ungerechter als die Wertung der folgenden Generation. Erst als die gefühlsmäßige Ausdrucksgewalt des Barock wieder als künstlerische Leistung gesehen wurde, im späteren neunzehnten Jahrhundert, begann Neumanns Ruhm in neuem Glanz zu leuchten. Sein Name wurde das Sammelbecken, in das alle großen Schöpfungen des rheinfränkischen Barock hineingeschüttet wurden, bis die Forschung der letzten Jahrzehnte dieses Gemisch von Zuschreibungen wieder ordnete. Als durch die archivalischen Funde die Frage der Gemeinschaftsarbeit erkannt wurde und die verschlungene Tätigkeit bedeutender Architekten am Würzburger Schloß aufgelöst werden mußte, ist der Pegel seines Ruhmes vorübergehend wieder gefallen. Es konnte sogar die Meinung auftauchen, daß Neumann nur ein genialer Organisator und Konstrukteur gewesen sei. Erst die Funde der letzten Jahre haben seine überragende Bedeutung wieder geklärt. Jetzt übersehen wir seine künstlerische Entwicklung, wir wissen, daß er gelernt und gerungen hat, bis er die letzten Möglichkeiten seiner Zeit erschöpft hat. Wenn wir die Zahl der künstlerischen Höchstleistungen und die Vielseitigkeit seines Wirkens als Maßstab nehmen, dürfen wir ihn sogar den größten Architekten des achtzehnten Jahrhunderts nennen.

Die Daten seines Lebens sind eintönig. Das äußere Geschehen war gering; um so ereignisreicher war das künstlerische Leben. Seine Laufbahn war, mit wenigen Rückschlägen, die durch den Wechsel seiner fürstlichen Herren eintraten, ein ununterbrochener Aufstieg, getragen von reinen Glücksfällen. Er ist aus kleinsten Verhältnissen erwachsen und rasch zu führender Stellung gekommen. Seine Eltern waren, wie schon seine Großeltern, arme Tuchmachersleute in Eger. Als das siebente von acht Kindern wurde er am 30. Januar 1687 geboren. Der Zufall, daß er einen Glockengießer als Paten bekam, hat dann über sein Leben entschieden. Sein Pate gewann ihn für seinen Beruf und zeigte ihm den Weg zu einem bekannten Meister seines Faches, zum Glockengießer und Stückgießer Sebald Kopp in Würzburg. Als Büchsenmacher und Feuerwerker wurde Neumann 1711 aus der

Lehre entlassen. Er trat 1712 in die fränkische Kreisartillerie ein, wurde 1714 zum Stückjunker befördert und blieb bis zu seinem Tod im Dienst des Hochstifts. Der Übergang von einem Zweig seines Berufs zu dem eines Festungsbaumeisters und von da in das baukünstlerische Gebiet vollzog sich von selbst. Während des Türkenkrieges war er 1718 mit den fränkischen Truppen in Österreich und Ungarn. Bei der Befestigung des eroberten Belgrad arbeitete er als Ingenieur mit. Als erfahrener Praktiker kam er 1719 nach Würzburg zurück, als gerade der Tod der Reihe nach die Männer seines Faches wegraffte, den Baumeister Pezani, den Festungsbaumeister Müller und den Baumeister Greising. Die Stellen fielen ihm in den Schoß. In rascher Laufbahn rückte er zum Ingenieurhauptmann, Stückhauptmann und zum fürstbischöflichen Baudirektor vor, und schon mit zweiunddreißig Jahren, nicht zu früh für einen genialen Menschen, war Neumann der führende Baumeister des Fürstbistums. Das ist er geblieben bis zu seinem Tod. Am 19. August 1753 ist er gestorben als der angesehenste Architekt im südwestlichen Deutschland, als der maßgebende Fachmann aller fürstlichen Höfe und Klöster. Seine Züge sind uns aus mehreren Bildnissen bekannt. Das schönste hat uns Tiepolo geschenkt. Auf dem herrlichen Deckenbild im Treppenhaus des Würzburger Schlosses sitzt der führende Baudirektor in der Uniform des Obristen allein und beherrschend vor der Brüstung des Stufenaufbaues, auf dem Europa im Kreise der Künstler thront. Mit dem ruhigen, klaren Blick des wachen, überlegenen Geistes sieht er sich bewußt in seiner Schöpfung um.

Seine Gesamtleistung ist fast unübersehbar. Seine technischen Nutzbauten, die Festungswerke, Kasernen, Zeughäuser, Brücken, Wasserwerke, Brunnen, Glas- und Spiegelfabriken, selbst seine Wohnhäuser, die Klosteranlagen, die kleineren Kirchen, die Altäre müssen hier unberücksichtigt bleiben. An der Würzburger Universität hatte er einen Lehrstuhl für Zivil- und Militärbaukunst.

Die mathematische, wissenschaftliche Arbeit des Ingenieurs und Konstrukteurs, die ununterbrochene Beschäftigung mit technischen Aufgaben war Neumanns Beruf. Das künstlerische Schöpfertum war sein Schicksal und seine Bestimmung. Die eine Wirksamkeit ist bei ihm ohne die andere nicht denkbar. Die sachlichen Vorzüge seines Wissens und Könnens, gesteigert bis zur blinden, niemals versagenden Sicherheit im Konstruktiven, sind geradezu das Fundament seines Künstlertums. Sie sind die unentbehrliche Vorgabe für die Kühnheit der künstlerischen Lösungen seiner Spätzeit. Zuerst hat es den Anschein, als ob ihn seine eigentümliche Begabung, eben der Sinn für rechnerische Klarheit und sachliche Logik, dem französischen Klassizismus in die Arme treiben wollte. Es hat lange gedauert, bis er die fremden Einflüsse überwunden und sich zum freien deutschen Ausdruck durchgerungen hat. In den gewaltigen Raumphantasien seiner letzten Kirchenbauten und seiner Treppenhäuser hat sich die verstandesklare Sicherheit gleichsam überschlagen. Scharfsinnige Logik und technische Kühnheit sind dem räumlichen Gestaltungswillen dienstbar gemacht, und sie sind Mittel der Gestaltung

des Übersinnlichen geworden. Steinerne Verkörperungen des Irrationalen hat man diese Bauten genannt. Gerade in dieser gefühlsmäßigen Steigerung drängt sich der deutsche Ausdruck durch. Will man das Deutschtum dieser Kunst in seinem geistigen Umfang erfassen, so muß man wissen, daß die ganze europäische Kunst Voraussetzung ist.

Nach der geschichtlichen Lage fällt Neumanns Beginn in eine glückliche Stunde. Er kam, als die deutsche Baukunst ihn brauchte. In den Wirren des Dreißigjährigen Krieges war das Leben der deutschen Kunst fast erloschen. Es bedurfte der ganzen Tatkraft des Absolutismus, um den Funken wieder zum Glühen zu bringen. Zuerst hat das geistliche und weltliche Fürstentum durch Berufung ausländischer Kräfte versucht, die Lücke zu schließen und durch Einpflanzung einer Kunst, die den Anschauungen und Bedürfnissen der eigenen Zeit entsprach, den Vorsprung einzuholen. Gefördert hat der Absolutismus die Schloßbaukunst als Ausdruck der Machtidee und als Verewigungsform und die kirchliche Baukunst als Förderung des Bürgen, des inneren Haltes des Fürstentums. Schon im späten siebzehnten Jahrhundert waren die fremden Baumeister entbehrlich. In Deutschland waren die genialeren Kräfte nachgewachsen. In einer Zeit, in der in den kulturell führenden europäischen Ländern, in Italien und Frankreich, die treibenden Energien des Barock schon erlahmten, haben deutsche Künstler die Aufgaben des Barock mit Tatkraft aufgegriffen, mit frischen Ideen durchsetzt, durch Verknüpfung mit der deutschen Überlieferung mit entscheidenden, neuen Werten bereichert und mit Bewußtheit zum Abschluß gebracht. In dieser Vollenderrolle liegt die geschichtliche Sendung der deutschen Baukunst. Voraussetzung dieser Bewußtheit ist die Kenntnis des Geleisteten. Neumann war von Anfang an bemüht, über provinzielle Enge hinauszukommen und das Beste der europäischen Baukunst kennenzulernen. Die aufblühende Kunst der Kaiserstadt Wien war ihm schon vom Feldzug bekannt. Auf seiner späteren Reise nach Paris hat er den Rückweg über Belgien und Mitteldeutschland nach Würzburg genommen, um die wichtigsten Orte baulichen Lebens zu sehen. Zur unmittelbaren Auseinandersetzung mit den führenden Kräften seiner Zeit hat ihn am Anfang seiner Tätigkeit die Gemeinschaftsarbeit am Würzburger Schloß gezwungen.

Der Bau der fürstbischöflichen Residenz steht im Mittelpunkt seines Schaffens. Sie ist Gemeinschaftsarbeit und trotzdem Schöpfung Neumanns, der von der ersten Planlegung bis zur Vollendung die Seele des Baues war. Er hat alle persönlichen Ideen der Mitarbeiter eingeschmolzen und dadurch die künstlerische Einheit der wundervollen Schöpfung gesichert. Gewiß wäre ohne die Mitarbeit der großen Wiener und Pariser Architekten der Bau nicht das geworden, was er ist, das Hauptwerk der europäischen Schloßarchitektur des Spätbarock. Man muß auch zugestehen, daß kein anderer ausgeführter Bau diese künstlerische Größe hat, die Einheit von architektonischer Klarheit und dekorativer Fülle, von sachlicher Tektonik und üppigem Reichtum des Schmuckes, von Monumentalität der Anlage

und Feinheit der Einzelheiten. Aber nur in Neumanns Gesamtwerk hat der Würzburger Bau seinen Platz. Es wäre ganz unmöglich, ihn in das Werk eines seiner Mitarbeiter einzuordnen. In dieser Tatsache allein liegt schon die Gewißheit, daß der Bau im Wesen ein Kind seines Geistes ist.

Über die Geschichte der Gemeinschaftsarbeit sind wir durch die zeitliche Ordnung der Schloßpläne gut unterrichtet. Eine saubere Trennung des geistigen Eigentums der Mitarbeiter ist trotzdem unmöglich. Die Schriftquellen sind einseitig, weil sie niemals über den mündlichen Gedankenaustausch berichten, und an den Entwürfen können wir nicht das Ineinandergreifen der Kräfte verfolgen. Wir wissen nicht, welche künstlerischen Entscheidungen durch die Wünsche der Bauherren herbeigeführt wurden, und wir können die Anregungen, die durch Widersprüche und die Bereicherung, die durch fremde Gedanken im schöpferischen Menschen ausgelöst werden mußten, nur ahnen. Neumann war von seinem Fürsten mit der größten Aufgabe betraut, die damals in Deutschland zu vergeben war, bevor er noch Beweise seiner künstlerischen Bedeutung gebracht hatte. 1716 war er für Ebrach tätig. Der Mittelbau des Klostergebäudes mit der Prunktreppe, den er damals ausgeführt, war eine überragende Schöpfung. Jetzt gab ihm das Geschick einen Bauherrn von schrankenloser Kunstliebe, anspruchsvoll wie nur ein Fürst des Absolutismus sein konnte. Die große Aufgabe am Beginn der Laufbahn wurde für das heranwachsende Genie die hohe Schule des künstlerischen Wachsens und Werdens, für den Künstler das hohe Glück der Leistung und der unerschöpfliche Quell künstlerischer Erfahrung. Alle selbständigen Lösungen späterer Zeit im Schloßbau und im Kirchenbau haben hier ihre Wurzel. Gerecht wird man seiner Bedeutung für den Bau nur, wenn man seine unbestreitbare Genialität von Anfang an als wesentlichen Faktor in die Rechnung stellt.

Der Würzburger Schloßbau hat schon vor der Grundsteinlegung 1720 das künstlerisch begeisterte Europa in Spannung gehalten. Der Bauherr Johann Philipp Franz von Schönborn stand in engster Verbindung mit seinen Verwandten, dem Reichsvizekanzler in Wien Friedrich Karl von Schönborn und dem Mainzer Kurfürsten Lothar Franz von Schönborn. In Mainz waren Obristleutnant Maximilian von Welsch, der führende Baumeister des Kurfürsten, Freiherr Philipp Christoph von Erthal und Obriststallmeister von Rothenhan mit der Ausarbeitung des Planes beschäftigt; in Wien standen dem Architekten Johann Lucas von Hildebrandt sein Bauherr, der Reichsvizekanzler, weiter Prinz Eugen und der kaiserliche Baudirektor von Althan zur Seite. Beide Architekten waren aus dem italienischen Spätbarock herausgewachsen, der inzwischen in Wien und in Mainz durch eine erstarkte einheimische Tradition durchgegangen war. Bald nach der Grundlegung 1723 wurde Neumann nach Paris geschickt, wo die führenden Pariser Architekten Robert de Cotte und Germain Boffrand mit weitgehenden Veränderungen in die Pläne eingriffen. Nur der modernen Anschauung mag diese Gemeinschaftsarbeit unselbständig erscheinen, dem achtzehnten Jahrhundert war

sie eine Selbstverständlichkeit. Die wichtigste Verewigungsform des Menschen hat der Absolutismus in der Baukunst gesehen, wie alle großen aktiven Epochen der Menschheit. Man hat wieder gewußt, daß große Kunstwerke, in denen die Sehnsucht des Menschen nach dem Ewigen verkörpert wurde, Kulturen und Völker überdauern. Man hat auch wieder gebaut wie im Mittelalter, getrieben von der Begeisterung, ohne Rücksicht auf den Zweck. Das Wohnbedürfnis war in einem Schloßbau des frühen Absolutismus das nebensächliche Bedürfnis. Erst der aufgeklärte, bürgerlich abgewandelte Absolutismus dachte anders. Den Kern der Schloßbauten bilden die Räume der Öffentlichkeit, die Prunksäle mit dem Treppenhaus, und diese Räume zu einer künstlerischen Einheit zusammenzufassen und mit den Wohnräumen zu verknüpfen, war die eigentliche Aufgabe. Die schönste Lösung ist das Würzburger Schloß. Legt man neben den Plan des Würzburger Schlosses noch die Entwürfe Neumanns für die Wiener Hofburg, bei denen das Treppenhaus zum Mittelpunkt der riesigen Anlage gemacht und in schwelgerischen Raumdimensionen mit einem geradezu kirchlichen Aufwand ausgestaltet ist, dann kann man die monumentalen Bauabsichten des Absolutismus mit Händen greifen. Der Würzburger Bauherr und seine Verwandten, die Kirchenfürsten aus dem Hause Schönborn, haben die Würzburger Residenz von Anfang an als eine künstlerische Aufgabe des Hauses Schönborn, als ein Denkmal der Familie, als ein Mittel der Verewigung des Namens der Schönborn betrachtet. Für eine solche Aufgabe war das Beste, das Europa geben konnte, gut genug. In dieser Absicht liegt der eigentliche Sinn der Gemeinschaftsarbeit. Den tieferen Sinn dieser europäischen Gemeinschaftsarbeit sehen nur wir als rückwärts gewandte Propheten. Die europäische Kunst ist eine Einheit, und jede Nation spielt im Wachstum der europäischen Kunst zu einer bestimmten Zeit eine führende Rolle. Jetzt war wieder Deutschlands Stunde gekommen. Die Erfüllung aller Möglichkeiten und aller Sehnsüchte des Barock konnte nur Deutschland geben.

Wie war es möglich, daß trotz der Mitarbeit selbständiger und einander entgegengesetzter Naturen der Bau eine künstlerische Einheit wurde? Zur Ausführung wurde der Mainzer Plan bestimmt, die geschlossene Anlage mit vier Innenhöfen und einem Ehrenhof. Er war eine vergrößerte Erneuerung des ersten Planes Neumanns mit zwei Innenhöfen, der für ein Provinzschloß recht stattlich gewesen wäre, mehr nicht. Die monumentale Steigerung des Mainzer Planes lag in den Ausmaßen und in der Art, wie die Flügelanlage durch barocke ovale Schwellkörper an den Endpunkten der Querflügel stärker plastisch akzentuiert ist. In den nördlichen Ovalkörper sollte die Kapelle kommen. Für die Gestaltung des Aufrisses wurde ein Entwurf Hildebrandts maßgebend, der aber durch die Mezzanine aus seiner persönlichen Stilistik herausfällt. In beiden Fällen liegen also schon Umformungen vorhandener Ideen vor. Drei Jahre nach dem Baubeginn brachte Neumann die Vorschläge der französischen Architekten mit. Sie wollten eine vollständige Umwertung des Außenbaues im Sinne des französischen

Klassizismus, die Auflösung der Wände durch große, rundbogige Galerien in zwei gleichwertigen Geschossen, die Verwandlung des Baukörpers in ein tektonisches Gerüst. Die Innenräume sollten großzügiger geordnet und geschmeidiger ineinandergeführt werden. Nur die weltmännische Anordnung der Innenräume wurde als bleibender Gewinn übernommen. Sie ist für das Treppenhaus von entscheidender Bedeutung geworden. Die Anregungen für den Außenbau sind in langsamer Entwicklung verändert und in der letzten Bauperiode als fremder Wert abgelehnt worden. Für die deutsche Formanschauung war die klassizistische Strenge zu eintönig, die Korrektheit zu akademisch, die plastisch tektonische Sachlichkeit zu leblos. Nur an den Seitenfronten des Ehrenhofes sind diese französischen Gedanken noch als ordnende Regel sichtbar; an den Hauptfronten sind sie durch das Eingreifen Hildebrandts gelöscht worden. Seitdem der Wiener Reichsvizekanzler Philipp Karl von Schönborn, der Bauherr Hildebrandts, 1729 den fürstbischöflichen Thron von Würzburg bestiegen hatte, mußte sich die Gemeinschaftsarbeit auf eine Auseinandersetzung zwischen Neumann und Hildebrandt zuspitzen. Jetzt, wo wir das Gesamtwerk beider übersehen, läßt sich Geben und Nehmen leichter abtrennen. Es ist niemals einseitig gewesen. Beide haben voneinander und aus dem Zusammenströmen verschiedenartiger Ideen gelernt. Hildebrandt war der gereiftere, aber nicht der geistig überlegene Künstler. Beide dachten in verschiedenen Ausdrucksweisen. Neumanns künstlerische Phantasie war im Gegensatz zur älteren Generation, die eine prunkvolle, dekorative Gestaltung der Baukörper liebte, grundsätzlich und einseitig auf die Formung räumlicher Erlebnisse gerichtet. Die oft harte Einfachheit des Außenbaues, der als Hülle des Raumes weniger wichtig wird, ist eine Folge dieser Einstellung, die ihn für den französischen Klassizismus empfänglich gemacht hatte. Der Vorzug der Würzburger Residenz vor anderen Schöpfungen Neumanns, die freudige Bewegtheit des Baukörpers, die dekorative Heiterkeit und sinnliche Wärme, kurz die Deutschheit ist das Verdienst Hildebrandts. Neumann hat am Mittelrisalit des Ehrenhofes und der Gartenfassade den Gedanken Hildebrandts nur die entscheidenden Maßverhältnisse gegeben und auch dadurch wieder die Einheitlichkeit bestimmt, er hat die Dekoration in einen strengen Rahmen gespannt und noch mehr der Architektur dienstbar gemacht.

Seine persönliche Schöpfung ist trotz aller Vorarbeit der räumliche Kern der Anlage, die machtvolle Steigerung der Eindrücke im Weg von der niedrigen Erdgeschoßhalle über die großartige Haupttreppe im größten Festsaal des Schlosses, dem Treppenhaus, bis zum prachtvollen Kaisersaal, dem der einfache Weiße Saal als dämpfende Pause vorgelegt ist. Dieses Erlebnis gehört zu den ganz großen Eindrücken der Baukunst. Kein anderes Land hat im achtzehnten Jahrhundert eine Raumfolge von gleicher Großartigkeit. Die Wirkung ist auch heute noch überwältigend, obwohl schon das späte achtzehnte Jahrhundert den hinreißenden Schwung des Ausdrucks im Treppenhaus durch Vereinfachung gebrochen hat. Der Kaisersaal hat durch die plastische Gliederung mit Säulen und durch das

Johann Balthasar Neumann
Bildnis des Künstlers von G. B. Tiepolo im Deckengemälde des Treppenhauses des Würzburger Schlosses, 1752/53

Johann Balthasar Neumann: Gartenfront des Schlosses in Bruchsal, 1731—1733

Johann Balthasar Neumann: Inneres der Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen
in Oberfranken, 1743 entworfen, 1771 vollendet

Johann Balthasar Neumann: Treppenhaus des Schlosses zu Würzburg, um 1740

komplizierte Gewölbe mit den Fresken Tiepolos eine kirchliche Feierlichkeit erhalten. Es war nötig, wenigstens an dem wichtigsten Bau das Persönliche der Leistung herauszuschälen und durch ausführlichere Beschreibung die Aufgaben der Schloßarchitektur anzudeuten. Für die übrigen Schloßbauten, die die Würzburger Residenz zeitlich umrahmen, muß die kurze Erwähnung genügen. Die Festlichkeit der Stimmung und die hinreißende Kraft des räumlichen Ausdrucks hat nur noch ein Werk Neumanns, der Mittelbau des Bruchsaler Schlosses (1731 f.). Das Treppenhaus ist hier auf Vorarbeiten des Architekten Ritter von Grünstein ausgeführt. Die Einfügung einer ovalen Plattform als neutraler Hilfsraum ist eine geniale Lösung Neumanns. Im kontrastreichen Aufstieg vom Dunkel in die Helligkeit ist der dramatische Wille der älteren Generation geblieben. Im Festsaal sind die Raumgrenzen durch große Fenster, Spiegel und die Perspektive des Deckenbildes völlig aufgelöst. Die Wände bilden durch die Fassung in schwebenden Farben eine farbige Substanz. Der Raumausdruck greift wieder in übersinnliche Bereiche. Beim Schloß Werneck (1731 f.) sind die Pläne Neumanns durch Hildebrandts Mitarbeit, die nicht in allen Punkten (Treppenhaus) günstig war, von Anfang an beeinflußt worden. Der persönliche Anteil des Wiener Architekten ist aber in keiner Einzelheit bestimmt faßbar; er ist ganz in Neumanns Werk aufgegangen. Die Innenräume des Schlosses sind zerstört. Vom Außenbau, der im wesentlichen gut erhalten ist, gehört die herrlich gegliederte Gartenfront zu Neumanns großen Leistungen. Dazu gehört ferner das Treppenhaus des Schlosses Brühl am Rhein (1743), wo die wenigen, aber entscheidenden Änderungen der vorhandenen Anlage, die Weitung des Raumes und die Öffnung des Treppenhauses durch eine farbige Kuppel wieder die Absichten in der Gestaltung des Räumlichen unverhüllt zeigen. Durch die Steigerung des Ausdrucks zu kirchlicher Festlichkeit ist das Treppenhaus wieder der beherrschende Festsaal des Schlosses geworden. Noch stärker war diese Betonung des Treppenhauses in einem späteren Bau am Rhein, dem kurtrierischen Schloß Schönbornslust bei Koblenz (1748). Dieses reife Spätwerk ist von den französischen Revolutionstruppen zerstört worden. Die großartigen Gedanken dieses Baues bildeten die unmittelbare Vorstufe zum Treppenhaus des Wiener Kaiserschlosses (um 1750), das die gewaltigste Raumphantasie der barocken Schloßarchitektur geworden wäre, wenn nicht die Geschichte die Ausführung vereitelt hätte. Neben den schwelgerischen Entwürfen für die Hofburg erscheinen die Pläne für die fürstlichen Residenzen in Stuttgart (1746) und Karlsruhe als sachliche Gedanken über fürstliche Wohnanlagen der Zeit des aufgeklärten Absolutismus.

Den Schwerpunkt des künstlerischen Schaffens hat Neumann selbst im Kirchenbau gesehen. Ausgesprochen hat er diesen Satz nicht. Aber der Gedanke drängt sich unwillkürlich auf, wenn wir die ausgeführten Bauten und die Entwürfe überblicken. Bei den technischen Bauten und bei der Mehrzahl der Schloßbauten müssen wir die Gegenwärtigkeit der Ideen, die Sicherheit der Erfindung und

die Klarheit und den Scharfsinn der sachlichen Lösung bewundern. Sobald der räumliche Ausdruck in höhere Bereiche greift, bei den Entwürfen zu Kirchenbauten und zu den Festräumen der Schlösser, da spürt man im Hochflug der Gedanken den mächtigen Flügelschlag des Genius. Man ahnt das Glück des Künstlertums, das aus der unerschöpflichen Fülle von Eingebungen heraus gestaltet, und man fühlt in den aufreibenden Zweifeln die schmerzvollen Wehen des Schöpfertums, das niemals mit der eigenen Leistung zufrieden ist, weil alles Gestaltete doch nur ein schwacher Abglanz der künstlerischen Träume ist. Der Weg des Suchens und Ringens erscheint zunächst als verzweigter Umweg, bis eine Rückschau über die Gipfel des Gesamtwerks das sichere Streben nach letzten nationalen Zielen erkennen läßt. Erst in den Hauptwerken der letzten Jahre hat Neumann diese Ziele erreicht. Diese Bauten sind unvergleichlich und rein deutsch. Nur wenige Schöpfungen der großen süddeutschen Architekten können ihnen an die Seite gestellt werden. Die Kirchenbauten Italiens und Frankreichs erscheinen daneben wieder als Vorstufen.

Zeichen der Genialität ist allein schon die Fruchtbarkeit. Die Zahl der Kirchen, die auf Grund geschichtlicher Nachrichten mit Neumanns Bauatelier in Verbindung gebracht werden müssen — es sind über siebzig —, übersteigt allein schon ein Lebenswerk. Freilich sind viele sachliche Zweckbauten, die sich begnügen als architektonische Steigerung der Natur in der Landschaft zu stehen. Volkstümliche Landkirchen wie Steinbach (1724), Wiesentheid (1727), Retzbach (1736), Euerbach (1740) sind uns heute unentbehrliche Wahrzeichen des Frankenlandes. Die Fähigkeit der Anpassung und die geistige Freiheit treten noch deutlicher hervor beim Umbau älterer Kirchen. Während die Architekten der vorhergehenden Generation rücksichtslos das Vorhandene vom Boden wegfegten, hat Neumann — so wie sein großer Zeitgenosse Johann Michael Fischer — die mittelalterlichen Reste bewahrt, wo er konnte. Beispiele sind die Augustinerkirche in Würzburg (1741) und die Peterskirche in Bruchsal (1746). Das ist nicht nur sparsame Verwertung; darin liegt auch eine Bewertung, eine Anerkennung der deutschen mittelalterlichen Architektur. Sie ist das Ergebnis der künstlerischen Selbständigkeit und Überlegenheit. Zeichen der Genialität ist endlich der Reichtum der Ideen. Zuerst stehen die beiden Möglichkeiten des Kirchenbaues, Langhausbau und Zentralbau, in verschiedener Gestalt nebeneinander, in der Spätzeit überwiegt die Verschmelzung der beiden Raumformen. Mit diesem Satz sind die Möglichkeiten der Lösungen noch nicht einmal angedeutet. Es ist nötig, zunächst einmal diese Möglichkeiten sachlich zu ordnen, eigene und übernommene Gedanken zu sichten, dadurch die Grundlage für die Bewertung der raumschöpferischen Leistung zu schaffen nnd zugleich das Deutschtum dieser Leistung herauszuschälen. Wieder sind die Anfänge sucherische Umwertung. Von den frühen Zentralbauten ist der kreisrunde Kuppelbau der Klosterkirche von Holzkirchen (1724) eine Frucht der Pariser Reise. Deutsche Zentrallösungen gehen dieser klassizistischen Einfachheit aus dem Wege und suchen die zusammengesetzte Einheit. Die prächtige Grabkapelle der

Schönborn am Würzburger Dom (1721) hat Neumann nur ausgebaut. Die maßgebenden Entwürfe sind von Welsch. Neumanns geistiges Eigentum ist die moderne Verschmelzung der Räume in der Gewölbezone, der ovalen Nebenräume mit dem kreisrunden Hauptraum. Das Vorbild der Bauten Johann Dienzenhofers spielt da herein, der schon in Holzkirchen mit Neumann konkurriert hatte. Das Motiv der Verselbständigung des Mittelraums durch frei stehende Säulen ist aus Frankreich übernommen. Beide Gedanken, Raumverschmelzung und Auflösung der Raumgrenzen durch einen Umgang, sind für das spätere Schaffen wesentlich geworden. Der seltsame Grundriß der Schloßkapelle in Werneck ist aus der sparsamen Rettung älteren Mauerwerks herausgewachsen. Viel konservativer sind die Langhausbauten der Frühzeit. Die großen Klosterkirchen und Wallfahrtskirchen bleiben beim ererbten Barocktypus der kreuzförmigen Basilika; nur in Einzelheiten dringt der neue Geist der Einheitlichkeit durch. Bei der (zerstörten) Benediktinerklosterkirche Münsterschwarzach (1727 f.) war die enge Verknüpfung der Raumteile durch den übermächtigen Hauptakzent der hohen, offenen Vierungskuppel angebahnt. Bei der Wallfahrtskirche Gößweinstein (1730 f.) beherrscht der Zentralgedanke am Ende des Langhauses, die Dreikonchenanlage von Chor und Querhaus, vollständig den Eindruck. Die Seitenschiffe sind zu schmalen Umgängen zurückgebildet. Den Angelpunkt im Schaffen Neumanns bildet die Hofkirche im Südflügel des Würzburger Schlosses (1732 f.). Sie ist wieder Gemeinschaftsarbeit. Die komplizierte Raumform verdankt sie Neumann, die berauschende, prunkvolle Dekoration Hildebrandt. Da die Raumform vollständig aus dem Rahmen der Spätwerke Hildebrandts herausfällt, müssen wir annehmen, daß der endgültige, von Hildebrandt 1734 gezeichnete Riß auf verlorenen Vorarbeiten Neumanns aufgebaut ist. Wenn auch Zwischenglieder fehlen, so ist doch das Wachstum der Raumidee von den sachlichen Gedanken Hildebrandts über die einfachen Zentrallösungen Neumanns bis zur endgültigen Form überschaubar. Es ist sicher, daß die treibenden, modernen Ideen von Neumann kamen, und trotzdem ist es durchaus wahrscheinlich, daß Hildebrandt diese Ideen vertieft hat, daß er den Anschluß an Kirchenbauten seines Lehrers Guarini und damit die Auflösung des Längsraumes in ein kompliziertes Gefüge von fünf ineinander verschmolzenen ovalen Zentralräumen veranlaßt hat. Er selbst war über diese Lösungen schon hinausgewachsen.

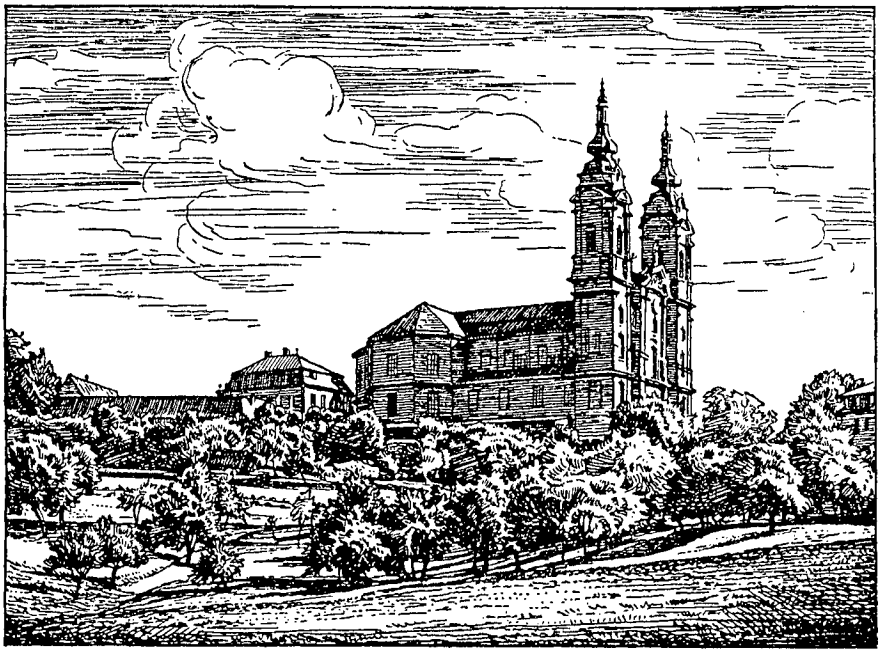
Diesen Gedanken der Raumverschmelzung und der Verknüpfung von Langhausbau und Zentralbau hat Neumann dann in kleineren Kirchen aufgegriffen und von verschiedenen Seiten aufgefaßt. Heusenstamm (1739), Gaibach (1742), Etwashausen (1742) und die zerstörte Jesuitenkirche in Mainz (1742) bilden die Haltepunkte des Weges zu seinen Hauptwerken, der Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen und der Benediktinerkirche Neresheim.

Beide sind das Ergebnis langer Überlegungen. Aus altertümlichen Gestaltungen im Anschluß an Münsterschwarzach, aus Versuchen, die nach anderen

Zielen ausgerichtet waren, sind langsam die beiden eigenartigen Raumformen herausgewachsen. Bei Vierzehnheiligen hat der Zufall die letzte Kühnheit erzwungen. Nach Neumanns Plänen hatte 1743 der Weimarische Landbaumeister Krohne den Bau begonnen und durch Eigenmächtigkeit verdorben. Aus zwei Gegebenheiten, der Mauer der Chorpartie, die zu weit nach Osten verschoben war, und aus dem Platz für den Wallfahrtsaltar, der durch ein Wunder festgelegt war, mußte Neumann 1744 neue Pläne ausarbeiten. Die Verlegung des geistigen Mittelpunktes der Kirche, des Wallfahrtsaltars, aus der Vierung in das Langhaus ist dadurch veranlaßt. Der wichtigste Kreuzungspunkt der Raumteile ist damit nebensächlich geworden, eine Fermate in der Raumkomposition. Die weiteren Lösungen sind geistvolle Folgerungen aus diesen Voraussetzungen. Der durchaus sachliche Gedanke, über dem Wallfahrtsaltar einen Tempel zu errichten, bestimmt den Aufbau. An den ovalen Kuppelbau dieses Tempels sind die zentralen Raumteile der Basilika angeschmolzen. Man kann den Kern des Baues in der Zeichnung der Gewölbe herauslösen. Er bildet ein lateinisches Kreuz aus drei längs-ovalen Kuppelbauten in der Längsachse und zwei kreisrunden Kuppelbauten als Querflügelarmen. Das Querschiff ist im Langhaus vorbereitet durch ein kleines Querschiff, das die Empore unterbricht. Die Reste der Seitenschiffe sind nicht lebensfähige Resträume, die aber gar nicht zum Eindruck kommen.

In Neresheim (1745 f.) ist die Raumkomposition einfacher, eine kreuzförmige Reihung von ovalen Zentralräumen. Die Durchkreuzung erfolgt genau in der Mitte. Der Ausgleich der Raumgewichte ist Zeichen der Spätzeit, die sich dem Klassizismus nähert. Er kehrt wieder auf Neumanns Entwurf für die Kapelle der Wiener Hofburg. Den beherrschenden Mittelteil der Kirche bildet wieder ein Rundtempel, ein längs-ovaler Kuppelraum auf vier Paaren frei stehender Säulen, an den sich je zwei quer-ovale Kuppelräume als Langhaus und Chor und je ein längs-ovaler Kuppelraum als Querschiff anschließen. Der Wandel des Formempfindens seit der Würzburger Hofkirche zeigt sich darin, daß die Einzelräume nicht mehr ineinander verschlungen sind. Die Verschmelzung der Raumteile, die Bewegtheit und damit die Schwierigkeit der Erfassung beginnt erst in den Seitenschiffen, die auf einen Umgang zurückgebildet sind, der die Wandpfeiler in den drei Geschossen durchbricht. Der Bau wurde nach Neumanns Tod ausgeführt. Von den Änderungen gegenüber den Plänen ist nur eine nennenswert, der Ersatz der offenen Kuppel durch eine geschlossene Kuppel, und da ist es wahrscheinlich, daß Neumann selbst noch auf diesen Gedanken gekommen wäre, der auch in Vierzehnheiligen die Einheit des Gesamtraumes bedingt. Man kann nicht sagen, daß Neumanns Gedanken nur in Knechtsgestalt in die Wirklichkeit getreten seien. Selbst die gedrückten Gurtbogen waren schon von ihm vorgesehen.

An Hand der Entwürfe können wir das Wachstum der künstlerischen Vorstellungswelt in diesen Kirchenbauten Neumanns zurückverfolgen bis zu den Quellen, bis zu Dienzenhofer, Hildebrandt, Guarini, und es ist reizvoll, aus dem



Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen, erbaut von Johann Balthasar Neumann

verwickelten Gestaltungsprozeß die logische Denkarbeit des raumschöpferischen Willens herauszulesen. Mit diesem Einblick haben wir sicher unser kunstgeschichtliches Wissen bereichert; aber wir stehen erst vor den Toren des Geheimnisses, das doch nur erahnt und erfühlt werden kann. Wir können ebenso im ausgeführten Raum den Blick von Dekoration und Ausstattung abziehen und allein die Mächtigkeit der Raumverhältnisse, die perspektivischen Reize und den Wandel der Raumeindrücke auf uns wirken lassen. Aber damit haben wir nur einen Teil erfaßt. Im gesehenen Raum ist die räumliche Grundlage, die Verschmelzung der ovalen Kurvenräume, doch wieder verschleiert, am meisten in der Würzburger Hofkirche, am wenigsten in Neresheim. Die Kurven des Grundrisses erscheinen, in das Räumliche übertragen, nicht mehr als die Grenzen ovaler Räume; sie verlieren ihre Logik und werden zu melodiösen Schwüngen, deren Form sich beim Durchschreiten ständig ändert; der Reigentanz der Gewölbegurten verbindet sich mit den Linienmelodien, die kontrapunktisch in den Balustraden, im Gesims, im Gebälk, in den Deckenbildern wiederkehren. Sie werden Mittel und Ausdruck der Raumbewegung, die auch die Seitenschiffe in das Fluten und Strömen einbezieht. Die Bewegung gibt der Raumschale Leben, sie durchdringt den Raum selbst mit geheimen Kräften, gesteigert bis zur stürmischen Leidenschaft, die der Deutsche immer als höchste Gefühlssteigerung empfunden hat. Diese strömende Bewegung ist bei Neumann betont sakraler Stil. Nur

im Kirchenraum ist sie Trägerin eines vergeistigten Lebens und damit ein Mittel, das religiöse Erlebnis zu gestalten. Wenn wir die Art dieses Erlebens erfühlen wollen, müssen wir die besonderen Gedankensysteme herausschälen, die dieses Erlebnis in deutschen Kirchen des achtzehnten Jahrhunderts für sich beansprucht. Der Zugang ist am leichtesten von der Freskomalerei aus zu gewinnen. Es hat seinen Grund, daß Neumann in den Stich der Schloßkapelle von Werneck Deckenbilder eingezeichnet hat, die niemals ausgeführt wurden. Sie haben im Kirchenraum nicht nur dekorative Bedeutung, sie sind auch ein Mittel des räumlichen Ausdrucks, sie durchbrechen mit der Perspektive der Komposition, die auf den Beschauer im Schiff Rücksicht nimmt, die Decke und öffnen dem Blick eine jenseitige Welt. Sie sind ein Mittel der Auflösung der Decke. Der gleichen Absicht, der Verschleierung, Durchbrechung, Auflösung und Aufhebung der Raumgrenzen, dient auch die Zerlegung der Wand in zwei Schalen. Man kann in Neumanns Bauten seit etwa 1720 in einer geschlossenen Linie die Entwicklung verfolgen, wie der Gedanke der Wanddurchbrechung ausreift, wie Elemente französischer, klassizistischer Prägung immer mehr ihres rationalen Sinnes entkleidet werden, wie die Seitenschiffe immer mehr verkleinert, unselbständig werden, bis die Wände zu zwei Schalen werden, von denen die innere die Lichtquellen verschleiert und die Lichtheit des Raumes in ein geheimnisvolles Lichtströmen verwandelt. In diesem Zusammenhang gewinnt die Verschmelzung der Räume erst ihre Berechtigung. Die einzelnen Raumteile sind unvollständig und unfaßbar, sie fluten ineinander, ein Raumteil entwickelt sich aus dem angrenzenden Raumteil. Dem Auge, das diese Entwicklung verfolgen muß, wird der Anschauungsvorgang zu einem Bewegungsvorgang, und da jeder Raumteil ein Spiegelbild des nächsten ist, entsteht wieder, wie in Spiegelsälen der Schlösser, der Eindruck der Auflösung; er wird zum Unendlichkeitsgefühl. Hellstes Licht, schwebende Farben und bewegte, schäumende Stukkaturen helfen mit, den Raumkörper zu entwirklichen. Der Raum wird vor unseren Augen, er verändert sich in geheimnisvollem Wachstum und in leidenschaftlichem Drängen, er gewinnt Gestalt und verflüchtigt sich in wunderbarer Lichtmystik in die Unendlichkeit. Die Schauer des Geheimnisses und das Wunder des Werdens dienen zur Steigerung, sie sind ein Mittel des religiösen Ausdrucks im deutschen Kirchenraum.

Die geheimnisvolle Raumbewegung hatte schon die deutsche Spätgotik als eigenen Ausdruck. Gerade bei den größten deutschen Architekten ist dieser besondere Ausdruck durch die Schicht des Angeeigneten und Nachempfundenen, die die international gesinnte Kunst des Absolutismus aus allen Ländern zusammengetragen hatte, zu solcher Selbständigkeit durchgewachsen, daß die Bauten anderer Länder damit nicht mehr verglichen werden können.

Neumanns Werk ist der wichtigste Markstein in dieser Periode der Selbsterneuerung des deutschen Geistes, die später in der klassischen deutschen Dichtung zum Abschluß gekommen ist.

Georg Friedrich Händel

1685—1759

Von

Herman Roth

Verlangen nach Selbstverwandlung und Kolonisationsdrang treiben den deutschen Menschen im Leiblichen wie im Geistigen, und bedeutsamer noch im Geistigen als im Leiblichen, über die offenen Grenzen seines Wesens hinaus. Lust, das von außen herandringende Fremde zu empfangen und in sich auszutragen, der Wille, sich des Andersgearteten zu bemächtigen, ihm das eigene innere Gesetz aufzuerlegen, begegnen sich in einer Auseinandersetzung, in der kleine Geister Gefahr laufen sich zu verlieren, den Großen erst ihre ganze Weite, ihre ganze Machtfülle zuwächst. Die deutsche Geistesgeschichte ist voll von Beispielen für die damit gekennzeichnete Tatsache; in einem besonderen Sinn und Ausmaß die deutsche Musikgeschichte. So ursprünglich und tief des deutschen Menschen Fähigkeit ist, sich in Tönen auszuleben: der Gebrauch einer gemeinsamen, die Völker verbindenden Sprache hat ihm, im musikalischen mehr noch als in andern Bereichen, die Auseinandersetzung mit dem Fremden nahegelegt, ja zu einer kaum entrinnbaren Notwendigkeit gemacht. Unter den deutschen Tonschöpfern höchsten Ranges hat keiner diese Notwendigkeit in gleicher Breite erfahren wie Georg Friedrich Händel: er war nicht zum wenigsten dank der persönlichen Gewalt, mit der er das Außerdeutsche an sich riß, der erste, der die deutsche Musik zu europäischer Geltung erhob.

Händels Eintritt in die deutsche Geistesgeschichte fällt in eine Zeit, die dem Deutschen die Auseinandersetzung mit Außerdeutschem nicht im musikalischen Bereich allein aufzwang. Das Ende des siebzehnten Jahrhunderts fand Deutschland wie nie unter kultureller Fremdherrschaft. Für die protestantischen Höfe war französisches, für die katholischen spanisch-italienisches Wesen Vorbild. Die festeste Stütze kultureller Selbständigkeit, ein starkes Schrifttum, mangelte dem Deutschland des Spätbarocks. Nur die Liederdichtung blühte, vorab die geistliche.

Anders war die Lage bei den bildenden Künsten. Italienischem und holländisch-französischem Einfluß zum Trotz war die Baukunst und die ihr eingegliederte Bildhauerkunst und Malerei in den Werken der Generation der Schlüter, Pöppelmann, Prandauer zu einer eigentümlich deutschen Genieleistung aufgebrochen, die dem architektonischen Zeitstil seine zweckfreieste Prägung gab. Gleichzeitig hatte Leibniz deutsches Denkertum mit verwandter konstruktiver Phantasietätigkeit zum erstenmale, und sogleich ausschlaggebend, in die

Entwicklung der europäischen Philosophie eingeschaltet. Ähnliches bereitete sich auf musikalischem Boden vor.

Ihren geistigen Schwerpunkt hatte die deutsche Tonkunst um die Wende des siebzehnten zum achtzehnten Jahrhundert nach wie vor im Gottesdienste der beiden protestantischen Bekenntnisse; dies, obwohl die aufklärerische Bewegung von außen, die pietistische von innen die strengen religiösen Bindungen bereits aufzulösen begannen. Die eigenbürtigsten Gebilde des deutschen musikalischen Schaffens der Zeit (die Formen der Chor- und Orgelmusik, die an den Choral, das geistliche Volkslied, anknüpften) wuchsen noch immer in der Kirche. Darüber hinaus jedoch war das geistliche und noch mehr das lebendige weltliche Musizieren der Umwelt vielfach verpflichtet. Der Süden steuerte bezeichnenderweise vor allem die Form-, der Westen die Farbwirkungen bei. Es sind, neben den Instrumentalgebilden der Sonate und des Konzerts, die ausladenderen Formen des instrumentenbegleiteten Sologesanges (zuvörderst die dreiteilige, je länger desto üppiger ausgestattete Dacapo-Arie), die aus Italien eindrangen; es ist die gesteigerte Orchestertechnik, die man von den Franzosen lernte. Beide, die Orchestertechnik wie die Gesangsformen, hatten sich am tragfähigsten in der Oper erwiesen, in dem noch verhältnismäßig jungen musikalischen Theater, das in Italien in der Richtung auf den leidenschaftlich erregten, doch zugleich virtuos durchgebildeten belcanto vereinseitigt, in Frankreich trotz höheren dichterischen Ansprüchen an das Libretto mit dem Aufgebot von Chor und Ballett der großen Repräsentation zugeführt worden war: erstmals erscheinen hier nationale Neigungen und Gegensätze, die im Wechsel der Zeit, unter wandelbarer Oberfläche sich gleich geblieben sind. Auch in Deutschland hatte die Oper an einer Reihe von Höfen und, nach venezianischem Muster, in der Hansestadt Hamburg ihre Pflegstätten gefunden. Versuche, die neue Gattung national zu verankern, hatten keine Dauer. Nirgends kamen um die Wende des Jahrhunderts in deutscher Musik die fremden Einwirkungen unverhüllter zutage als in ihr; ganz allgemein hatte die Überfremdung im Vergleich zu den vorausgegangenen Jahrzehnten noch zugenommen. Grundsätzlich schuf die Aufgeschlossenheit gegenüber dem Außerdeutschen und der mit ihr Hand in Hand gehende Sammel-, geistiger gesehen: Vereinheitlichungstrieb eine der wichtigsten Vorbedingungen des musikalischen Aufbruchs, der dem Aufbruch der bildenden Künste nachfolgte und entsprach. Die für die Kirche angedeutete, doch nicht auf sie beschränkte Lockerung der unmittelbaren Gebrauchszusammenhänge (die sich materiell am greifbarsten kundgab in der fürstlichen ich- und machtbetonten Prunkentfaltung) begünstigte wie im bildnerischen so im musikalischen Bereich die Entwicklung auf eine gewisse Zweckfreiheit hin, auf eine Verselbständigung und damit auf Eigenwuchs und Eigeneinheit des Kunstwerks. Dieser Entwicklung diente nicht zuletzt die Überwindung des Kirchentones, das Fertigwerden der kubischen Harmonik, der Harmonik mit dritter (Schein-)Dimension, in Dur und Moll. Die Musik

hatte an ihr einen, ausgesprochen barocken, Eigenraum gewonnen, den es mit neuen melodischen und rhythmischen Spannungen zu durchdringen galt. Es ist die Generation der Händel und Bach, nicht bloß in Deutschland, doch außerhalb schwächer oder spezialistischer vertreten, die auch in bezug auf diese Aufgabe die Zeit erfüllt hat.

Das Genie ist in seiner ursprünglichen Wesenheit aus dem „Milieu" nicht zu erklären. Gleichwohl pflegt zwischen dem Vorzugsmenschen und den Umgebungen, in die er versetzt wird, den Wegen, die er geht, eine schicksalhafte Entsprechung zu walten. Für das Leben Händels ist es kennzeichnend, weit kennzeichnender als die meist überbetonte Vertrautheit mit der großen Welt, die sich dabei und sozusagen nebenher ergab, daß es von vornherein an Orten sich abspielte, an denen das Neue, das in besonderem Sinne Gegenwärtige der Zeit zu Hause war, an denen sich die Vordermänner geistiger und künstlerischer Bewegungen zusammenfanden: Händel, so wenig zeitgebunden er ist, steht innerhalb seiner Epoche als eine durchaus moderne Erscheinung da. Es ist ferner kennzeichnend für das Leben Händels, daß sein Schauplatz überwiegend der germanische Norden, Deutschland und England, gewesen ist: das Händelsche Werk bleibt, bei aller Hinneigung zu südlicher Kunst, zutiefst nordisch bestimmt. Kennzeichnend ist schließlich die Laufbahn. Sie steigt anfangs in steiler Kurve auf; schon der Jüngling erstürmt sich den europäischen Ruhm. Bis in die Mannesjahre gibt es keine ernsten Rückschläge; die Entfaltung ist offen und ungehemmt. Erst die gefestigte, gereifte Persönlichkeit erfährt die Widrigkeit der Realitäten des Daseins, tritt in einen Lebenskampf ein, der bedrohlich wird; es kommt nach heroischem Kräfteeinsatz zu grausamen Niederbrüchen. Spät, an der Schwelle des Alters, endigt der äußere Kampf. Aber die schwerste Prüfung, die Umdunkelung der letzten Lebensjahre, steht noch aus: auch über sie trägt ein menschliches Heldentum, das sich nun ganz nach innen gewendet hat, den Sieg davon.

Georg Friedrich Händel wurde am 23. Februar 1685 geboren, in Halle an der Saale, inmitten des thüringisch-sächsischen Landes, das schon früh ein Sammelbecken deutscher musikalischer Kultur gewesen ist. Dem Blute nach erwuchs er aus diesem Lande nur zu einem Teil. Beider Eltern Vorfahren im Mannesstamm waren aus deutschen Randgebieten eingewandert, die des Vaters aus Schlesien, die der Mutter, vor den Protestantenverfolgungen des Dreißigjährigen Krieges, aus Deutschböhmen; mütterliche Vorfahren der Mutter kamen vom Niederrhein. Beruflich herrschen unter den Ahnen der Mutter, soweit wir Kunde haben, die Geistlichen und Gelehrten vor; die des Vaters waren Kupferschmiede, Röhrmeister, Handwerker also. Der Vater selbst hatte sich zum hochangesehenen Wundarzt heraufgearbeitet, war Hallescher Amtschirurg geworden und stand als Leibkammerdiener in naher Beziehung zu den beiden Höfen, denen, nacheinander, die Stadt zugehörte, zum herzoglich-sächsischen in Weißenfels, zum kurfürstlich-brandenburgischen in Berlin. Georg Friedrich war

das zweite Kind aus der zweiten Ehe, die der einundsechzigjährige Georg Händel 1683 mit der fast drei Jahrzehnte jüngeren Giebichensteiner Pfarrerstochter Dorothea Taust geschlossen hatte. Vom Vater erbte er den zähen, hünenhaften Körper, die charakterliche Stärke, von der Mutter, deren Bibelkenntnis gerühmt wird, die Geistigkeit, die Gefühlskraft. Die Einsicht in das Besondere von Händels musikalischer Veranlagung wird gefördert durch die Feststellung, daß die Familie zwar offenbar musikalisch begabt — die Seitenverwandten beweisen es —, aber im engeren Sinne keine Musikerfamilie war, daß demnach in der Erbmasse das Musikalische nicht handwerklich vorbearbeitet erscheint wie (um das schlagendste Beispiel des Gegenteils zu nennen) bei Händels Altersgenossen Bach. Die Musikfeindlichkeit des Vaters ist seit kurzem als Legende erwiesen; es bedurfte kaum der Überredung, daß er dem Sohn eine angemessene musikalische Erziehung zuteil werden ließ. Der junge Hallesche Marktkirchenorganist Friedrich Wilhelm Zachow wurde mit dem Unterricht betraut. Zachow besaß, auf dem Boden des Kantoren- und Organistentums der Zeit, eine reiche, allem Neuen aufgeschlossene musikalische Bildung, als Komponist eine nicht alltägliche, dramatischem Ausdruck zugeneigte Phantasie und — das Entscheidende — lebendige Lehrbegabung. Händel hat von ihm ein starkes und vielseitiges instrumentales Können, ein gediegenes tonsetzerisches Handwerk und eine überraschend ausgebreitete Bekanntschaft mit zeitgenössischer, deutscher und italienischer, Vokal- und Instrumentalmusik überkommen. Ergänzt wurde der Zachowsche Lehrgang durch die Beziehung zu der Hautboistenkompagnie der Hintzsche — sie begründete Händels Vorliebe für die Oboe, wir verdanken ihr eines der wenigen erhaltenen Frühwerke, die Oboentrios — ferner durch mutmaßliche Besuche in Weißenfels, Leipzig, wohl auch in Berlin, wo eine erste unmittelbare Berührung mit italienischer Kunst stattfinden konnte. Als Anregung spielten daneben zweifellos die Musik- und Theaterneigungen, die Johann Praetorius, der Rektor des Stadtgymnasiums, pflegte, bei dem Schüler eine bedeutsame Rolle.

Dazu kam eine geistige Luft, die durch die Gegenwart von Männern bestimmt wurde, wie der große Aufklärer Christian Thomasius und das Pietistenhaupt August Hermann Francke es waren. Als Händel 1702 nach dem, auf weiteren sozialen Aufstieg gerichteten, Willen des inzwischen verstorbenen Vaters die Hallesche Universität bezog, um juristische Studien zu betreiben, nahm ihn eine Gemeinschaft von starker innerer Bewegtheit auf, in der er wahrscheinlich einer Reihe von Persönlichkeiten begegnete, mit denen ihn das Leben enger verknüpft hat: Telemann und der junge Hamburger Dichter Barthold Hinrich Brockes stehen hier vornean. Lange hielt es ihn in diesem Kreis allerdings nicht. Schon neben dem Universitätsstudium hatte er den Organistendienst an der Dom- und Schloßkirche versehen. Als er, nach abgelegtem Probejahr, davorstand, sich im Amte zu binden, löste er, mit offenbarem Vorbedacht, aus der Enge der Heimat sich los.

Achtzehnjährig, 1703, ging er, wie seine Kupferschmied-Ahnen, auf die Berufswanderschaft. Erste Station war, nicht zufällig, Hamburg. Was der in Händel verpuppte Dramatiker brauchte, fand er, in Deutschland, dort am ehesten. Die 1678 gegründete deutsche Oper hatte um die Jahrhundertwende den Bestrebungen ihrer Anfänge, die im Textlichen religiös-volkstümlich, im Musikalischen verhältnismäßig bodenständig gewesen waren, sich weithin entfremdet; doch hatten die darstellungserzieherische Wirksamkeit Siegmund Kussers und die schöpferische Leistung Reinhard Keisers ihr höchsten künstlerischen Glanz und damit nach außen stärkere Anziehungskraft denn je verliehen. Stand Kusser, der „vollkommene Kapellmeister", vorwiegend in französischer Überlieferung, so war Keiser, ein Komponist von erstaunlichem Einfallsreichtum und nur aus Mangel an Charakter kein Großer, in allen Sätteln gerecht. Zur Zeit von Händels Eintreffen huldigte er den Italienern durch Einführung des gemischtsprachigen Opernbuches: in der Vertonung der neben den deutschen gesungenen italienischen Texte wetteiferte er mit den südlichen Meistern. Von Keiser vermutlich, der kurz zuvor das Theater gepachtet hatte, ließ der Ankömmling sich als zweiten Geiger einstellen; es ist bezeichnend für ihn, daß er nicht allein seine höheren Möglichkeiten zunächst verbarg, sondern daß ihm sichtlich auch daran gelegen war, in der neuen Berufsumgebung von der Pike auf zu dienen.

Die Hamburger Jahre haben Händel geweckt, ihn flügge gemacht. Einen gewissen Anteil daran hat Johann Mattheson, dessen Verdienst — wie sein späteres musikschriftstellerisches Werk erkennen läßt — in erster Linie auf der Fähigkeit zur kunstrichterlichen Reflexion beruhte. Die Gespräche mit ihm, die eine Fortsetzung der in Halle mit Telemann gepflogenen Unterhaltungen bildeten, mögen Händel mitveranlaßt haben, sich Rechenschaft abzulegen über seine Erfahrungen und Eindrücke, zu denen neben der hamburgischen Oper und Kirchenmusik die Kunst des lübeckischen Meisters Dietrich Buxtehude gewiß ein Wesentliches beitrug. Mattheson war es auch, der Händel durch Einführung in das Haus des englischen Gesandten John Wich eine erste Beziehung nach London verschaffte; andere gesellschaftlichen Verbindungen werden sich angeschlossen haben. Man darf Matthesons Einfluß, so wichtig er selbst ihn sah, nicht überschätzen. Händel entzog sich ihm bald; dies die tiefere Ursache jenes glücklicherweise unblutig abgelaufenen Duells, das den Gegenstand für eine der berühmtesten Anekdoten der Musikgeschichte geliefert hat. Nach Matthesons und Telemanns Aussage verfügte Händel, als er nach Hamburg kam, über eine ansehnliche kontrapunktische Fertigkeit, war aber zur Melodie, zur Klarheit und Knappheit der Form noch nicht erzogen. Wie schnell er dem Keiserschen Vorbild abzulauschen begann, was ihm fehlte, zeigt die im Januar 1705 uraufgeführte Erstlingsoper „Almira", ein Werk hoher und vielfältiger Verheißung, das über die im Jahr vorher entstandene, noch etwas unbeholfene Passion (nach Postel) weit hinausführt. Händel hat für Hamburg noch drei, jedoch bloß in ihren Texten erhaltene

Opern geschrieben. Bevor die beiden letzten, „Florindo" und „Daphne", öffentlich erklangen, hatte er der Stadt den Rücken gekehrt.

Italien studienhalber aufzusuchen war einem Teil der deutschen Musikerschaft seit gut einem Jahrhundert Lockung und Verpflichtung geworden. Als Händel, zu Ende des Jahres 1706, die Südenfahrt antrat, war er, man muß das betonen, kein unbedingter Verehrer italienischer Kunst, eher mit dem typisch deutschen Vorurteil behaftet gegen ihre angebliche Flachheit: eine beinahe grob offenherzige Äußerung gegenüber dem Prinzen Gian Gastone dei Medici, der ihm bei einem Besuch in Hamburg italienische Musikaliendrucke vorgelegt hatte, bezeugt es. Gleichwohl zog ihn Italien magisch an. Was der Einfluß Keisers angebahnt hatte, vollendete sich hier: eine unerhörte Selbstverwandlung, Selbstentbindung. Händel ist für uns gar nicht mehr denkbar ohne das frühe Insichaufnehmen südlicher Landschaft und südlichen Daseins als der Lebensquellen italienischer Musik, italienischer Kunst überhaupt. Die große Sinnenhaftigkeit seines Wesens, sein fast Goethesches Augenmenschentum, das ursprünglich Vegetative des Schaffenstypus wurden erst durch den Süden ganz zu sich selbst befreit. Erfindung und Empfindung fanden restloseren Einklang; die Sprache vereinfachte und verfeinerte sich zugleich. Die Form wuchs naturhafter; dies hauptsächlich das Ergebnis des Sicheinfühlens in italienische Gesanglichkeit, des Sicheinfügens in die unmittelbar leiblichen Gegebenheiten, die Spannungsmöglichkeiten der Stimme. Man bekommt von der Wandlung den intimsten Begriff vor den italienischen Solokantaten mit Generalbaßbegleitung, die gemeinhin, etwas einseitig, als Opernvorstudien bezeichnet werden. An ihnen hängen zuerst noch die Eierschalen deutscher Gelehrsamkeit; ein interessantes Beispiel ist die großartige Szene der geschändeten Lucrezia. Sie werden, in den mehr lyrischen als dramatischen Stücken, je länger desto geschmeidiger, gewinnen eine jugendliche Süßigkeit, der ein schwermütiger Beiklang, Rest protestantisch-barocker Melancholie, etwas Untergründiges gibt, wie es den südlichen Mustern nicht eignet.

Es gab im damaligen Italien drei musikalische Vororte. Rom war Stätte der Kirchenmusik und dementsprechend der Tradition, Neapel Stätte des Neuen, lebendig durchpulst vom Singen und Spielen des Volkes. Venedig hielt die Mitte; sein musikalisches Gesicht wurde durch die Pflege der Oper bestimmt: seit lange war es die Hochburg italienischer Opernkunst.

Händel wandte sich zuerst nach Florenz, wohin er durch den erwähnten toskanischen Prinzen Verbindungen hatte. Diese Verbindungen und die Wirkung seiner Persönlichkeit, vor allem sein hinreißendes Stegreifspiel auf Klavier und Orgel, halfen ihm weiter; er fand überall Zutritt zu den gesellschaftlich, geistig, künstlerisch maßgebenden Kreisen. Am bedeutsamsten wurde für ihn der Aufenthalt in Rom, wo er, im Hause des Kardinals Ottobuoni, mit der „Arcadia", einem auserlesenen Zirkel kunstbeflissener Männer, in Berührung kam. Drei

dieſem Zirkel angehörige Künſtler haben entſcheidend auf ihn eingewirkt: der Geiger Arcangelo Corelli durch ſeine edle Kammermuſik, Aleſſandro Scarlatti, der größte italieniſche Opernkomponiſt der Zeit, durch ſeine im Süden des Landes verwurzelte, ebenſo kräftige wie wohllautende Vokalkunſt, der greiſe Bernardo Pasquini durch ſeinen klaren Klavier- und Orgelſtil. Ihnen geſellte ſich Aleſſandro Scarlattis Sohn Domenico, damals ſchon ein Cembaliſt von Namen, der ſich mit dem gleichaltrigen Deutſchen in friedlichem Wettſtreit zuſammenfand, und Agoſtino Steffani, dieſer eine der bemerkenswerteſten Erſcheinungen, die den Weg des jungen Händel gekreuzt haben. Steffani, aus der Generation des Vaters Scarlatti, war zwar gebürtiger Italiener, war als Muſiker aber zunächſt in Deutſchland gebildet worden und dort ſo gut wie ausſchließlich tätig geweſen; als Händel ihn kennenlernte, bekleidete er noch das Amt des Hannöverſchen Hofkapellmeiſters. Er war nicht bloß ein Komponiſt von vornehmſter Haltung, der früh zum Prieſter Geweihte hatte ſich auch als Diplomat verdient gemacht und wurde als ſolcher vom Papſte mit hohen geiſtlichen Würden und Obliegenheiten geehrt. Alle dieſe Künſtler waren Händel bewundernd zugetan, der Sohn Scarlatti ihm in herzlicher Freundſchaft ergeben.

Der Ertrag der italieniſchen Jahre — außer den erwähnten Kantaten umfaßt er lateiniſche Kirchenmuſik, zwei Opern, zwei italieniſche Oratorien, aller Wahrſcheinlichkeit nach auch Kammermuſikwerke — iſt bedingt durch die Örtlichkeiten: Händel richtete zwangsläufig ſein Hauptintereſſe überall auf die Kunſtzweige, denen der jeweilige Aufenthaltsort beſonderen Anteil ſchenkte. In Neapel, der ſüdlichſten Station ſeiner Reiſe, horchte er mit geſteigerter Aufmerkſamkeit auf die Volksmuſik; ſpäte Niederſchläge noch verraten es. Von hier aus fand er, dank der Beziehung zum Kardinal-Vizekönig Vincenzo Grimani, deſſen Familie das Theater San Giovanni Criſoſtomo in Venedig beſaß, den Zugang zu einer der erſten Opernbühnen des Landes. Grimani ſchrieb für ihn im Staatsaktion und Liebesintrige vermengenden Zeitſtil ein Libretto um die Geſtalt der römiſchen Kaiſerin Agrippina. Das Werk ging kurz vor Neujahr 1710 in Szene. Die umwerfende Fülle, Kraft und Friſche der Händelſchen Muſik errang ihm einen beiſpielloſen Erfolg; der junge Deutſche wurde zum ernſten Nebenbuhler der einheimiſchen Muſikdramatiker. Jeder andere hätte verſucht, auf der Erfolgswelle weiterzuſchwimmen: Händel ging nach Deutſchland zurück. Wie er, trotz liebevollſtem Zureden kirchenfürſtlicher Gönner, in Rom ſein Lutheranertum verteidigt hatte, war er auch nicht geſtimmt, das Südenerlebnis als ſolches über ſich Herr werden zu laſſen; die Auseinanderſetzung mit Italien war, an Ort und Stelle jedenfalls, abgeſchloſſen.

Die Brücke zum Norden ſchlug Steffani; perſönlich durch die Mittlerſtellung, die er, der eingedeutſchte Italiener, als Muſiker einnahm, praktiſch durch das Angebot der Nachfolge in ſeinem Kapellmeiſteramt. Händel kam in Hannover an einen Hof, deſſen geiſtige und künſtleriſche Kultur in Deutſchland ihresgleichen

suchte. Den Ton gab die philosophische Kurfürstin Sophie an, die als Enkelin des Stuarts Jakobs I. ihrem Gemahl Georg Ludwig die Anwartschaft auf den englischen Thron vermittelt hatte; ihrem großen Freunde Leibniz ist Händel in ihrer Umgebung möglicherweise noch begegnet. Das Amt nötigte zur Auseinandersetzung mit dem Neuen, das im Werk Steffanis, mehr noch als in den Opern in der Kammermusik für Gesang, den mustergültigen Sätzen für zwei Stimmen und Generalbaß, entgegentrat: mit der eigenartigen Durchseelung, der Ausdrucksvertiefung, die das Italienische hier erfahren hatte, ohne den stimmlichen Notwendigkeiten gegenüber im geringsten läßlicher zu werden. Händel nahm dies Neue begierig auf und bildete es in eigenen Kammerduetten weiter. Durch das vortreffliche Orchester, das er vorfand, ließ er sich zu einem Strauß jugendlich genialer Instrumentalwerke, den Oboenkonzerten, anregen. Da es in Hannover damals keine Oper gab, band der Kurfürst seinen Kapellmeister (vor dessen schöpferischer Kraft er Verpflichtungen fühlen mochte) nicht allzufest an seinen Posten. Schon im Spätherbst 1710 reiste Händel über Holland nach London; hier schrieb er auf einen von dem Opernunternehmer Aaron Hill nach Tassos „Befreitem Jerusalem" verfaßten, von Giacomo Rossi versifizierten Text in nicht mehr als vierzehn Tagen seinen „Rinaldo". Am 14. Februar 1711 kam das Werk heraus mit einem Erfolg, der den venezianischen der „Agrippina" womöglich noch übertraf und, gegen den Widerstand der Nationalgesinnten, Joseph Addisons an der Spitze, die italienische Oper in London durchsetzte.

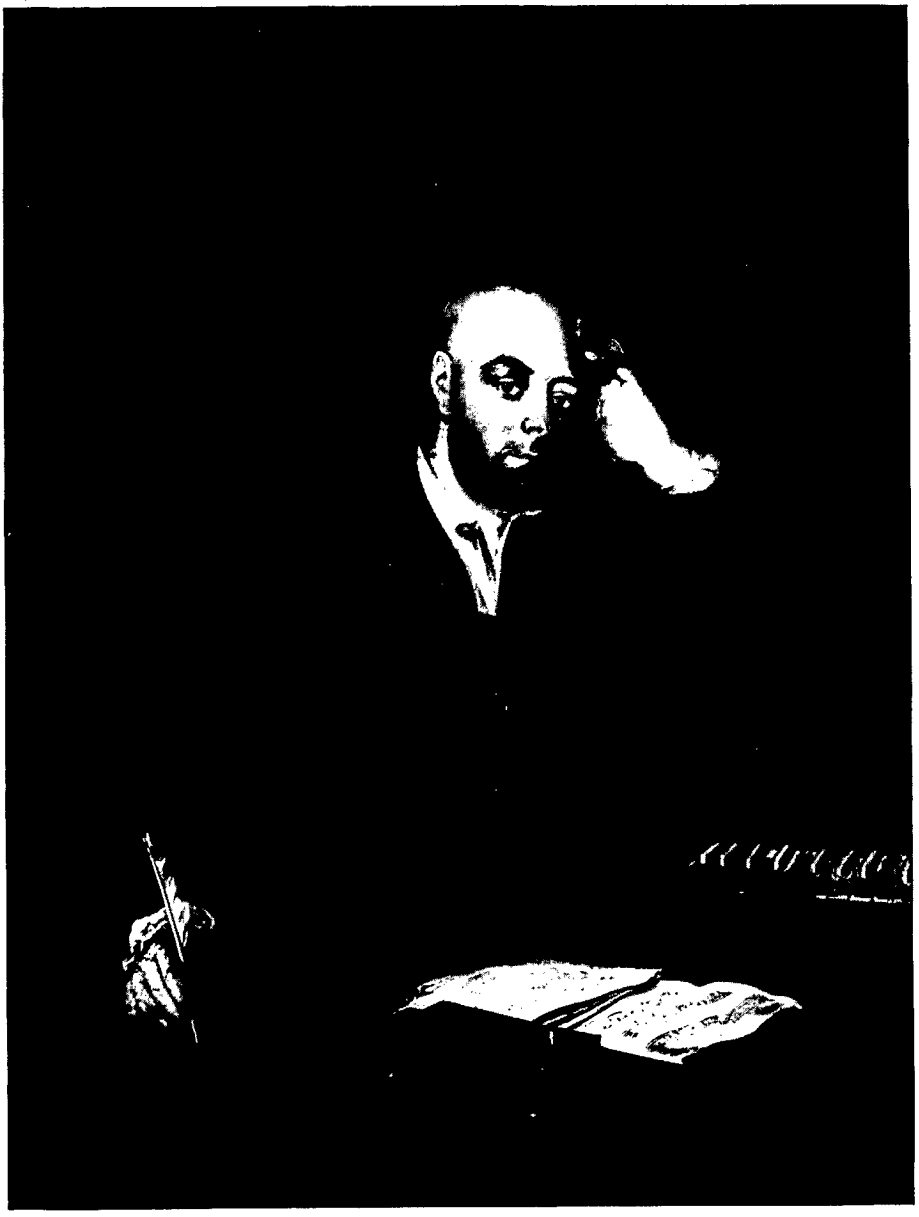
Mit diesem Erfolg begann Händels englische Epoche, die, alles in allem, zwei Drittel seines Lebens und den weitaus größten Teil seiner öffentlichen Laufbahn in sich begriff; ein Akklimatisationsprozeß, der die Welthaftigkeit seiner Kunst aufs bedeutsamste mitbestimmt hat. Händel kam nach England als der Vertreter italienischer Musik. Er war das bereits beim „Rinaldo", der in wesentlichen Stücken ganz unitalienische Stimmungstöne anschlug, nur in einem sehr bedingten Sinne. In einem ähnlich bedingten Sinne hat er sich in Jahrzehnten angliisiert. Auch in England zog ihn ohne Frage das Landschaftliche, das Atmosphärische an; klares Zeugnis legt dafür ab ein Werk wie das Pastoral „Acis und Galathea", das den verzaubernden Glanz südenglischer Parks unwiderstehlich heraufbeschwört. Es muß schließlich doch ein Heimatgefühl gewesen sein, was in Händel hier aufkam und ihm, von innen heraus, erlaubte, auf englischem Boden Wurzel zu schlagen. Dies Heimatgefühl konnte freilich seine Ursachen nicht bloß im Landschaftlichen haben. Die Möglichkeit der Einbürgerung — 1726 wurde sie eine Rechtstatsache — war mitgeschaffen durch Wirkungen, die aus dem Leiblichen ins Geistig-Seelische aufstiegen, Wirkungen, die wir befugt sind, als Ergänzung und Widerspiel zu werten zu der vorwiegend sinnlichen Auflockerung durch das Italienerlebnis. Die größere rassische Nähe des Engländers zum Deutschen spielte eine grundlegende Rolle. Darüber hinaus die gesamte politische und Bildungslage des Landes. Es geht schon aus frühen Äußerungen Händels,

vor allem aus der beachtenswerten Widmung der 1720 erschienenen Ersten Sammlung von Klavierwerken an die Nation (nicht an einen Königlichen oder adligen Mäzen), deutlich hervor, daß auf ihn die freiheitliche Haltung des Volkes, sein unter den verschiedenen Regierungen und Regierungsformen gleichgebliebenes nationales Selbstbewußtsein einen durchgreifenden Eindruck gemacht haben. Kulturell war das England der Königin Anna dank glücklicher wirtschaftlicher und sozialer Entwicklung europäische Avantgarde. Gegenüber dem Festland setzten die geistigen Umwälzungen — insbesondere auf denkerischem Gebiet machte sich das geltend — vorzeitig ein. Daten sprechen. Die Hauptwerke der Aufklärungsphilosophen Berkeley, Shaftesbury und Mandeville erschienen sämtlich zwischen 1706 und 1711, Popes „Lockenraub", ausgesprochene Rokokodichtung, in der Erstfassung 1712; es sind die Jahre vor und unmittelbar nach Händels Erstauftreten in London. Für das, was ihm England an lebendigen Kulturwerten darreichte, mußte Händel sogleich um so empfänglicher sein, als auch hier, wie in Italien, sich ihm die künstlerisch, intellektuell und gesellschaftlich vornehmsten Kreise rasch erschlossen. Beruflich gab den Ausschlag: London war für einen Musiker von dem europäischen Namen, den er sich erworben hatte, die gegebene Wirkungsstätte; als Weltstadt an sich und vor allem als die Metropole eines Bereiches, dessen eigene Musikproduktion, nach starken und ursprünglichen Leistungen, wie sie namentlich das elisabethanische Zeitalter aufgewiesen hatte, knapp vor der Jahrhundertwende plötzlich erschöpft schien. Henry Purcell, der letzte englische Komponist von Rang, war 1695, mozartisch frühvollendet, gestorben. In seinem Werk, das alle Gebiete musikalischen Schaffens umfaßt, zeigt der Angelsachse eine gewisse Verwandtschaft mit dem Niedersachsen Buxtehude. Beiden gemeinsam ist der nordische Grundklang, der sich am greifbarsten ausprägt in den Kühnheiten ihrer versonnen romantischen Harmonik. Beide sind Vorläufererscheinungen, sofern sie zu wichtigen Entwicklungen angesetzt, jedoch nichts Abschließendes hinterlassen haben. Beide sind am zukunftsreichsten in ihrer kirchlichen Chor-Orchester-Kunst, die volkstümlicher Monumentalität zustrebt; der Engländer konnte diese Richtung um so eher einschlagen, als er für seine Anthems, das Gegenstück der deutschen Kirchenkantaten, textlich sich auf das Bibelwort beschränken durfte. Jenseits der Wirkung, welche die englische Volksmusik, durch ihre kräftige Melodik, ihren gesunden Rhythmus, bei ihm tat, ist Purcells Werk, zuvörderst sein kirchliches, der musikalische Eindruck, an den Händel anknüpfte, sobald er zu Engländern englisch sprechen wollte; daß Purcell seinerseits italienischen Einflüssen unterlegen war, hat ihm diese Anknüpfung noch erleichtert.

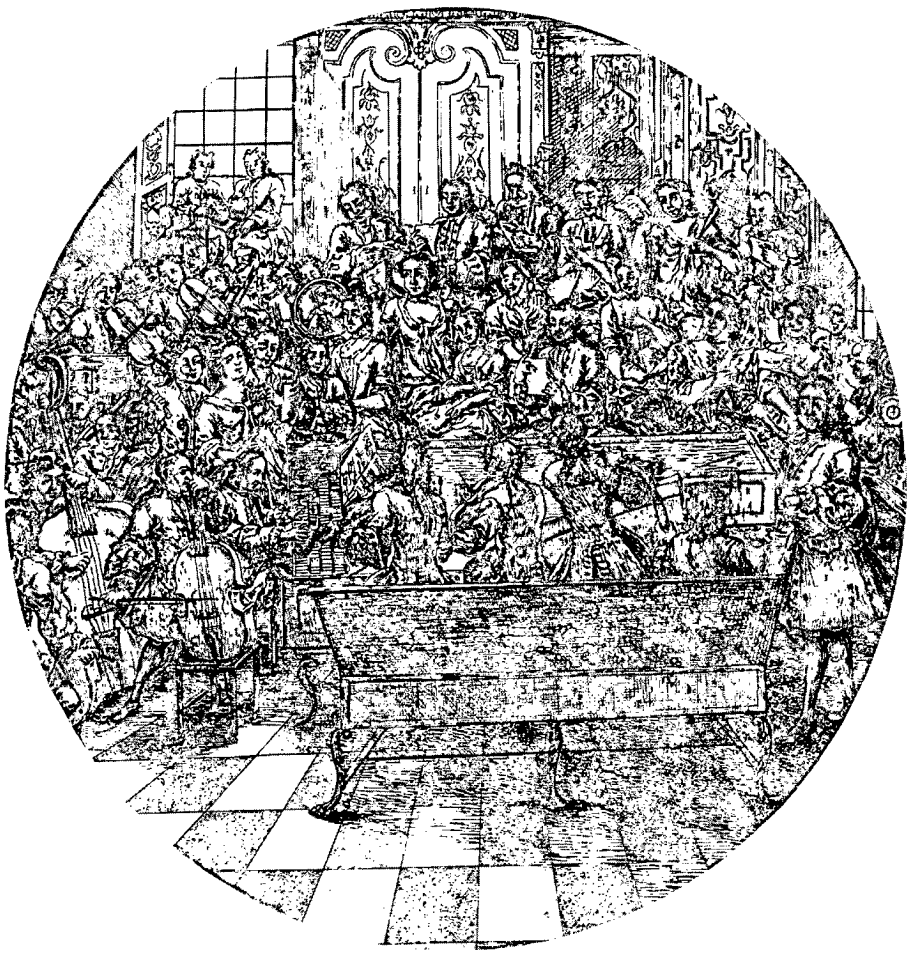
Die ersten Londoner Jahre brachten die, wie man früher glaubte, nicht ganz legitime Loslösung von Hannover. Als Händel, der sehr bald bei Hofe vorgestellt worden war, infolge des Beifalls, den eine Ode auf den Geburtstag der Königin gefunden hatte, im Sommer 1713 den offiziellen Auftrag erhielt, zur

Feier des Utrechter Friedens das Tedeum zu schreiben, und, nach der Aufführung seines Werkes, aus der königlichen Schatulle ein Jahresgehalt von zweihundert Pfund ausgesetzt bekam, kehrte er in sein Amt nicht mehr zurück. Die Legende berichtet, er habe, nachdem Kurfürst Georg Ludwig 1714 als Georg I. den englischen Thron bestiegen hatte, durch Vorführung der „Wassermusik" sich um Verzeihung für sein Dienstvergehen bemüht. Wir wissen heute, daß dies nicht zutrifft, und schließen daraus, daß wohl auch das Dienstvergehen auf Erfindung beruht. Händel war jedenfalls auch beim neuen König Hofkomponist, mit nunmehr vierhundert Pfund Jahresgehalt, die sich auf sechshundert Pfund erhöhten, als man ihm den Unterricht der Töchter der Prinzessin von Wales, der einstigen Karoline von Ansbach, übertrug. Zunächst wohnte Händel in London bei einem Musikliebhaber namens Andrews, später beim Grafen von Burlington auf dessen Landsitz in Piccadilly, und hier war es, wo im Austausch mit Pope, John Gay und Dr. Arbuthnot, einem seiner in Zukunft treuesten Freunde, die Tage der römischen „Arcadia" sich ihm erneuten. Daneben verkehrte er viel in musikliebenden bürgerlichen Kreisen: so nahm er gern an den Musikabenden des Kohlenhändlers Britton teil oder saß, nach Orgelimprovisationen auf dem neuen Instrument in der Saint-Pauls-Kathedrale, mit Mitgliedern des Kirchenchors musizierend und bechernd in der Queen Ann's Tavern am Saint Pauls-Kirchhof. Mehrere Opern entstanden in diesen ersten Jahren, von denen die Zauberoper „Amadigi" dem „Rinaldo" als musikalischer Wert am nächsten kommt. 1716 reiste Händel im Gefolge des Königs noch einmal nach Hannover; er komponierte dort vermutlich sein letztes größeres deutsches Werk, die Passion auf den berühmten Brockesschen Text. Aus Ansbach, wohin er über die Heimatstadt Halle fuhr, holte er den alten Universitätsfreund Johann Christoph Schmidt nach England herüber, der ihm als musikalisches und geschäftliches Faktotum bis an sein Lebensende zur Seite stand. 1717 ging er als Kapellmeister (und Nachfolger eines andern Deutschen, Johann Christoph Pepuschs) zum Herzog von Chandos auf dessen Schloß Cannons. Er hatte in dieser Eigenschaft für Kirchenmusik zu sorgen. Damit fand er zum erstenmal seit dem Utrechter Tedeum und Jubilate wieder unmittelbaren Anlaß zur Beschäftigung mit Purcells Psalmkompositionen. Das Ergebnis waren die kraftvollen Chandos-Anthems, die noch spät Stoff für das Oratorium hergaben. An das Ende der Jahre in Cannons fällt zu diesem der erste Versuch, die Masque „Haman und Mardochai", sowie das Pastoral „Acis und Galathea". Den Text zum einen Werk hatte, nach dem Racineschen Klosterdrama, Pope, den zum andern John Gay gedichtet.

Das Jahr 1720 war, laut Händels eigener Aussage, der Abschluß seiner Lehrzeit. Es bedeutete für ihn zugleich das Einrücken in eine minder unabhängige, minder private Stellung gegenüber der Öffentlichkeit. Die fieberhafte Unternehmungslust, die der wirtschaftliche Aufschwung gezeitigt hatte, führte, nach einigen Jahren Opernpause, wie zur Gründung anderer Aktiengesellschaften



Georg Friedrich Händel
Gemälde von Philipp Mercier, 1748. Halle, Städtisches Museum



Händel dirigiert eine Oratorien-Aufführung in London
Zeitgenössische Zeichnung. London, Britisches Museum

so zu der eines italienischen Operntheaters auf Aktien. An der Spitze der finanziell Beteiligten stand der König; er zahlte für seine Loge einen besonders hohen Beitrag und übte mittelbar Aufsicht, sofern er den Verwaltungsrats-Vorsitzenden ernannte: das Institut hieß darum, nach Pariser Vorbild, königliche Musikakademie. Händel wurde künstlerischer Leiter und erster Hauskomponist, neben dem man sich jedoch sogleich zwei beliebte Italiener verschrieb, den gewandten Ariosti und den gefälligen, eitel-intriganten Bononcini: erster Anstoß zu Kämpfen, zur Spaltung des Publikums. Mit unwahrscheinlicher Schaffensfreudigkeit, in einem männlich reifen Stil, der die Affektdramatik der spätbarocken italienischen Arienoper so persönlich lebensvoll wie überlegen umfassend ausspielte, warf Händel ein Werk nach dem andern heraus. Die wichtigsten davon — die Texte arbeitete für die Mehrzahl nicht ohne Gewicht der Deutschitaliener Nicola Haym — sind „Radamisto" (1720), „Ottone" (1723), „Giulio Cesare", „Tamerlano" (1724), „Rodelinda" (1725), „Admeto" (1728); vor allem „Ottone" wurde populär. An den Erfolgen hatten starken Anteil die zwar künstlerisch anregenden, doch schwer zu behandelnden italienischen Stars, der Altkastrat Senesino, die Cuzzoni, die später mit Hasse verheiratete Faustina Bordoni. Beim Publikum vermengte sich das Interesse an der Kunst dieser Gesangsgrößen allerdings bedenklich mit dem an ihrem Privatleben, an ihren persönlichen Zänkereien. Für die Opernbesucher war es ein hochwillkommener Skandal, als eines Tags die beiden Primadonnen auf offener Bühne gegeneinander tätlich wurden. Das Theater ging nicht schlecht; aber die kaufmännische Leitung war verantwortungslos. Als die alten Widersacher der italienischen Oper 1728 wieder auf den Plan traten, mit der von Gay verfaßten, von Pepusch mit volkstümlicher Musik ausstaffierten „Bettleroper", einer durchschlagenden Satire nicht bloß auf die Oper, auch auf Walpoles Finanzregime, hielt die königliche Akademie den Stoß nicht aus.

Händel ließ sich nicht entmutigen. Zusammen mit dem wegen seiner grotesken Häßlichkeit stadtbekannten, dennoch irgendwie faszinierenden Schweizer „Grafen" Heidegger, einem Glücksritter, der schon in früheren Opernunternehmungen und auch in der Akademie seine nicht gerade vertrauenswürdigen Hände gehabt hatte, eröffnete er eine Oper auf eigene Rechnung. Er verpflichtete 1729 auf einer Festlandsreise, die ihn vor allem nach Italien führte, andere Sänger, darunter die unschöne, aber hochmusikalische Strada, und nahm die Gelegenheit wahr, sich nochmals gründlich in dem Musiklande umzutun, insbesondere in Neapel die junge, von der Volkskunst befruchtete Oper zu studieren. Die Einwirkung auf sein Schaffen blieb nicht aus; es erneuerte sich in der zweiten Opernperiode in mehr als einer Hinsicht. Das ausladende, reiche und dichte Barock wich einerseits einer rationalistischeren Haltung, wie sie das an der französischen Tragödie ausgerichtete Libretto Metastasios nahelegte — Beispiel dafür ist „Poro" (1731) —, andererseits einem lockereren, schon ins Rokoko hinüberschillernden Stil, der die komischen Elemente der älteren Venezianer wieder aufnahm: bereits „Orlando"

(1733) gehört zum Teil hierher, „Xerxes" (1738) und „Deidamia" (1741) sind letzte Ausläufer. Am eindringlichsten in „Alcina" machte Händel außerdem den die Gluckſche Reform vordeutenden Verſuch, italieniſche Arienoper und franzöſiſche Chor- und Ballettoper zu verquicken; der Anſtoß dazu kam von der Truppe der Mademoiſelle Sallé, die zu einem Zeitpunkt, wo das in Paris noch tollkühn geweſen wäre, in London ohne Reifrock und Perücke Ausdruckspantomimen tanzte. Neben dieſer künſtleriſchen ging eine mit den Jahren immer ungünſtigere äußere Entwicklung einher, die in erſter Linie innerpolitiſche Gründe hatte. Der engliſche Adel, der auch Georg den II., der 1727 ſeinem Vater gefolgt war, noch als unerwünſchten Ausländer empfand, glaubte in ſeinem Günſtling Händel den König ſelbſt zu treffen und gründete, geführt vom Kronprinzen als dem natürlichen Träger der Oppoſition, eine Gegenoper, an die Porpora und Haſſe berufen wurden, erheblich ernſter zu nehmende Rivalen als ſeinerzeit die Arioſti und Bononcini. Heidegger ſchlug ſich ſchleunigſt zu der geſellſchaftlich ausſichtsreicheren Gegenpartei. Händel wurde aus dem Haymarket-Theater verdrängt und zog zunächſt nach Lincolns Inn Fields, dann in das neue Covent-gardentheater. Ein erbitterter Kampf begann. Bis auf die Strada verlor Händel ſchließlich alle ſeine italieniſchen Sänger und mußte mit einheimiſchen Kräften vorliebnehmen. Er gab trotzdem nicht auf und erlebte den Triumph, ſeine Gegner zur Strecke zu bringen. Allein auch er ſelbſt war zugrundegerichtet, über und über verſchuldet — nur durch Freundesbeiſtand entging er dem Gefängnis —, ſeeliſch und körperlich am Ende: ein Schlag lähmte ſeine rechte Seite. Monate verbrachte er in einer an dem mächtigen Manne doppelt beängſtigenden Teilnahmsloſigkeit, bis er, im Spätſommer 1737, plötzlich ſich aufraffte und durch eine echt Händelſche Gewaltkur in den Aachener Bädern wiederherſtellte.

Nach dem Zuſammenbruch, der einen entſcheidenden Lebenseinſchnitt bedeutet, wurde das engliſche Oratorium, ſchon 1732 mit „Eſther", der Erweiterung von „Haman und Mardochai", wiederaufgenommen, 1733 mit „Athalia" und „Deborah" fortentwickelt, zum Hauptgeſchäft. „Saul", „Iſrael" ſind die Erſtlinge von einundzwanzig Werken der Gattung, die den hohen Mannesjahren, dem Alter angehören. Das äußere Bild dieſer Spätperiode hat nichts vom Glanz der Anfänge. Der Adel, die Geſellſchaft verfolgten Händel und ſeine Konzerte nach wie vor mit ihrer Mißgunſt. Die Verhältniſſe in London wurden für ihn ſo ſchwierig, daß er ſich ernſtlich mit dem Gedanken trug, nach Irland überzuſiedeln; den „Meſſias" hat er, im Frühjahr 1741, in Dublin erſtaufgeführt. 1745 erlitt er abermals einen argen Zuſammenbruch; allein auch von ihm erholte er ſich zu neuen Taten. Hatte er infolge politiſcher Spannungen ſeine bevorzugte Stellung eingebüßt, ſo wurde er nun durch ein politiſches Ereignis gerettet. Der Prätendent Charles Edward rückte Ende 1745 mit einem Hochländerheer gegen London vor. Händel komponierte einen Freiwilligenhymnus, rief im „Gelegenheitsoratorium" zum Kampf gegen den Eindringling auf und feierte im „Judas Maccabäus" den

N B Every Ticket will admit either one Gentleman, or Two Ladies.

COVENT-GARDEN.
By SUBSCRIPTION.
The Ninth Night.

AT the Theatre-Royal in Covent-Garden, Wedneſday next, will be perform'd
A NEW SACRED ORATORIO.
A CONCERTO on the ORGAN,
And a Solo on the Violin by Mr. DUBOURG.

Tickets will be deliver'd to Subſcribers on Tueſday next, at Mr. Handel's Houſe in Brook-ſtreet.

Pit and Boxes to be put together, and no Perſon to be admitted without Tickets, which will be deliver'd that Day, at the Office in Covent-Garden Theatre, at Half a Guinea each. Firſt Gallery 5 s. Upper Gallery 3 s. 6 d.

The Galleries will be open'd at Four o'Clock. Pit and Boxes at Five.

For the Benefit and Increaſe of a FUND *eſtabliſh'd for the Support of Decay'd* MUSICIANS, *or their Families.*

Anzeige der Londoner Erſtaufführung des „Meſſias" in der Daily Press, 1743

Sieg: das Buch des letzteren iſt dem Herzog von Cumberland, dem Feldherrn von Culloden, gewidmet. Durch die beiden vaterländiſchen Oratorien wurde Händel volkstümlich. Die wirtſchaftlichen Sorgen wichen; nicht zum wenigſten, weil er bei ſeinen Konzerten die Subſkription aufgab, ſie der Allgemeinheit zugänglich machte: es gab eine Zeit entſpannterer Tätigkeit. 1750 ſah er, auf einer letzten Deutſchlandreiſe, noch einmal die Stätten der Jugend. Da ereilte ihn, von ſchwerer Melancholie angekündigt, im Sommer 1751 — während der Niederſchrift des „Jephta": die Partitur zeigt erſchütternde Spuren — der härteſte Schlag, die Erblindung. Operationsverſuche mißlangen. Nach zwei verzweifelten Jahren erhob er ſich abermals. Er nahm die Oratorienaufführungen wieder auf, ſaß wieder an der geliebten Orgel, ja er komponierte ſogar: die Zweitfaſſung eines der italieniſchen Jugendoratorien, des „Triumphs von Zeit und Wahrheit", herrliche Ergänzungen zum „Judas Maccabäus", eines der hinreißendſten Orgelkonzerte wurden geſchaffen. Unmittelbar nach den Konzerten der Faſtenzeit 1759, an denen er noch erſtaunlich lebendig teilgenommen hatte, verfiel er in wenig Tagen. Am 14. April, am Morgen des Karſamstags, ſtarb er. In der Weſtminſterabtei wurde er, gemäß der ſtolzen Verfügung ſeines Teſtamentes, mitten unter den Großen der engliſchen Geſchichte beſtattet.

Es ist in erster Linie der Händel des Oratoriums, der großen Instrumentalwerke, der überdauert hat. Händels Oper, so klar wir heut ihre persönliche Bedeutung erkennen, war unverwurzelt; sie wäre ähnlich anderswo möglich gewesen. Das Oratorium wuchs auf englischem Boden. Der Anschluß an das französische Klosterdrama stellte die, gattungsmäßig und inhaltlich, entscheidende Chorwirkung bereit, der an die englische Masque halbszenische Darstellung: zwar in Dekorationen, doch ohne sichtbare Handlung. Das für die biblischen Stoffe vom Bischof Gibson erlassene Bühnenverbot war in seinen Auswirkungen stärkste Anregung. Das Drama, in der bis zuletzt nicht aufgegebenen dreiaktigen Gliederung der Oper, wurde durch die konzertmäßige Aufführung aus den Schranken des Bühnenhaften erlöst, konnte den Phantasieraum erfüllen, den ihm die Dichtung vorschrieb, die Musik recht eigentlich erst anwies. Während in der Oper die l'art pour l'art-Absicht nicht völlig dahintenblieb (der Sängervirtuos allein schon begründete das), steht das Oratorium ganz auf der, wenn auch zumeist mittelbaren, Aussprache menschlicher, weltanschaulicher, religiöser Inhalte. Seine geistige Einstellung ist undenkbar ohne die Gefühlswucht und Anschauungsweite, die Milton der religiösen Poesie verliehen hatte; sie ist undenkbar ohne die Blickoffenheit, den Enthusiasmus der großen englischen Aufklärer, Shaftesburys vor allem; sie ist undenkbar ohne die anderen Hörerkreise: es vollzieht sich eine Wendung vom Gesellschaftspublikum des Theaters zum Volke oder, wie Händel gesagt haben würde, zur Nation und damit von der privaten Individualproblematik der Oper zu den neuen, Völkerschicksale erfassenden Stoffen, die im Oratorium wesentlich werden. Wiegt hier Biblisches, Alttestamentliches vor, dann, weil der Nation, die angeredet wurde, von mythischen, geschichtlichen Stoffen nur dies geläufig war. Charakteristische Beispiele sind „Israel in Ägypten", wo das Gottesvolk der Held ist, Soli im Sinn der Oper überhaupt nicht mehr vorkommen, „Judas Maccabäus", wo neben dem Volke nur die Führererscheinungen, der Krieger, der Priester, hervortreten, „Belsazar", wo Untergang und Aufstieg von Weltreichen aus einem Gesichtswinkel betrachtet sind, der das Einzelereignis zum Beleg einer geschichtlichen Gesetzmäßigkeit macht. Antike Stoffe, „Herakles" und namentlich „Semele", stehen der Oper noch näher. Der „Messias" ist ein Sonderfall, kein Drama mehr, eine religiöse Monumentalkantate. Seine englischen Librettisten, nach Pope und Gay die Hamilton, Humphreys, Jennens, Miller und Morell, haben Händel, wofern er nicht, wie beim „Israel", selber zugriff, nicht schlecht bedient, so unterschiedlich ihre dichterischen Fähigkeiten sein mochten. Sie haben insbesondere dem theologischen Zuge Rechnung getragen, der, nach zeitweise offenbar ziemlich weitgehender Beeinflussung durch freigeistige Gedanklichkeit, seit dem „Damaskus" von 1737 in ihm wieder mächtig wurde und sich in der gern überbetonten Altersfrömmigkeit des Erblindeten vererbungsgemäß verfestigte. Das Weltbild, das im Oratorium sich ausbreitet, ist gleichwohl zuinnerst nicht christlich, geschweige denn alttestamentlich-jüdisch. Es ist bestimmt durch

heroische Schicksalsgläubigkeit, etwas eindeutig Germanisches also, und trifft darin mit der Religiosität der Puritaner und Miltons genau zusammen. Es ist außerdem bestimmt durch die barock harmonistische Richtung, die Händel geistesgeschichtlich zwischen Leibniz und Goethe einzuordnen nicht nur erlaubt, sondern nötigt.

Dieses Harmonistische, der Drang zum Ausgleich, zur Ineinsbildung prägt auch die musikalische Persönlichkeit und gibt dabei im höchsten gestalterischen Sinne ihr Deutschtum kund. Händel hat von der Ausgangsstellung seines vegetativen Schaffenstyps her wie kein anderer die ausgreifend-auffaugerische Kraft und im Verein mit ihr die Kraft zur Zusammenfassung, zur Zusammenschau bewiesen, die ein entscheidendes Merkmal der deutschen musikalischen Genieleistung ist. Seine Originalität wird wie an der bannenden Ursprünglichkeit der eigenen Eingebung an der Wirkung erfahren, die bei ihm die letzte Konsequenz seines Aufsaugertumes, das Scheinplagiat, erhält: selbst das unverändert Angeeignete geht in die gewaltigen Gesamtkonzeptionen nicht allein restlos ein, es wird durch die Aneignung unbegreiflich über sich hinausgehoben. Der Reichtum an Motiven, die Kraft der Synthese wiederholt sich auf der Ebene des Ausdrucks, des Darstellerischen. Nichts Menschliches ist Händel fremd, sein Wesen hat eine unerhörte Spannweite: er ist darin der echte Dramatiker. Doch alles steht im Lichte des natürlichen Ethos, der unantastbaren Reinheit der großen Seele. Die private Lebensgeschichte ist bruchstückhaft. Wir haben Zeugnisse von Familiensinn, von Kindesliebe, Zeugnisse von Mildtätigkeit gegen Findlinge, gegen alte, erwerbslose Musiker. Wir haben in anekdotischen Berichten Beweise eines überlegenen, vorm eigenen Ich nicht haltmachenden Humors. Wir hören, daß Händel ein starker Esser und einem guten Tropfen nicht abhold war; die zeitgenössische Karikatur hat sich dessen schonungslos bemächtigt. Wir hören, daß nichts ihn heftiger aufbrachte, als wenn er Mangel an Achtung vor seiner Arbeit verspürte. Aber wir wissen — dies bei einem der tiefsten und feinsten Schilderer des Weibes — nichts oder so gut wie nichts von Beziehungen zu Frauen. Zweimal soll eine Ehe in Aussicht gewesen, aber am Verlangen nach Aufgabe des Künstlerberufes gescheitert sein; nicht einmal die Namen der Mädchen sind bekannt.

Die zahlreichen Bildnisse, die wir zum Teil gewiß Händels persönlichem Interesse an Malerei verdanken, sprechen unmittelbarer als die Biographie. Die wunderbar ausgeglichene Gesamtform des erhabenen Hauptes, die große Haltung sind das äußere Gegenbild einer inneren Höhe, einer Herrscherlichkeit ohnegleichen, doch auch eines unverhehlbaren Einsamseins. Die übergängige Zartheit, fast Empfindlichkeit der Gesichtseinzelheiten, der Zug von Schwermut um den herb geschlossenen Mund mildern nur, sie schmälern nicht das Kämpferische der Gesamterscheinung. Es ist ein geistiger Eroberer, den diese Bildnisse zeigen, ein Mann auf Vorposten, ein Kolonisator, der — wie vieles ihn auch mit der zweiten Heimat verbinden mochte — das blieb, was er seinem Blute, seinem Geiste nach war: ein Deutscher.

Johann Sebastian Bach

1685—1750

Von

Heinrich Besseler

Fünfzig Jahre waren seit dem Tode des größten deutschen Musikers vergangen, als um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts die historisch-romantische Bewegung seine Gestalt zum erstenmal weithin sichtbar emportrug. Damals begann die Entdeckung und Mythisierung Bachs, die wenigstens den Ruhm seines Namens, wenn auch noch nicht die Fülle des Schaffens zum Gemeinbesitz der Nation werden ließ.

Die Erinnerung an Bach war nie ganz erloschen. Söhne, Schüler und Enkelschüler hatten sein Andenken bewahrt und Teile seiner Musik überliefert; von Mozarts Begegnung mit dem Genius des Altmeisters berichten Werk und Anekdote, Beethoven trug als junger Pianist in Wien aus dem „Wohltemperierten Klavier" vor. Trotzdem beherrscht ein Grundgefühl von Anfang an die Bachentdeckung und Bachbewegung des neunzehnten Jahrhunderts: die weltenweite Ferne zwischen dem eigenen Standort und dem jenseitigen Ufer, auf dem der „Albrecht Dürer der Musik" wie eine Figur des Mittelalters ehrwürdig und unnahbar aufragte.

Wenn Goethe seinen Eindruck von Bachscher Musik schildert „wie sich's etwa in Gottes Busen kurz vor der Weltschöpfung möchte zugetragen haben", so deutet er neben der instinktiv erspürten Größe und Gesetzhaftigkeit zugleich an, was er in ihr vermißt: den tatgestaltenden, tatgewordenen Schöpferwillen des freien Menschen. Und damit ist der Abgrund bezeichnet, der das neunzehnte Jahrhundert vom Zeitalter Bachs trennt — die neue Auffassung des Menschen und Künstlers, wie sie im Genietum des Sturmes und Dranges durchgebrochen und in der Klassik geprägt worden war, hat ihn unüberbrückbar aufklaffen lassen. Hier war ein Verstehen im Letzten nicht mehr möglich, nur Bewunderung des Majestätisch-Fernen und Sehnsucht nach dem Unerreichbaren.

An beidem hat es die vergangene Epoche nicht fehlen lassen. Sie hat die lange verschütteten Trümmer des Bachschen Lebenswerkes wieder zusammengefügt (Ausgabe der Bachgesellschaft), hat mit allen Hilfsmitteln historischer Forschung die Persönlichkeit und ihre Umwelt, ihre Vorgänger und Zeitgenossen durchleuchtet (Philipp Spitta), dem Vermächtnis Bachs einen immer größeren Raum in Konzertsaal, Haus- und Kirchenmusik gewährt und ein Bekenntnis zu ihm abgelegt, das in der großen Musikerreihe von Schumann bis Reger mehr als einmal durch bewußte und betonte Nachfolge erhärtet wurde. Trotzdem blieb die Ferne unverringert, blieb Bach als „Gotiker" der Gegenpol der Moderne, der letzte

Erbe des Mittelalters und Zeuge einer versunkenen Welt. „Es geht nichts von ihm aus, alles führt nur auf ihn hin."

Diese Bachauffassung ist die unsere nicht mehr. Die Zeitenwende, die sich mit den Geburtswehen einer neuen Epoche gewaltig ankündigt, hat überkommene Maßstäbe und Urteile erschüttert. Mag es zutreffen, daß im Sinne unmittelbarer geschichtlicher Wirkung nichts Entscheidendes von Bach ausgegangen ist, so spüren wir um so stärker den unterirdischen Kräftestrom, der ihn mit der Gegenwart verbindet und nunmehr zutage tritt. Was frühere Biographen nicht sehen wollten oder ausdrücklich bestritten, beginnt für uns beglückende Erkenntnis zu werden: die beispielhafte, wesensmäßige Einheit von Leben und Schaffen in der Erscheinung Bachs. Diese Einheit kann freilich nicht im Alltäglichen, Vordergründigen und Zufälligen entdeckt werden. Sie beruht in der Lebens- und Schaffensform. Dort aber wirkt sich deutsches Wesen mit jener unbedingten Notwendigkeit aus, die der Erscheinung Bachs ihren einmaligen und symbolischen Charakter verleiht. Wir dürfen heute den Satz wagen, daß Johann Sebastian Bach die vollgültigste Verkörperung deutschen Künstlertums darstellt, die wir in unserer Vergangenheit erblicken. Seine Gestalt ist ohne Bruch und Fragwürdigkeit, weder beängstigend-wunderbar noch übermenschlich-vermessen. Sie erfüllt aufs vollkommenste eine Lebensform, deren Gültigkeit wir unverändert spüren — damit aber wird sie zum Richtmaß der Zukunft.

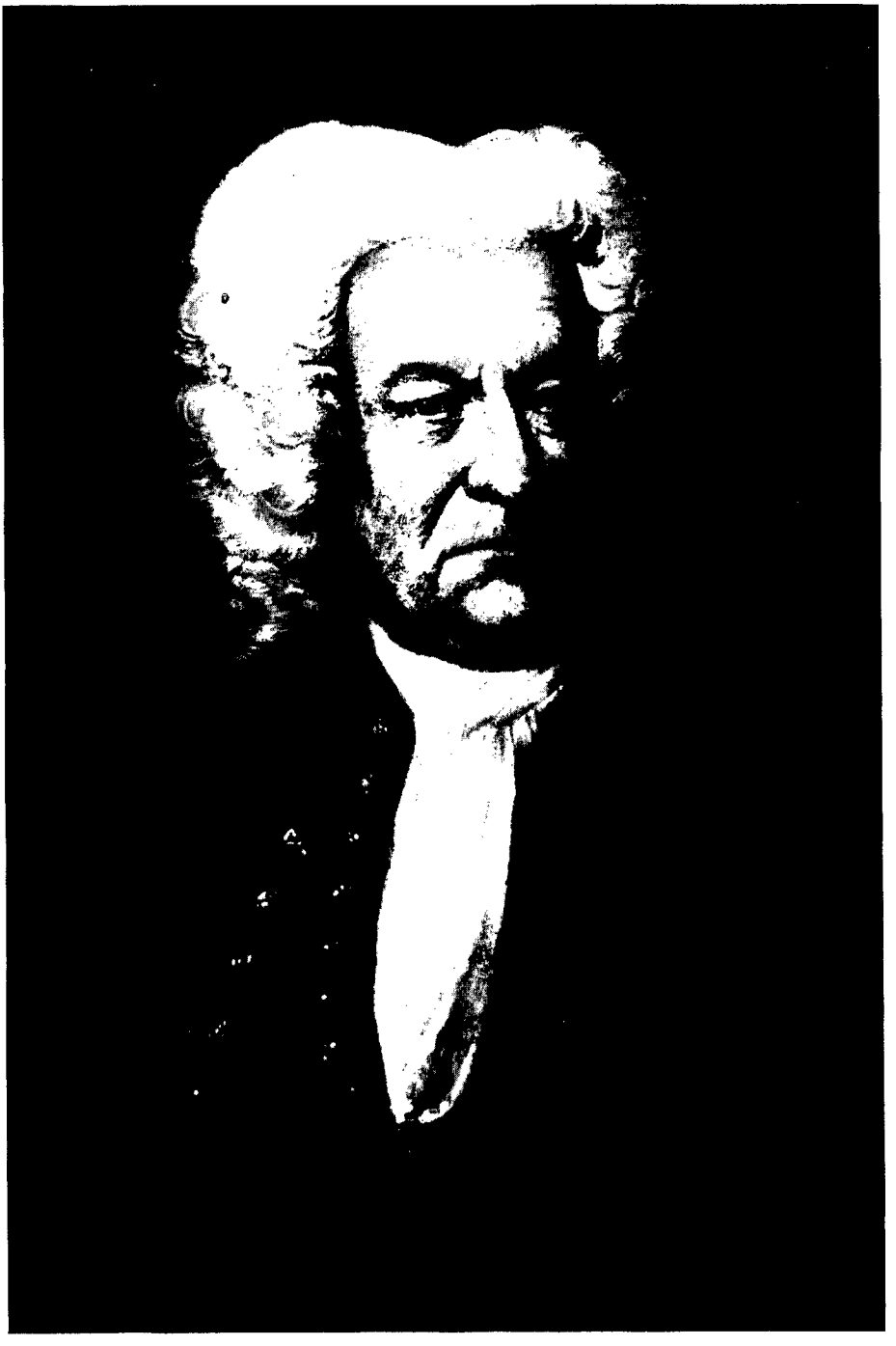
Einheit und Sinn des Bachschen Wirkens lassen sich am ehesten fassen, wenn man von der Kampfstellung ausgeht, in die das Schicksal den Musiker versetzt hat. Nichts falscher als die Meinung, Bach habe in der Geborgenheit einer unerschütterlichen Tradition Werk auf Werk getürmt, allenfalls im Äußeren bedrückt durch die Enge der Verhältnisse und menschlich-allzumenschlichen Widerstand, doch unbeirrbar-frei im Wirken des Genius. Wie erbittert aber der Kampf nach außen geführt wurde, berichtet die Biographie und bestätigen die vom Leben tief gezeichneten Züge des Sechzigjährigen mit ihrer großartig-leidenschaftlichen Härte. Hier ging es nicht um die Durchsetzung einer neuen Kunst oder um persönlichen Erfolg — wurde doch schon der gereifte Mann als altmodisch und rückständig angegriffen —, sondern um die Verteidigung und Erfüllung des Auftrags, dem die Lebensarbeit gewidmet war. Als Dreiundzwanzigjähriger hatte Bach den „Endzweck" seiner Kunst in einem aufschlußreichen Dokument dargelegt: „eine regulierte Kirchen-Music zu Gottes Ehren". Wenn er dieses Ziel gegen aufklärerische Vorgesetzte, galante Kritiker und eine „wunderliche, der Music wenig ergebene Obrigkeit" in hartnäckigen Kämpfen verteidigen mußte, so wird bereits die geistige Krise des Zeitalters spürbar, die das Schaffen Bachs überschattete und den unbedingten Einsatz seiner Person mit all ihren aufbauenden und abwehrenden Kräften erforderte.

Diese Krise war doppelter Art. Sie gründete einerseits in den innerkirchlichen Zuständen des deutschen Protestantismus am Vorabend der Aufklärung, zum

andern in dem allgemeinen Verhältnis Deutschlands zu den kulturell und künstlerisch führenden Nachbarn Frankreich und Italien. Das Leben Bachs fällt in jene Wendezeit des Luthertums, die von der Auseinandersetzung zwischen Orthodoxie und Pietismus erfüllt war. Gewiß kam eine wirkliche Wahl zwischen den beiden Lagern für Bach nicht in Frage — seine kernhafte altlutherische Gläubigkeit schrieb ihm den Entscheid ebenso eindeutig vor, wie der „Endzweck" seiner künstlerischen Arbeit jedes Schwanken ausschloß. Denn eine „regulierte Kirchen-Music zu Gottes Ehren" konnte nur auf dem Boden des orthodoxen Luthertums bestehen; der Pietismus leugnete den Symbolwert der großen Kirchenkunst, verwarf sie als Verführung und Blendwerk und begnügte sich mit erbaulichem Liedersingen. Aber man braucht nur auf den Grundton so mancher kleinerer Kantaten und Adagiosätze des jungen Bach zu lauschen, um unter der zuchtvoll-beherrschten Oberfläche die Lockungen pietistischer Schwärmerei zu spüren: die ekstatische Hingabe der gelösten Einzelseele, ihren Rückzug aus der Welt in ein Traumreich von Todesmystik und Jenseitsidyllen, von arkadischer Schönheit, von Musik.

Hier hat der dreißigjährige Bach das Tor zu einem neuen Wunderland der Töne geöffnet. Die ergreifend-eindringliche Melodiesprache jener Werke, die Zärtlichkeit und Süße ihrer Klänge haben sich den Söhnen unvergeßlich eingeprägt und sind zum selbstverständlichen Besitz der jüngeren Generation geworden. Heute, nach zwei Jahrhunderten, scheint der Weg, den der Durchbruch des Pietismus erschließen half, bis zu einem Wendepunkt, vielleicht bis zum Ende durchwandert. Blicken wir zurück, so steht an seinem Anfang der junge Bach der Weimarer Jahre; mit ihm beginnt die neue musikalische Seelendichtung. Aber weit großartiger, tatkräftiger und zukunftsreicher dünkt uns heute der Widerstand, den er der Verlockung des Schwärmertums und der pietistischen Gefühlshingabe alsbald entgegensetzte. Daß er sich den neuen Mächten nicht verschrieb, sondern sie bezwang und als dienendes Glied in die Architektur seiner Instrumentalwerke und der „regulierten Kirchen-Musik" einfügte, begründet für unseren rückschauenden Blick die Größe des Thomaskantors. Dem zeitgenössischen Leben, das in galant-empfindsamen Strömen seine Altersjahre umflutete, erschien freilich der „incorrigible" Meister immer unverständlicher und — von wenigen Ausnahmen abgesehen — kaum mehr der Beachtung wert.

Fast noch schwerer als der lutherisch-pietistische Kirchenstreit mußte den schaffenden Künstler der Bachgeneration ein anderer Konflikt bedrängen, der dem Verhältnis Deutschlands zu den kulturell führenden Nachbarn entsprang. Während das deutsche Leben in seiner Breite und Tiefe noch ganz dem Religiösen verpflichtet war, unfähig zu freier ästhetischer Formgebung, in der Gesellschaftskultur vom Auslande abhängig, voller Mißtrauen und Abwehr gegenüber den Erleuchtungen seines eigenen großen Genius Leibniz, hatten die Nachbarn im Westen und Süden einen überwältigenden Vorsprung gewonnen. Nicht einmal



Johann Sebastian Bach
Zeitgenössisches Gemälde. Wiesbaden, Prof. Fritz Volbach

Thomaskirche und Thomasschule in Leipzig,
wo Joh. Seb. Bach von 1723 bis 1750 als Kantor tätig war. Zeitgenössischer Kupferstich

eine deutsche Musik gab es, deren Geltung über die Landesgrenzen hinausgedrungen wäre; ein letztes Echo des Zeiturteils hierüber klingt noch im neunzehnten Jahrhundert nach, wenn dort ein Wiener Geschichtschreiber die Jahrzehnte, die heute das „Zeitalter Bachs und Händels" ausmachen, als „Epoche Scarlatti, Leo und Durante" betitelt. Im europäischen Zusammenhang betrachtet, war Deutschland ein Randgebiet der Kultur und die deutsche Musik — mochte sie immerhin auf dem Gebiet protestantischer Kirchen- und Orgelkunst Eigenes zu sagen haben — eine provinzielle Angelegenheit. Auf welche Probe der künstlerische Charakter des deutschen Musikers unter diesen Umständen gestellt wurde, mag man am Beispiel Händels ermessen. Führertum in der großen Welt, wie sein Genius es ihm vorzeichnete, war nur auf dem Wege über Italien zu erreichen; so kehrte er als Vorkämpfer fremder Ideale in die Heimat zurück, um von dort nach England weiterzuwandern.

Was aber die Hauptländer Italien und Frankreich dem deutschen Musiker darboten, war mehr als ein Vorrat von Formtypen, Spiel- und Gesangskünsten, Theater- und Orchesterpraxis — es war eine neue Auffassung der Musik, eine neue Wertschätzung des Künstlers, ein neues Bild des Menschen, das hier in verlockendem Glanz herüberstrahlte. Als Bach heranwuchs, verbreitete sich an den deutschen Höfen allenthalben die Modeform der „Ouverture à la française". Welchen Eindruck von Macht und Repräsentation, von kühnem Zugriff in die Fülle der Welt mußte ihr großartig aufrauschender Streichorchesterklang, ihre pathetische Rhythmik und schwerprächtige Polyphonie vermitteln! Mit der Ouvertüre drangen auch die französischen Ballett- und Operntänze vor: welch ein Bild höfischer Eleganz und Kultur, welcher Ausdrucksreichtum in geschliffener Form! Hier blieb dem deutschen Musiker keine Wahl. Unverändert wurden die fremden Vorbilder übernommen und nachgeahmt, um Jahrzehnte hindurch das Spiel der Hofkapellen und bürgerlichen Collegia musica zu beherrschen. Ihre Eindeutschung und Angleichung an den einheimischen Rhythmus, Lied- und Tanzstil war keine leichte Aufgabe. Es bedurfte überlegenster Meisterschaft, um hier eine Lösung zu finden, wie sie in den Orchesterouvertüren und Klavierübertragungen Bachs vorliegt.

Hinreißender und eindringlicher noch erklang in denselben Jahren aus dem Süden die neue musikalische Botschaft an das aufhorchende Europa. Seit langem die Heimat der Oper, des kultivierten Sologesangs und Violinspiels, hat Italien dem Zeitalter die führende Instrumentalform geschenkt: das „Concerto" als dramatisch-dialogisches Wechselspiel von Orchester und Solisten. Hier erscheint sinnbildlich und sichtbar, mit schöner Gebärde die Musik erfüllend, der freie Mensch, Erbe der Renaissance und des Humanismus, um seinen Platz im Lebens- und Weltenraum zu ergreifen, mit Rede und Gegenrede zu verteidigen und zu behaupten, umrauscht von straffen Rhythmen, heiter im Glanz der Jugend! Noch heute lebt das Werk der Toselli, Albinoni, Vivaldi in unvergänglicher Frische — eine Kunst der Morgenröte, des Glaubens an die kommende Zeit, erfüllt vom

tatkräftigen Optimismus des achtzehnten Jahrhunderts. Und neben der weiträumig-beschwingten Konzertmusik nicht minder verlockend die intime Kunst Italiens: seine Kammersonaten, weltlichen Kantaten, Klavierwerke! Im Kreise der Altersgenossen Bachs hier Domenico Scarlatti, der genialste Cembalo-Rivale des Deutschen: Künstler von hohen Graden, Improvisator und Virtuose auf seinem Instrument, dem er eine Welt von zärtlichen, kapriziösen und spielerischen Klängen zauberhaft entsteigen läßt.

Was hatte die deutsche Musik diesem überwältigenden Zustrom, dem Pathos eines neuen Künstlertums, dem Glauben an Macht und Würde des freien Menschen entgegenzustellen? Wo gab es eigene Kräfte und sicheren Rückhalt, um der drohenden Überfremdung vorzubeugen? Die großen und selbst die kleineren Höfe, fast durchweg verwelscht, waren längst zu Einfallstoren fremder Kunst und Sitte geworden, die wohlhabenden bürgerlichen Schichten ebenfalls ohne Widerstandskraft, wie das Schicksal der kurzlebigen deutschen Opern zu Hamburg oder Leipzig beweist. Zur Reifezeit Bachs herrschte ringsum an den repräsentativen Musikstätten das Italienertum fast unbeschränkt. Und es waren nicht nur die fremden Formen, die überall begierig aufgegriffen wurden, sondern mit ihnen ein fremder Geist, der die altüberlieferte Kunstauffassung zu zersetzen drohte.

Getragen vom festen Gefüge der Kirche, hatte bisher die dienende Kultmusik das Rückgrat des deutschen Kunstlebens gebildet; alle weltlichen und geselligen Formen waren als „irdisches Vergnügen in Gott" unsichtbar auf diese Mitte bezogen. Auch die Generation Bachs bekannte sich noch zu dieser Grundauffassung. Aber sie tat es in zurückhaltender und gelockerter Form, begierig nach Neuem tastend. Sie eiferte gegen die Schwere und „Künstlichkeit" des überlieferten Stils, um dem wachsenden Verlangen nach melodiöser „Affektensprache", nach Gemeinverständlichkeit und „galantem" Wesen immer neue Zugeständnisse zu machen. In den Mittelpunkt ihres Denkens schob sich mehr und mehr die Figur des „Kapellmeisters" als sichtbarsten Vertreters einer aus religiösen Bindungen gelösten, von eigenem Pathos erfüllten und neuen Zielen zustrebenden Kunst. Fast alle Altersgenossen Bachs, deren Name einigen Klang hat, drängten auf diese Bahn. Sebastian Bach selbst, der doch bereits in jungen Jahren sich zu einem anderen „Endzweck" bekannt hatte, vermeinte 1717, als er dem Ruf an den Köthener Hof folgte, dort als Kapellmeister „seine Lebenszeit zu beschließen". Sechs Jahre später, bei der Bewerbung um das Leipziger Thomaskantorat, wollte es ihm „anfänglich gar nicht anständig seyn, aus einem Capellmeister ein Cantor zu werden" und als Kirchenbeamter alten Stils die Verpflichtungen eines streng geregelten Schul- und Kirchendienstes auf sich zu nehmen.

So wirkten die ungebrochenen Kräfte einheimischer Tradition am ehesten noch im bescheidenen Kreise der Kleinstadt und des Dorfes, im Stadtmusikantentum, bei Kantoren, Organisten und allgemein in der volksverbundenen Berufsmusikerschicht, die durch Sippe und Überlieferung im Heimatboden fest verwurzelt

war. Es ist gewiß kein Zufall, daß gerade die berühmtesten Wortführer des italienischen und französischen „Geschmacks" nicht aus Berufsmusikerfamilien stammten, sondern aus gut-bürgerlicher Umwelt in die Laufbahn des Kapellmeisters und freien Künstlers einschwenkten, wie Händel und Telemann. Beide vertreten ganz rein den seither so vertrauten Künstlertypus, der sich kraft innerer Berufung gegen Familienvorurteile und bürgerlichen Widerstand durchsetzt, und dessen Weg zur Kunst nur durch die „Berufung", nicht aber durch Tradition und erlebtes Erbe vorgezeichnet ist.

Welch ein Gegensatz zu der Erscheinung Bachs! Für ihn als Sproß eines alten Musikergeschlechts war der Musikerberuf von vornherein selbstverständliche Lebensform, in der die Leistung und Begabungsrichtung der Vorfahren geradlinig fortgesetzt wurde. Bach hat den Stammbaum seiner Familie aufgezeichnet und über die wichtigen Ereignisse Chronik geführt; auch die musikalischen Werke der Bachschen Sippe sind uns großenteils in einer von ihm selbst angelegten Sammlung erhalten. Sowohl die väterliche wie die mütterliche Ahnenreihe wurzelte breit im thüringischen Boden, wo die „Bache" zuerst als Bauern, dann — seit Beginn des siebzehnten Jahrhunderts — als Stadtpfeifer, Kantoren und Organisten allenthalben tätig waren. Bachs Chronik berichtet von der Sitte der „Familientage" mit viel Musik und heiteren Improvisationen, die das Gefühl menschlicher und zünftiger Verbundenheit wachhielten. So ist es natürlich, daß sein musikalisches Erbgut und damit die Grundlage seiner Kunst zunächst als Handwerk sichtbar wird. Als Klavier- und Orgel*spieler*, der zugleich schöpferischer Klavier- und Orgel*meister* war, hatte er einen Ruf, der in die Lande drang — den „Clavieristen" Bach, und nur ihn, rechneten die Zeitgenossen mit Stolz zu den „großen Männern unter den Deutschen".

Handwerk in dem Sinne, wie es der schöpferische Meister vertritt, ist wesenhafte Harmonie von Körper und Geist, Einheit der Werkzeug-Bewältigung und Phantasiegestaltung. Beethoven konnte einen Frager unwirsch zurechtweisen: was ihn eine elende Geige angehe, wenn der Geist zu ihm spreche? Bach dagegen weiß, wie dem Instrument, dem Werkzeug, der Materie und den Dingen zumute ist — seine Beschäftigung mit Instrumentenbau, seine Registrierkunst an der Orgel, sein unfehlbares Urteil über Raumakustik bezeugen es. Nicht daß er das Instrument zu beseelen suchte und aus sich selbst tönen ließe, wie die Romantik es erstrebte. Aber in seinen Werken — soweit sie nicht nachträglich bearbeitet und veränderten Umständen angepaßt sind — herrscht eine tiefe und kühne Einheit, besser noch: eine prästabilierte Harmonie in Leibnizens Sinne, zwischen dem Geist der Musik und ihrem Klangleib. Die Materie wird nicht vergewaltigt, sondern durch rastlose Arbeit in ihrem Wesen erkannt und nach ihrem Gesetz behandelt. Handwerk ist notwendig verknüpft mit solcher Arbeit. Sie gehört zum Grundcharakter nicht nur der Bachschen Musik, sondern der Bachschen Schaffensweise, seiner Erfassung und Bewältigung des Fremden, das auf diese Weise zum eigenen Besitz

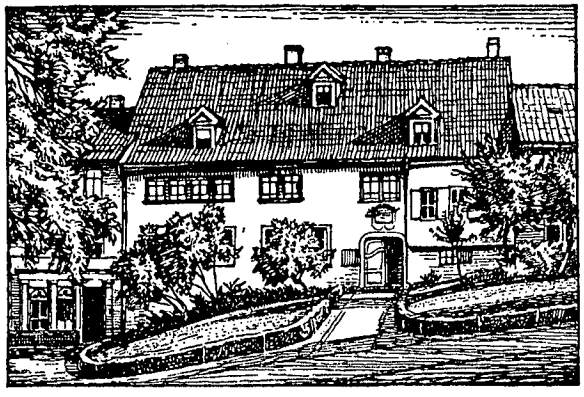
umgedeutet wird: „Ich habe fleißig seyn müssen; wer ebenso fleißig ist, der wird es ebenso weit bringen können".

Es hängt weiterhin mit dem Grundcharakter der Bachschen Kunst wesentlich zusammen, daß Bach einer der größten Lehrer war, den die Geschichte der deutschen Musik kennt. Eine so bewundernswerte Einheit von Schaffen und Lehren, wie er sie verkörpert, ist nach seinem Tode nirgends mehr anzutreffen. Denn nicht der handwerkliche Lehrerfolg und die Zahl der Schüler können hier den Ausschlag geben — selbst nicht so ungewöhnliche Begabungen wie die berühmt gewordenen Bach-Söhne —, sondern die Tatsache, daß die schöpferische Kraft des Meisters sich am Lehren entzündete. Seine für den Unterricht oder als „Anleitung" gedachten Musterwerke, wie das „Orgelbüchlein", die „Inventionen", das „Wohltemperierte Klavier", beweisen es. So entspricht der Tradition, als dem Ergebnis vergangener Leistung, das zukunftsträchtige Vorbild als Zusammenfassung der eigenen Arbeit. Sie wird zum Werktypus verdichtet, der selbst wieder Tradition schafft. In diesem Sinne mag der Satz, daß von Bach nichts ausgehe, sondern alles nur auf ihn hinführe, mit guten Gründen bezweifelt werden. Seine Vorbildsammlungen für Klavier und Orgel haben fürwahr ununterbrochen ihr Erziehungswerk ausgerichtet, zu Lebzeiten Bachs wie nach seinem Tode. Weshalb die hieran geschulten Musiker so lange im Hintergrunde verblieben, ist eine andere Frage, auf die nur die Geschichte Antwort geben kann.

Im Leben und Schaffen Bachs spiegelt sich die bewegte Krisenzeit wider, in die er hineingestellt war. Nicht in gerader Linie, sondern mit vielen Abbiegungen und Umwegen wird das Ziel erreicht, das ihm schon früh vorschwebte, aber gelegentlich durch den überwältigenden Eindruck der neuen künstlerischen Anregungen verdunkelt zu werden schien: die „regulierte Kirchenmusik zu Gottes Ehren". Den wichtigsten Einschnitt im Leben und Schaffen des Kirchenmusikers Bach bedeuten daher jene fünfeinhalb Kapellmeisterjahre am Köthener Hof, die fast wie eine Preisgabe des ursprünglich erlebten Auftrags anmuten: vom 33. bis zum 38. Lebensjahre, in der fruchtbarsten Manneszeit, kaum ein kirchliches Werk! Statt dessen in ununterbrochener, gewaltiger Folge die Schöpfungen für Klavier, Kammermusik und Orchester, auf denen heute der Weltruhm des Instrumentalkomponisten Bach beruht. Vor dieser Köthener Zeit (Ende 1717 bis Mitte 1723) liegen die Lehr- und Wanderjahre, die in der Epoche junger Meisterschaft zu Weimar gipfeln; nach ihr die siebenundzwanzig Jahre des Leipziger Thomaskantorats.

Geboren zu Eisenach als Sohn eines Stadtpfeifers, wuchs der Knabe Sebastian zunächst dort, und nach dem frühen Tode der Eltern im benachbarten Ohrdruf unter der Obhut des ältesten Bruders auf, besuchte die Lateinschule und erhielt die erste musikalische Unterweisung im Sinne der thüringisch-süddeutschen Klavier- und Orgelkunst. Fünfzehnjährig wandert er nach Lüneburg, um als Michaelisschüler auch im Sopran des Kirchenchors mitzuwirken. Hier bot die norddeutsche

Umwelt, boten die Nachbarstädte Hamburg und Celle, die Orgelmeister Georg Böhm und der alte Hamburger Jan Adams Reinken bedeutsame Anregung, die später von Thüringen aus durch eine mehrmonatige Pilgerfahrt zu Dietrich Buxtehude nach Lübeck vertieft wurde. Erste Anstellungen als Geiger in Weimar, Organist in Arnstadt und Mühlhausen fesselten ihn wieder an die thüringische Landschaft, und mit der Übersiedlung nach Weimar als Kammermusikus und Hoforganist war der Abschluß der Wanderjahre erreicht. Die Weimarer Zeit (1708 bis 1717) führte Bach zu freundschaftlichem Austausch mit dem dortigen Stadtkirchenorganisten, seinem Vetter Johann Gottfried Walther, den beiden hochmusikalischen Neffen des Herzogs, dem benachbarten Eisenacher Hofkapellmeister Telemann; hier boten sich dem jungen Meister fruchtbare Aufgaben als Kirchenmusiker, Organist und zuletzt auch Konzertmeister des herzoglichen Hoforchesters. So entsteht zu Weimar die erste Gruppe unvergänglicher Schöpfungen, in denen der Genius des Dreißigjährigen sich in voller Macht und Freiheit entfaltet.



Geburtshaus Joh. Seb. Bachs am Frauenplan in Eisenach

Über den Weimarer Werken, namentlich der letzten Jahre (1714 bis 1717), liegt der zauberhafte Glanz und die Frische genialer Jugend. Sie bringen den entscheidenden Durchbruch zur Fülle der eigenen Gesichte und lassen die Urkräfte spüren, aus denen die Bachsche Musik emporwächst. Zwei Bezirke sind es, in denen die schöpferische Kraft sich sammelt und die ersten großen Würfe gelingen: Orgelmusik und Kirchenkantate. Überschaut man das erhaltene Werk, so zeigt sich alsbald, daß Bach von der Orgelbank herkommt. Nur auf diesem Felde läßt sich eine reiche, stetig verlaufende Entwicklung an Hand zahlloser Dokumente nachweisen. Dagegen verraten die Kirchenstücke ein immer wiederholtes Ansetzen und Versuchen neuer Möglichkeiten, ohne eine Linie streng einzuhalten.

Gerade die frühen Kantaten Bachs verdeutlichen jedoch besonders eindringlich die Grundspannung seines musikalischen Denkens und die Quelle seiner Melodiesprache. Immer wieder stellt er die eigentlich tragenden Werkteile auf den Urgegensatz des feierlich gemessenen Chorals — Cantus firmus — und einer dramatisch erregten oder inbrünstig ausdrucksvollen Solostimme. Der Choral als Gerüst, Sinnbild der Glaubenstradition, des festen Gebäudes der Kirche — über ihm

mit leidenschaftlicher Rede die Einzelstimme, unruhevoll bewegt, doch stets bezogen auf den Cantus firmus und von seiner gewaltigen Ruhe getragen! Es ist die Urspannung der abendländischen Polyphonie, die hier unter den Händen eines in Jahrhunderten lebenden Meisters wieder ans Licht drängt — als erwachte in ihm eine Erinnerung an das „Organum" der Gotik mit seinem Choral Cantus firmus in gewaltig dröhnender Grundstimme, von jubilierenden Solodiskanten überglänzt.

Bachs „Organum" weicht freilich in wesentlichen Zügen von seinem gotischen Vorgänger ab. Ihm liegt nicht der Gregorianische Choral, sondern das Gemeindelied des Luthertums zugrunde, und vor allem folgt die Gestaltung der Solostimme veränderten Gesetzen. Um ihren Wortgehalt angemessen zu vertonen, entnimmt Bach der norddeutschen Orgelchoralkunst und dem empfindsam-kantablen Violinspiel der Italiener die ausdrucksvolle „sprechende" Melodik. Sie wird unter seinen Händen zum Sinnbild und Medium der frei und gelöst sich aussingenden Einzelseele — wir stehen im Zeichen des Kampfes zwischen altlutherischem und pietistischem Geist und an der Schwelle der neuen Zeit! Damit ist der Empfindungsbereich genannt, der in den Weimarer Kantaten die künstlerisch großartigste und eindringlichste Aussprache erfahren hat. Meist handelt es sich um Dichtungen des Weimarer Konsistorialrats Salomo Franck, die mit besonderer Vorliebe Todes- und Jenseitsgedanken, Weltflucht und Traum der Seligkeit ausmalen. An diesen Vorwürfen hat Bachs schöpferische Phantasie sich unvergleichlich entflammt. Ein Werk wie die Kantate „Komm du süße Todesstunde" eröffnet den Blick in ein neues Land musikalischer Seelensprache — hier erschließen sich Ausdrucksmöglichkeiten, die erst von späteren Generationen genutzt und erschöpft werden sollten. Wer den Mächten romantischer Verzauberung und Phantasiekunst nachspürt, wird immer wieder von jenen Durchbruchswerken des jungen Bach magisch angezogen. Sie bergen in sich das Geheimnis des Erstmaligen und Zukunftsträchtigen, die Ahnung eines noch Unausgesprochenen.

Zusammen mit den Weimarer Kantaten bildet die Orgelmusik derselben Jahre die Quintessenz der ersten Meisterschaft Bachs. Thüringen mit dem Werk Johann Pachelbels bot den Traditionsgrund einer handwerklich sicheren, von schlichter Frömmigkeit getragenen kirchlichen Orgelkunst; Norddeutschland mit Dietrich Buxtehude und Georg Böhm die gewaltig-virtuose Ausformung des raumdurchflutenden Orgelklanges und die inbrünstig-expressive Steigerung der überlieferten Choräle zu Solovortragsstücken des Organisten. Hier bewährt sich zum erstenmal die Bachsche Kraft der Synthese und sein elementares Verlangen nach Einheit des Werkes. Ein Charakter, ein „Affekt" soll jedes Stück Musik von Anfang bis Ende erfüllen — zum Zeichen dessen Einheit der Motive und strenge Durchführung der Hauptgedanken! Besonders die Probleme des Basso ostinato und quasi ostinato fesseln den Orgelkomponisten Bach: über einem stets wiederkehrenden Baßthema ein freies Werk aufzutürmen, rhythmische Abschnitte

reihenweise zu entfalten, eine Melodie mit gleichbleibenden Figurenketten zu kontrapunktieren. Den ersten Abschluß seiner Arbeit am Orgelchoral bildet das „Orgelbüchlein" vom Jahre 1717, als Vorbild und „Anleitung" für den „anfahenden Organisten, auff allerhand Arth einen Choral durchzuführen" — 46 kurze Stücke mit liedhaftem Cantus firmus meist in der Oberstimme, aber höchst kunstreich mit malenden und expressiven Begleitstimmen streng einheitlichen Charakters versehen.

Weiträumiger und imposanter erklingen die freien Orgelstücke der Weimarer Zeit, auch sie Werke des Durchbruchs, mit denen der Inbegriff Bachscher Orgelmusik verwirklicht ist. In diesen Fantasien, Tokkaten, Präludien und Fugen erscheint zum erstenmal die Fülle italienischer Konzertanregungen aufgefangen und schöpferisch umgewertet. Bezeichnend genug, daß Bach die neue künsterische Welt auf dem Tasteninstrument, durch Übertragung von Originalen und freie Nachgestaltung, für sich erschließt und erobert! Nun verwandelt sich die kantable Violinthematik der Italiener in lapidare, wie aus Quadern geschichtete Orgelfugenthemen, das dramatisch-dialogische Prinzip des „Concerto" in die großartige Kontrastfülle des virtuosen Doppelmanual- und Pedalspiels mit Echowirkungen, Solo- und Tuttigruppen — das Ganze reguliert durch raumgliedernde und raumbeherrschende Harmonik. Schon hier zeigt sich, daß der deutsche Meister das neue Pathos italienischer Tonraumphantasie und Klangdramatik von Grund auf beherrscht und mit gesteigerter Wucht fortsetzt. Ein Werk wie die F-dur-Tokkata mit dem breit gelagerten Orgelpunktkanon des Anfangs und der himmelstürmenden Dynamik des zweiten Teils läßt an musikalischer Urkraft, an Energie der Formung und Mächtigkeit des Atems jedes Vorbild weit hinter sich. Die großen Konzerte der Köthener Jahre brauchten nur in der Sprache des Orchesters auszudrücken, was an der Orgelbank bereits erprobt und durchgestaltet war — die entscheidende Arbeit aber ist dort geleistet worden.

Ende 1717 folgte Bach, von den inzwischen veränderten Weimarer Zuständen unbefriedigt, einem Ruf des Fürsten Leopold von Anhalt-Köthen. Der Hof war reformiert, bot also einem lutherischen Kirchenmusiker keine Betätigungsmöglichkeit. Wenn Bach trotzdem glaubte, hier in seine endgültige Lebensstellung einzurücken, so könnte es fast scheinen, als sei für ihn der Endzweck seiner Kunst schwankend geworden und als Ideal das freie Schaffen des Hofmusikers und Kapellmeisters an die Stelle des kirchlichen Dienstes getreten. Ein so schroffes Entweder-Oder hieße jedoch das Wesen der Bachschen Persönlichkeit und seine Grundauffassung der Musik verkennen. Gewiß drängte es ihn zu Beginn der Köthener Jahre, tiefer den Geheimnissen seiner Kunst nachzuspüren, ihre Gesetze zu erforschen, sich über das Neue, das aus der Fremde herüberdrang, endgültig Rechenschaft abzulegen und es in die mühsam erarbeiteten Grundlagen der eigenen Kunst einheitlich und restlos einzufügen. Aber auch wenn Bach sich in die Bezirke reiner Instrumentalmusik zurückzieht, bedeutet dies niemals Anerkennung einer

absoluten, um ihrer selbst willen betriebenen Kunst. Seine Instrumentalwerke sind stets Sinnbild und Gleichnis; sie stehen im Dienst einer Weltenschau, deren Mittelpunkt unverrückbar die Majestät und gesetzgebende Macht Gottes bildet. Aufschlußreich genug ein Satz, den er seinen Schülern im Generalbaßunterricht diktierte und der auch für diese handwerkliche Grundlage alles Musizierens den Endzweck nachdrücklich festlegt: „... und soll wie in aller Music, also auch des Generalbasses Finis und Endursache anders nicht, als nur zu Gottes Ehre und Recreation des Gemüts seyn. Wo dieses nicht in Acht genommen wird, da ists keine eigentliche Music, sondern ein Teuflisches Geplerr und Geleyer."

Sucht man den Mittelpunkt, von dem aus das Schaffen der Köthener Jahre seine Einheit empfängt, so stößt man auf jene Auseinandersetzung Bachs mit den Grundfragen seiner Kunst, die sich in den großen Lehrwerken für Klavier schöpferisch kundgibt. Ihre Keimzelle bildet das „Clavierbüchlein" für den heranwachsenden ältesten Sohn Wilhelm Friedemann. Aus dieser Sammlung sind die Inventionen, die Präludien und Fugen des „Wohltemperierten Klaviers" und anschließend auch die Suiten herausgewachsen und später zu Zyklen abgerundet worden. Was Bach in den Lehr- und Vorbildwerken zunächst geben will, ist eine Einführung in die Musik, ihren Organismus und die Gesetze ihrer Entfaltung. Aber unter seinen Händen wächst sich die „Einführung" zu wahrhaften Meisterwerken aus, in denen die Einsicht des Lehrers, von schöpferischer Phantasie beflügelt, sogleich das Letzte und Feinste ausspricht, was in diesen Formen überhaupt mitgeteilt werden kann.

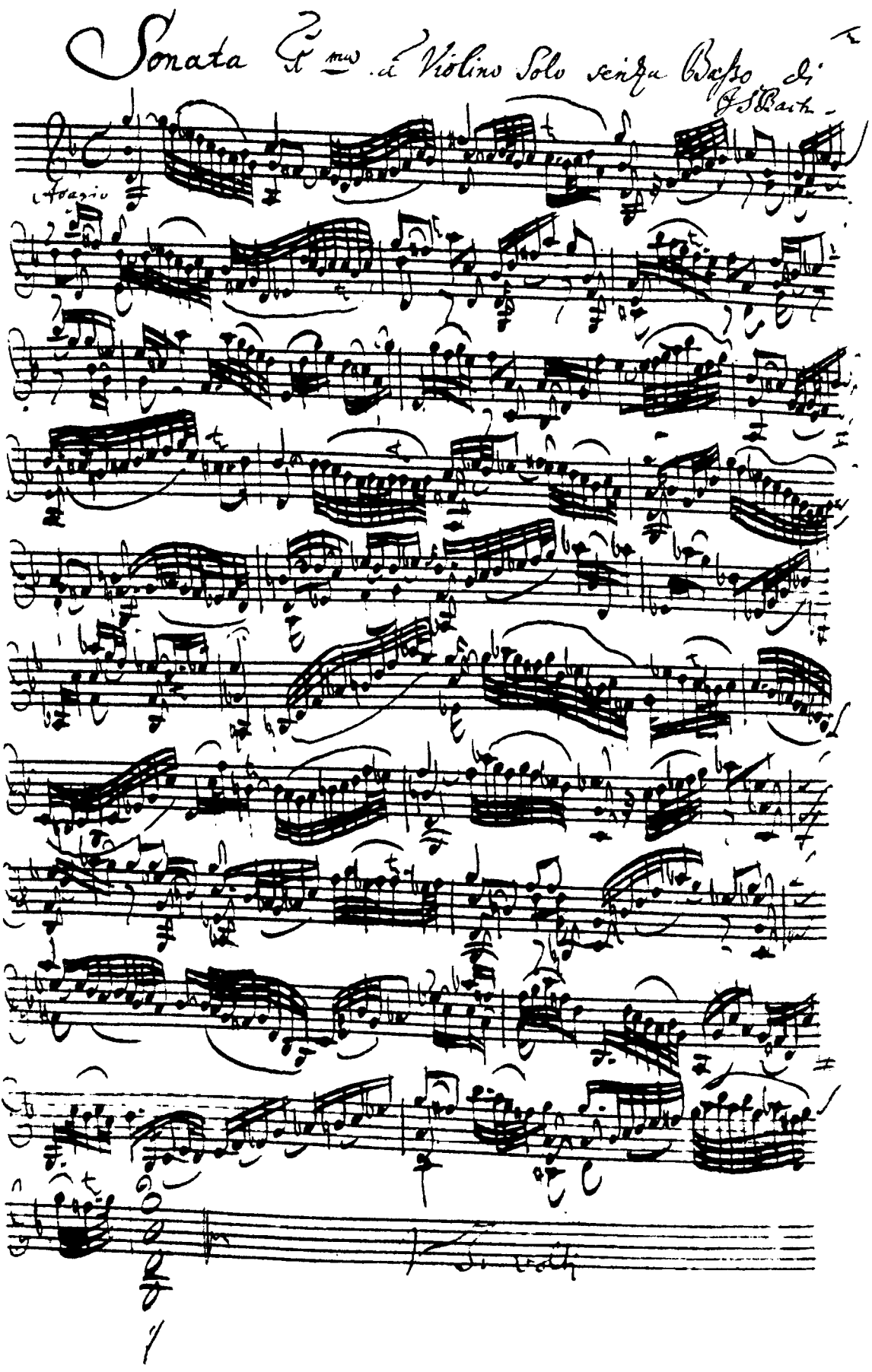
Da steht die Reihe der Präludien, wie sie später ergänzt und in den ersten Teil des „Wohltemperierten Klaviers" übernommen wurde: Vorbilder, wie Musik nach alter und nach neuer Art in Gang gesetzt wird. Die einen heben mit einer charakteristischen Spielfigur an, steigern sich, wie von geheimnisvoller Kraft getragen, zu einem Höhepunkt, brechen kurz ab und scheinen gleichwohl fortzuklingen, als Weltenharmonie, die dem menschlichen Ohr unhörbar bleibt. Daneben stehen Muster für die neue Art, Musik zu formen: übersichtliche Teile, in logischem Aufbau und symmetrischer Ordnung aneinandergereiht und fortgesponnen, zum Schluß wieder in den Anfang zurücklaufend. Hier wird Musik auf menschliches Maß verkleinert, dem Zuhörer dargeboten und gleichsam in den Griff gegeben, damit er sich an ihrer Gliederung und Harmonie erfreue. Auch die Reihe der „Inventionen" lehrt diese Grundlagen und führt den Schüler ein in den Umgang mit zwei und drei „obligaten", organisch gewachsenen und ineinandergreifenden Stimmen, deren mikrokosmische Verknüpfung die Ordnung des großen Weltalls wunderbar spiegelt.

Dann die Fugen! Bach gilt als größter Meister der Fuge. In Wahrheit müßte man ihn eher den Retter und letzten Erhalter der altehrwürdigen Form nennen, die zu seiner Zeit bereits dem Untergang verfallen war. Sie bildete von jeher die eigentlich symbolische Musikform, Spiegel und Sinnbild einer Weltenharmonie,

Erſter Satz der Sonate für Violine allein in g-moll von Johann Sebaſtian Bach, um 1720

(Berlin, Staatsbibliothek)

Ein Noten-Manuſkript von Joh. Seb. Bach gehört zu den eindrucksvollſten Handſchriften der Weltliteratur. Schon allein in den Schriftzügen manifeſtiert ſich die ganze Kraft der genialen Perſönlichkeit des barocken Zeitalters. Die Muſikabteilung der Preußiſchen Staatsbibliothek zu Berlin beſitzt ein Bändchen mit der Reinſchrift von ſechs Sonaten und Suiten für Violine allein. Dieſe mit ungewöhnlicher Sorgfalt und Ebenmäßigkeit geſchriebenen Kompoſitionen, die bei aller Eigenart des Notenbildes doch ganz leicht lesbar ſind, gehören zu den berühmteſten Bach-Handſchriften. Auch die „Chaconne" in d-moll, die noch heute als der klaſſiſche Prüfſtein jedes bedeutenden Geigenvirtuoſen gilt, iſt in dem Faſzikel enthalten.


Sonata 1ma. a Violino Solo senza Basso di
J. S. Bach.
Adagio

in deren Kreise dem Menschen nur eine bescheidene Rolle zukam. Das mußte ihr in dem Augenblick zum Verhängnis werden, als die Blickrichtung des Künstlers sich immer entschiedener dem Menschen und seinen „Affekten" zuwandte, als nicht mehr das unendliche Strömen der Musik und seine kunstvolle Gliederung in polyphone Stimmen, sondern immer ausschließlicher die begrenzte, überschaubare, menschlich sprechende und rührende Melodie zum Grundmaß und Wert aller künstlerischen Leistung erhoben wurde. Schon die Altersgenossen Bachs, die dem neuen Geschmack beweglich nachspürten und sich vom Oberflächenstrom der Zeit tragen ließen, eiferten mit Johann Mattheson gegen die „künstlichen Fugen und ausgeklaubten Partiten", um desto lauter in den Lobpreis der rührenden und herzbewegenden Melodie einzustimmen.

Ließ sich unter diesen Umständen die Fuge überhaupt noch verteidigen oder gar retten? Schien sie nicht einer versinkenden Zeit anzugehören, dem Untergang endgültig verfallen? Hier bemerkt man zum erstenmal, wie entschlossen Bach sich mit aller Macht der Zeit entgegenstemmt, wo es gilt, eine von ihm aus Tradition und Gesinnung hochgeschätzte, ja unantastbare und bedeutungsschwere Form zu bewahren. Er unternahm es, indem er der Klavierfuge diejenigen Kräfte zuführte, die das Zeitalter entdeckt und in den Mittelpunkt gerückt hatte. Zunächst den einheitlich regulierten, weitausgreifenden und immer wieder zur Mitte zurückschwingenden harmonischen Bauplan. Damit wurde die Fuge zum harmonisch-polyphonen Raumkunstwerk, durch klangliche Stützpfeiler und lockere Zwischenspiele planvoll gegliedert, ein Abbild des „Concerto" mit seiner weiträumigen, durch Tutti und Solo verwirklichten Harmoniebewegung. Als Zweites prägte Bach eine neue Art des Fugenthemas: den scharf profilierten Anfang, der einen charakteristischen „Affekt" in sich barg und ihn von Stimme zu Stimme das ganze Stück durchfluten ließ. So wird die Fuge, vor allem die Klavierfuge, unter seinen Händen zu einer Art von Charakterstück, dem der Bereich des Menschlichen nicht mehr fremd bleibt, mag auch das unveränderte Gesetz des polyphonen Aufbaues den Ursprung und Sinn der Form unerschütterlich bewahren.

All diese Prägungen sind für das Tasteninstrument gedacht, auf dem sich die handwerklich gerichtete Kunst Bachs am unmittelbarsten auswirken konnte. Der Haupttypus des Klaviers der Bachzeit, das von ihm ohne Zweifel bevorzugte Cembalo, ist noch „Instrument" im eigentlichen Sinne: ein Werkzeug, das der Spieler handhabt und bedient, indem er die Tasten mit gleichmäßig zugreifender Energie durchdrückt. Die abstufbare Dynamik des späteren Hammerklaviers, sein nuancenreiches, persönlich-beseeltes Spiel hat hier noch keine Stätte. Daß der gleichmäßig-klare, aber auch scharfe Ton des Cembalos Bach nicht voll befriedigt haben muß, deutet sein Entwurf eines „Lautenklavizimbels" an — bezeichnend aber, wie er den Cembaloton nicht im Sinne der freien Dynamik des Hammerklaviers zu erweichen sucht, sondern ihn nur abdämpft, gleichsam verhüllt und dem zarteren Klang von Laute und Viola d'amore annähert.

Auch in der Kammermusik, deren Hauptschöpfungen in die Köthener Zeit fallen, weist Bach dem Tasteninstrument neue Aufgaben zu. Nach bisherigem Brauch hatte es den Generalbaß darzustellen und durch dessen Grundgewalt die einzelnen Spieler zusammenzuschließen. Bach bevorzugt die „obligate" Führung des Cembalos: er beteiligt es durch Ausarbeitung der Oberstimmen am Dialog des Spieles, wie es in der späteren Klavier-Kammermusik der Klassiker selbstverständlich werden sollte. Vielbewunderte Gipfelleistungen erreicht seine Kammermusik in den Solosonaten für ein einziges Melodieinstrument, für Violine, Violoncello und Flöte. Hier zeigt sich in großartigster Form, wie Bachs Tonsprache nicht auf eingänglich-abgerundete Melodik, sondern auf die Mächtigkeit des inneren Stromes und die Energie der harmonischen Raumbeherrschung gegründet ist. Um das unaufhaltsame Fluten der inneren Tonfülle zu versinnlichen, bedarf es auf dem Melodieinstrument nur einer skizzenhaften Andeutung der Polyphonie durch Klangbrechungen mit heraustretenden Spitzentönen oder gleichmäßig fortschreitendes Figurenspiel. So wird die Phantasie des Hörers gleichsam aufgefordert, die wahre Gestalt des im Klang nur Angedeuteten um so freier und riesenhafter zu ergänzen.

Schließlich die Konzertmusik der Köthener Zeit. Ihre Besetzung bleibt im Rahmen des Kammermusikalischen, aber wie versteht es der Schöpfer der „Brandenburgischen Konzerte", das italienische Vorbild an Farbigkeit, Pracht und Pathos zu übertrumpfen! Bachs Orchesterklang benutzt die Möglichkeiten des deutschen Stadtpfeiferwesens mit seiner bunten Mischung von Bläser- und Streicherfarben. Das helle, hohe Clarinregister der Trompete, die schalmeiartige Oboe und Oboe da caccia, Blockflöten und Hörner, der gedeckte und süße Ton von Viola, Gambe und Viola d'amore vertreten die altertümliche, charakteristisch-farbenreiche und doch still in sich ruhende Klangwelt des Barock, die durch den energievollen Ton des italienisch-französischen Streichorchesters, die ausdrucksbaft-bewegliche Querflöte und kantable Solovioline ergänzt wird. Vor allem aber ist es wiederum das Klavier, dem Bach auch im Konzert eine wichtige Rolle zuweist. Es bildet im „Concerto grosso" zusammen mit Melodieinstrumenten die Solistengruppe oder feiert in den Originalwerken für zwei und drei Cembali mit Streichorchester seine Triumphe. Soloklavierkonzerte pflegte Bach selbst zu spielen und improvisierend auszugestalten; infolgedessen sind die Niederschriften skizzenhaft und zudem nur Übertragungen von Violin- oder sonstigen Streicherkonzerten.

Mit der Übersiedlung nach Leipzig im Sommer 1723 beginnt der letzte Abschnitt des Bachschen Lebens und Schaffens. Die 27 Jahre seines Thomaskantorats haben sich den Zeitgenossen und der Nachwelt tief eingeprägt und ein Bachbild entstehen lassen, das vor allem von den gewaltigen Schöpfungen der Leipziger Jahre, dem Stil der höchsten Reife und des Alters bestimmt war. Überschaut man die 45 Foliobände, die das von der Bachgesellschaft gesammelte, leider nur unvollständige, Lebenswerk enthalten, so ist allerdings der weit überwiegende Teil dieser Schätze

in Leipzig entstanden. Trotzdem wäre es nicht unbedenklich, die Gesamterscheinung Bachs allzusehr aus dem hier verwirklichten „Endzweck" zu deuten und die vorangehenden Lebensstufen in ihrem zum Teil recht abweichenden Charakter von dem höchstpersönlichen Reifestil und der immer ausgeprägteren Unzeitgemäßheit des Leipziger Thomaskantors überschatten zu lassen.

Bach stand im neununddreißigsten Lebensjahre, als er das lange erstrebte Endziel greifbar vor sich sah. Aber er mußte bald erkennen, daß die Verwirklichung dieses Ziels den letzten kämpferischen Einsatz erforderte, und daß es in vollem Ausmaß schließlich doch unerreichbar blieb. Eine regulierte Kirchenmusik zu Gottes Ehren, wie sie in den großen Leipziger Schöpfungen Gestalt annahm, war nur auf dem Boden altlutherischer Gläubigkeit möglich. Auf diesem Grunde stand der Thomaskantor unerschütterlich, aber rings um ihn begann der Boden, der sein Werk tragen sollte, bereits unter den Stößen der Aufklärung zu schwanken. Bachs Aufgabenkreis war anfangs der eines lutherischen Kantors, der neben dem Schul- und Kirchendienst zugleich als vom Rat bestellter „Director Musices" das mit der Kirche eng verbundene städtische Musikwesen in der überlieferten festen Ordnung zu leiten hatte. Mehr und mehr zeigte sich jedoch, daß die heraufkommende jüngere Generation die überlieferten Anschauungen und Grenzen nicht mehr anerkannte, sondern andere Wege einschlug. Der Glaube an die göttliche Sendung der Musik, an ihren unmittelbaren Auftrag für die Kirche war im Schwinden. Überall kündigte sich in Zusammenstößen, neuen Schlagworten und Parteibildungen die Zeitenwende an. Hier suchte man die Befugnisse des Kantors zu schmälern, dort ein von kirchlichen Bindungen unabhängiges, rein gesellschaftliches Musikwesen aufzubauen, dort gar einen Trennungsstrich zwischen Musik und literarisch-humanistischer Bildung zu ziehen. Bach hat in erbitterten Kämpfen nicht seine persönliche Geltung, sondern die ihm anvertraute Aufgabe verteidigt, bis er sich als Sechziger vom öffentlichen Musikleben, das ihn nicht mehr verstand und schätzte, fast ganz fernhielt. So bilden die beiden ersten Jahrzehnte des Thomaskantorats die Hauptzeit des kirchenmusikalischen Schaffens, von der sich die Altersjahre des Meisters mit seinem Rückzug in die Symbolwelt der reinen Instrumentalmusik deutlich abheben.

In diesen beiden Jahrzehnten ist die unübersehbare Reihe der Bachschen Kirchenwerke entstanden: fünf volle Kantatenjahrgänge, jeder mit etwa sechzig Kompositionen für die in Leipzig musikalisch ausgeschmückten Sonn- und Feiertage, dazu die berühmten Großwerke zu besonderen Anlässen: Johannes- und Matthäuspassion, Weihnachts-, Himmelfahrts- und Osteroratorium, Magnificat und H-moll-Messe, die Motetten und die Orgelchoräle. Eine so ungeheuere Schaffensfülle war nur möglich auf Grund fester, handwerklich-sicherer Technik und eines endgültig geprägten, persönlichen Stils, der in der Tat während der Leipziger Zeit auf kirchenmusikalischem Gebiet kaum noch Veränderungen oder gar Zugeständnisse an die galanten Neigungen der jüngeren Generation erkennen

läßt. Einzig die Orgel- und Klaviermusik verrät, daß Bach sich gegen die Zeit nicht abschloß, sondern bis zuletzt neuen Anregungen geöffnet und in stetigem Fortschreiten blieb.

Als Grundbestandteile seiner vokalen, das „Wort" im religiösen Sinne verkündenden Kirchenmusik verwendet Bach — gleich seinen Zeitgenossen — Chorsätze, Arien und Rezitative, unterscheidet sich aber von allen Mitbewerbern durch die hochgesteigerte Arbeit, Fülle und einheitliche Spannkraft der in sich geschlossenen Einzelnummern. In der Regel wird die Kantate mit einer vierstimmig gesetzten Choralstrophe beschlossen, der ein kunstvoller Eingangschor mit selbständigen Instrumentalpartien die Waage hält. Großartigste Dokumente seines Glaubens hat Bach vor allem in der Spätgruppe der sogenannten Choralkantaten geschaffen. Ihre Einleitungssätze mit dem ins Übermenschlich-Riesenhafte gedehnten, gern von der Trompete gestützten Choral-Cantus firmus verklären zum letztenmal die heldische Unbedingtheit und Härte des altlutherischen Bekenntnisses. Die Arien und Duette zwischen den Chorstücken folgen der zeitüblichen italienischen Anlage in drei Teilen, mit kontrastierender Mitte und Wiederkehr des Anfangs. Dieses Schema bot die Grundlage zur einheitlichen Ausgestaltung des im Anfangsthema geprägten „Affekts" und zugleich die große Dimension, in der Bachs Tonsprache sich allein auswirken konnte.

Alle genannten Werke sind liturgische Kunst in dem Sinne, daß sie dem Gottesdienst an genau bestimmter Stelle eingefügt werden und nur dort ihren Sinn erfüllen. Daran ändert nichts die „madrigalische" Neudichtung oder Umformung von Bibel- und Choraltexten für die Rezitative und Arien, wie sie zur Reifezeit Bachs üblich war, oder die gewaltige Ausdehnung der Großwerke bis zu mehreren Stunden. Beides widerspricht nicht dem Geist lutherischer Kunstauffassung, die auch in der Kunst voll ausgestalteter Kirchenmusik noch die Verkündigung des Wortes und das Werkzeug des heiligen Geistes erblickte. So sind die als Oratorien bezeichneten Großwerke von Grund auf verschieden etwa von Händels Oratorium, das als freies Werk, ohne kirchlichen Auftrag, die Hörer um sich schart und sie durch dramatische Darlegung der Ereignisse erschüttert, stärkt und aufrichtet.

Bachs Oratorien und Passionen schließen sich dem kirchlichen Gedankengang und den Worten des Evangeliums — in der wunderbaren Reinschrift der Matthäuspassion hat Bach sie allein mit roter Tinte vermerkt! — aufs getreueste an, um sie von Station zu Station zu vertiefen, auszudeuten und in musikalische Stimmungswelten ausklingen zu lassen. Wenn dabei der Musiker und architektonische Gestalter Bach sein Recht fordert und in solchen Riesenwerken durch Gruppierung der Sätze, der Tonarten und Klangmischungen einen planmäßigen Grundriß verwirklicht, so ändert dies nichts am Sinn seiner Schöpfung. Auch als dramatisches Kunstwerk, als einzigartige Ausdeutung des christlichen Weltbildes mit dem Erlösungstode Jesu als alles beherrschender Mitte ist die Matthäus-

passion ihrem Wesen nach die Karfreitagsmusik des Gottesdienstes und nur in dieser echten Glaubensbindung recht zu verstehen und nachzuerleben.

Neben der Kirchenmusik spielt das weltliche Schaffen des Thomaskantors zahlenmäßig eine bescheidene Rolle; um so bedeutsamer die einzelnen Werke, die zwar in größeren Abständen, aber doch ohne Unterbrechung durch langes Stillschweigen aufeinander folgen. Drei Kreise sind es, an die Bach sich mit ihnen wendet: Die eigene Familie, mit der „schon ein Concert vocaliter und instrumentaliter" zu „formieren" war, das von ihm geleitete studentische Collegium musicum und der weite, nur durch gedruckte Ausgaben zu erreichende Kreis der Liebhaber und Kenner. Dazu kamen gelegentliche Widmungs- und Auftragswerke für benachbarte Höfe oder zu besonderen Anlässen, wie die Mehrzahl der weltlichen Kantaten.

Bemerkenswert ist hier, wie wenig Bach veröffentlicht hat: ausschließlich Klavier- und Orgelmusik, deren Hauptfolge von 1726 bis 1742 in den vier Teilen der „Clavierübung" erschien. Den Anfang machen die sechs Partiten — die alte deutsche Bezeichnung für die Suite von Tanz- und Vortragsstücken. Schon in der Köthener Zeit hatte Bach für die Hausmusik, mehr als Nebenarbeit, die sogenannten englischen und französischen Suiten geschrieben. Jetzt aber fördert auch in dieser Gattung bewußte Arbeit und überlegen gestaltende Meisterschaft gültige Vorbilder zutage, mit denen die neue Klaviertechnik Scarlattis eingedeutscht, die bisherigen Satztypen souverän zu einmaligen Charakterstücken gesteigert und dem Liebhaber alle Möglichkeiten galanten Klavierspiels eröffnet werden. „Wer einige Stücke daraus recht gut vortragen lernte, der konnte sein Glück in der Welt damit machen", bemerkt eine zeitgenössische Stimme. Mit dem Italienischen Konzert, der H-moll-Ouvertüre und den Goldbergvariationen folgten weitere kostbarste Vorbilder, deren jedes die Geschichte einer Gattung abschließt und krönt.

Mitten zwischen den berühmten Klavierwerken erschien als dritter Teil der Reihe eine Orgelsammlung — ein Zeichen der immer noch engen Verwandtschaft zwischen den Tasteninstrumenten. Es sind die altlutherischen Katechismuschoräle im Orgelsatz, ergänzt durch vier Klavierduette, die (nach R. Steglichs Deutung) die vier Elemente Himmel, Luft, Wasser und Erde darstellen; das Ganze wird umrahmt von dem großen Es-dur-Präludium und der dreiteiligen, die göttliche Dreieinigkeit symbolisierenden Orgelfuge gleicher Tonart. Eines der lehrreichsten Zeugnisse für Bachs Kunstauffassung! Auch weiterhin beschäftigt ihn der Orgelchoral, wie überhaupt die handwerklich-vertraute Klavier- und Orgelkunst bis zuletzt die Auseinandersetzung mit den neuen Zeitströmungen erkennen läßt. Gewisse Sätze in den Goldbergvariationen, im 2. Teil des „Wohltemperierten Klaviers" (1744) oder auch die späten Orgelpräludien und -fugen in H-moll und E-moll zeigen sein Bemühen, die kontrapunktische Fülle und Pracht des Satzes zu feinster Durchsichtigkeit aufzulichten, die Stimmen in leichter Rokoko-Ornamentik ausschwingen zu lassen und seinem straffen, weiträumigen Melodiestil die neue Empfindsamkeit einzufügen.

Die ununterbrochene Folge dieser großen Instrumentalschöpfungen für Klavier und Orgel verdichtet sich gegen Ende des Lebens zum eigentlichen Spätwerk, mit dem Bach das letzte Geheimnis und Bekenntnis seines Künstlertums in symbolischen Formeln ausspricht. Nicht mehr vor der Gemeinde, der er als musikalischer Verkünder des Glaubens in langen Jahren gedient hatte — ihr galt sein Ideal nichts, sie verhielt sich gleichgültig oder gar ablehnend zu seiner künstlerischen Arbeit. Weshalb hier mehr als das Notwendigste tun, was die Amtspflicht vorschrieb? Bach schuf die letzten Kompositionen für sich selbst im Angesicht seines Gottes, für die wenigen „wahren Kenner", deren Urteil ihn ermutigte, und für eine künftige Zeit, die seinen unerschütterlichen Glauben wieder verstehen würde. Überzeugt, hiermit den Auftrag seines Lebens zu erfüllen, ließ er diese Werke nicht als Handschrift im Arbeitspult, sondern übergab sie der Welt sogleich im Druck: die letzten Orgelchoräle, das Musikalische Opfer für Friedrich den Großen und die „Kunst der Fuge".

Um das Gleichnishafte der späten Instrumentalwerke zu verdeutlichen, braucht nur an den dritten Teil der „Clavierübung" (1739) erinnert zu werden — er zeigt, in welchen Bahnen sich das Denken Bachs bewegt, wenn er der wortlosen Musik Erkenntnisse von letzter Gültigkeit anvertraut. Was beim Betrachten der Alterswerke sogleich auffällt, ist die Herrschaft der dichtesten, strengsten Formen: des Kanons und der Fuge. Ihr überpersönlicher Charakter, der nur das Gesetz der Musik selbst, nicht die Willkür freien Schöpfertums zum Ausdruck bringt, mußte Bach in besonderem Maße geeignet erscheinen, sein letztes Vermächtnis aufzunehmen. Aber sein Ziel ist nicht die in sich ruhende Vollendung tönender Form. Er will das Reich des Menschen, dargestellt durch Melodie, Charakterthema oder affekterfüllte Motivik, zum überpersönlichen Weltgesetz in ein sichtbares und sinnbildliches Verhältnis bringen. Dieses Gesetz aber ist eins mit der göttlichen Allmacht und alles durchströmenden Gnade, von deren Offenbarung der altlutherische Choral kündet.

So geht Hand in Hand mit der Arbeit an den letzten instrumentalen Großwerken die erneute und vertiefte Beschäftigung mit dem Orgelchoral und überhaupt mit der Orgelmusik. Bach überprüft sein ganzes Orgelschaffen, gibt den Weimarer Jugendwerken die endgültige Form, beginnt mit einer Neuordnung und Überarbeitung seiner Orgelchoräle und veröffentlicht die beiden letzten Sammlungen, die kanonischen Veränderungen über „Vom Himmel hoch, da komm ich her" und die sechs (nach ihrem Verleger benannten) Schüblerschen Choräle. Mit diesem kleinen Werk hat Bach sein letztes Wort zum Orgelchoral gesprochen. Er läßt den in unwandelbarer Gleichmäßigkeit langsam daherziehenden Choral von einer liedhaften Gegenstimme begleiten, deren periodisch wiederkehrende Absätze als „natürliche" Melodiegliederung wirken und so das kleinere Maß des Menschen versinnbildlichen. Hier drängt jene Urspannung der Bachschen Polyphonie abermals ans Licht, die in den Jugendkantaten mit

stürmischem Affekt durchlebt worden war — jetzt aber wortlos, in der reinen Symbolsprache der Musik, die in strenger Dreistimmigkeit, ohne jede Zutat, das Gesetz des Ewigen und Vergänglichen in ihren Tönen spiegelt.

Die beiden letzten instrumentalen Großwerke Bachs sind hervorgegangen aus seiner von jeher gleichnishaft empfundenen Begegnung mit Friedrich dem Großen. Bei seinem Besuch in Potsdam (1747) erhielt der Musiker vom König ein Fugenthema zur Improvisation; dieses „recht königliche Thema" hat Bach nach der Rückkehr zu vollkommener Ausarbeitung gereizt. Er übersandte dem König die Niederschrift der improvisierten Fuge und einige Kanons über das Thema als ersten Teil eines „Musikalischen Opfers", dem bald ein noch reicherer Abschluß folgte. Bei der beziehungsvollen Ausgestaltung der einzelnen Sätze dürfte der Plan eines großen zyklischen Werkes entstanden sein, das in erschöpfender Darstellung aller Möglichkeiten polyphoner Stimmenverknüpfung „die Kunst der Fuge" vorbildlich lehren sollte.

Mit diesem erst in jüngerer Zeit aus trauriger Verkennung und Verschüttung neuentdeckten und nicht genug zu bewundernden Endwerk hat Bach im Angesicht des Todes sein letztes „Vorbild" geschaffen — eine wahrhafte „Kunst der Fuge" und zugleich den krönenden Schlußstein eines Zeitalters der Musik, das mit der altniederländischen Polyphonie des 15. Jahrhunderts begann. Die letzte Großfuge, die in einem vierthematigen und in allen Stimmen spiegelbildlich umkehrbaren Satz gipfeln sollte, bricht an der Stelle unvollendet ab, wo Bach als drittes Thema seinen Namen b a c h als Werkzeichen des Meisters einführt. Der Tod setzte seinem Schaffen das Ziel. Unvergänglich aber leuchtet aus seinem Werk das Urbild deutschen Künstlertums: ein Leben voll Kampf und Arbeit, das in rastlosem Dienst an dem ihm zuteil gewordenen Auftrag die höchste Meisterschaft erreicht und aus der Berührung mit dem Ewigen seine schöpferische Kraft nimmt.

Friedrich Wilhelm I.

1688—1740

Von

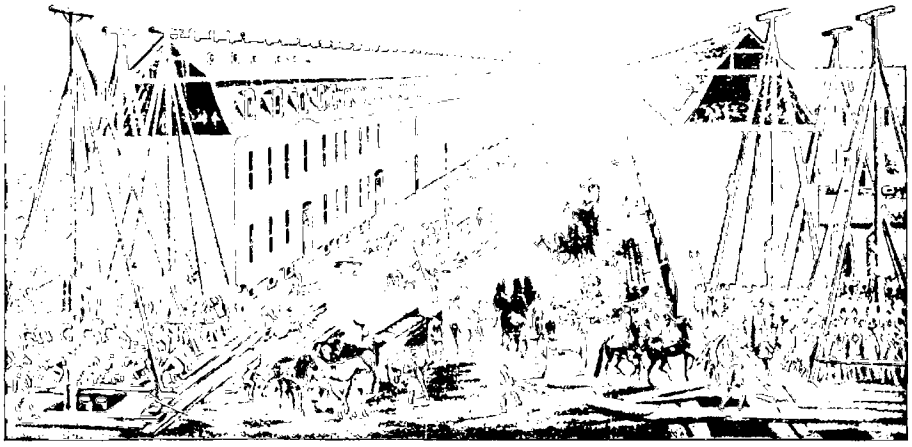
Hans Roeseler

Wie wir den Schatten der Eiche, der uns umfängt, der Kraft der Eichel verdanken, die den Baum sprossen ließ, so liegen in dem arbeitsvollen Leben dieses Fürsten und in der Weisheit seines Waltens die Quellen der Wohlfahrt, deren sich Preußen nach seinem Tode erfreut hat. Die Spuren seines weisen Wirkens werden dauern, solange der preußische Staat besteht." Diese Worte Friedrichs des Großen sind Zeugnis für die Größe und wirkende Kraft des Schöpfers nicht nur des preußischen Staates, nein des Preußentums schlechthin! Erst seit Friedrich Wilhelm gibt es „Preußentum", erst seit ihm können wir von preußischer Wesensart und preußischer Haltung sprechen.

Der große Krieg, der Deutschland in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts verwüstete, war zu Ende. Elend und menschenarm, von fremden Heeren jahrzehntelang bis aufs Mark ausgesogen, von Krankheit und Seuchen gepeinigt, zerrissen in hundert kleinere und größere staatliche Gebilde, ohne achtunggebietende Machtstellung, ein Gebilde, das sich Reich nannte und es nicht war, ohne festen Halt in seinem gesellschaftlichen und kulturellen Dasein, gefährdet auch in seinem seelischen Besitz, ohne geistigen Zusammenhalt, sogar in seiner Muttersprache bedroht, überwuchert von fremdem Geistesgut und einer wesensfremden Gesellschaftskultur — so hinterließ der große Krieg unser armes, deutsches Vaterland. Es gehört zu den größten Wundern der deutschen Geschichte, die deren wahrlich nicht arm ist, wie in diesem völlig erschütterten Volk nach dem Kriege allüberall sich ein neuer großartiger Aufbau vollzieht. Die Kraft dieses Volkes war nicht gebrochen, sie erblühte neu und wundersam. Die Länderstaaten treten das Erbe des alten sterbenden Reiches in ihrer Form an. Das Gewissen der Muttersprache erwacht, die schönsten und innigsten deutschen Kirchenlieder entstehen, die deutsche Musik wird der erhebende und erhabene Ausdruck der nicht erloschenen, nein nur gestauten seelischen Kraft des deutschen Menschen; in der Gestalt eines Leibniz scheinen sich alle Möglichkeiten des Deutschen in großartiger Weise — gleichsam als Probe und Prüfstein deutscher Geisteskraft — in einem Menschen vereinen zu wollen. Im Norden erhebt sich unter der jugendlichen Führung des bei seinem Regierungsantritt erst achtundzwanzig Jahre alten Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg in straffer politischer Neuordnung und unter mannigfachen Gefahren aus dem kleinen und machtlosen Brandenburg ein neues Staatengebilde: Brandenburg-Preußen.

Friedrich Wilhelm I.
Gemälde von Antoine Pesne, um 1730. Potsdam, Sanssouci

Das Tabaks-Kollegium Friedrich Wilhelms I.
Zeitgenössisches Gemälde. Berlin, Hohenzollern-Museum



Bau der Oranienburger Straße in Berlin
Zeitgenössisches Gemälde, vor 1740. Berlin, Hohenzollern-Museum

Unter seinem Nachfolger, Friedrich I., gewinnt dieses junge, aufstrebende Brandenburg-Preußen die Königswürde und damit die Anerkennung als unabhängige europäische Macht. Gewiß ist die Unabhängigkeit noch bedroht, und nur unter Opfern ist sie zu erhalten. Die Gestalt des ersten preußischen Königs, dessen Ansehen als Staatsmann und Mensch durch die Größe seiner beiden Nachfolger zu Unrecht verdunkelt erscheint, ist in unserer Erinnerung belastet durch offensichtliche Eitelkeit und Schwäche, durch barocken Prunk und unpreußische Überladenheit. Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß Friedrich I. seinem neuen Königtum, dessen internationale Anerkennung er durchsetzte, manche Neuerwerbungen an Land und Leuten zubrachte, daß er dem armen nordischen Lande mit der Krone einen Mittelpunkt nicht nur äußerer Art schuf, daß er und seine geistvolle Gattin Sophie Charlotte von Hannover einen Leibniz, einen Schlüter an ihren Hof fesselten. Die Universität Halle, die Akademie der Künste und die der Wissenschaften verdanken ihm ihre Entstehung. Die unersetzlichen Kunstdenkmäler eines neuen, eben preußischen Barocks sind seiner etwas unbeholfenen, aber nicht würdelosen Großartigkeit zuzurechnen.

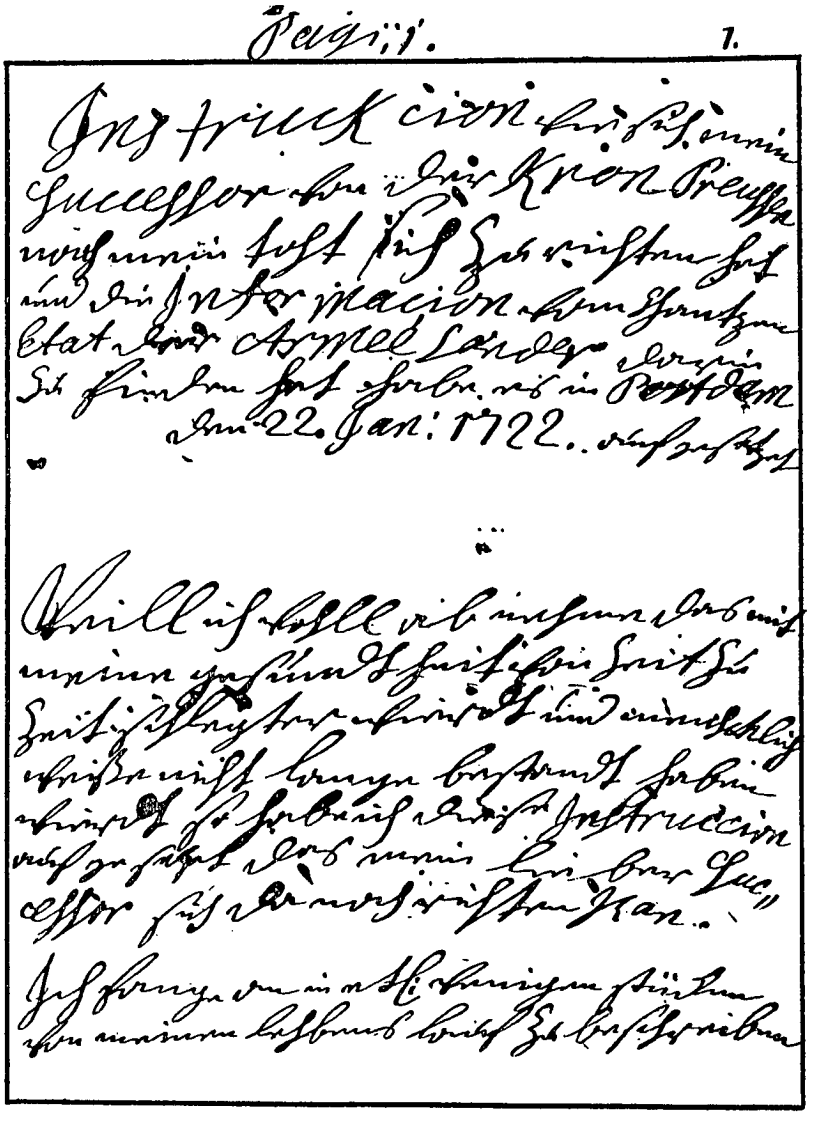
Der Sohn dieses Mannes und der klugen und gebildeten Sophie Charlotte war Friedrich Wilhelm. Er trug — bei aller Gegensätzlichkeit zu seinen Eltern — doch manches ihrer Wesensmerkmale in sich: die innere Sauberkeit und den religiösen Sinn seines Vaters, die durchdringende Geisteskraft und Unerbittlichkeit des Denkens, die seine Mutter zu einer der bedeutendsten Frauen der Geschichte machten. Weiter aber war das Blut seiner oranischen Großmutter in ihm lebendig: der nüchterne Tatsachensinn, die mitunter banausenhaft anmutende Rechenhaftigkeit seines pedantischen Wesens, die fast krankhafte Sucht zu übertriebener Sauberkeit.

Mit seinem Großvater aber, dem Großen Kurfürsten, teilte er körperliche und charakterliche Eigenarten, vom plötzlich aufbrausenden Jähzorn, der auch dessen dämonischer Natur eigen war, bis zur körperlichen Wesensart. Beide starben nach einem Leben der hingebenden Arbeit, früh verbraucht, an der Hohenzollernkrankheit, der Gicht und Wassersucht: beide Opfer eines alle Kraft dem Staate hingebenden Lebens, ohne Rücksicht auf sich selbst und ohne weise Ökonomie der körperlichen Kräfte.

Das Bild, das wir gemeinhin von Friedrich Wilhelm I. in uns tragen, ist das eines robusten, rücksichtslosen, auch vor Ungerechtigkeiten und Mißhandlungen nicht zurückscheuenden, oft brutalen Herrschers, der in gut gemeinter hausväterlicher Gesinnung, aber auch streng, ja tyrannisch sein Preußen regiert. Ein starker, schon im frühen Mannesalter massig werdender Körper, auch äußerlich robust, bewußt diesseitig gerichtet, sparsam, eigenwillig auch im kleinen und kleinsten, herrschsüchtig, den Genüssen der Tafel und des Bechers mit Hingabe zugetan, ein Freund des Bieres und der Tabakspfeife, ein großer und unermüdlicher Jäger, hingegeben einer rauhen, mitunter rohen Geselligkeit unter

Männern, ein Biedermann und doch verschlagen und mißtrauisch — so steht sein Bild vor uns. Und dieses Bild, das noch in vieler Hinsicht zu ergänzen wäre, ist nicht unrichtig. So oder ähnlich war der König. Nur daß neben dem polternden, scheltenden, alle Lebensverhältnisse regelnden, unermüdlich tätigen Landesvater, der mehr gefürchtet als geliebt wurde, immer der König stand: der König von Preußen, das noch die letzten Schäden des großen Krieges sichtbar zur Schau trug, mit einem sehr bewußten Gefühl für die Größe seiner Aufgabe; er empfand es als eine ihm geradzu auferlegte Verpflichtung, dieses Preußen, als Lenker und Erzieher seiner Untertanen, unermüdlich durch eigenes Vorbild und rastlose Tätigkeit zu verwalten, wirtschaftlich zu fördern, aber auch den Mächten der Nachbarn gegenüber zu sichern und zu stärken. All das kam bei ihm aus einem ganz tiefen und sehr einfach-klaren christlichen Grunde. Er war ein frommer, in seiner Religiosität gänzlich unerschütterter evangelischer Christ. Er war, was für die Erkenntnis seines Wesens und Wirkens wichtig ist, bei aller betonten Ablehnung der kalvinistischen Lehre der Gnadenwahl ein reformierter Protestant.

Aus diesem evangelischen Grunde, vor allem aber aus seinem reformierten Christentum, kam seine eigentliche Lebenskraft und auch seine Lebensaufgabe. Die Hohenzollern waren 1613 mit Johann Sigismund zum Kalvinismus übergetreten. Ein eifriger — wenn auch dem Luthertum gegenüber toleranter — Kalvinist ist Friedrich Wilhelm zeit seines Lebens gewesen und geblieben. Aus seinem reformierten Glauben und Wesen kann man — wie aus einem Spiegel — sein Leben in seinen tieferen Gründen und Schichten ablesen und vielleicht auch deuten. Neben der reformierten Christlichkeit mögen auch Jugendeindrücke aus Holland mitgespielt haben; er liebte dieses Land, und seine Lebensform erschien ihm bis an sein Ende nachahmenswert — wollte er doch gelegentlich abdanken und irgendwo in Holland an einem stillen Ort als Privatmann in der von ihm geliebten holländischen Umwelt sein Leben beschließen. Ein erschütterndes Beispiel für seine christliche Sehnsucht, die stets im Kampf mit der Dämonie seines Wesens oder den starken Versuchungen seines kräftigen Trieblebens stand, ist sein politisches Testament vom Jahre 1722. Hier erteilt der damals Vierunddreißigjährige an erster Stelle seinem Nachfolger eine väterliche Mahnung aus seinem ganz festen evangelisch-reformierten Glauben. Gewiß ist die Zeitströmung des kleinbürgerlich-tüchtigen Pietismus jener Tage nicht unberührt an ihm vorübergegangen. Aber auch dieser Pietismus hat ja, wie wir wissen, seine sehr nahen Beziehungen zum kalvinistischen Christentum. Und die ungeheure Aufbauarbeit, die der König als sparsamer Hausvater und genialer Organisator mit der großen Tat der inneren Verwaltung Preußens, der Schöpfung eines unbestechlich-tüchtigen Beamtentums, das aus Ehre pour le roi de Prusse diente, geht auf den gleichen Grund zurück. Die Aufgabe, die er als König und Herr von Gottes Gnade auferlegt erhalten hatte, war ganz von seiner, auch in der religiösen Stimmung der Zeit liegenden inneren Haltung bestimmt, durch



Das politische Testament Friedrich Wilhelms I. vom Jahre 1722 (Anfangsseite).
Berlin, Preußisches Staatsarchiv

irdisches Wirken, durch strenge und asketische Erfüllung der Pflichten dieser Welt die ewige Seligkeit zu erlangen. Zeit seines Lebens peinigte ihn die Angst, auf Erden irgend etwas zu tun oder zu unterlassen, was seine Seele gefährden könne — und wenn es die Sorge darum war, ob nicht seine allzu leidenschaftliche Hingabe an die Jagd sündhaft sein könnte. So müssen wir seine ganze Regierungstätigkeit, seine scheltende Erziehungsarbeit an seinem Volke und an seinen

Soldaten, aber auch seine etwas rauhe und mitunter rohe Familientyrannei sehen.

Ganz naiv steht am Anfang jenes Testaments vom Januar/Februar 1722 der Satz: „Mit Gott dem Allerhöchsten stehe ich wohl." Und dann weiter: „Alle glücklichen Regenten, die Gott vor Augen haben und keine Mätressen (oder besser zu nennen Huren) haben und ein gottseliges Leben führen, diese Regenten wird Gott mit allen weltlichen und geistlichen Segen beschütten. Also bitte ich meinen lieben Successor, ein gottseliges, reines Leben und Wandel zu führen und seinem Lande und Armee mit gutem Exempel vorgehen, nicht sauffen und fressen, davon ein unzüchtiges Leben herkommt. Mein lieber Successor muß auch nicht zugeben, daß in seine Länder und Provinzen keine Komödien, Operas, Ballets, Maskeraden und Redouten gehalten werden, und ein Greuel davor haben, weil es gottlos und teuflisch ist, da der Satan sein Tempel und Reich vermehrt werden ... In Unserem Hause (ist das) niemalen geduldet worden, und von Johann Sigismund ist im Brandenburgischen Hause kein dergleichen Sünde im Schwange gewesen ... und derowegen Gott Unser Haus beständigst gesegnet hat! ... Tut Ihr das, so wird Gott Euch gewiß segnen und Euch nicht verlassen, wie er mich nicht verlassen und mit Macht und Kraft beständigst beigestanden hat." ——— Das ist die kindlich-feste Gläubigkeit, die in dieser Welt bereits dem Erwählten der Gnade für sein irdisches Wohlverhalten den Segen sichtbarlich sichern wird. Von hier gewinnen wir das Verständnis für den Menschen Friedrich Wilhelm und seine Taten.

Aber vielleicht führt noch von einer anderen Seite her ein Weg zum Verständnis dieses merkwürdigen Mannes, in dessen Wesen Großes und Edles so nahe neben Abstoßendem und Allzumenschlichem liegen. Im Menschen sind ja Leib und Seele unlösbar miteinander verhaftet; so muß auch der irdische Träger dieser großen Gestalt, die Körperlichkeit Friedrich Wilhelms, uns manchen Aufschluß über sein Wesen geben können. Der König war, wie wir heute sagen würden, ein ausgesprochener Vertreter des fälischen Typs, groß, massig, in jungen Jahren schon sehr stark geworden. Vergeblich bemühte er sich, durch mancherlei körperliche Strapazen um eine Verringerung seines Gewichtes. Dieser starke und ungeheuer arbeitskräftige Mann war von einer furchtbaren Reizbarkeit, die sich mitunter in schrecklichem Jähzorn entlud. Der geringste Anlaß konnte ihn zum Zorn bringen; dann brach ein Unwetter über das mehr oder weniger schuldige Opfer herein; ohne Maß und Selbstbeherrschung schreckte er auch vor ungerechten und ehrverletzenden Schimpfworten, ja vor Mißhandlungen nicht zurück. Noch in seiner Todesstunde beichtete er dem Geistlichen: „Ich bin sehr jähzornig; im Augenblick fängt das Feuer an, in mir zu brennen, ehe ich's mir versehe; aber es ist mir auch balde leid." Und neben dem Jähzorn und dem unbeherrschten Ausbruch steht eine gelegentliche, plötzlich ausbrechende tiefe Melancholie, eine seelische Verzweiflung mit Ängsten und Sorgen um das ewige Seelenheil. Todessehnsucht erfüllt ihn

dann, und er wünscht die Stunde herbei, zu Gott zu kommen, „denn auf dieser Welt ist lauter nichts als Torheit". Wenn auch die Wissenschaft unserer Tage sich erst noch vorsichtig und tastend über die Zusammenhänge zwischen Körperbau und Charakter äußert, so ist dem aufmerksamen Beobachter doch vielleicht auch von dieser Seite her der Zugang zur geschichtlichen Persönlichkeit möglich.

Erbbiologisch gesehen ist zu bemerken, daß Friedrich Wilhelm I. aus einer seit Generationen immer wieder erneuten Verbindung des Hohenzollernhauses mit den Welfen stammte. Das Welfenhaus aber zeigte in den nächsten und ferneren Vorfahren und „auch sonst eine wahre Musterkarte von Sonderlingen", dieser Erbgang läßt sich in späteren Zeiten bis zu den geisteskranken Bayernkönigen Ludwig II. und seinem Bruder Otto hin verfolgen. Ohne sich in den der psychiatrischen Wissenschaft vorzubehaltenden Analysen auch geschichtlicher Gestalten zu verlieren, wird man sagen können, daß der Vater Friedrichs des Großen, in dem ja dann noch einmal die welfische Blutmischung von der Seite der Mutter hinzukam, seinem großen Sohn Wesenszüge vererbte, die diesem Genie erst mit Recht den Namen „der Große" gaben. Der preußische Staat wäre ohne Friedrich Wilhelm I. nicht zu europäischer Geltung gelangt, wahrscheinlich hätte er — ohne ihn — im besten Falle ein ähnliches Schicksal wie die deutschen Mittelstaaten erlebt. Die europäische Sicherstellung Preußens als Großmacht, der Ausbau des preußischen Staates als „Wunderwerk aus abstraktem, kategorischem Pflichtgefühl, spartanischer Einfachheit und Stärke, muskelstraffer Befehlsautonomie, monumentaler Pedanterie und exakter logischer Systematik" war dem großen Friedrich nur möglich, weil er der Sohn des Baumeisters war, der den Grundstein zu diesem Staatsbau gelegt hatte. Der preußische Staatsneubau unter Friedrich Wilhelm war nichts anderes als der ins Großartige des staatlichen Lebens gehobene Ausdruck seines seelisch-menschlichen Wesens und der Eigenart seiner Gestalt. Mit Leib und Seele, mit all den Wesenszügen, die ihm in guter und weniger guter Hinsicht zu eigen waren, hat er, ein Hausvater im großen, ein fürstlicher Pedant, ein nicht immer sympathischer, grober und ungehobelter Kerl, voll Abneigung und Mißtrauen gegen den Geist und die schönen Seiten des Daseins und doch voll ehrlichen Willens und mit gutem Herzen, ernst und verantwortungsbewußt, rastlos tätig, von einer fast unvorstellbaren Arbeitskraft, ja Arbeitswut, ein Biedermann und ein Genie zugleich, dem ihm anvertrauten Staat und Volk sein eigenes Wesen aufgezwungen. Der Kampf des täglichen Lebens, die riesige — allein von ihm, dem König — geleistete Arbeit, der sein eigener Generalfeldmarschall, aber auch sein eigener Finanzminister sein wollte und es auch wirklich war, hat geradezu etwas Heroisches an sich. Aber auch die natürliche Ergänzung zu dieser heroischen Hingabe seiner selbst, auch an kleine und kleinste Dinge, die Neigung zum Idyllischen fehlt nicht. Beide Seiten, das Heroische wie das Idyllische, sind typisch für ihn. Daneben aber finden wir in ihm, bei allem königlichen Selbstbewußtsein, schlichte Natürlichkeit, eine große Neigung zur volkstümlichen

Lebensform, ein hausbackenes moralisches Urteil, eine fast poltrige Art, sich zu geben, viel befreiendes Lachen, aber auch einen leicht aufbrausenden Zorn, der ihn nicht immer innerlich erleichterte. Ein vielfältiges Gebilde überlagerter seelischer Eigenschaften, getragen von einem starken, arbeitskräftigen, aber früh allerlei Krankheiten und Anfälligkeiten ausgesetzten Körper voll Reizsamkeit und Reizbarkeit — so steht die Gestalt des Königs vor uns. „Seine Interessen konzentrierten sich praktisch und seelisch auf wenige Dinge, in diesen lebte er ganz, man möchte sagen, mit Leidenschaft." Auch glaubte er früh sterben zu müssen; daher die Eile und das Ungestüm, mit denen er an die von ihm geplanten Reformen heranging. Allerdings muß man sich immer vor Augen halten, daß sein stürmisches Temperament und die Ungeduld, die ihn erfüllte, ihn wohl auch ohne jene Ahnungen immer wieder zu dem von seinen Beamten gefürchteten „Cito citissime" veranlaßt hätten. Sein Mißtrauen, auch seinen engsten Mitarbeitern gegenüber, war groß. Oftmals ließ er den einen Minister durch den anderen beobachten und hielt so, nicht immer zum Nutzen des Ganzen, den einen durch den anderen im Schach. Auch die bekannten Zusammenkünfte im Tabakskollegium dienten oft nicht nur der Freude an derber Geselligkeit, sondern um diesen oder jenen am Biertisch auszuhorchen und so auch hintenherum „zur Wahrheit und zum richtigen Entschluß zu kommen".

Auch seine Vorliebe für das Detail, die ihm von seinem Vetter Georg II. von England den Spitznamen „mon frère, le sergeant" eintrug, ist hier anzumerken. Sie ist geradezu ein Wesensmerkmal ähnlicher Gestalten; ohne diese Eigenschaft wäre weder die preußische Armee noch die preußische Staatsverwaltung entstanden. Friedrich, der Sohn, rühmte am Vater ganz besonders diese hingebende Liebe zum Kleinen, zur Beschreibung und Anordnung der Einzelheiten, die ihn nicht nur die Exerzierreglements des Heeres, sondern auch den Neubau der gesamten Staatsverwaltung bis ins kleinste hinein, vom Reglement des Fußexerzierens und der Bekleidungsvorschriften seiner blauen Kerls bis zur Dienst- und Strafordnung der Kammersitzungen seiner Kriegs- und Domänenräte, anordnen ließ. Diese ins Große rückende Kleinigkeitssucht, die aus einem immer wachen, aber doch noch ganz naiven Pflicht- und Verantwortungsgefühl erwuchs, ließ Friedrich den Großen von ihm sagen: „Jamais homme ne fut né avec un esprit aussi capable de détails." Nur ein solcher Mensch konnte den Staat, die Finanzen, die Armee von unten aufbauen. Er hatte den untrüglichen Instinkt dafür, daß ein solcher Neubau nicht von oben, sondern nur von unten her, von den Grundmauern aus sicher, dauernd und fest errichtet werden konnte.

*

Friedrich, der erste König von Preußen, hatte mit dem Erwerb der Königskrone den Anspruch erhoben, sich den großen Mächten der Welt jener Zeit an die Seite zu stellen. Aber die Mittel, die ihm zur Durchführung dieser seiner Wünsche

zur Verfügung standen, waren schwach und unzulänglich. Doch es ist ein Irrtum, zu glauben, erst Friedrich Wilhelm sei der Schöpfer einer wirklich schlagfertigen Armee gewesen. Schon unter dem Großen Kurfürsten verfügte Brandenburg über ein recht stattliches, wohlgeschultes und kriegserprobtes stehendes Heer. Und auch unter Friedrich I. hatte dieses Heer, vermehrt und hervorragend geschult, auf allen möglichen Kriegsschauplätzen in West- und Südeuropa, als Hilfstruppe Österreichs in dem großen Ringen gegen die französische Machtherrschaft im Spanischen Erbfolgekrieg reichen Lorbeer erwerben können. Es konnte jedoch finanziell nur durch die Hilfsgelder eben der sogenannten Verbündeten gehalten werden, für die es außer Landes kämpfte. Zur gleichen Zeit aber war das östliche Deutschland einschließlich Preußens der unfreiwillige Kriegsschauplatz für allerlei fremde Armeen, ohne daß im Lande selbst genügend Truppen zur Abwehr bereitstanden. Die brandenburgisch-preußischen Kriegsvölker kämpften „zum Ruhme Englands, zum Schutze Hollands, zum Vorteil Österreichs". Friedrich Wilhelm, der 1711 für seinen erkrankten Vater die Regentschaft führte, hatte ganze drei Reiterregimenter und eine unzulängliche Landmiliz zur Verfügung. Mit knirschenden Zähnen mußte er zusehen, wie fremde Truppen durch seine Lande zogen. Ohne die Hilfsgelder der Mächte, für die brandenburgische Truppen kämpften, waren weder die Armee noch die Hofhaltung des prunkliebenden Königs möglich.

In jenen Zeiten ist dem jungen Kronprinzen, wie wir aus seinem Briefwechsel mit dem Freund und Lehrer, dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, wissen, das Ziel seiner künftigen Regierung ganz deutlich geworden. „Wenn man in der Welt was will dirigieren, gewiß es die Feder nicht machet, wenn es nicht mit kompletter Armee souteniert wird." Ein starkes Heer, erhalten aus eigenen Mitteln des Landes, war die einzige Möglichkeit, die Unabhängigkeit des jungen Staates auf die Dauer zu gewährleisten. Deshalb war auch sein erster Entschluß nach der Thronbesteigung, aus jedem aus dem Felde heimkehrenden Bataillon ein neues Regiment zu bilden. Die preußische Armee war 1713 etwa achtunddreißigtausend Mann stark; als der König 1740 starb, war die Stärke des Heeres auf dreiundachtzigtausend Mann gestiegen. Allerdings war im gleichen Zeitraum auch die Bevölkerung Preußens von 1,6 Millionen auf 2,24 Millionen Einwohner gestiegen. Preußen war 1740 an Flächeninhalt der zehnte, an Einwohnerzahl der dreizehnte, nach Stärke der stehenden Armee aber der dritte oder vierte Staat in Europa. Die Kosten eines so großen Heeres waren erheblich. Wenn man das Heer nicht fremden Mächten gegen Entgelt zur Verfügung stellen wollte — und das Gegenteil war die Absicht des Königs —, so mußte eine völlige Neuregelung der Verwaltung, gleichzeitig aber auch der Steuer- und Finanzgebarung die Voraussetzung sein. Beide Aufgaben, die Schaffung einer zuverlässigen und schlagfertigen Armee und die Hebung der wirtschaftlichen und finanziellen Kräfte des Landes, waren nur zu lösen, wenn außenpolitisch Ruhe und Frieden herrschte. Von hier aus gewinnen wir ein richtiges Bild für die, im ganzen

gesehen, nicht sehr erfolgreiche und glückliche Außenpolitik des Königs. Ganz im Gegensatz zur Politik seines Vaters, der seine Truppen draußen in der Welt für Geld und politische Zusagen „Krieg ohne Politik" führen ließ und in der Heimat eine Kriegspolitik ohne Heer führen mußte, war Friedrich Wilhelms auswärtige Politik auf ganz reale, naheliegende Ziele gerichtet. Gewiß kommt hier hinzu, daß er, ein hausväterlich besorgter Herrscher ohne den eigentlichen Willen zum großen politischen Einsatz seiner Machtmittel, auch aus seinem christlichen Herzen heraus alles andere als kriegslustig, seine schöne, stolze Armee und sein mühevoll wieder in Ordnung und Wohlstand gebrachtes Land nicht den Möglichkeiten und Fährnissen eines Krieges auszusetzen sich entschließen konnte. Nachdem Karl XII. von Schweden sein Bündnisangebot abgelehnt hatte, trat er auf die Seite der Gegner des großen Schwedenkönigs und erwarb das östliche Vorpommern und damit die Odermündung. Sein Vater hatte zeitlebens zum Kaiserhause und zu Österreich gehalten, gleichgültig aus welchen Motiven. Friedrich Wilhelm stand gegen Österreich, in der Hoffnung auf Landzuwachs im Westen, wo das preußische Haus begründete Erbansprüche hatte. Erst als diese Hoffnungen sich als trügerisch erwiesen, trat er auf die Seite Österreichs. Aber auch von dort her erfuhr er Verrat und Enttäuschung. So sah er sich am Ende seines Lebens in der großen Politik schmerzlich enttäuscht; Preußen war völlig isoliert und ohne jeden äußeren Erfolg. Jedenfalls war es ihm nicht vergönnt, aber auch nach seinem Wesen nicht sein vom Schicksal bestimmter Weg, die Machtmittel, die er geschaffen hatte, für das Ziel einzusetzen, das er schon 1722 in jenem politischen Testament als die Aufgabe der Zukunft Preußens bezeichnet hatte: die Ansprüche durchzusetzen und die Länder herbeizuschaffen, die seiner Meinung nach seinem Hause von Gott und von Rechts wegen zugehörten. Er war ein Vorläufer und mußte sich mit der Aufgabe stiller Aufbautätigkeit begnügen.

Die Errichtung einer so großen Militärmacht war an geordnete finanzielle Verhältnisse, an die Steigerung der inneren Kräfte des Landes gebunden. Diese Voraussetzungen aber konnten nur nach schweren Kämpfen und Auseinandersetzungen mit dem eigentlichen Regenten der einzelnen Landesteile: den Ständen, geschaffen werden. Ohne Zentralisierung und Vereinfachung der Staatsverwaltung, die als solche ja erst eigentlich geschaffen werden mußte, war dieses alles nicht durchführbar. Das neue stehende Heer war schon im alten Brandenburg des Großen Kurfürsten der einzige wirkliche reale Machtfaktor des Herrschers gewesen, in ihm und im Kampf um seine Erhaltung erwuchs zum ersten Male ein „die rein zufällige Verbindung der Personalunion überwindendes Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller kurfürstlichen Lande". Die Aufrechterhaltung des Heeres und die Kosten, die es verursachte, mußten die Stände in regelmäßigen Abständen bewilligen. Und so, wie schon der Große Kurfürst einen zähen, nicht überall erfolgreichen Kampf um dieses Heer mit den Ständen seiner verschiedenen

Salzburger Emigranten werden von Friedrich Wilhelm I. in Berlin empfangen.
Kupferstich von Georg Friedr. Schmidt

Landesteile geführt hatte, setzte Friedrich Wilhelm den Kampf um die politische Machtstellung mit den Ständen, in Sonderheit mit dem Adel seiner Lande, fort. Er siegte in diesem Kampf. Nicht nur daß es ihm gelang, in Ostpreußen eine allgemeine Grundsteuer, den Generalhubenschoß, nach einigermaßen gerechten Grundsätzen durchzuführen — aus diesem Kampf stammt das berühmte Wort von der Stabilisierung der Souveränität wie ein rocher de bronze —, er setzte in den übrigen Landesteilen trotz heftigen Widerstandes des grundbesitzenden Adels die Ablösung der alten, noch an den Lehnsgütern hängenden, längst hinfällig gewordenen Ritterdienste gegen jährliche Zahlung von vierzig Talern für jedes Lehenspferd durch. Und er schuf hierdurch die sichere finanzielle Grundlage für die immer steigenden Bedürfnisse von Staat und Armee. Darüber hinaus gelang es ihm, den Adel für den Staat zu positiver Dienstleistung zu gewinnen. Der Adel ist seitdem in Preußen als politischer Nebenbuhler der fürstlichen Gewalt ausgeschaltet. Sonst wäre wohl auch Preußen der Klassenherrschaft des Landadels verfallen, wie wir sie zum Schaden der Gesamtheit überall in Schweden,

in Dänemark und in Polen feststellen können. Nur ein „so hartes und unerschrockenes Regiment, das mit dem Instinkte des praktischen Genius nach den rechten Leuten und nach den rechten Maßregeln griff, nur ein so impulsives, so ganz furchtloses, so ganz auf den Zweck der staatlichen Macht gerichtetes Fürstenregiment konnte für Generationen die Staatsleistung so auf die Höhe idealer Aufgaben erheben". So urteilt einer der besten Kenner der preußischen Geschichte jener Tage, Gustav Schmoller. Er ist es auch, der Friedrich Wilhelm den größten inneren König Preußens genannt hat. Denn neben dem Heere, dessen Offizieren und Mannschaften er preußisches Wesen, Pflichtbewußtsein und ehrliebende Hingabe an den Dienst eingepflanzt hatte, hat er — und niemand anders — den preußischen Beamten geschaffen: treu, unbestechlich, ein Diener des Fürsten und des Volkes zugleich, bescheiden, in dem Bewußtsein, nicht für Geld, sondern aus Ehre, „mit Leib und Leben, mit Hab und Gut, mit Ehre und Gewissen" — wie der König selbst verlangte — zu dienen. Und neben diesem Beamtentum, das bis auf unsere Tage durch alle dunklen und schweren Zeiten hindurch der eigentliche Träger des Staates und des Staatsgedankens geblieben ist, hat er das einfachgeniale Gerüst einer staatlichen Verwaltungsorganisation geschaffen, das bis ins neunzehnte Jahrhundert und, wenn auch in anderer Form, noch darüber hinaus Geltung gehabt hat. Nicht ohne Anregung seines ihm wesensverwandten Freundes, des alten Dessauers, hat er in kühner Eingebung und kurz entschlossen einen ganz neuen, einheitlichen Verwaltungsaufbau mit dem Generaldirectorium an der Spitze geschaffen. Die Instruktion, die Friedrich Wilhelm dafür ausarbeitete, ist ein Musterwerk in ihrer Art, ein Spiegelbild der herrschenden merkantilistischen Wirtschaftspolitik, und eines der ganz großen Dokumente preußischen Verwaltungsgeistes und preußischer Staatskunst. Noch bewahrt das Geheime Staatsarchiv den viele Bogen umfassenden eigenhändigen Entwurf des Königs, den dieser in der Abgeschiedenheit des Jagdschlosses Schönebeck in wenigen Tagen selbst mit seiner großen, etwas flackrigen Handschrift ganz allein, ohne Rück- und Zwiesprache mit einem seiner Minister, niederschrieb. Auch hier stellt man staunend fest, wie klar und einfach seine Auffassung von den Bedürfnissen des modernen Staates war und wie er mit sicherem Instinkt die äußeren Lebens- und Arbeitsformen dieses jungen, neuen Gebildes gestaltete, dem die Zukunft gehören sollte. Es ist die „Verfassung" des Staates des achtzehnten Jahrhunderts schlechthin, die Grundlage der staatlichen Organisation, unter der auch wir in mancher Hinsicht heute noch leben, die da in der Abgeschiedenheit des Schönebecker Jagdschlosses vom König in stiller, persönlichster Arbeit, wie mit fliegender Hand, aus der klaren und plastischen Auffassung und der intimsten Kenntnis der Bedürfnisse des werdenden absoluten Staates, niedergeschrieben wurde.

Nur eine solche Verwaltungsorganisation mit ihrem nach Einheitlichkeit und staatlicher Totalität strebenden Aufbau konnte die Aufgaben des werdenden

modernen Staates bewältigen: Ordnung der Finanzen, ein gerechtes Steuersystem, einen geregelten Geschäftsgang, geordnete Justizverhältnisse, Pflege von Industrie und Handel, Hebung des allgemeinen Wohlstandes, Vermehrung der Bevölkerung, Verbesserung der Agrarverhältnisse, Sicherung der Ernährung und die Erhaltung einer schlagfertigen Armee. Grundsatz der herrschenden Wirtschaftslehre des Merkantilismus war es ja, das Geld im Lande zu halten, ja möglichst zu vermehren, also die Einfuhr von Fertigwaren zu sperren und die Ausfuhr von im Lande verfertigten Waren zu erhöhen. Diesem Ziele diente die Verwaltungskunst des preußischen Königs mit allen ihren Maßnahmen und Anordnungen. Die Weisheit aller guten und großen Herrscher, daß Menschen der größte Reichtum eines Staates seien, erfüllte auch Friedrich Wilhelm I. Deshalb suchte auch er, wie schon sein Vorfahr, der Große Kurfürst, Menschen, die draußen ihre Heimat verloren hatten, in sein Land zu ziehen und anzusiedeln. Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten — etwa 20000 an Zahl — aufgenommen. Unter dem ersten König waren Pfälzer, Elsässer und Schweizer, insgesamt auch wohl 20000 Menschen, in Preußen angesiedelt worden. Friedrich Wilhelm nahm sich der großen Schar der wegen ihres Glaubens vertriebenen Salzburger an, die in Ostpreußen eine neue Heimat fanden.

Am Ende der Regierungszeit des Soldatenkönigs bestand etwa ein Viertel der Gesamtbevölkerung Preußens aus eingewanderten Kolonisten oder ihren Nachkommen. Sie brachten aus ihrer Heimat, der sie zumeist aus Glaubensgründen entsagen mußten, mancherlei neue Fertigkeiten und Fähigkeiten mit und haben einen gewichtigen Anteil genommen an dem Werden preußischen Wesens und preußischer Prägung, wie es seitdem in der Welt sichtbar geworden ist.

In den Jahren 1713—1740, eben unter der Regierung Friedrich Wilhelms I., hat der Preußische Staat „das scharfe und harte Gepräge empfangen, das ihm eigentümlich geblieben ist". Das Bild des großen Königs, das im geschichtlichen Bewußtsein unseres Volkes fortlebt, ist nicht immer gerecht. Wer in ihm nur den „Soldatenkönig" sieht, der den Krückstock schwingt und voller Marotten aus Freude am Soldatenspiel in seine langen Kerls vernarrt ist, wer in ihm nur den despotischen Tyrannen seines Volkes und seiner Familie sieht, ist weit entfernt davon, dem Menschen Friedrich Wilhelm oder gar dem Staatsmann und König gerecht zu werden. Preußen und preußisches Wesen — und das ist mehr, als man mit Worten darüber aussagen kann — hat durch ihn seine erste und eigentümliche Prägung gefunden. Die Welt ist seitdem um eine besondere Art, zu leben, zu dienen und, falls es not tut, auch zu sterben, reicher.

Friedrich der Große

1712—1786

Von

Willy Andreas

Das Leben Friedrichs des Großen spottet der Beschreibung. Man kann es würdigen, nicht erzählen. Friedrich der Einzige, so wurde er schon von den Zeitgenossen genannt. Eine tiefe geschichtliche Wahrheit liegt darin. Im Werden seiner Persönlichkeit wie in der Meisterung seiner Epoche tritt diese Einzigartigkeit zutage, so auch in der Gestaltung von Erbe und Überlieferung. Deren Ausmaß und tragende Kraft zu ermessen, ist freilich schwer genug!

In Friedrichs Ahnenkette reichen sich die fürstlichen Geschlechter von Brandenburg, Hannover, Pfalz und Jülich, Solms-Braunfels und Hessen-Darmstadt, Oranien und Dänemark die Hand. Unter den preußisch-brandenburgischen Vorgängern befinden sich zahlreiche Regenten von tüchtigem Durchschnitt, manche schwächere und einige wenige von bedeutendem Ausmaß wie Vater und Urgroßvater, von denen der eine der große innere König Preußens, der andere der Große Kurfürst genannt wird. Wahrhaft heldisches Gepräge hatten in der Reihe der Vorfahren Gaspard von Coligny und Wilhelmus von Nassauen. Welche Eigenschaften Friedrichs von diesem oder jenem Glied der Ahnenreihe überkommen und mitbestimmt sind, welche von mütterlicher, welche von väterlicher Seite stammen, ist nicht ergründbar. Die Hälfte der Ahnen, bis zur dreizehnten Generation zurückverfolgt, war deutschen Blutes, etwa ein Viertel Franzosen, wenig über ein Achtel Slawen: der Rest verteilt sich auf Skandinavier, Angelsachsen, Kelten, Bretonen, Italiener und Spanier.

Die Rätsel des Blutes sind vorhanden und uns zur Lösung aufgegeben. Ihre Bedeutung, ihre entscheidende Wirkung zu leugnen, wäre Torheit. Doch entziehen sie sich für den Historiker der klaren Deutung; zum mindesten gestattet der gegenwärtige Stand der geschichtlichen Forschung und ihres in diesen Dingen unentwickelten Verfahrens nicht, solch geheimnisvollen Zusammenhängen faßbare, sichere Ergebnisse zu entreißen; und wer vermöchte oder wagte es, gerade den Genius, da er doch stets aus der Reihe herausfällt, auf dieses oder jenes Blutvermächtnis wie auf eine Formel festzulegen? Vielleicht hat die Mischung nord- und süddeutscher Einschläge die eigenartige geistige Beweglichkeit dieses Menschen gefördert und den schimmernden Reichtum verschiedenster Gaben hervorgelockt. Möglicherweise geht die unvergleichliche Spannweite seines Wesens, die Allseitigkeit seines Wirkens auf die Verbindung romanischer und germanischer

Elemente zurück. Denn in Friedrichs Adern floß mit dem Blut edler deutscher auch das französischer Ahnen aus hohem und niederem Adel. Tapferkeit und Heldensinn waren in beiden Reihen dieser Vorfahren lebendig gewesen. Es war in ihm die Helle und Leichtigkeit gallischen Temperaments. Er hatte den messerscharfen Verstand, die Spottsucht, die geistreiche Ironie, die skeptische Haltung, die ihn der romanischen Welt naherücken, und eine geistige Beweglichkeit, die französisch anmutet. Aber in ihm war auch die ganze Schwerlebigkeit, das Ringende und das Himmelstürmertum nordischer Art, neben seiner Vorliebe für französischen Geist und Stil die ganze Zähigkeit des Niederdeutschen. Die weichen und strengen Züge mischen sich im Bilde dieses Mannes, dessen Gesicht nicht nur im Wandel der Jahre und Lebensalter, sondern oft in derselben Stunde, ja im Augenblick den Ausdruck zu wechseln scheint.

Im harten Guß der großen Persönlichkeit mögen sich die unverbrauchten Kräfte der aufstrebenden Hohenzollern und der Starrsinn des uralten Welfenhauses zusammengefunden haben.

Da und dort blitzt eine unmittelbare Ähnlichkeit mit diesem oder jenem Vorfahren auf, mit dem preußischen Vater oder der welfischen Mutter. So glaubt man wenigstens wahrzunehmen. Bestimmte Eigenschaften mögen abzuleiten sein: gewiß hatte er die Bildungsfreudigkeit nicht von dem nüchternen Vater, der ein Märker war und nichts anderes sein wollte, sondern von der Mutter und der geistreichen Großmutter, Sophie Charlotte, Freundin Leibnizens, die schon vom hannoveranischen Hof geistige Interessen mitgebracht hatte. Ebenso wird wohl der nicht zu erwartende, später so bedeutende Drang zu schöpferischer Arbeit am Staat, in Verwaltung, Heer und Wirtschaft dem Prinzen vom Vater her im Geblüt gewesen sein. Manches ist von der Außenwelt nachweisbar in ihn hineingekommen; er nahm es innerlich auf oder stieß es ab, er steigerte oder überwand es. Immer aber stößt man bei ihm durch alle diese Hüllen, durch alle Anregungen, Einflüsse und Widerstände auf das Urgestein eines gewaltigen Menschen, auf ihn selbst, auf Friedrich den Einzigen, Friedrich den Großen.

Nur darum, weil eine solche letzte Unzerstörbarkeit des Wesens da war und dem Schicksal gegenüber sich behauptete, das ihn zu unterjochen drohte, ist es auch zu begreifen, daß er an seiner Jugend nicht zerbrach. Ein anderer wäre an ihren Nöten zugrunde gegangen, hätte er die Verwundungen seines Ehrgefühls, die Demütigung des mißlungenen Fluchtversuchs, hätte er die Hinrichtung seines Freundes zu verwinden gehabt. Es wurde von ihm gefordert, sich aufzugeben. Er tat es zum Schein, und manches von dem, was ihm lieb war, opferte er wirklich. Er wurde ein anderer und blieb doch er selbst.

Diese Jugend, die erst in den letzten Kronprinzenjahren sich aufzuhellen begann, wurde für ihn die Schule, ohne deren Härte er vielleicht nicht zur vollen geschichtlichen Größe emporgeschritten wäre. Sie bedeutet viel im Aufbau seines Lebens.

*

Friedrichs Kindheit war nicht so gänzlich freudearm und vergiftet, wie seine Schwester Wilhelmine in ihren dunkel gefärbten Memoiren und ihrem Haß gegen den Vater es hinstellt. Immerhin, der größere Teil der Prinzenzeit wurde ausgefüllt durch stillen oder offenen Kampf gegen den König. Er war begründet in der Verschiedenheit der Persönlichkeiten, der Neigungen und Ziele.

Friedrich Wilhelm hatte keine glückliche Hand in der Erziehung seines Sohnes, obwohl er es gut mit ihm meinte. Auch diejenigen seiner Weisungen und Mahnungen, die trotz ihrer Enge Ersprießliches hätten bewirken können, mußten fehlschlagen, weil sie von einem Zerrbilde des Kronprinzen ausgingen, das sich im Vater festsetzte. Friedrich bedurfte einer straffen, aber einfühlenden Leitung. Die Zügelführung des Königs jedoch war für dieses feinrassige, empfindliche Vollblutpferd zu hart. Der schützende, vermittelnde und ausgleichende Einfluß der Mutter, die milder und heiterer war als der lastende, ewig polternde und schulmeisternde Vater, barg die Gefahr, den Knaben zu verwöhnen. Ohnehin hatte dieser neben einer berechtigten Liebe für schöngeistige Bildung und Musik einen Hang zum Sichgehenlassen, zur Verzärtelung, zu Genuß und Üppigkeit. Leichtsinnige Anwandlungen waren ihm nicht fremd. In seinen Anlagen und Neigungen schlummerte Gefährliches. Die rauhe, aber gesunde Welt des königlichen Drillmeisters, der körperlichen Übung, des soldatischen Gehorsams, der pünktlichen und strengen Lebensführung lehnte er ab, kam aber äußerlich dem Zwange nach, den seine Lehrer unter der Hand zu mildern wußten. Ein Hang zur Heimlichkeit und Verstellung keimte in dem jungen Menschen auf. Vielleicht war dies die erste, notgedrungene Schule der Diplomatie, die Friedrich durchmachte. Familiäre Einflüsse, höfische Parteiungen, politische Gegensätze und Intrigen mengten sich in die Tragödie ein, die zwischen Vater und Sohn sich abspielte. Ihre tiefste Bitterkeit liegt darin, daß zwei Menschen sich bekämpften, haßten, ja gegenseitig den Tod wünschten, die sich liebten! Eben diese geheime Neigung schärfte die Leidenschaftlichkeit des Zusammenstoßes. Im höheren Sinne besteht die Tragik darin, daß sie sich nicht fanden, obwohl jeder auf seine Art an der Größe Preußens arbeitete. Der eine war dem preußischen Staat so notwendig wie der andere. Friedrich Wilhelms geisttötender Drill hätte ihn nicht allein auf die Höhe geführt. Der Genius aber hätte ohne die eiserne Fuchtel, ohne die zuchtvolle Kleinarbeit des königlichen Korporals und Verwaltungspedanten Preußen niemals zur Großmacht erheben können. Das Versöhnende an allem: der Kampf löste sich auf in der höheren Einheit des preußischen Staates. Bis zur Gegenwart trägt er die Züge von Vater und Sohn!

Der Tiefpunkt dieser Jugend war erreicht mit dem vergeblichen Fluchtversuch des Achtzehnjährigen: halb verzweifelt wollte der Prinz einem unerträglich gewordenen Leben entfliehen. Die Folge des Mißlingens war, daß er durch eine neue Hölle wandern mußte. Das Verfahren, das der ergrimmte Vater einschlug, war von unbeschreiblicher Härte. Der Freund und Helfer, Hans Hermann von

Katte, sollte vor den Augen des Kronprinzen enthauptet werden. Vor dem tödlichen Streich brach Friedrich ohnmächtig zusammen! Er selbst war der Fahnenflucht angeklagt und als Deserteur behandelt worden. Ihn abzuurteilen, hatte das Kriegsgericht sich geweigert. Schließlich „begnadigte" ihn der König. Daß die ungeheuere seelische Erschütterung den Prinzen nicht vernichtete, war eine Offenbarung seines Lebensmutes.

Es folgte zunächst der Aufenthalt in Küstrin, der als eine Art Straferziehung gedacht war, aber entspannend wirkte. Friedrich unterwarf sich dem väterlichen Willen, ohne sich, wie es der König wollte, innerlich kleinkriegen zu lassen. Indem er sich der Gewalt beugte, rettete er sich, bewahrte sich damit aber auch für seinen Staat, und ihm selbst wurde die persönliche Niederlage zum Auftakt neuen Lebens. Die räumliche Entfernung vom Vater nahm einen Teil des Druckes von ihm. Die Politik der Ohnmacht gegen den Stärkeren bewies die diplomatische Überlegenheit des Willens, der später in der Welt ebenso zäh wie geschmeidig sich durchsetzen wird. Die Arbeit an Kriegs- und Domänenkammer gliederte den Prinzen in die Verwaltung ein, wenn auch in untergeordneter Rolle. Hier kam er mit der großen Erbgutmasse seines Staates und den ureigensten Leistungen seines Vaters in unmittelbare Berührung. Zum Bewußtsein wird es ihm kaum gekommen sein. Wirklich schätzen lernte er die Arbeit Friedrich Wilhelms erst später mit wachsender Lebensreife. Immerhin, schon jetzt gewann er in begrenztem Rahmen die ersten Ansätze zu dem, was er dereinst in großem Stil ganz von obenher vollbrachte. Es war die erste Regierungsvorbereitung, die ihm bei der Provinzbehörde zuteil wurde. Der Garnisondienst in Ruppin und die Sendung ins Heerlager des Prinzen Eugen von Savoyen, der am Rhein im Polnischen Erbfolgekrieg den Befehl führte, machte ihn mit dem Waffenhandwerk etwas vertrauter als zuvor. Die militärische Ausbeute dieses schwunglosen Feldzuges war für Friedrich zwar gering, zumal der große Eugen seine Höhe überschritten hatte. Seine eigentlichen Felderfahrungen sollte Friedrich erst im eigenen Ringen gegen Österreich sammeln. Die beiden ersten Schlesischen Kriege wurden seine Schule! Immerhin, die Schwächen der Kaiserlichen Armee waren ihm vor Augen getreten. Eine schwere Erkrankung des Königs und die begrenzte Übertragung von Regierungsgeschäften, die sich nach der Rückkehr für ihn ergab, eröffnete dem Kronprinzen die Aussicht auf Besteigung des Thrones. Er fieberte danach, er lebte sich bereits in die neue Würde und Aufgabe hinein. Er schickte sich an, seine Schachfiguren zurechtzustellen. Die unerwartete Genesung des Königs rief Bitterkeit und Enttäuschung hervor. Doch stärkte diese seelische Krisis in dem Kronprinzen, der seinen Tatendurst gehemmt sah, die Kräfte der Verinnerlichung, die ohnehin schon wach geworden waren. An dieser Entwicklung seines Innenlebens hatte die Vermählung mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern keinen tieferen Anteil. Indem er schließlich in diese Verbindung einwilligte, hatte er gleichfalls dem Vater sich gefügt. Die

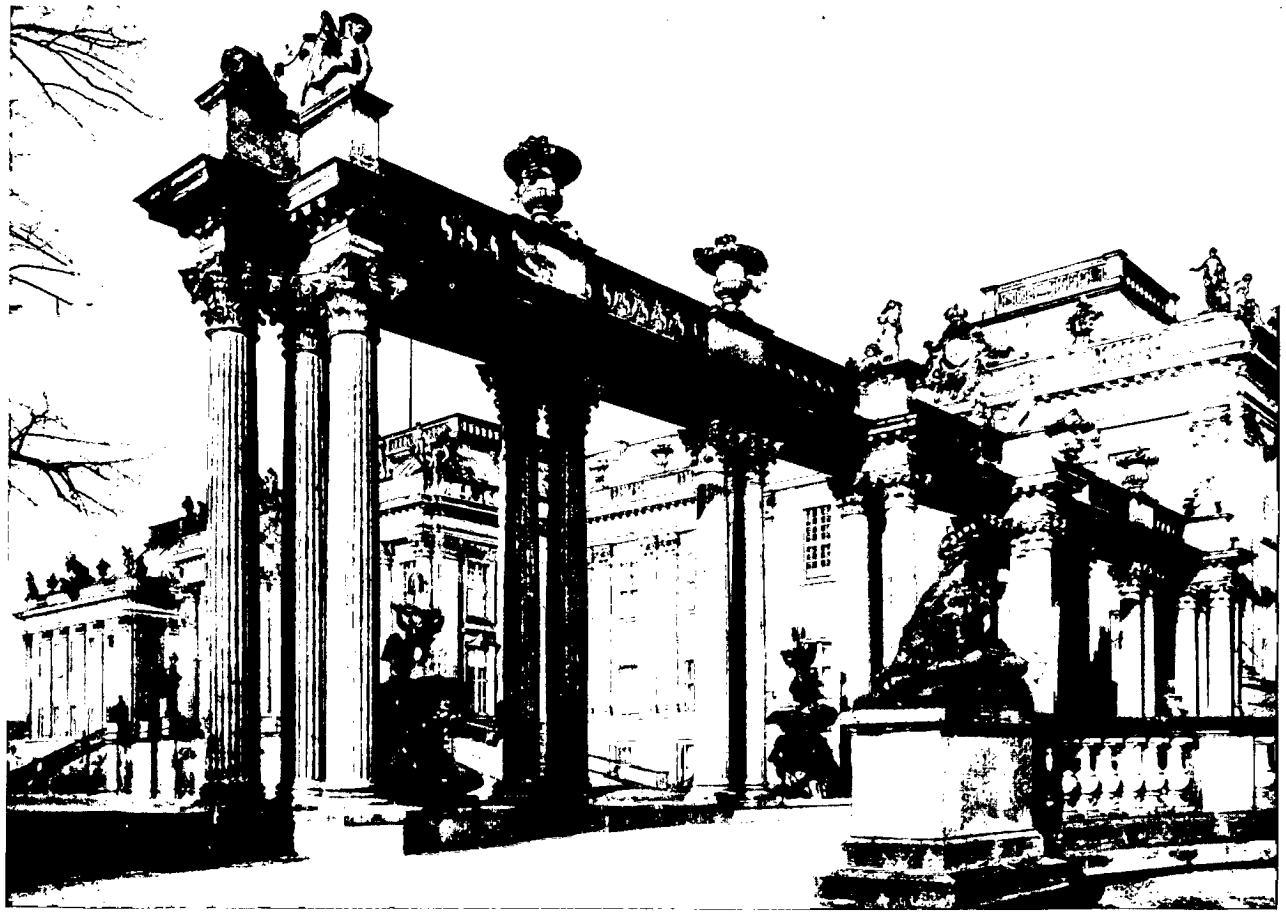
Ehe bedeutete für Friedrich schon zu Anfang nicht viel. Die Beziehungen, die freundlich eingesetzt hatten und sich in zuvorkommenden Formen abspielten, erkalteten bald und führten mit der Zeit zur Trennung der beiden Gatten. Es kam so, wie Friedrich vorausgesagt hatte: durch diese Heirat war nur eine unglückliche Prinzessin mehr in der Welt! In seinem Leben war fortan den Frauen, mit Ausnahme von Mutter und Schwester, keine Rolle gegönnt.

*

Der König hatte dem jungen Paar das Schloß Rheinsberg geschenkt. Über den vier Jahren, die der Kronprinz dort verbrachte, liegt ein Schimmer von persönlichem Glück und der ganze Zauber der Rokokogeistigkeit. Es ist, als ob er nach all den qualvollen Erlebnissen jetzt erst ganz aufatme. Friedrichs Bedürfnis nach Freundschaft fand in dem Umgang mit aufgeklärten, geistreichen und gebildeten Männern wie Jordan, Chasot, Kayserling, Stille, de la Motte-Fouqué und Knobelsdorff, dem Meister des preußischen Rokokostils, reichste Befriedigung. Ein Klang von Harmonie, übereinstimmend mit den innersten Neigungen des Zeitalters und dessen Glauben an die Güte der Menschennatur, rauschte damit in sein persönliches Leben hinein und verband sich mit der Freude an Geselligkeit, an sprühendem Gedankenaustausch, an formvoller Grazie. Diesem verfeinerten Lebensgenuß des Jahrhunderts und dem Geiste des Rokokos hat Friedrich bis ins Alter gehuldigt. Nur daß freilich solcher Strahl von Wärme immer seltener in sein zum Heroischen emporsteigendes Dasein fiel. Zu den ergreifendsten Äußerungen des hart gewordenen Mannes gehören die, in denen er über den Tod von Freunden und die wachsende Leere um ihn herum klagt.

Unvergleichlich für Bildung und Selbsterziehung ausgenutzt, wurden die Rheinsberger Jahre Friedrichs fruchtbarste Studienzeit. Wenn später der König selbst im Feldlager seinen philosophischen und literarischen Neigungen und dem Umgang mit den Musen nie gänzlich untreu wurde, so pflegte er nur, was er in seiner Jugend, namentlich aber in dem Rheinsberger Aufenthalt, sich eingepflanzt und liebgewonnen hatte. Rheinsberg gab dem Kronprinzen nicht nur Sonne. Die größere Muße, die er hier genoß, erschloß ihm Entscheidendes für seinen geistigen Lebensaufbau. Denn in dieser Zeitspanne strömten die Aufklärungsstimmungen in breitem Fluß seiner werdenden Persönlichkeit zu. Friedrichs erstaunliche Fassungsgabe, die ihm sein ganzes Leben hindurch bewahrt bleiben sollte, tritt schon damals hervor. In einem wahren Heißhunger nach Erkenntnis warf er sich auf alles, was die große Zeitmacht Aufklärung ihm entgegenbrachte: die Philosophie Wolffs, die Lehre Newtons, die Gedanken Lockes, Bayles, die Schriften Shaftesburys, Fénelons und Montesquieus, sowie die klassische Poesie und Prosa der Franzosen. Jetzt bahnte sich vor allem der Briefwechsel mit Voltaire an, der überströmend begeistert einsetzte und nach allerlei Mißtönen und Unterbrechungen später so gemessen ausklingen sollte. Die seit den frühesten Jahren

Friedrich der Große als Kronprinz
Gemälde von Antoine Pesne, 1739. Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum



Das Stadtschloß in Potsdam
1745—1751 von G. W. von Knobelsdorff für Friedrich d. Gr. umgebaut

Friedrichs sich regende Vorliebe für französische Bildung und französischen Geschmack empfing in dieser Zeit ihre volle Befestigung. Das lief bei ihm freilich, je älter er wurde, auf kein Aufgeben der eigenen Gedanken hinaus, auch übertrug er seine Begeisterung für die französische Kultur niemals auf die französische Politik. Immerhin, die Vorstellung, daß die deutsche Literatur sich mit jener nicht messen könne, schlug in ihm Wurzel, und dies Vorurteil wurde nie ganz von ihm überwunden, obwohl der König im Laufe der Zeit die deutsche Kulturleistung höher schätzen lernte. Es machte ihn an seinem Lebensabend blind gegen den Sonnenaufgang der deutschen Dichtung, der sich vor ihm abspielte. Stets war aber auch in ihm der Ehrgeiz lebendig, wenigstens für seine Person, die Ebenbürtigkeit des Deutschen gegenüber dem fortgeschritteneren Nachbarn zu beweisen. Der witzige Voltaire, an dem Friedrich Glanz und Schwächen des Franzosentums wie in einem aufgeschlagenen Buch ablesen lernte, schrieb denn auch später nach Roßbach: „Jetzt hat er alles erreicht, was er sich immer ersehnt hat, den Franzosen zu gefallen, sich über sie lustig zu machen und sie zu schlagen." Nur zu gut wußte Voltaire, wie widerspruchsvoll die Seele seines königlichen Freundes instrumentiert war, wie verschiedene Stimmen in dessen Brust ums Wort rangen. In die verborgensten Falten des Herzens ließ ohnehin keiner den anderen schauen, und ihre geistige Gemeinschaft wurde in der Folgezeit nicht bloß durch menschliche Enttäuschungen erschüttert, sondern auch durch den Gegensatz des deutschen und des französischen Nationalcharakters, als deren Träger der König und Voltaire aufeinanderstießen.

Friedrich, der sich zum höchsten fürstlichen Repräsentanten der Aufklärung entwickeln sollte, war ihr nie im Sinne eines philosophischen Systems verschrieben, obwohl alle ihre Hauptmotive, Offenbarungskritik und Toleranzforderung, Deismus, Naturrecht, natürliche Moral, Eudämonismus und Utilitarismus in ihm Widerhall fanden. Eher könnte man ihn als einen Eklektiker großen Stils bezeichnen. Die Selbstherrlichkeit seines Geistes gestattete ihm, die verschiedensten Richtungen und Eindrücke, die ihm die große Bewegung seines Jahrhunderts vermittelte, zu verarbeiten und frei darüber zu verfügen. Seine eigenen Stimmungen und weltanschaulichen Bedürfnisse wechselten überdies stark im Ablauf der Lebensalter, sie schwankten oder paßten sich den seelischen Erfordernissen seiner jeweiligen persönlichen Lage an; auch hier blieb er, leidenschaftlich und empfindsam, heiß und kühl zugleich und reich besaitet, wie er war, der Mensch des Augenblicks. Die Philosophie gab ihm einen Schlüssel für die innere Verknüpfung der Dinge, und wenn er sich auch in den schwersten Stunden seines Daseins fatalistisch und heroisch ganz auf sich selber gestellt sah, so schenkte sie ihm doch Entspannung, Zuspruch und Trost.

Er selbst wurde in der Rheinsberger Zeit zum Schriftsteller und blieb es hinfort, ohne daß es ihm zum Hauptanliegen wurde. Es war nur die Begleitmusik seines Lebens, verschönernder Schmuck, Kraftüberschuß und innere Erquickung,

zugleich federnde Erprobung seiner geistigen Regsamkeit. In Vers und Prosa strömten sich Friedrichs literarische Neigungen und sein Formsinn aus, jugendlich lebhaft bis zur Schwärmerei, später gehaltener und gezügelter. Durch sein Mitteilungsbedürfnis gab er sich zugleich Rechenschaft von seinem Denken. Denn selten stand ein Mensch sich selbst und der Wirklichkeit wachsamer gegenüber als Friedrich. Der Verstand und der Wille ihn zu gebrauchen, diese großen Impulse der Aufklärung wurden auch von ihm als erhellende und gestaltende Daseinsmächte empfunden. Der Glaube an die Vernunft, an ihr weckendes, lebenformendes Vermögen erglänzte als Leitstern über seinem ganzen Denken und allen Bereichen seines Wirkens in Staat, Wirtschaft, Wissenschaftspflege und Unterricht. Diesem Glauben hing er mit der freudigen Zuversicht seines Zeitalters an. Ganz erlosch die Leuchtkraft dieses Weltanschauungsgestirns niemals in ihm; nur daß sein Glanz mit der Zeit durch Erfahrung und Enttäuschungen, durch Einsicht in die Schranken des Erkennens, in die unberechenbaren Gewalten des Daseins gedämpft, durch Menschenverachtung verdunkelt wurde. Der furchtbare Ernst seiner Weltbetrachtung, der sich im Siebenjährigen Kriege herausbildete, war der Rheinsberger Zeit noch fremd. Alles ist heller, leichter, genußfroher, vertrauensvoller, wie auch die Umrisse seiner Lebensanschauung noch etwas Fließendes haben.

Die Bedeutung der Rheinsberger Jahre für Friedrichs Entwicklung beruhte freilich nicht bloß darin, daß sie wichtige Grundsteine für seinen geistigen Lebensaufbau legten. Seine militärische Schulung machte gleichfalls Fortschritte, er gewann Freude an Dienst und Truppe und war auf dem Wege, ein ausgezeichneter Obrist zu werden. Gleichzeitig wuchs er im stillen der anderen Seite seines Königsamtes entgegen: auch die Welt der Politik trat ihm näher!

Eine gegen das Frankreich Fleurys gerichtete unveröffentlichte Flugschrift über die gegenwärtige Lage der europäischen Staatengesellschaft (1738) verriet eine aufmerksame Beobachtung der europäischen Mächte und ein lebhaftes Gefühl für Preußens Zurücksetzung, die dem Prinzen auch sonst Worte des Unmutes entlockte. Sein Kampfbuch gegen Machiavellis Principe hingegen führte zur grundsätzlichen Klärung seiner Gedanken über den Herrscherberuf, indem er den Fürsten als ersten Diener des Staates feierte. Diesem Wort sollte er nachleben und Größe verleihen wie kein anderer unter den gleichgesinnten Monarchen Europas. Im strengsten und höchsten Sinn hat sich damit das erleuchtete Herrschertum der Epoche sein Denkmal gesetzt. Hierin lag das Unvergängliche des Buches für Friedrich und die Welt, darin war es tiefster Durchbruch zu sich selber, während andere Zeit- und Modestimmungen des Antimachiavell, der in politischer Tugendhaftigkeit und schönen Humanitätsgefühlen schwelgte, dem Leben nicht gleichermaßen standhielten. Ob die Staatsgesinnung des jungen Philosophen, die sich ebensowohl über dynastische Enge wie über die Genußsucht des Barockfürstentums erhob, seine Kronprinzenzeit überdauern würde, war eine

andere Frage. Denn noch waren diese begeistert vorgetragenen Gedanken nicht von Erfahrung durchblutet. Wohl aber schauten in einzelnen Wendungen oder zwischen den Zeilen brennender Ehrgeiz, Herrscherbewußtsein, Führungswille hervor. Der Sinn fürs Kriegshandwerk, die männliche Hingabe an den Staat und das Wirklichkeitsgefühl des geborenen Politikers verleugneten sich auch in der zahmen, friedlichen Sprache des Zeitgeistes nicht, dem der Prinz so eifrig seine Huldigung darbrachte.

Diesen Eigenschaften eines noch weithin unbekannten Friedrich machte der Tod des Vaters die Bahn frei, und zwar im selben Jahr, in dem auch der österreichische Thronwechsel erfolgte und einen ungeheuren Umschwung der Dinge hervorrief. Es ist, als sollte der Herrschaftsantritt eines Genius der Welt durch Donner und Blitze angezeigt werden!

*

Indem Friedrich den ersten Schlesischen Krieg vom Zaune brach, vertrat er wohl gewisse alte überlieferte Rechtsansprüche seines Hauses, die er jetzt hervorzuholen für gut fand. Aber er verfocht sie durchaus vom Boden natürlicher politischer Erwägungen und auf Grund einer allgemeinen Lage, die er rücksichtslos und listig für seinen Staat zu nutzen gedachte. Vor allem aber folgte er damit seinem innersten persönlichen Antrieb. Es schwangen in diesem Entschluß mit der Groll über die zweideutige, zurücksetzende Behandlung, die Preußen unter dem Vorgänger von seiten des kaiserlichen Hofes namentlich in der Jülich-Bergschen Erbfolgefrage erfahren hatte, und das schon in der Kronprinzenzeit wach gewordene Mißtrauen gegen die Politik des Erzhauses. Die Stunde schien günstig, überall mit alten Sünden abzurechnen und Brandenburg-Preußen eine seinen inneren Kräften angemessene Stellung im Kreis der Mächte zu erringen. In diesem verletzten Staatsgefühl meldeten sich zugleich Ehrgeiz und Tatendrang des jungen Herrschers zu Wort, sagte er doch selber einmal, schon während des letzten Türkenkrieges habe sein Herz, wenn er von Kampf und Sieg hörte, gepocht wie bei einem Schauspieler, der es nicht erwarten könne, bis die Reihe an ihn komme! Sein Stichwort war nun gefallen. Die Nachricht vom Tode des Kaisers gab seiner Unternehmungslust die Richtung auf Schlesien. Das realistische Ansinnen an Maria Theresia, die preußische Hilfe in der Krisis ihres Reiches durch Opferung dieser Provinz zu bezahlen, war abgewiesen worden. So schlug er los. „Leben Sie wohl", rief er seinen Offizieren beim Ausrücken der Berliner Regimenter zu, „brechen Sie auf zum Rendezvous des Ruhmes, wohin ich Ihnen ungesäumt folgen werde!" Es war die Parole dieses Feldzuges und des ersten Abschnitts seiner Regierung überhaupt.

Bei allem Glauben an seinen Stern, bei aller jugendlichen Kühnheit, mit der Friedrich den Griff nach der Fortuna wagte, ging er doch nicht ohne politische Berechnung vor. Er vertraute dabei auf den alten Gegensatz zwischen Frankreich

und England, der eine Hauptachse des Weltgeschehens bildete: eine der beiden Mächte mußte ihm natürlicherweise als Bundesgenosse zufallen. So geschah es. Frankreich wurde sogar sein Waffengefährte. National fühlte der König nicht; er handelte — wie immer, so auch hier — ganz als Vertreter des Einzelstaates und der preußischen Staatsräson, freilich nie ohne die Besorgnis, Frankreich könnte übermächtig werden. Erst die Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts sollte auch Preußen in die Dämonie völkischer Leidenschaft mit hineinreißen, es ihrer Herrschaft unterwerfen, ihm damit aber zugleich die Führung Deutschlands einbringen.

Friedrichs Reichsentfremdung war schon in seinen Jugendjahren aufgekeimt; im habsburgischen Kaisertum erblickte er lediglich noch das Phantom eines immer blutleerer werdenden Ideals, das einstmals Macht besessen, ein altes Inventarstück und Hausmittel österreichischer Politik. Außer den Franzosen stand dem König die schwache Wittelsbachische Hausmacht des biederen, matten Kurfürsten Karl Albrecht zur Seite, dem die Erlangung der deutschen Kaiserkrone zu glanzlosem Märtyrertum ausschlagen sollte. Nach einigem Schwanken gesellte sich auch Sachsen zu den Gegnern Maria Theresias und meldete seine Ansprüche auf deren Erbschaft an. Entscheidend wurde die Hilfe, die Preußen von seiten Frankreichs, Bayerns und Sachsens fand, nicht für den Ausgang des Ringens; sie erwies sich mehrfach sogar als brüchig, als unzureichend und hemmend. Die Eroberung Schlesiens, das der Breslauer Friede (1742) dem Könige zusprach, hatte er im wesentlichen seiner eigenen Leistung und der seines Staates zu verdanken: im Grunde hatte doch der tote Vater mit dem von ihm zubereiteten Heer, mit dem von ihm zusammengesparten Staatsschatz einen Sieg davongetragen. So nüchtern sein Vermächtnis war, auf den Schlachtfeldern von Schlesien und Böhmen erstrahlte es in glanzvoller Bewährung. Jetzt erst, in den Taten des Nachfolgers, kam seine Riesenarbeit zu Ehren. Friedrich entband lang aufgespeicherte Kräfte und führte sie zu vollem Erfolg. Er löste damit die verborgene Krisis, in der sein Staat sich bisher befunden hatte, und lenkte die auswärtige Politik Preußens mit einer Schnellkraft und Behendigkeit, wie sie keiner seiner Vorgänger aufgebracht hatte.

Friedrich hat in diesem Feldzug politische Fehler gemacht und auch militärisch zulernen müssen. Weder in der Kriegführung noch in der Diplomatie war er schon ein Meister. Bei Mollwitz hatte ihn der brave Schwerin durch sein Eingreifen vor der Gefangenschaft gerettet und die drohende Niederlage in Sieg gewandelt, während bei Chotusitz der König selber durch eine geschickte, überflügelnde Bewegung die Entscheidung zugunsten seiner Waffen herbeiführte. In allem Schwung des Handelns ist noch eine flackernde Unruhe; ungeduldig jagen sich Stimmungen und Pläne: er war im Werden, aber auch im Wachsen.

Eröffnung, Verlauf und Leistung des zweiten Schlesischen Krieges bekunden: er war bedachtsamer, er war reifer geworden.

Als Friedrich kühl rechnend den französischen Bundesgenossen im Stich gelassen hatte und mit Maria Theresia zum Frieden gekommen war, dachte er nicht daran, kämpfend wieder vorzubrechen. Sein Wille, fortan ganz in friedlicher Arbeit am Staate aufzugehen und seinen geistigen Neigungen zu leben, war aufrichtig. Die Beobachtung aber der europäischen Politik und der Reichsverhältnisse, die der Wittelsbachische Kaiser nicht zu meistern wußte, trieb ihn aus der Zuschauerrolle wieder heraus. Die Verschiebung der Kräfte in Deutschland, die zeitweiligen Waffenerfolge der Österreicher unter Karl von Lothringen im Elsaß, die Verhandlungen der Mächte mit Wien, insbesondere dessen Abschlüsse mit England, Sardinien und Sachsen, wirkten sich, so schien ihm, gegen Preußen aus. Er glaubte an einen Anschlag gegen Schlesien. Ein Argwohn, der freilich zu schwarz sah. Daß die diplomatische Vorbereitung und Rückendeckung seines erneuten Eintritts in den allgemeinen Kampf diesmal sorgfältiger, umfassender und feinmaschiger ausfiel als die glänzende Improvisation des ersten Schlesischen Krieges, beweist, daß Friedrich staatsmännischer geworden war. Er selbst hat später einmal gesagt, jener erste Feldzug von ihm gliche einem der Originalbücher, die sich nicht nachmachen ließen; denn die Wiederholung falle schwach aus. Abermals focht er als Bundesgenosse Frankreichs, ohne dieses zu voller militärischer Stoßkraft hinreißen zu können, während Bayern nach dem unerwarteten Tode Kaiser Karls des Siebenten seinen Sonderfrieden mit Maria Theresia machte und Sachsen offen zu ihr überschwenkte. So sank schließlich die Last der Kriegführung in Deutschland allein auf die Schultern Friedrichs. Er bewies in diesem wechselreichen Feldzug eiserne Selbstbeherrschung und Standhaftigkeit, denn sein Heer befand sich damals nach dem Rückzug aus Böhmen in schwerster innerer Erschütterung. Er sah den Untergang klar vor Augen. Daß er, obwohl im Herzen der Verzweiflung nahe, sich selbst nicht aufgab und den gesunkenen Mut seiner Truppen wieder aufzurichten wußte und sie zur Entscheidungsschlacht führte, wandte das drohende Verhängnis. Es war die höchste Erprobung seiner politischen und militärischen Führerkraft, und sie brachte die Rettung aus unhaltbar gewordener Lage: Hohenfriedberg, eine der glänzendsten Schlachten aller Zeiten, romanhaft wie nur je ein Ereignis der Kriegsgeschichte sich entwickelnd, hob den König, der selbst den kühn angelegten Angriff lenkte, auf einen ersten Gipfel wahrer geschichtlicher Größe. Über Soor, das seinen Kriegsruhm unter schwierigsten Umständen neu befestigte, und den Sieg des alten Dessauers bei Kesselsdorf ging sein Weg zum Dresdener Frieden (1745).

Die Reife seiner Staatsmannschaft bewies der König dadurch, daß er sich in wohlberechnetem Maßhalten mit der Behauptung Schlesiens begnügte. Es war damit anerkannt, daß Preußen, jetzt schon in Norddeutschland ohne gleichwertigen Nebenbuhler, als Großmacht neben Österreich getreten war. Tiefer hatte es sich dadurch in den Osten, damit auch nach Deutschland hinein

entwickelt, während Österreich einen bedeutenden Schritt daraus zurückgedrängt war und auch strategisch gegenüber dem polnischen und ungarischen Raum eine Einbuße erlitten hatte. Die Anerkennung ihres Gemahls Franz von Lohringen als Kaiser, die Maria Theresia von Friedrich erlangte, bot keinen vollen Ausgleich gegen die Machterhöhung des Nebenbuhlers; denn diese mußte eine weitere Erschütterung des schwankenden Reichsgefüges zur Folge haben, und doch war die Kräftigung Preußens Durchbruch und Verheißung neuen Lebens und späterer Neugestaltung! Beides höchst bedeutungsvoll für die deutsche Zukunft und den heraufziehenden Kampf um die Führung, der mit dem Aufstieg des jüngeren Staates seine Schatten vorauswarf. Dies alles aber, im Sinne persönlichster Leistung, das Werk des einen Mannes!

*

Leuchtend steht das Wort „Friede" über dem Jahrzehnt zwischen dem Ende der Schlesischen Kriege und dem Siebenjährigen geschrieben: Friedrich hauchte ihm den Odem schöpferischer Arbeit am Staate ein. Halb scherzend sprach er selbst davon, seine Sturm- und Drangzeit habe er nun hinter sich. Diese Jahre setzten seinen Genius nun auch in der inneren Politik durch.

Was er leistete, alles geschah im Zeichen des unumschränkten Herrschertums. Dessen Machtentfaltung, vorbereitet schon durch den Großen Kurfürsten und Friedrich Wilhelm den Ersten, stand auf dem Gipfel: Friedrich erfüllte diesen Vollabsolutismus mit dem Geiste der Herrscherverantwortung, der Volkswohlfahrt und des Staatsdienertums, vor allem aber auch mit der Schlagkraft und der Allgegenwart fürstlicher Selbstregierung aus dem Kabinett. Die Minister, mit denen er im allgemeinen schriftlich verkehrte, waren nur Werkzeuge in seiner Hand. Er entging den Grenzen und Gefahren dieser Herrschaftsweise nicht ganz, wie der wohlgemeinte Mißgriff im Prozeß des Wassermüllers Arnold und andere Erscheinungen zeigten. Denn Friedrich war ebenso wenig unfehlbar wie andere Alleinherrscher, und gerade er bei seinem sprühenden Temperament konnte es nicht sein. Indessen, wie gering ist doch die Zahl der Fehlentscheidungen, wie sicher dagegen der Blick für die nächsten Ratgeber und die Ausführer seines Willens!

Die Schattenseiten des Absolutismus wurden ausgeglichen durch seine überragende Persönlichkeit. Kein Nebenregiment, keine Zwischenschaltung höherer oder niederer Personen konnten unter diesem König aufkommen, wie es unter den schwächeren Nachfolgern dann eintrat. Gleich dem antiken Wagenlenker, der das Viergespann seiner Rosse in gerader Flucht, Stirn bei Stirn dem Ziele zusteuert, hielt er die Zügel aller Verwaltungszweige fest in der Hand. So zeichnet er selber den wahren Herrscher, wie er sein soll, in seinem politischen Testament von 1752, jener großartigsten Staatsschrift seiner Mannesjahre.

Im Sinne ihrer beherrschenden Stellung hielt die Krone auch zwischen den einzelnen Berufskreisen und Geburtsständen Gleichgewicht und Ordnung auf-

Friedrich d. Gr. in seinem Arbeitszimmer zu Sanssouci.
Holzschnitt von Adolph Menzel zu Kuglers „Geschichte Friedrichs d. Gr.", 1840

recht: Ein sinnvolles, einheitlich bezogenes Ganzes! Denn Aller Aufgaben waren auf den Dienst am Staate ausgerichtet und kamen dem militärischen Machtkern Preußens zugute. Der Adel, der im Offizierkorps oder in der Beamtenschaft diente, genoß hierfür Ehre und gehobene gesellschaftliche Stellung sowie die Vorrechte der Gutsherrschaft. Der Bauer leistete Militärdienst, wurde aber dafür nach Kräften gegen Ausschreitungen des Patrimonialherrn geschützt. Dem Bürgertum war Gewerbe und Handel vorbehalten, wobei es die Förderung der Staatsleitung erfuhr; hingegen war ihm der Zugang zum Lande, die Erwerbung von Rittergütern verwehrt. Es war also eine Art politischer Arbeitsteilung gefunden, der ein bestimmtes, wohlabgegrenztes Maß von staatlichen Pflichten und Lasten entsprach. Sie hing aufs innerste mit dem Wesen dieser ständisch gegliederten Gesellschaft zusammen. Diese friderizianische Welt war, wie später die Zeiten der Erstarrung, des Niedergangs und der Zusammenbruch von Jena an den Tag bringen sollten, nicht ohne Künstlichkeit, fand aber im erleuchteten Träger der

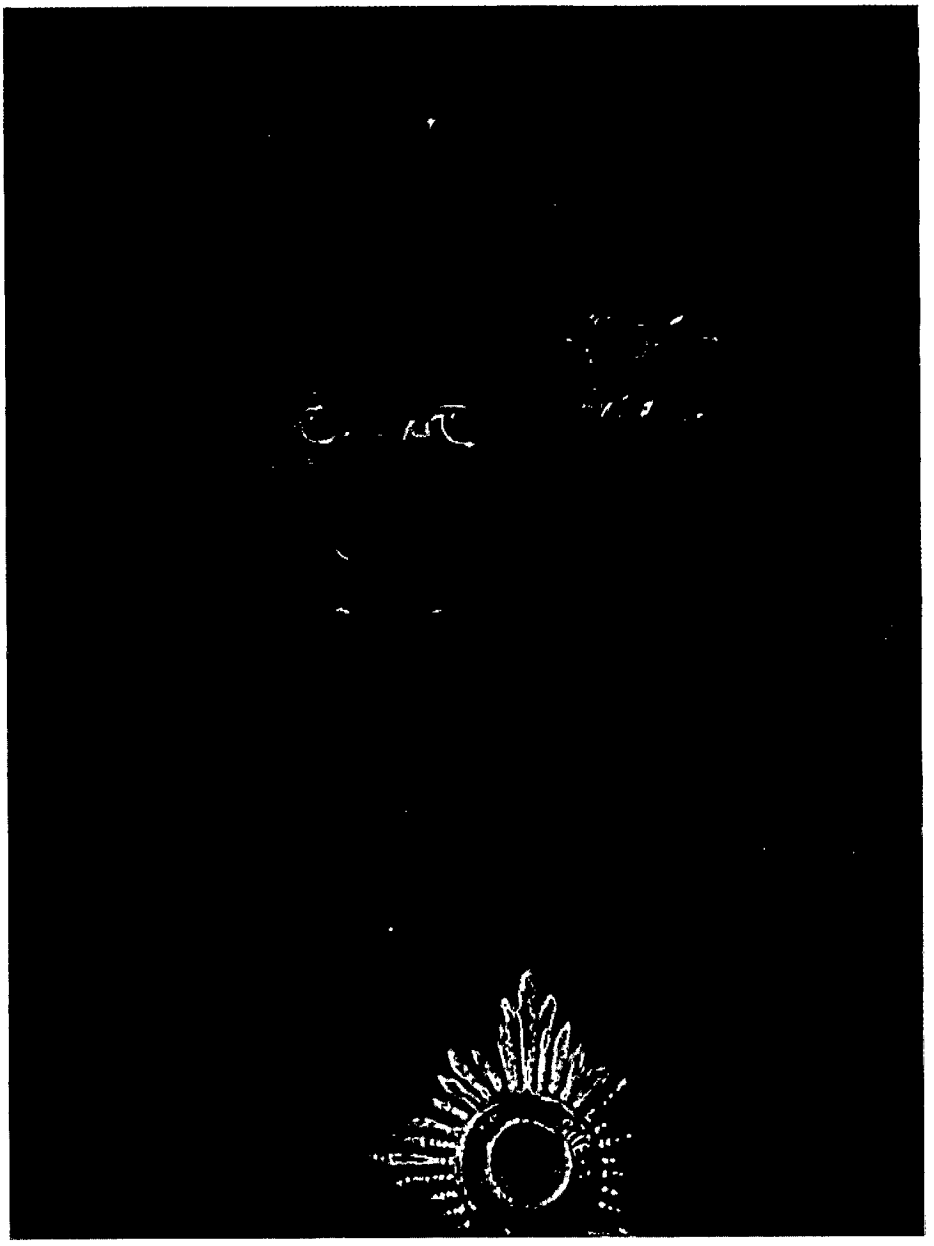
Krone den gemeinsamen Mittelpunkt, wenn er auch auf die Dauer das Fehlen tieferer Gemeinschaft und die innere Einheit der Volkheit nicht ersetzen konnte.

In der Verwaltung selbst war Friedrich mehr ein Mann der Aktion als der Organisation. Daher behielt er im wesentlichen den Rahmen der väterlichen Behördenordnung bei, indem er sie da und dort im Zuge sachlicher Erfordernisse und Erfahrungen ausbaute; er sonderte ab, er ergänzte und verfeinerte. Auch am Merkantilismus als dem überlieferten System der Volkswirtschaft hielt er fest. Nur daß er alles planmäßiger, grundsätzlicher und weiter ausgreifend noch betrieb als der Vater. Das von Friedrich Wilhelm schon begünstigte Textilgewerbe nahm in Schlesien und den mittleren Provinzen bedeutenden Aufschwung. Die Seidenindustrie, der Friedrich seine besondere persönlichste Sorgfalt widmete, wurde gleichsam aus dem Nichts hervorgezaubert. Wirtschaftlich brachte Friedrich seinem Staate das gleiche wie in der Politik: Vollendung von Unfertigem, Stärkung, Weite und Erhöhung!

Über den Vorgänger hinaus ging vor allem die Justizreform, die der König Cocceji anvertraute: das Werk eines echten Naturrechtlers, eines leidenschaftlichen Aufklärers und eines furchtlosen Mannes. Im Marsch-Marschtempo an den pommerschen Gerichtshöfen begonnen, wo ein ganzer Urwald überständiger Prozesse ausgerodet wurde, führte sie zur Reinigung des Richterstandes, zu einem Neuaufbau der Justizbehörden, einem vereinfachten Zug der Instanzen und gipfelte schließlich im Codex Fridericianus Marchicus, dem Entwurf einer neuen, einheitlichen Prozeßordnung. Die Schaffung eines bürgerlichen Gesetzbuches dagegen blieb dem Großkanzler von Carmer und seinem Rate Svarez vorbehalten, die in der Spätzeit des Königs im Sinne aufgeklärter Humanität daran arbeiteten. Friedrich selbst sollte noch die Carmersche Reform der Prozeßordnung, nicht mehr aber das Erscheinen des Allgemeinen preußischen Landrechtes erleben.

Die ungewöhnliche Spannweite seiner Begabung, die den Sinn für die Macht mit der Liebe für edle Kultur vereinte, offenbarte sich auch in dieser inhaltreichen Friedenszeit. Die Pflege feiner hochgeistiger Geselligkeit, die Tafelrunde in Sanssouci und die Flötenkonzerte Friedrichs, die Begegnung mit Bach, der ihm die Kunst der Fuge darbrachte, sein sprühender Gedankenaustausch mit dem Italiener Algarotti, mit dem Naturforscher Maupertuis und Voltaire, mit d'Argens und La Mettrie, seine Kunstliebhabereien und Sammlungen wie seine ersten geschichtlichen Aufzeichnungen und poetischen Versuche; für all dies hatten jene Jahre strahlender Lebensbejahung und reifen Genusses ebenso Raum wie für die eiserne Arbeit am Heer.

Planmäßig verarbeitete hier der König die Erfahrungen der Schlesischen Kriege; immer aufs neue erprobte er die Schlagfertigkeit und Schnelligkeit der Truppe im Gelände. Aus jeder Waffengattung holte er ihren Eigenwert und alle Möglichkeiten heraus, indem er sie nach seinem Willen schmiedete und mit seinem Geiste durchglühte. In Gestalt der „Generalprinzipien des Krieges", die der König 1748



Friedrich der Große
Gemälde von Joh. Georg Ziesenis, nach 1763. Heidelberg, Kurpfälzisches Museum

verfaßte, ging sein eigenes Erleben, Wissen und Denken über diese Dinge auf seine Unterführer über. Wie im staatlichen Bereich so waltete auch hier der Sinn für Klarheit und Ordnung vor, dem Friedrich als Sohn des Jahrhunderts huldigte. Der vollkommene General, so heißt es in dieser Schrift, sei ein Vernunftwesen! Die Kriegsführung war für Friedrich eine Kunst, die die Macht des Zufalls tunlichst einzugrenzen habe. Von dem Führer verlangte er höchste sittliche Stärke im Unglück und volle Selbstbeherrschung. Dem Gegner aber zwinge man möglichst das Gesetz des Handelns auf. Denn bei aller Gebundenheit an die behutsamen Lehren der älteren, schwerfälligen Strategenschule drang in Friedrichs Auffassung vom Kriege sein Geist der Entschlußfreude, der Kühnheit durch. Auch da stellt er eine Welt für sich dar, in Formeln und Dogmen nicht zu bannen. Es entsprach seinem innersten Wesen, wenn er abweichend von der herrschenden Meinung die lang hingesponnenen Heeresbewegungen und die Ermattungstaktik nicht einseitig bevorzugte, wenn er vielmehr den Willen zur Schlachtenentscheidung und zur Vernichtung des Feindes da, wo es die eigenen Kräfte gestatten und der große Zweck es rechtfertigt, persönlich höher stellte.

Sieben Jahre Krieg sollten Heer, Staat und Feldherrntum des Königs auf die denkbar härteste Probe stellen.

*

Die gewaltigste Zeit seines Lebens brach an. Friedrich hat den Krieg ursprünglich nicht gewollt; er dachte weder an Angriff noch an Eroberung. Der Kampf war ihm von der weitgespannten Vergeltungs- und Einkreisungsdiplomatie des österreichischen Staatskanzlers Kaunitz aufgezwungen worden. Friedrich zerriß, als er inne ward, was gegen ihn am Werke war, das Netz, das man ihm über den Kopf werfen wollte. Im nächsten Frühjahr wollte man mit vereinten Kräften über Preußen herfallen. Schrittweise nur und verhältnismäßig spät hatte sich ihm die ganze Größe der Gefahr enthüllt, in der sein Staat schwebte; er selbst hatte unfreiwillig bei Beginn des hochkritischen Jahres zur Verschlimmerung seiner eigenen Lage, zur weiteren Annäherung, zum entscheidenden Bündnisabschluß Frankreichs und Österreichs beigetragen, als er durch den vielerörterten Vertrag von Westminster England zum Schutze gegen das angriffslustige Rußland gewinnen wollte: Frankreich und Österreich reichten sich die Hände. Ein umwälzender Frontwechsel! Friedrich war in der politischen Verteidigung, als er dem drohenden Überfall einer wohlgerüsteten, zum Angriff entschlossenen Koalition mit dem militärischen Stoß, dem Einfall in Sachsen zuvorkam. Mehr stand auf dem Spiel als nur die Großmachtstellung Preußens. Es ging um Sein oder Nichtsein! Niemand hat die Entschlossenheit des feindlichen Vernichtungswillens in allem, was nun hereinbrach, so unbarmherzig klar vor Augen behalten wie der König!

Die Übermacht der Gegner war erdrückend: Österreich, Frankreich, Rußland, Schweden, ferner Sachsen und der größere Teil der Reichsstände. Auf seiner

Seite nur England-Hannover, und auch dessen militärische Hilfe war begrenzt in Stärke und Wirkungsraum; schließlich, nach dem Ausscheiden des großen Pitt aus der Regierung, löste sich der Bund ganz. Die Anhängerschaft von Zwergstaaten wie Braunschweig-Wolfenbüttel, Hessen-Kassel, Schaumburg-Lippe und Gotha fiel kaum ins Gewicht.

Friedrich mußte gegen mehrere Fronten kämpfen und hatte jeweils nur geteilte Streitkräfte zur Verfügung, obwohl er aus seinem Land fast mehr als das Menschenmögliche herausholte; überdies sank der innere Wert der Truppe mit den Jahren. Selbst nach überwältigenden Siegen schienen dem Gegner die Kräfte nachzuwachsen, wie die Köpfe der Hydra. So hat Friedrich es selber empfunden. Es bleibt das Große seiner Heerführung, daß er auch dann, wenn er in die Verteidigung gedrängt war, die Vernichtung der feindlichen Streitmacht erstrebte. Immer wieder wagte er stärksten Einsatz, den Griff nach dem vollen, dem höchstmöglichen Erfolg. Selbst der Geschlagene flößte seinen Gegnern Furcht ein. Unendliches wirkte sein Name und seine Persönlichkeit. Wenn Clausewitz, der Philosoph des Krieges, später einmal den Satz schrieb, wie ein Obelisk, auf den die Hauptstraßen eines Ortes zuführten, stehe an der Spitze der Kriegskunst gebieterisch und überragend der feste Wille eines stolzen Geistes, so wird ihm dabei die Erscheinung Friedrichs des Großen vor die Seele getreten sein.

Ein Ringen von sieben Jahren! Eine Kette leuchtender Taten: Prag, Roßbach, Leuthen, Zorndorf, um nur einige zu nennen, die heute noch im Gefühl des Volkes weiterleben. Und doch erscheint der König fast noch größer in den Stunden der Not, nach den Tagen von Kolin, Hochkirch und Kunersdorf. Es waren nicht bloß einzelne Fehlschläge, die er zu erleiden und wiedergutzumachen hatte. Der wachsende Ernst der Gesamtlage drückte sich darin aus, daß er während der zweiten Hälfte des Feldzuges sich gezwungen sah, aus der Verteidigung heraus zu fechten, während die Kriegführung der ersten Jahre noch im Zeichen des militärischen Angriffs gestanden hatte. Nach mehr als fünfjährigem Kampf schienen seine Kräfte am Ende zu sein. Der König, ausweglos und verzweifelt, ging mit dem Gedanken um, sich selbst zu opfern und die Trümmer seines Staates für den Thronerben durch Verhandlungen seiner Minister zu retten. Finsterer als je stand das Schicksal vor ihm aufgereckt. Da brachte der russische Thronwechsel und dessen unmittelbare Folge, der politische Umschwung, der den neuen Zaren Peter aus dem Lager Maria Theresias an die Seite des bewunderten Herrschers und zum Sonderfrieden führte, eine fühlbare Erleichterung, vielleicht sogar die Rettung. Allerdings, das eigentliche „Mirakel des Hauses Brandenburg" war nicht diese entspannende Wendung im Osten, sondern Friedrich selbst. Denn das Glück konnte in diesem Falle seine wundertätige Macht nur deshalb entfalten, weil durch jahrelanges heroisches Aushalten des Helden solcher Auswirkung erst Raum gegeben war. Etwas Ungeheures war es ja gewesen, daß der König zu einem Zeitpunkt, da die Kaiserin, gleichfalls der Erschöpfung nahe, mitten im Krieg ihre Truppen hatte vermindern

müssen, seine zusammengeschmolzenen Streitkräfte auf die doppelte Zahl brachte und darüber hinaus sogar die Kostendeckung eines Feldzuges im voraus zu sichern wußte. Daß Friedrich, trotz der Hölle von Leiden, durch die er gegangen, die Willensstärke fand, seinem Heer und seinem Staat dieses letzte Opfer aufzuerlegen, daß sie es auf sich nahmen und ertrugen, wurde entscheidend. So schlug die österreichische Ermattungsstrategie, die den Gegner langsam, aber sicher zu Boden drücken wollte, zum Schluß gegen Österreich selber zurück. Die Zeit hatte, allen Erwartungen zuwider, gegen sie gearbeitet.

Mit ihren Bundesgenossen hatte Maria Theresia den Feind nicht in die Knie gezwungen. Ohne die Waffenhilfe Rußlands und des erlahmenden Frankreichs, das gleichfalls abgesprungen war, mußte die Hoffnung auf Sieg ihr gänzlich dahinschwinden. Unbeugsam wie sie den Preußenkönig im Kriege gefunden, sollte sie ihn nun bei Anbahnung des Friedens als Meister zäher Verhandlungskunst kennenlernen. Wie der Beginn und Verlauf des Feldzuges, so war auch der Abschluß ganz und gar sein Werk.

Das Ergebnis des Hubertusburger Friedens (1763) war schlicht, aber großartig und bleibend: die Behauptung Schlesiens und keinen Fußbreit mehr! Das hieß: Preußens Aufstieg zur Großmacht war unwiderruflich geworden. Aus Deutschland und Europa war es hinfort nicht mehr wegzudenken. Indem es einer ganzen Welt trotzte, die ihm Vernichtung geschworen hatte, war auch die Entscheidung über Deutschlands Geschicke in Zukunft an das Sein dieses Staates geknüpft.

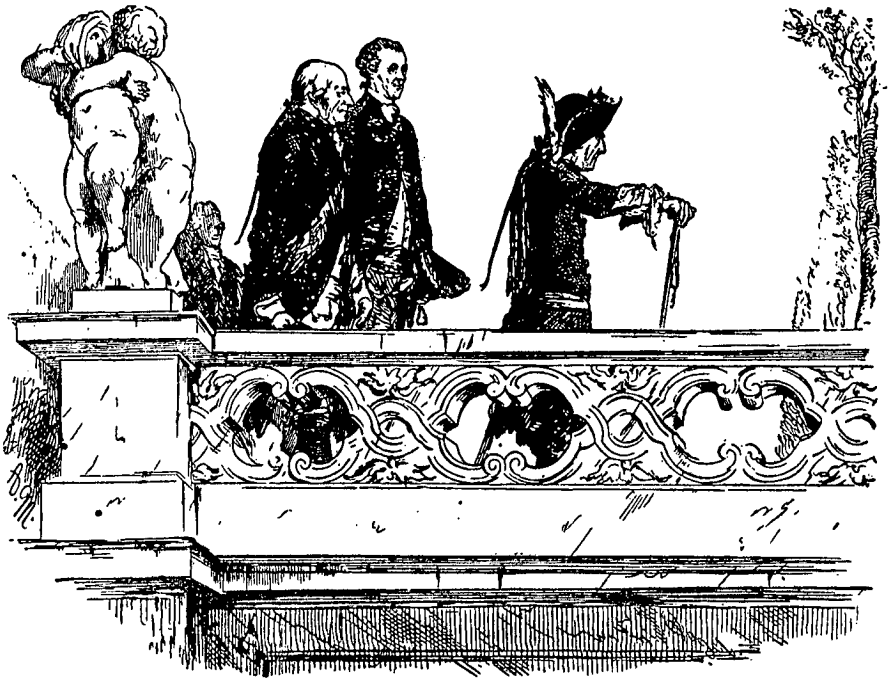
Der König selbst kam tief verwandelt zurück. Ohnehin fielen die ungeheuren Erlebnisse des Krieges bei ihm in ein Lebensalter, wo sich die Natur des Mannes umstellt und sein Charakter Veränderungen zu erfahren pflegt. Zwischen Unheilsschlägen und traumhaftem Siegerglück hin und her geworfen, alterte er vor der Zeit. Harte Furchen hatten sich in sein Gesicht gegraben, die Zähne fielen ihm aus; er ergraute auf der einen Seite; sein Rücken krümmte sich; er litt an Darmstörungen und wurde von Gicht geplagt; er ging am Krückstock und vernachlässigte sein Äußeres. So sah der Mann aus, der Europa standhielt. So prägte sich seine Erscheinung Mitlebenden und der Nachwelt ein. Aus dieser furchtbarsten Zeit seines Lebens stammt die Bezeichnung: der Alte Fritz!

Friedrich aber war gerade in den peinvollsten Erschütterungen dieser Jahre keineswegs von Wärme umgeben. An zaghaften und verständnislosen Ratgebern, an Schwarzsehern, an Schadenfrohen und Nörglern fehlte es ohnedies nie. Prinz Heinrich, tüchtig und begabt, aber menschlich von kleinerem Wuchs, gehörte zu den ungerechtesten, bissigsten Kritikern des großen Bruders und verirrte sich bis zu mörderischem Haß. Friedrichs Mutter starb nach Kolin, seine Bayreuther Lieblingsschwester am Tage von Hochkirch. Seine nächsten Freunde fielen oder wurden ihm durch Krankheit entrissen. Sein Generalstabschef Winterfeldt blieb vor dem Feinde. Mit Voltaire kam es zum Bruch. Es ward einsam und öde um ihn. In so manchem Brief bricht die heiße Schmerzhaftigkeit seines Gefühls durch, denn er

war nicht so gefühlskalt, wie er oft nach außen hin erschien. Der Drang, sich auszusprechen, war ihm geblieben, so wie er ja auch in Unglück und Sorge nicht aufhörte zu schreiben und zu dichten. Freilich in diesem übermenschlichen Kampf stieg mitunter gleich einer Fata Morgana der Gedanke vor ihm auf, wie schön das Leben sein könnte, wenn man nicht Fürst wäre, wenn man irgendwo mit Freunden, Büchern, Musik ein stilles Dasein nur als Philosoph und Literat führte, fern von Macht, Ehrgeiz, Ruhm und dem Gebot zu handeln. Es waren Träume seiner Jugend, die ihn umgaukelten, Anwandlungen, seinem Königsamte, seinem Schicksal zu entschlüpfen, die er alsbald verbannte. Ihnen nachzugeben, erschien ihm wie Flucht; er blieb doch, und daß er ausharrte, daß er weiterkämpfte, rief die Arme der Götter herbei. Und es gab noch dunklere Stunden, wo die Dämonen der Tiefe ihn umwitterten, wo sie ihn lockten, seinen Leiden ein Ende zu machen, wo er die Toten beneidete. Er trug stets Gift bei sich. „Ich kann die Tragödie enden, wenn ich will", sagte er zu seinem Vorleser de Catt, der als einziger darum wußte. Er nahm es nicht; denn in der äußersten Not wagte er immer noch ein allerletztes Mittel, fand er schließlich doch wieder den Mut zu sich selber. Der unbedingte Wille, trotz allem und um jeden Preis durchzuhalten, lieber ruhmvoll unterzugehen als sein Land zerstückeln zu lassen, obsiegte. Der Instinkt der Selbstbehauptung triumphierte sogar über die Einsicht in seine mehr als einmal hoffnungslose Lage. Es gibt für diese Unerschütterlichkeit keine andere Erklärung, als daß auch in den Tiefen seiner Natur jene letzte Unbeirrbarkeit lebte, die der Genius selbst dann bewährt, wenn die Stimme der eigenen Vernunft gegen ihn zu zeugen scheint. Sicher ist: sie hat ihn und seinen Staat gerettet.

*

Heilung der Kriegsschäden und Sammlung neuer Kraft wurde fortan das vornehmste Anliegen der friderizianischen Innenpolitik. Das Wort Wiederaufbau, oder in der Sprache des Königs „Retablissement", gibt die Losung für dreiundzwanzig Jahre der Spätzeit ab. Eine gewaltige Leistung! Denn sie umschließt die Neuordnung der Finanzen und Beseitigung der Münzverwirrung, die Auffüllung des Staatsschatzes, in dessen Bestand der König nächst der Stärke des Heeres eine Vorbedingung sah, um Preußens Großmachtstellung aufrechtzuerhalten, die Einrichtung der Seehandlungsgesellschaft, Vorläuferin der späteren preußischen Staatsbank, den Neuaufbau des Postwesens nach französischem Muster, Neuorganisation der indirekten Steuern in Gestalt der Regie. Sie brachte zwar einen Mehrertrag und eine wesentliche technische Verbesserung der Zollerhebung, war aber französischen Beamten anvertraut und bei der Bevölkerung fast ebenso verhaßt wie das Kaffee- und Tabakmonopol, die der König einführte. Mit vermehrtem Eifer warf sich die Wirtschaftspolitik auf Berg-, Hütten- und Forstwesen, und unter dem tüchtigen Heinitz, dem Lehrer des Freiherrn vom Stein, nahm denn auch das Montangewerbe einen bedeutenden Aufschwung. Hochöfen



Friedrich d. Gr. auf der Terrasse vor der Gemäldegalerie von Sanssouci.
Holzschnitt von Adolph Menzel zu Kuglers „Geschichte Friedrichs d. Gr.", 1840

und Hütten entstanden vor allem in Schlesien. Die Seidenindustrie blühte auf, besonders in Berlin. Die königliche Porzellanmanufaktur trat mit Meißen in erfolgreichen Wettbewerb. Nicht alles glückte; aber zu Beginn der achtziger Jahre sah der königliche Volkswirt, der dem merkantilistischen Glaubensbekenntnis treublieb, seine Mühe belohnt durch eine bedeutende Steigerung der gewerblichen Erzeugung, der ein Ausfuhrüberschuß von mehreren Millionen Taler entsprach. Die Handelsbilanz war somit aktiv. Während in den Regie- und Monopolmaßnahmen Züge fiskalischer Härte hervortreten und auch sonst manche Maßnahmen des Königs Starrheit, Eigensinn, zunehmende Menschenverachtung verraten, atmen andere Leistungen jenen sozialen Geist, der auch im politischen Testament der Spätzeit mit ergreifender Wärme durchbricht. So war es eine Absicht der freilich nicht ganz geglückten Tarifreform, die ärmeren Schichten zu schonen. Die Politik der Getreidemagazinierung, die dem Ausgleich zwischen Verbraucher und Erzeuger diente und eine gewisse Stetigkeit der Preise erzielte, bewährte sich insbesondere in Jahren der Teuerung.

Unvergänglich die Bemühungen um den landwirtschaftlichen Wiederaufbau, der die Anstrengungen der früheren, schon vor dem Siebenjährigen Krieg eingeleiteten Friedensarbeit verdoppelte! Die Bodenkultur wurde gehoben, der Viehstand vermehrt; zur Entschuldung der Rittergüter entstanden Kreditinstitute. Auf

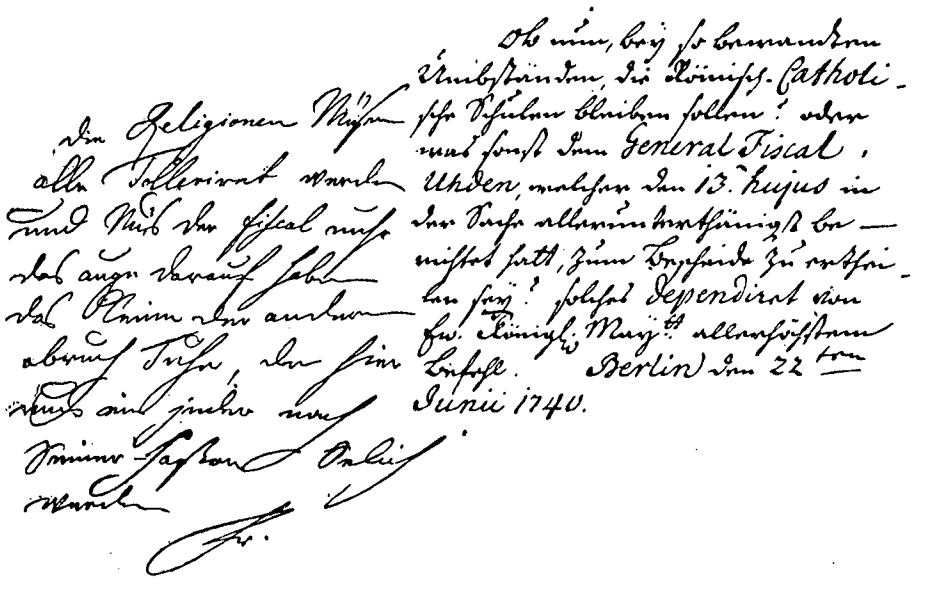
breiter Front schritt die innere Kolonisation vorwärts. Dörfer wurden vor allem in der Neumark und in Schlesien gegründet. Warthe- und Netzebruch wurden trockengelegt und mit Siedlungen überzogen. Die Zahl der Einwanderer belief sich für die gesamte Regierungszeit des Königs auf etwa dreimalhunderttausend Menschen. Mehr als je war Friedrich den Bauern in liebevoller Sorge zugetan. Wohl mußte er sein ursprüngliches Programm, in dem sogar die Aufhebung der Erbuntertänigkeit in Aussicht genommen war, aus triftigen Gründen einschränken. Die Erleichterungen, die er dem Landvolk, so auch im Fronwesen zudachte, vermochte er zum Teil nur auf seinen Domänen durchzusetzen und sicherzustellen. Entscheidende und grundsätzliche Eingriffe ins Verhältnis von Gutsherrn und Bauern unterblieben, obwohl der König immer wieder auch da regelnd und mildernd sich einzuschalten wußte. Die Mächte der Überlieferung, verkörpert im Grundadel und im höheren Beamtentum, waren zu stark, die Zusammenhänge des Gesellschaftsgefüges zu kunstvoll, zu dicht und ineinandergreifend, als daß man zu jener Zeit schon wagen konnte, an einem seiner Grundpfeiler zu rütteln, ohne das Ganze von Krone und Staat zu gefährden. Immerhin vermochte dieses soziale Königtum der Unsitte des Bauernlegens erfolgreich zu steuern. Bei aller Begrenztheit war der Bauernschutz, so wie ihn Friedrich ausbildete und in seinen späteren Regierungsjahren noch verschärfte, nicht nur eine wirtschaftliche, sondern auch eine sittliche, auf die Auswirkung hin angesehen aber eine völkische Tat.

Mochten vor der Machtsicherung und inneren wirtschaftlichen Kräftigung des Staates die Aufgaben der Kulturpolitik etwas zurücktreten, so war es Aufbau im geistigen Sinn und zugleich Entfaltung des Aufklärungsbanners, wenn nun in der Spätzeit das Schulwesen neue Ordnung und Gestalt empfing. Unvollkommen zwar in vielem, aber fruchtbar für alle Bereiche von Erziehung und Bildung, von der Volksschule, dem Gymnasium bis zur Universität und Königlichen Akademie, all dies weitgehend dem pyramidalen und ständischen Gesellschaftsaufbau Preußens angepaßt.

Diese Reform stand unter der Leitung des Grafen Zedlitz, eines Mannes von friderizianischer Schulung; ihm, einem Gönner Kants und Geistesverwandten Lessings, war dabei mehr Spielraum gegeben als anderen Ministern. Blickt man zurück, so ist es, als ob der königliche Sämann in der Spätzeit die Saat weiter und weiter werfe. In allem aber seine Hand, sein Geist, das Adlerauge, das über allem wachte, ein Herrscher ohnegleichen!

*

In der Außenpolitik ist Selbstbehauptung des Staates die Leistung und das Programm der Spätzeit. Der König wußte sie, gestützt auf die eigenen Machtmittel, zu sichern, nutzte dafür aber auch die europäische Konstellation. Da die Verbindung Österreichs mit Frankreich Tragfähigkeit und Dauer erwies und Friedrich nach den mit Lord Bute gemachten Erfahrungen kein Vertrauen in Englands Beständigkeit



Eine der berühmtesten Randbemerkungen Friedrichs d. Gr. auf einer Eingabe, ob neu errichtete katholische Schulen bestehen bleiben sollen. Berlin, Preuß. Staatsarchiv.

setzte, suchte er Anlehnung beim Zarenreich, und in der Tat gelang es, Rußland fünfzehn Jahre lang als Bremshebel gegenüber der österreichischen Politik zu gebrauchen. Die Annäherung wurde mit aller Kühle und wachsamer Vorsicht eingegangen, um unliebsamen Belastungen von seiten des neuen Bündnispartners zu entgehen. Der Zweischneidigkeit dieser Beziehungen blieb sich Friedrich ebenso bewußt wie früher Frankreich gegenüber. Schon gar nicht wünschte er die russische Bürgschaft für seinen preußischen Besitzstand dadurch zu erkaufen, daß er für die polnischen oder für die orientalischen Pläne der Kaiserin Katharina das Blut seiner Landeskinder opfern müsse. In diese Lage kam er nicht. Eigenartige Zusammenhänge des europäischen Kräftespiels gestatteten dem König sogar, einen Landerwerb zu machen, der mit keinem Einsatz verbunden war. In seinem diplomatischem Spiel wurde er Nutznießer der Spannung, die zwischen Wien und Petersburg über Balkanfragen entstand. Österreich und Rußland nämlich konnten nicht über das Ausmaß der Länderbeute an der unteren Donau einig werden, die das Zarenreich auf Grund seines letzten siegreichen Türkenfeldzuges ins Auge faßte. Indem die Besitzgier der beiden Ostreiche auf das schwache, in Zersetzung übergegangene Polen abgeleitet wurde und dort ein Feld friedlicher Verständigung fand, entspannte sich die aufzüngelnde Feindschaft der beiden Nebenbuhler. Die erste polnische Teilung (1772) befriedigte ihren Landhunger, und Friedrich, der ehrliche Makler, gewann dabei durch die Gebiete an Weichsel und Netze etwas Lebenswichtiges, die unentbehrliche Landbrücke zwischen seinen übrigen Besitzungen

und dem abgesprengten, sonst in der Luft schwebenden deutschen Ordensland. Erst jetzt wurde Ostpreußen so richtig verteidigungsfähig. Die polnischen Teilungen waren zwar Akte fürstlicher Kabinettspolitik und atmeten den Geist eines Jahrhunderts, das über Länder und Reiche ganz von oben her, ohne Rücksicht auf Sprach- oder Blutsgemeinschaft verfügte; Untertanen und Völker wurden nicht nach ihrem Willen befragt. Offen hat denn auch der König bekannt, er habe einfach die Gelegenheit beim Schopfe ergriffen. „Sollte Preußen mit leeren Händen ausgehen, während Rußland und Österreich zugriffen?" Mit diesen Worten hat später Goethe Friedrichs Handlungsweise gerechtfertigt.

Westpreußen selbst hatte sich nie ganz in die Gemeinschaft mit Polen eingelebt. Die Deutschen, besonders die Protestanten, begrüßten Friedrich, wie einst in Schlesien, als Befreier. Aber auch die stumpfere Masse der Bevölkerung taute auf, als sie endlich nach langer Verlotterung die Vorzüge einer geordneten Rechtspflege und Verwaltung, als sie die wirtschaftliche Aufbauarbeit des preußischen Staates und den Segen der Volksschule kennenlernte. All dies kam besonders dem heruntergedrückten Bauerntum und den vernachlässigten Städten zugute. Ein Ansiedlungsdorf nach dem andern wuchs empor, und obwohl dem König germanisatorische Gesichtspunkte fernlagen, strömte neben ausländischen Einwanderern deutsches Volkstum aus entfernteren Gebieten des Reichs in Gestalt von Pfälzern, Mecklenburgern, Schwaben und Friesen ein. Aber auch den polnischen Bevölkerungsteilen in Stadt und Land wurde ein glücklicheres Los unter der Preußenherrschaft als unter der Mißwirtschaft des polnischen Adels zuteil. So war diese Leistung des Einzelstaates zugleich an Deutschland getan, nicht auf kurze Zeit, sondern — so meinte Lentulus, einer der Gehilfen des Königs bei diesem Aufbauwerk — auf Jahrhunderte!

Friedrichs Politik der Spätzeit wird gern mit der Bismarcks verglichen: auch hier folgt der revolutionären Tatenfülle das Streben nach Erhaltung des Eroberten und die Abweisung feindlicher Koalitionsgefahren, die es erneut in Frage stellen konnten. Noch einmal freilich mußte der alternde König zu den Waffen greifen, als Josephs des Zweiten flackernder Ehrgeiz nach dem Tode des Kurfürsten Max Joseph von Bayern einen Anlauf machte, im Süden Deutschlands die Herrschaft des Hauses Habsburg auf die wittelsbachischen Besitzungen auszudehnen und damit Österreichs Vormacht durchzusetzen. Die drohende Verrückung des Gleichgewichts rief Friedrich auf den Plan, klirrend trat der alte Gegensatz zutage. Wenn der König sich dagegen auflehnte, daß die von ihm selbst erkämpfte neue Machtverteilung in Deutschland umgestoßen werde, so lag das in der Linie seiner gesamten Regierung. Daß er seine Absicht durch den unblutigen Bayerischen Erbfolgekrieg (1778/9) erreichte, dessen matter Verlauf weit hinter den kühner angelegten Plänen des Königs zurückblieb und seinen Spott herausforderte, wurde abermals folgenreich für die gegenwärtige und künftige Stellung seines Staates im Ganzen Deutschlands.

Flötenkonzert Friedrichs d. Gr. in Sanssouci
Gemälde von Adolph Menzel, 1852. Berlin, Nationalgalerie

Totenmaske Friedrichs des Großen

Noch einmal machte Joseph in einer durch Österreichs Annäherung an Rußland inzwischen veränderten europäischen Lage den Versuch, nach jenem alten Ziel habsburgischer Politik zu greifen, indem er sich bereit zeigte, die Niederlande, zum mindesten Teile davon gegen das Bayern Karl Theodors zu vertauschen. Die Gründung des Fürstenbundes (1785), den Preußen mit Hannover, Sachsen und vierzehn weiteren Reichsständen abschloß, war die Antwort des Königs, und tatsächlich gelang es ihm, mit diesem friedlichen Auskunftsmittel die drohende Gefahr zu verscheuchen und dem Kaiser Schach zu bieten. Unter einem Gewitter von Flugschriften trat Joseph den Rückzug in dieser Sache an. Mit feiner Hand, aber fast jugendlich festem Entschluß bediente sich der alte Mann all jener Bestrebungen der mittel- und kleinstaatlichen deutschen Fürstenwelt, die sich gleichfalls durch Josephs auftrumpfende Haltung, durch sein stetes Ausgreifen, durch seine Vorherrschaftsgelüste und seine Reichsbevormundung beunruhigt sah. Indessen, wenn zwei dasselbe tun, ist es doch nie das gleiche; denn die Bemühungen Karl Augusts von Weimar, Karl Friedrichs von Baden und des Fürsten Leopold Friedrich Franz von Dessau um Zusammenschluß gewannen durch den Beitritt des Königs und seine Übernahme der Führung einen anderen Sinn, aber auch einen wirklichen Machtkern, wie ihn diese Kleineren in ihrer Schwäche ohne Preußen nie hätten in die Waagschale werfen können. So wenig Friedrich im Bayerischen Erbfolgekrieg den Don Quichotte der übrigen Reichsfürsten hatte spielen wollen, so wenig lag ihm jetzt die Erhaltung des Reichs an sich oder dessen Verjüngung am Herzen, von der einige der Vorläufer und Teilnehmer des Fürstenbundes geträumt hatten. Nichts deutete vorwärts im Sinne einer nationalen Reichsreform. Der Gegensatz zwischen Preußen und Österreich, Anfang und Ende der friderizianischen Regierung beherrschend, hemmte die festere Zusammenfassung und Gesundung des deutschen Volksganzen. Friedrich nutzte jene Gemeinschaft lediglich als Mittel, um einer österreichischen Machterweiterung entgegenzutreten; zugleich trat er damit aus der Vereinsamung heraus, in die er seit Rußlands Loslösung geraten war. Bei alledem dachte er nicht an Deutschland, sondern an Preußen, das Lebensgesetz, unter dem er stand. Mächtig hob sich durch diese letzte Schöpfung des alten Königs, so kurze Dauer sie haben sollte, das Ansehen seines Staates. Früher als ein Aufrührer gegen Kaiser und Reich verabscheut, wurde er jetzt als Beschirmer des Rechts verehrt. In kühlem Glanze stieg nochmals vor dem Verlöschen sein Gestirn empor.

*

Vor den grauen Haaren des Helden scheine der Tod Respekt zu haben, meinte Friedrichs Gegner und Bewunderer, Kaiser Joseph. Als aber schließlich am 17. August 1786 das Ende kam, sah ihm der König mit Gleichmut ins Auge. Bis zuletzt hatte er den Qualen der Wassersucht Widerstand geleistet und war ungebeugt auf dem Posten geblieben.

Der verwitterte Greis hatte seine Spätjahre in jener Einsamkeit gelebt, womit der geniale Mensch seine Größe bezahlt. Wie ein trüber Wintertag, kalt, hart und ohne Sonne lief sein Alter ab. Seine Hand war nicht leichter geworden, sein Verhältnis zur Umwelt schroffer, sein Tadel schneidender, so wie auch der Ausdruck seines Gesichts nun oft etwas Steinernes hatte. Sein Innenleben schien ausgebrannt zu sein.

Die rosigen Schleier, die fürs Auge des jugendlichen Aufklärungsenthusiasten noch über die Welt gebreitet waren, lagen zerrissen am Boden. Die praktische Moral bedeutete ihm jetzt viel mehr als alle philosophischen Leitsätze, und er war überzeugt, daß nur wenige Menschen der Wahrheit ins Auge zu sehen vermöchten, die Menge aber schon gar nicht. Der Erkenntnisoptimismus, den er mit seinem Jahrhundert geteilt, war weiser Zurückhaltung gewichen. Schicksalsglaube und Sichbescheiden vor den unübersteiglichen Schranken menschlichen Denkens waren an die Stelle getreten. Er verzichtete darauf, in das Undurchdringliche eindringen zu wollen. Aber in aller Skepsis lebte auch Ehrfurcht vor dem Geheimnis der Dinge. Fatalismus und Resignation hatten die Selbstherrlichkeit seines stolzen Geistes nicht gebrochen. Den Kirchen und ihren Glaubensbekenntnissen stand er nach wie vor fern, pfäffischem Geiste mit Abneigung gegenüber. Kühle Duldsamkeit war alles, was er den Kirchen entgegenbrachte, und wenn er überflüssige Eingriffe vermied, so geschah es ebenso aus der Achtung vor der Überzeugung anderer wie aus kluger Selbstbegrenzung staatlicher Macht. Er selber kannte keine grübelnde Sorge wegen eines zukünftigen Daseins; er war ohne Reue über das Vergangene. Auch im Tal des Todes wollte er nicht nach den Stützen greifen, die er auf der Höhe des Lebens verschmäht hatte. Der Mann, der einst für liebenswürdigen Umgang so empfänglich gewesen, war zum Menschenverächter geworden, wenn auch unter der Asche das alte Verlangen nach Freundschaft fortglimmte. Abgestreift war die tändelnde Grazie und der Goldschaum des Rokoko; längst hatte sich der genußfrohe Schwärmer in den politischen Asketen, der Schöngeist in den Kriegsmönch verwandelt, der Epikuräer in den Stoiker. Alles Persönliche und Allzumenschliche war aufgezehrt im Dienste am Staat und im Wirken fürs Volk. Er lebte nur noch in den Sachen, und es entsprach seinem Wirklichkeitssinn, daß er auch in den historischen Schriften, die er über die Geschichte seiner Zeit und den Siebenjährigen Krieg verfaßte, bei aller Leidenschaft und Schärfe in der Vertretung des eigenen Standpunktes Fehler, die er als Staatsmann oder Feldherr gemacht, unbefangen zugab. Er war groß genug, nichts beschönigen zu brauchen.

Einförmig, aber überwältigend dieses Dasein des Alten, des Einsiedlers von Sanssouci, dies eiserne Leben der Pflicht, vom frühesten Morgengrauen bis in die Nacht über Akten und Berichten seines Kabinetts. Feldübungen, Truppenbesichtigungen, Dienstreisen, Empfänge von Ministern, Diplomaten und anderen Personen. Des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr! Fridericus Rex: Verkörperung der Staatsräson, der Staat selbst!

Unendliches wirkte dies Beispiel eines nach höchsten sittlichen Maßstäben vorgelebten Herrschertums auf Fürsten und Staatsmänner der Zeit, auf Freunde und Gegner. Überall formten sich Menschen nach seinem Bilde.

Friedrich hatte Preußen den gebührenden Platz im Rate der Mächte erstritten. Ein neuer Rhythmus war mit ihm in die Politik seines Staates eingezogen. Befehl und Gehorsam, Herrschaft und Dienst, diese Grundkräfte staatlicher Gemeinschaft waren der Welt in einer Größe entgegengetreten, die das Jahrhundert überstrahlte. Die Taten des Königs hatten sein Land einheitlicher zusammengeschmiedet; der Existenzkampf auf den Schlachtfeldern hatte es mit lebendiger Staatsgesinnung durchblutet; gestärkt und vergrößert ging es aus dieser Regierung hervor. Freier und selbstbewußter schaute fortan der Preuße um sich, und indem die Welt diesen Staat, der der Kargheit seiner Natur und seiner Mittel den Aufstieg zur Großmacht abgerungen hatte, achten und fürchten lernte, stieg das Ansehen auch des deutschen Namens, so wie das Heldentum der sieben Jahre auch die deutsche Bildung beflügelte, obwohl der König ihr geistig ferne blieb und ihren Aufschwung in seiner Schrift über die deutsche Literatur nur ahnend voraussagte.

Das Gefühl, den großen Mann zu besitzen, weckte den Stolz ja nicht bloß im alten Gleim, sondern in Tausenden von Menschen, die zwar nicht preußisch, aber fritzisch gesinnt waren, wie Goethe in seiner Jugend. Mit Recht hat Kant das Zeitalter nach dem Genius auf dem Thron benannt.

Friedrich hat die seit Heinrich dem Löwen, seit den Tagen des preußischen Ordensstaates und der deutschen Hanse einschneidendste Kräfteverlagerung unserer Geschichte angebahnt, auch darin ein Revolutionär, wie er von vielen Zeitgenossen empfunden wurde: Endlich wieder setzte sich der lange vernachlässigte Osten in voller Wucht innerhalb Deutschlands durch mit allen herben, aber tieflebendigen Seelenkräften kolonialdeutscher Eigenart. Nordisches Stammestum und östliche Staatsbildung auf protestantischer Grundlage begannen der Vormacht des Südens und Westens des Reiches, verkörpert in dem katholischen Österreich, den Rang abzulaufen. Friedrichs Taten, zerstörend und aufbauend zugleich, bereiteten die großen Wendungen der vaterländischen Entwicklung vor, die nun in gewaltigen Kämpfen, Errungenschaften und Opfern die Erschütterungen des achtzehnten Jahrhunderts ins neunzehnte und zwanzigste fortpflanzen sollte, bis heran zu den Bitternissen, Hoffnungen und Forderungen der Gegenwart.

Indem Preußen von Friedrich zur Größe erhoben wurde, war es seitdem als Schicksalsträger in die deutsche Geschichte hineingestellt. Das Volk der Dichter und Denker hatte sich fortan mit der harten, aber erzieherischen Tatsache dieses nüchtern machtvollen Staatswesens auseinanderzusetzen, in dem die Wirklichkeit mehr bedeutete als der Schein, hatte Preußen in sein Bewußtsein und seinen Willen aufzunehmen. Der preußische Geist aber der Einfachheit, der Zucht und der Hingabe, der Wehrhaftigkeit und des Mannesmutes behauptete sich über alle

Wandlungen und Brüche der staatlichen Form, über innere Erschlaffung und äußeren Niedergang hinweg als etwas Unzerstörbares, indem er ins Idealbild deutschen Wesens mit einging. In allen großen Stunden unseres Volkes, in den Befreiungskriegen, in den Kämpfen der Bismarckschen Reichsgründung, in den Schauern des Weltkrieges und den Tagen nationaler Wiedergeburt war denn auch Friedrich der Große, von jedem politischen Geschlecht neu angerufen, gegenwärtig, sandte sein Werk neue Kraftströme aus.

Die Welt hat sich einst in seinem Zeichen umgebildet und wird sich immer wieder in ihm wandeln, solange sein Andenken Leben und Wirkung erzeugt. So behält Goethes Wort, Friedrich der Große sei der Polarstern geblieben, um den Deutschland, Europa, ja die Welt sich zu drehen scheine, seinen tiefen, seinen unerschütterlichen, seinen ewig sich verjüngenden Sinn, sofern wir nur selbst entschlossen sind, in Friedrich das Große, das Unvergängliche zu verehren, zu wollen und zu tun!

Maria Thereſia

1717—1780

Von

Willy Andreas

An bedeutenden Herrſchern, die den Geiſt des Abſolutismus zum Siege führten, hat es dem achtzehnten Jahrhundert nicht gefehlt. Im Kreis der großen Männer aber eine Frau auf dem Throne zu ſehen, die ſich vor dem Urteil der Zeitgenoſſen wie der Nachwelt behauptet, iſt ein Anblick, dem eine eigene Würde innewohnt, und daß eine Herrſcherin eine ſo fruchtbare Arbeit am Staat vollbringen konnte, ohne das geringſte von ihrem weiblichen Weſen einzubüßen, dieſer unvergleichliche Zuſammenklang von Frau und Regentin, macht Maria Thereſias Erſcheinung um ſo anziehender. Die Summe freilich dieſes ungewöhnlich reichen Lebens läßt ſich nur ziehen, wenn man alle Schwierigkeiten der in ihrem Reich zu bewältigenden Aufgaben ermißt, und ſchwer fällt es in die Waagſchale, daß die auswärtigen Verhältniſſe eine beſonders hochbefähigte Führung erforderten. Denn gerade als die Zügel dieſer ganz jungen Frau anvertraut wurden, geriet Europa in gefährlichſte Bewegung. Zu den alten Gegnern und neuen Nebenbuhlern des Erzhauſes geſellte ſich alsbald der ſtürmiſche Genius, der ſoeben in Preußen den Thron beſtiegen hatte. Eine Schickſalsſtunde war angebrochen, als kraft der Pragmatiſchen Sanktion Maria Thereſia in allen Königreichen und Ländern der Habsburgiſchen Krone die Nachfolge ihres Vaters, Kaiſer Karls VI., antrat.

Sie war nicht ſo erzogen worden, als ob ſie einmal ein großes Reich zu regieren habe. Vornehmlich von Jeſuiten unterrichtet, lernte ſie Latein, Franzöſiſch und Spaniſch. Muſik hatte ihr immer Freude gemacht. Heiter floß ihre Kindheit dahin. Bald fand der Hofdichter Metaſtaſio Anlaß, der jugendlichen Erzherzogin ein zierliches Singſpiel zu widmen. Es war ihre Vermählung, die er durch eine Gabe ſeiner klangvollen Rokokokunſt verherrlichte. Maria Thereſia liebte ihren ſtattlichen und liebenswürdigen Bräutigam, den Herzog von Lothringen. Die glücklichſten Jahre ihres Lebens begannen. Sie brauchte ja nichts anderes zu ſein als Gattin, Tochter und Mutter, und ſie war es in muſterhafter Weiſe. Ehrgeiz, um ſtaatliche Dinge ſich zu kümmern, erwachte nicht in ihr. Der frühzeitige Tod ihres Vaters zerſtörte das Idyll einer faſt wolkenloſen Jugend. Ein männlicher Erbe war nicht da. Nach dem Hausgeſetz mußte ſie regieren. Rieſengroß war die Aufgabe, die vor ihr lag.

Noch immer war das Habsburger Reich nicht viel mehr als eine Hausmacht, ein loſes Bündel von Königreichen und Ländern, deren jedes zäh bei ſeiner

beſonderen Eigenart beharrte. In dieſem Haufen dynaſtiſcher Beſitzungen wieſen nur die nieder- und innerösterreichiſchen Gebiete eine engere Zuſammengehörigkeit auf. Über Deutſchland, Italien, die Niederlande, Ungarn lag das alles verſtreut; deutſche, ſlawiſche, madjariſche und romaniſche Völkerbeſtandteile umſpannte das Gebiet zwiſchen Bodenſee, Rhein und Karpathen, von Po und Save bis zum Rieſengebirge hin. Wirtſchaftlich waren die Territorien durch Mauten und Zölle, rechtlich durch verſchiedenartiges Landesrecht voneinander geſchieden.

Eine Vereinigung dieſer buntſcheckigen, gegenſeitig ſich fremden oder auseinanderſtrebenden Gebilde fand nur in der Perſon des Monarchen ſtatt. Dieſer gemeinſame Landesherr hatte bisher aber die militäriſchen und wirtſchaftlichen Kräfte nicht planmäßig entwickelt und in keine umſpannende Ordnung gezwungen. So türmte ſich ein gewaltiger, aber innerlich kaum verbundener Hausbeſitz in und neben dem alten Heiligen Römiſchen Reich, im Herzen Mitteleuropas auf, aus dem ſein Beſitzer die Bürgſchaft und den Anſpruch herleitete, eine Rolle in der allgemeinen Politik des Erdteils zu ſpielen. Habsburg behauptete ſeinen Platz im europäiſchen Staatenſyſtem und im europäiſchen Gleichgewicht. Längſt zeichneten ſich auch, begünſtigt durch die geographiſche Lage, Aufgaben politiſcher und kultureller Art für dieſen Länderblock ab, und die erſten Umriſſe einer hiſtoriſch gegründeten Reichsindividualität waren wahrzunehmen, ohne daß ein Bewußtſein davon in die Tiefen der Völker gedrungen wäre. Der große Kampf, den man zu Ende des letzten Jahrhunderts im Weſten und Oſten zugleich, gegen das Frankreich Ludwigs XIV. und die Türken führte, hatte Öſterreich-Ungarns Stellung als ſelbſtändige Großmacht im Europäiſchen Konzert erſt ſo recht geſichert.

Das Erbfolgegeſetz Kaiſer Karls, das für den Notfall den Thron ſeiner älteſten Tochter zuſprach, ſollte Unteilbarkeit und äußeren Zuſammenhalt des Reiches ſichern. Daß der Kaiſer die Anerkennung durch den feierlichen Beitritt ſeiner Stände und außerdem beim Reich und den europäiſchen Regierungen in faſt zwanzigjährigen Bemühungen erreichte, war ein Erfolg. Bayern und Sachſen freilich verſagten ihre Zuſtimmung, und das war ein Wetterzeichen. Jedenfalls betrat Maria Thereſia nach ihres Vaters Tod einen recht ſchwankenden Boden, und zerrüttet waren auch die Zuſtände im Innern ihres Reiches, deſſen Erhaltung ihre große Miſſion werden ſollte. Schwer verſchuldet, in hoffnungsloſem Finanzelend hinterließ es der Kaiſer. Der Behördenapparat war ſchwerfällig, ohne durchgreifende und vereinigende Kraft. Die einſtmals ruhmreiche, aber in den letzten Feldzügen geſchlagene Armee war weit über die Lande zerſtreut, mangelhaft ausgerüſtet und kaum zur Hälfte vollzählig. Prinz Eugen hatte keine Schule in ihr gemacht. Ein Rieſenreich ohne innere Einheit und Sicherung in ſich ſelbſt, ohne zureichende Bürgſchaft nach außen, ſo übernahm es Karls unvorbereitete Tochter. Ein ſchweres Erbe und ein ſchlimmer Zeitpunkt!

*

Eine grenzenloſe Überraſchung ſtand Maria Thereſia bevor: König Friedrichs Anſpruch auf Schleſien. In der Hofburg kannte man den jungen Herrſcher bisher bloß als Schöngeiſt, und man täuſchte ſich auch über die Natur und Kraft ſeines Staates, den ihm ſein vielbelächelter Vater, der Soldatenkönig, hinterlaſſen.

Ein gefährlicherer Feind als der Kurfürſt von Bayern war gegen Maria Thereſia aufgeſtanden: Karl Albert und Friedrich reichten ſich die Hand. Jeder begehrte ein anderes Stück ihrer Macht; der eine wollte ihr Schleſien, der andere ihre Erblande und die Kaiſerwürde entreißen. Bereits unterhielt man ſich in den europäiſchen Kanzleien über die Teilung der Habsburgiſchen Monarchie. Von allen Seiten Feinde! Kaum hatten die Preußen das einzige Heer der Königin aus dem Felde geſchlagen, ſo brachen die anderen gegen ſie hervor, Bayern, Sachſen, Franzoſen und Spanier. Maria Thereſia empfand alles klar und einfach: Friedrich war in ihren Augen ein Frevler. Denn er ſtreckte die Hand nach Ländern, über die ſeit Jahrhunderten ihre Vorfahren geboten. In tief getroffenem Rechtsbewußtſein nahm ſie den Kampf mit ihrem gewaltigſten Gegner auf, ein Ringen, das eigentlich erſt mit ihrem Leben geendet hat. Entſchluß und Wagnis ſollten vergeblich ſein. Aber ſie atmeten Seelenſtärke.

Mit dem Schleſiſchen Krieg und dem Bayeriſchen Erbfolgekrieg brach für Maria Thereſia die bewegteſte Zeit und die eigentlich heroiſche Epoche ihres Lebens an, ſo wie ihren Feind der Siebenjährige Krieg auf den Gipfel der Größe und des Ruhmes emporhob. Von Monat zu Monat wuchs ſie mehr in ihre Aufgabe hinein, nahm ſie tätiger an Politik und Krieg teil. Recht bald drückten auch die diplomatiſchen Verhandlungen ihren perſönlichen Willen aus. In allem Schwanken der Entſchlüſſe beharrte ſie unerſchütterlich bei ihrem Vorſatz, nichts von Schleſien abzutreten. Unvergeßlich prägte ſich Zeitgenoſſen und Nachwelt ein, wie ſie auf dem ſchwierigen Boden ihres ungariſchen Königreichs auftrat, zu dem ſie hilfeſuchend ihre Zuflucht genommen. Behutſam und zugleich beherzt, errang ſie hier gegen die verhärteten Stände, gegen Mißtrauen und ſelbſt Gehäſſigkeit ihren erſten großen Erfolg. Sie gewann durch kluge Zugeſtändniſſe den widerſpenſtigen Reichstag und riß ihn zur Hilfeleiſtung für das bedrohte Reich hin. Als nach jener denkwürdigen Anſprache Maria Thereſias altmadjariſche Begeiſterung, Lärm und Säbelklirren ſie umrauſchten, da hatte nicht nur ihre Diplomatie, ſondern vor allem auch die Anmut der bedrängten Frau, ihr leidenſchaftlicher Seelenſchmerz, ihr Mut und die natürliche Würde einer Königin geſiegt. Unendlich tapfer trug ſie alle folgenden Schläge, obwohl ſie zum fünften Male Mutter wurde; ihre Spannkraft zerbrach nicht, als nacheinander Schleſien, Oberöſterreich, Böhmen verloren gingen. Als enttäuſchend genug die Kaiſerwahl auf ihren Feind Karl Albrecht fiel, beſtärkte ſie das in ihrem drängenden Eifer, der ſogar in Dinge der militäriſchen Verwaltung eingriff: ſie trieb an und rüttelte auf.

Der Ausgang des Krieges gab doch denen recht, die zu Ausgleich und Einlenken geraten hatten. Unter ihnen befand ſich auch ihr Gemahl. Unauslöſchlich brannte

der Verluſt Schleſiens in ihrer Seele, war es doch für ſie der ſchönſte Edelſtein ihrer Krone. Wenn ſie auch nicht davon ſprach, ſo erhoffte ſie doch ſchon damals eine ſpätere Wiedergewinnung. Noch war alles in Fluß, und ſo empfand ſie dieſen erſten Frieden mit dem preußiſchen Widerſacher gar nicht ſo ſehr als ſtarken Einſchnitt, während ſie auf den andern Kriegsſchauplätzen, in Bayern und dem ſüdweſtlichen Deutſchland, in Italien und den Niederlanden den Kampf weiterführte. Auch hier wirkte ſie als anfeuerndes Element und nicht ohne das beſondere Bewußtſein der deutſchen Reichsfürſtin, in Frankreich, dem alten Gegner des Hauſes Habsburg, den Erbfeind zu bekämpfen. In jener Zeit wagte ſie ſogar von der Rückgewinnung der entfremdeten Landſchaften Elſaß, Lothringen und ſelbſt Burgund zu träumen. Freilich, ſolch hochfliegende Pläne zerfloſſen bald vor neuen Enttäuſchungen, die ihr auferlegt wurden. Zu allem Überfluß brach der Preußenkönig den zweiten Krieg um Schleſiens Behauptung vom Zaun, weil er es bei weiteren Fortſchritten der öſterreichiſchen Waffen zu verlieren fürchtete. Maria Thereſia aber konnte trotz aller Anſpannung des Willens, ſtaatsmänniſcher Haltung und Klugheit ſich mit dieſem ungewöhnlichen Manne nicht meſſen. Auch fühlte ſie nur zu ſehr, daß ſie bloß ein Weib ſei. Feldherr wie er konnte ſie nicht ſein, und ſo blieb es im weſentlichen dabei, daß ſie die Truppen mit Begeiſterung zu erfüllen ſuchte, daß ſie auch jetzt immer wieder die zögernden oder unſchlüſſigen Führer anſpornte. Schmerzlich genug war denn auch für ſie der Abſchluß des Dresdener Friedens. Denn erneut beſiegelte er den Verluſt Schleſiens. Was ſie dafür von Preußen einſteckte, war die Bürgſchaft für den Beſitz ihrer deutſchen Erblande und die Anerkennung ihres Gatten als deutſcher Kaiſer. Seiner Krönung hatte ſie in Frankfurt beigewohnt und ihm, als der Krönungszug vorüberzog, von einem Haus neben dem Römer ein lautes, fröhliches „Vivat Franciscus!“ zugerufen. Damit war ihrem Hauſe nach dem Ende des unglücklichen bayeriſchen Nebenbuhlers die uralte Würde des Kaiſertums doch erhalten, die Pragmatiſche Sanktion durch eine heiß erkämpfte Tatſache anerkannt.

Die überkommene Weltſtellung ihres Reiches ſah Maria Thereſia nicht erheblich geſchmälert, ſondern im ganzen behauptet. Einen Feind war ſie los, und in der Bekämpfung ihrer übrigen Gegner war ſie erleichtert. Denn noch drei Jahre dauerte der Krieg um ihr Erbe. Nur bewegte ſie ſich nicht mehr ſo ſehr im hellen Lichte der Vorderbühne, und mit dem Ausſcheiden ihres gefährlichſten Widerſachers büßten die Kämpfe an Spannung und Erregtheit, ihre eigenen Ziele an Weite und Hoffnungsfreudigkeit ein. Der Schwung der erſten Jahre erlahmte etwas. Ihre Heldenzeit war vorüber, und als Maria Thereſia nach wechſelvollem Kampf, in dem England als ihr Bundesgenoſſe zur See gegen Frankreich gefochten, endlich den Aachener Frieden (1748) unterzeichnete, mußte ſie ihn als eine Demütigung empfinden. Denn er brachte ihr keinen Erſatz für Schleſien, wie ſie früher geträumt. Weder Neapel noch irgendwelche Avulsa Imperii fielen ihr zu, im Gegenteil, ſie verlor noch in Italien einige Landſtriche. Indeſſen war

es nicht gelungen, die Habsburgiſche Großmacht zu zertrümmern, und an Anſehen ſtand Maria Thereſia ſchwerlich hinter ihrem Vater zurück. Zudem fiel ein anderes ins Gewicht: in all der Not und Verworrenheit war ihre Herrſcherkraft und Begabung durchgedrungen.

*

Ein geſchloſſenes Regierungsſyſtem, eine kunſtvoll aufgebaute Lehre von Staat und Fürſtentum zurechtzumachen, war Maria Thereſia eine zu anſpruchslos empfindende Frau. Ihre Einſichten, unangekränkelt von Theorie, erwuchſen aus ihrem rechtſchaffenen Herzen und einer ganz und gar unverbildeten Verſtändigkeit. Die Dogmen des Naturrechts und des Geſellſchaftsvertrages hatten ihr Denken nicht berührt. Sie bedurfte nicht ſolcher Maximen. Ihr Gebet war, daß Gott ihr für politiſche Geſchäfte die Augen öffne, und den Staat nahm ſie einfach als eine gottgegebene Einrichtung hin, dazu beſtimmt, den göttlichen Willen des Himmels auf Erden zu verwirklichen. Gottesfurcht verlangte ſie vom Monarchen, und daß er zum Beſten der Religion ſein Reich verwalte. Darin erblickte ſie ihre vornehmſte Aufgabe. Der zweite Artikel ihres fürſtlichen Glaubensbekenntniſſes galt dem Glück und der Wohlfahrt ihrer Völker. Ihnen zuliebe müſſe der Fürſt auch auf eigene Wünſche verzichten können. Ernſt und verantwortungsvoll führte ſie ihr Amt bis zum letzten Tag. Ihrer Länder allgemeine und erſte Mutter wollte ſie ſein, in der Liebe ihrer Untertanen einzigen Lohn und einziges Glück ſuchen. Um die Volksgunſt zu buhlen oder der Menge eine als notwendig erkannte Maßregel zu opfern war ſie nicht geſonnen. Denn ſie handelte aus echtem ſittlichem Herrſcherbewußtſein heraus. Als Frau ging ſie in allem, was ſie dachte und tat, vom Perſönlichſten aus! An ihren Erfahrungen reiften ihre Vorſätze. So lag von vornherein der warme Hauch des Lebens auch auf dem großen Werk der Staatsreform, das ſie nach den Schleſiſchen Kriegen begann.

Geboren wurde es aus ſchwerſter äußerer Bedrängnis. Die Aufgabe der Behauptung des Reiches, das dem drohenden Untergang entronnen war, machte eine Umgeſtaltung der inneren Verhältniſſe notwendig; der tiefſte und zäheſte Lebenstrieb des Donauſtaates, ſeine Erhaltung erzeugte die Bewegung. Am konſervativen Prinzip der auswärtigen entzündete ſich das fortſchrittliche der inneren Politik. Nicht ohne guten Grund hat Maria Thereſia ſelber in ihren Aufzeichnungen verſichert, daß vom Dresdener, nicht vom Aachener Frieden der Beginn ihrer neuen Regierungsbahnen anzuſehen ſei und ſie von da an ſich „auf das Innerliche derer Länder gewendet habe", während ſie in Wahrheit noch faſt drei Jahre durch die auswärtigen Begebenheiten, den Kampf gegen Frankreich und Spanien, in Anſpruch genommen war. So ſtand von vornherein die Reformperiode bedeutſam im Zeichen der auswärtigen Politik, und was die Kaiſerin im Innern ihrer Staaten anordnete, war zugleich Vorſpiel einer kommenden Auseinanderſetzung mit Preußen. Maria Thereſia war auch da keine Frau des Syſtems,

ſie ging von der Erfahrung und „ihrer erlebeten Einſicht" aus, daß das überkommene Regime verſagt habe und an der öſterreichiſchen Niederlage ſchuld ſei, daß ſie alſo vor allem ein leiſtungsfähigeres Heer haben müſſe. Das aber wiederum bedingte höhere Einkünfte, beſſere Ordnung und Verwaltung der Staatsfinanzen. Mit ſolchen Überlegungen ſetzte ſie offenbar ein, und da verkettete ſich nun ein Glied mit dem anderen. So eröffnete ſich ſchließlich ohne architektoniſche Anlage doch eine Kette und ein großer Zuſammenhang von Neuerungen auf allen möglichen Gebieten der Verwaltung, der ſozialen und wirtſchaftlichen Zuſtände, und ein kräftiger, lebenweckender Wille pulſte in dem Ganzen. Maria Thereſia erkannte, daß die Wurzeln des Übels keineswegs allein in den Perſonen, ſondern vielmehr in den Einrichtungen ſteckten, die eine zeitgemäße Umgeſtaltung erforderten.

Dieſe Erkenntnis war ihr geiſtiges Eigentum. Im überlieferten Aufbau der Regierungsbehörden und ihrem herkömmlichen Widerſtreit, im Sondertrieb der Länder und Stände, hatte Maria Thereſia den Sitz des Unheils entdeckt, und ſo begann ſie ganz folgerichtig mit einer Umgeſtaltung der Organiſation. Plaſtiſcher Ausdruck einer einheitlichen Herrſchertätigkeit und insbeſondere ihres kaiſerlichen Willens ſollte das Behördenſyſtem ſein. In fünf großen Zentral- und Hofſtellen bewältigte man fortan die ſtaatlichen Aufgaben: innere Verwaltung, höchſte Gerichtsbarkeit und Juſtizgeſetzgebung, Finanzen, Kriegswesen und auswärtige Politik. Die Scheidung von Juſtiz und Verwaltung erfolgte nach dem Ende des Erbfolgekrieges und griff bis zur zweiten Inſtanz durch. Der im Siebenjährigen Krieg auf Kaunitzens Vorſchlag errichtete Staatsrat ſollte über den neugegliederten Fachbehörden den Gedanken der Staatseinheit ausdrücken. Aus ſeinem Schoß gingen, trotz mancher unerfüllten Hoffnung, die großen thereſianiſchen Reformen der zwei letzten Jahrzehnte hervor. In der Finanzverwaltung erreichte die Zentraliſation ihren Höhepunkt unter dem Grafen Hatzfeld, als er das Präſidium der Hofkammer und Bankdeputation mit dem der Hofkanzlei und des Kommerzienrates vereinigte.

Der Vereinheitlichung und zweckmäßigeren Zuſammenfaſſung diente auch die Umbildung der Provinzialbehörden, die entweder eines der großen Kronländer oder mehrere von den kleineren umfaßten. Ein anderer, dem Territorialismus abholder, dem Staatsganzen zugewandter Geiſt zog in dieſe landesherrlichen, bürokratiſch geordneten Regierungen ein. Endlich ſchuf die Kaiſerin in einer unteren Schicht die Kreisämter, die ſich als kraftvolle Oberinſtanz zwiſchen die Landesbehörden und die zu eigenem Recht beſtehende jahrhundertalte Verwaltung der Städte und Grundherrſchaften einſchob. Damit trieb der thereſianiſche Staat ſeine Wurzeln in Tiefen, die bisher der ſtaatlichen Einwirkung verſchloſſen waren. In den geſtrengen Kreishauptleuten trat nun den Untertanen, die bislang nur die Macht des Grundherrn gekannt hatten, der Staat verkörpert entgegen.

Während Monarchie und Staat emporſtiegen, ſanken Landſchaft und Ständetum zurück, Einheit überwölbte die Vielheit, Sonderrechte und Privilegien wurden

durch die gleichmachende Arbeit des neugeſchulten thereſianiſchen Beamtentums durchlöchert und eingeebnet. Vielleicht ſpiegelt weniges Geiſt und Praxis ihres Regiments ſo klar wie Maria Thereſias Auseinanderſetzung mit den Ständen.

Maria Thereſia folgte damit der vorwaltenden Strömung ihres Zeitalters. Unter ihr wurden die Anſprüche des Ständetums auf der ganzen Linie zurückgedrängt. Das Ergebnis war, daß das landesherrliche Beamtentum ſeine Ziele und Grenzpfähle immer weiter vorſteckte, die Oberaufſicht über die Beratungen der Stände verſchärfte, ſich die Steuern auf lange Friſten hinaus bewilligen ließ und das ſtändiſche Finanzweſen mehr und mehr überſchattete. Die Ausſchüſſe und deren Verwaltung gerieten in immer ſtärkere Abhängigkeit von den beſſer geleiteten Landesregierungen oder verloren ihren Geſchäftskreis zum Teil an ſie. Das Eigenleben der Stände erſtickte allmählich unter dem ſtaatlichen Oberbau der Behörden, und die Stellung der Ariſtokratie, der ſich andererſeits neue Möglichkeiten in Heer und Staatsdienſt eröffneten, wurde untergraben. Der ganze Geiſt der Verwaltungsordnung wirkte auflöſend. Das Ganze glich einem ſtetigen Aufſaugungs- und Aushöhlungsprozeß: halb friedlich, halb kriegeriſch drang der Staat mit ſeinen Dienern in die gegneriſchen Machtbereiche ein.

Es bedurfte keiner Verfaſſungsänderung im eigentlichen Sinn des Wortes. Das war bezeichnend für das Regiment und dieſe Herrin, aber auch für die Schwäche jener dahinſterbenden, dem Untergang geweihten Einrichtungen. Sie vertrugen das ſcharfe Klima der modernen Staatsbildung nicht.

Der zeitgemäße Umbau der Staatsmaſchine ermöglichte es, eine Menge neuer Inhalte in die Verwaltung einſtrömen zu laſſen. Ordnung der zerrütteten Finanzwirtſchaft und des ungeheuren Schuldenweſens ſtellte ſich Maria Thereſia nächſt der Stärkung des Heeres als beſonders dringende Aufgabe dar. Freilich, die Anſtrengungen ihrer langen Regierung, der auch zweifelhafte Beſſerungsverſuche wie die Einführung des Lotto unterliefen, glichen ſehr dem Bemühen, ein Danaidenfaß zu füllen. Die vielen Kriegsnöte, der Verluſt einer reichen Provinz, die Vergrößerung des Heeres, die Ausdehnung der ſtaatlichen Verwaltung und ihrer inneren Aufgaben verſchlangen immer neue Mittel. Genug, anfangs der ſechziger Jahre ſtand der Staatsbankrott vor der Tür, den man noch einmal durch Ausgabe von Papiergeld beſchwor. Erſt in der letzten Zeit der vergeblich um Gleichgewicht im Staatshaushalt ringenden Kaiſerin beſſerte ſich Finanzlage und Staatskredit. Die von ihr durchgeführte Grundſteuerreform, die ſogenannte Rektifikation und Peräquation, eine der bahnbrechendſten Leiſtungen der thereſianiſchen Ära überhaupt, zielte auf Erfaſſung des Einkommens ab, ſuchte die leiſtungsfähigeren Schultern zu belaſten und wurde daher auf das adelige und geiſtliche Eigentum ausgedehnt. Den bäuerlichen Beſitz veranlagte man allerdings weſentlich höher als den grundherrlichen, und die Bürde war noch keineswegs völlig angemeſſen verteilt.

Merkantilismus gab auch für das öſterreichiſche Wirtſchaftsleben genau wie für die anderen Staaten die Parole. Hier wie überall war er gleichbedeutend mit

Staatenbildung. Seine Grundlehren entfalteten auch im Habsburger Reich ihre zuſammenhaltende, mitunter gewaltſam ordnende Kraft. Das Syſtem ruhte auf der Bevorzugung der Induſtrie und Förderung des einheimiſchen Handels, es zielte ab auf Belebung und Beſchleunigung der eigenen Warenerzeugung, auf Abwehr des ausländiſchen Wettbewerbs. Die ungeheure Betriebſamkeit der merkantiliſtiſchen Regierung fehlte auch der thereſianiſchen nicht. Eine Fülle von Verordnungen ergoß ſich über die Erbländer. Anſpornend und bevormundend, bis ins kleinſte gängelnd griff die Obrigkeit ins wirtſchaftliche Leben ein, um den heimatlichen Erzeugniſſen günſtigen Abſatz zu ſichern. Aufklärung und Unterricht ſollten den geiſtigen Unterbau für dieſe ſtaatliche Erziehungsarbeit liefern, die ſich mitunter zu recht künſtlichen induſtriellen Züchtungsverſuchen verſtieg. In den ſechziger Jahren erreichte dieſe Wirtſchaftspolitik ihren Höhepunkt. Das erſte Eindringen einer neuen Schule, die den Merkantilismus aufzulockern begann und überdies ihre Aufmerkſamkeit mehr der Landwirtſchaft als der Induſtrie zuwandte, vollzog ſich noch zu Lebzeiten der Kaiſerin, die vom Aufkommen der phyſiokratiſchen Ideen nicht unberührt blieb. Freilich ließ ſie es nur zu Milderungen des bisher herrſchenden Syſtems kommen. In ſeinem Streben nach Verdichtung der Kräfte, nach Ausweitung und Abrundung im Inneren, nach wirtſchaftlicher Selbſterſtarkung und Abſchluß gegen das Ausland ſpiegelte auch der Merkantilismus den Einheitsgedanken des Staates wider.

Einheitlich Maß und Gewicht war in den Augen der Kaiſerin ein Fortſchritt, und ſie empfand die größte Freude, als es Mitte der ſiebziger Jahre gelang, ihre deutſch-ſlawiſchen Lande außer Tirol zu einem geſchloſſenen Zollgebiet mit einem gemeinſamen Tarif zuſammenzuſchließen. Die Zollſchranken gegen Ungarn freilich wagte man nicht niederzureißen. Dieſes blieb wirtſchaftlich eine Welt für ſich, wie es auch in Verfaſſung und Kultur ſich eigenartig von der zisleithaniſchen Reichshälfte abhob. Vielleicht bezeugen aber gerade die Einſchränkungen und Ausnahmen, wieviel im ganzen ſonſt erreicht wurde.

Schlechterdings kein Gebiet des inneren Lebens blieb von den fruchtbaren Wirkungen des thereſianiſchen Regiments unberührt. Mit untrüglichem Takt traf die Kaiſerin unter den allgemeinen Forderungen des Zeitgeiſtes ihre Wahl. Dazu gehörte der Wunſch nach ſchneller, billiger und unparteiiſcher Rechtspflege; das lag Maria Thereſia ebenſo wie anderen deutſchen Herrſchern dieſes rührigen Jahrhunderts am Herzen. In Preußen wie in Öſterreich trieb der Wille zur Einheit und Gleichförmigkeit die großen Kodifikationspläne hervor. Ein gleiches Recht für alle ihre Erblande mußte auch Maria Thereſia wünſchenswert erſcheinen. Die Vollendung des Allgemeinen Bürgerlichen Geſetzbuches erlebte ſie freilich nicht. So ſtand die Welt ſchon im Zeichen Napoleons und des Code civil, als ihren Plänen endlich Erfüllung wurde und das Werk unter Kaiſer Franz in Kraft trat. Immerhin kam noch unter ihr ein Strafgeſetzbuch zuſtande, das ihren Namen trug und einen Fortſchritt im Sinne der Regel und der Staatseinheit bedeutete. Ein

neuer Geiſt zeigte ſich darin inſofern, als es bereits erſchwerende oder mildernde Umſtände kannte. Sonſt war allerdings ſeine Anlehnung an den Geiſt der Carolina nur allzu deutlich, und die Nemesis Theresiana machte ihrem furchterregenden Namen Ehre. Denn ſie enthielt eine Reihe von Beſtimmungen, gegen die aufgeklärte Zeitgenoſſen alsbald Sturm liefen. Die alternde Kaiſerin, die dem Neuen jetzt weniger hold war als in früheren Jahren, war gegen die Abſchaffung der Folter geſtimmt, und es dauerte lange, bis ſie ſich zur Aufhebung der Tortur entſchloß. Preußen und Sachſen waren inzwiſchen damit vorausgegangen. Die verſchärften Todesarten, wie Vierteilen, Pfählen, Verbrennen, blieben dagegen erhalten, ohne in Wirklichkeit vollzogen zu werden, wie überhaupt dank der Großmut der Regentin ſich die Praxis milder geſtaltete, als auf dem Papier vorgeſehen war.

*

Während dieſer angeſpannten Arbeit am Ausbau des Staates beobachtete Maria Thereſia unausgeſetzt ihren früheren Gegner: Ein wehrhafteres, feſtgefügtes Öſterreich hatte ſie geſchaffen. Fortſchritte waren gemacht worden. Maria Thereſia beſaß eine zahlreichere Armee als zu Beginn ihrer Regierung. Das Heer war ausreichend beſoldet, beſſer geſchult und ausgerüſtet, auch tüchtiger geführt als vorher. Nie hatte Maria Thereſia der Ausſicht, das Verlorene wiedereinzubringen, entſagt. Lange ging ſie freilich Verwicklungen aus dem Wege. Ihr Handeln und ihre Kundgebungen blieben auf Erhaltung des Friedens eingeſtellt. Eine neue Wendung wurde aber von Kaunitz herbeigeführt, deſſen ſteigender Einfluß ſchließlich die alten Miniſter verdrängt hatte. Auf ihn ging zurück der gewaltige Umſchwung im Verhältnis des Kaiſerſtaates zu Frankreich. Mehr als zwei Jahrhunderte hatte Habsburg das Haus Valois und Bourbon bekämpft. Dieſe Gegnerſchaft gehörte zu den feſten geſchichtlichen Beſtänden des Erdteils. Es war ein Umſturz alles Überkommenen, eine Revolution in der hohen Politik, als Kaunitz in meiſterhaftem Spiel die alte Feindſchaft begrub und das Frankreich Ludwigs XV. und der Pompadour als Bundesgenoſſen zum Öſterreich der Maria Thereſia herüberzog. In den Mittelpunkt aber ſeines Programms rückte er den Kampf gegen den Staat Friedrichs des Großen, und alle ſeine umſtändlich feinen, gleichmütigen Überlegungen krönte er durch den Satz, daß Preußen über den Haufen geworfen werden muß, wenn das Erzhaus aufrecht ſtehen ſoll. Das wurde die Loſung ſeiner Politik, ihr letztes Ziel Niederwerfung und Zerſtückelung Preußens, Abbau ſeiner Macht etwa auf den Stand, den ſie vor dem Dreißigjährigen Krieg beſeſſen. So ging es für Preußen um Leben und Tod in dieſem Kampf, den Kaunitz über dem Haupte des Gegners heraufbeſchwor. Weit und kunſtvoll war ſein Bündnisnetz angelegt: Friedrichs früherer Verbündeter, Frankreich, und das unzuverläſſige Rußland der Zarin Eliſabeth ſollte in ſeiner ungeſchlachten Tücke neben das alte vornehme Erzhaus treten. Sachſen, ſchon

früher mit Friedrich verfeindet, wenn auch glimpflich weggekommen, gab Hoffnung, ſich zu der Partie zu geſellen, und auf das Reich durfte doch wohl im Ernſtfall der Gemahl der Maria Thereſia rechnen, der ſeine Krone trug. Der franzöſiſche Trumpf aber war der höchſte im Spiel des Staatskanzlers.

Indeſſen, der König, faſt umſtellt wie ein Wild, kam mit dem Einfall in Sachſen ihm zuvor. Diesmal galt es nicht Eroberung einer neuen Provinz, ſondern Verteidigung gegen die politiſche Einkreiſung durch den militäriſchen Angriff. Preußen begann den Krieg, den Kaunitz ſo ſorgſam vorbereitet hatte, zu einem früheren Zeitpunkt, als er in Wien vorgeſehen war. Friedrich tat, was die Gegenſeite längſt wollte. Maria Thereſia und ihr erſter Ratgeber mögen ihre Bundesgenoſſen zu hoch, den Gegner zu niedrig eingeſchätzt haben: im ganzen betrachtet fanden ſie ſich in unvergleichlich günſtiger Lage, waren militäriſch gewappnet, politiſch waren ſie auf eigene Kraft und fremde Hilfe geſtützt, und die öffentliche Meinung Europas beurteilte ſie freundlicher als den preußiſchen Störenfried. In Wahrheit war es Öſterreich, das ausholte, ſeine verlorenen Landſchaften und ſeine frühere Stellung wiederzuerobern. Der eingekreiſte, nur von England matt unterſtützte Gegner lud ohne Scheu vor der Welt den böſen Schein der Angreiferſchaft auf ſich, obwohl er in dieſem dritten Schleſiſchen Kriege der Angegriffene war und nach dem Gebote der Selbſterhaltung handelte. Für ihn ſtand der Beſitz einer eroberten Provinz, die Behauptung ſeiner neuerrungenen Stellung in Deutſchland und Europa, mehr: die Exiſtenz ſeines Staates ſtand auf dem Spiel. Darüber entbrannte der Siebenjährige Krieg.

Maria Thereſia hatte ſich den Vorſchlägen ihres Kanzlers angeſchloſſen. Auch ſie wollte Preußen aufs Haupt treffen. Sie folgte dabei dem natürlichen Großmachttrieb ihres von Friedrich einſt verſtümmelten Reiches. Sie war in alle Vorbereitungen eingeweiht.

Auch jetzt bekriegte ſie in Friedrich den Räuber Schleſiens, dem ſie ſeine Beute abjagen wollte. Dieſer urſprüngliche Streitgegenſtand ſchrumpfte freilich in dem nun ausgebrochenen Rieſenkampf erheblich an Bedeutung zuſammen. Die ganze Frage ſchien mehr wie eine Epiſode eingebettet in ein gewaltiges Ringen, das ein Kampf zwiſchen Frankreich und England war und um höhere Güter ging als um den Beſitz Schleſiens. Auf den Schlachtfeldern des Kontinents trugen ſie den Streit um die Kolonien, um die Herrſchaft über zwei Meere, um die Vormacht in der Welt aus. So geſehen, erſcheinen Öſterreich und Preußen, Maria Thereſia und Friedrich trotz aller heroiſchen Anſpannung als Nebenfiguren auf dem großen Plan der allgemeinen Politik. Maria Thereſia freilich ſah dieſen Kampf ganz als den ihren an, ſie führte ihn wirklich als den dritten Schleſiſchen Krieg um die Rückeroberung des Verlorenen.

Die Tatkraft der Kaiſerin ſchien auch in dieſen Jahren bis zuletzt nicht verſiegen zu wollen. Trotzdem ſie nicht zurückſchreckte, alle Hilfsquellen ihrer Kronlande auszuſchöpfen, bemerkte ſie ſchließlich, wie die Spannkraft in Öſterreich

nachließ, ſie erlebte Rußlands Abfall und Frankreichs Erſchlaffung. Es blieb ihr nicht erſpart, die Erreichbarkeit ihres Kriegszieles: Schleſiens Rückeroberung, als „Chimäre" zu erkennen. Sie hatte ausgehalten in ihrer wackeren, herzhaften Art, aber der Schwung ihrer erſten Jahre war matter geworden, und ſtärker noch als nach den Schleſiſchen Kriegen ergriff die Reſignation von ihr Beſitz. Ihre Höhe war überſchritten, während das Geſtirn ihres Feindes aus der Seelennot dieſer entſetzlichen Jahre ſieghaft emporſtieg.

Der Hubertusburger Friede brachte den beiden Gegnern die Selbſtbehauptung ihres Staates. Aber wie ſchwer wog für Maria Thereſia das Ergebnis. Sie begrub damit ihre teuerſten Hoffnungen. Immerhin, auch ohne Erhöhung ihrer äußeren Macht, hatten Heer und Staat Proben ihrer Kraft geliefert, und das Gefühl der Zuſammengehörigkeit muß in den thereſianiſchen Ländern dadurch geſtärkt worden ſein wie drüben in Preußen, dem dieſer Kampf und ſein Ausgang trotz der Erſchöpfung im Innern neuen Schwung verliehen. Der Hubertusburger Friede befeſtigte den friderizianiſchen Staat und führte ihn endgültig in die Geſellſchaft der Großmächte ein. Die Nachwirkung dieſes Erfolges in der Geſchichte des Erdteils war bedeutend. Denn die Behauptung Schleſiens und der neugewonnenen Stellung Preußens ſchloß Zukunftswerte von unſchätzbarem Gewicht ein. Der Kampf um die Vorherrſchaft in Deutſchland hatte begonnen. Das Ziel ſollte ſich erſt im folgenden Jahrhundert klar enthüllen.

*

Einen tiefen Einſchnitt macht das Ende des Siebenjährigen Krieges in der Regierung Maria Thereſias, und ein Mollton rauſcht aus ihm in ihr Leben hinein. Bald nach dem Hubertusburger Frieden zerſtörte der Tod ihres Gemahls auch ihr Eheglück (1765). Sechzehnmal in neunzehn Jahren war ſie Mutter geworden. Den ganzen Reichtum ihres Herzens hatte ſie nur dieſem einen Mann und ihren Kindern geſchenkt. Dieſer große Schmerz wandelte ihr Weſen vollends. Ihre angeborene Lebensfreudigkeit war umflort, und bitter wurde ſie inne, daß ihr Sohn Joſeph kein ebenſo bequemer Mitregent war wie ihr verblichener Gemahl. Dies tragen zu müſſen, war für ihr mütterliches Empfinden vielleicht das Schlimmſte, was ihr auferlegt ward.

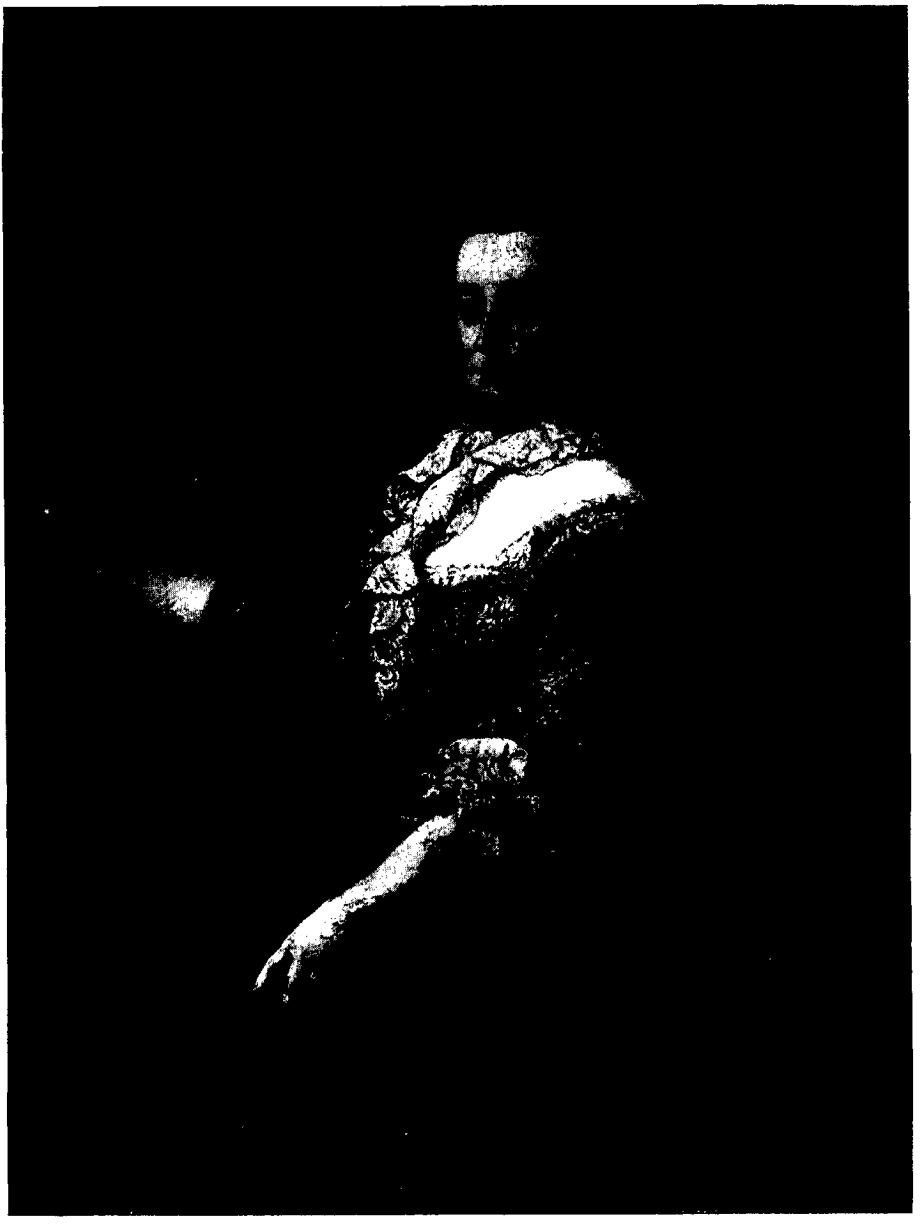
Freilich, nicht nur die Mutter, vor allem auch die Regentin fühlte ſich ſchmerzlich berührt: ſie herrſchte gern und wachte eiferſüchtig über ihre Gerechtſame. Nun aber drang ein anderer Wille in ihre bisher allein behaupteten Bereiche ein. Voll Selbſtbewußtſein trat Joſeph ſeiner Mutter zur Seite. Nicht minder eifrig als einſtmals die junge Kaiſerin griff er nach den Zügeln der Regierung. Perſönlichkeit ſtand gegen Perſönlichkeit.

Neben die erfahrene Regentin, die ganz im Erreichbaren lebte und aus langer Praxis das Beharrungsvermögen der Dinge kannte, trat der Stürmer und Dränger, der am liebſten den zweiten Schritt vor dem erſten gemacht hätte, von

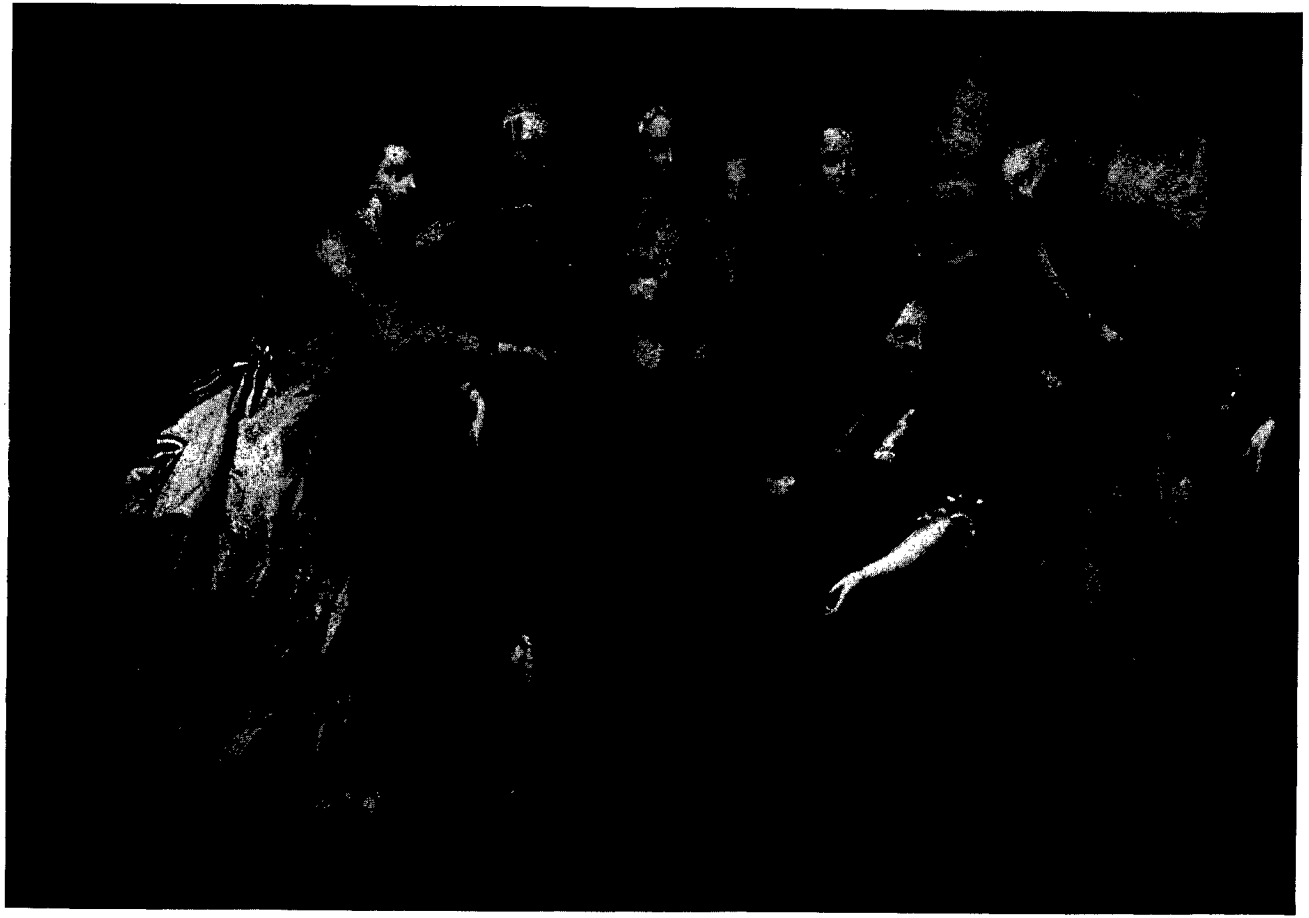
Theorie und Ideal ausging, um das Seinſollende dem Wirklichen aufzuzwingen. Sie war gewohnt, wie eine gute Gärtnerin dem Wachstum der Pflanzen zuzuſehen, indem ſie da und dort mit ſchonender Hand Auswüchſe beſeitigte. Dieſe Grundſtimmung hinderte ſie nicht, wo es ihr am Platze ſchien, auch dem Neuen entſchieden Bahn zu brechen. Aber in ihrem Maßhalten lag zugleich eine eigentümliche hiſtoriſche Größe. Er hingegen, wohlmeinend aber hitzig, wollte alles gewaltſam aus der Erde hervortreiben und konnte es kaum erwarten, bis ſeine Saaten reiften. Maria Thereſia wußte am rechten Ort nachzugeben und erſchrak vor den Zügen des Starrſinns, die ſie an ihrem eigenen Fleiſch und Blut beobachtete. Dementſprechend fand er auch einen viel ſtärkeren Widerſtand. Eigenwillig ſtürmte Joſeph ſeine Bahn dahin. Zwei Welten, dieſe Mutter und dieſer Sohn, beide des Gegenſatzes bewußt und immer wieder bemüht, ihn durch Verſtändigungsverſuche zu überbrücken! Sieht man den Dingen auf den Grund, ſo waren inſoweit beide im Recht, als ihre Perſönlichkeiten zwei Arten ſtaatsmänniſcher Willensprägung verkörperten, die als ewige Gegenſätze überall in der Geſchichte aufeinanderſtoßen, aber auch ſich befruchten müſſen.

Im Rahmen der öſterreichiſchen Geſchichte und des Abſolutismus gehören Maria Thereſia und Joſeph zuſammen wie zwei Generationen, die im großen und ganzen demſelben Ziele dienen: beide bemühten ſich um eine tiefere geiſtigere Begründung, um eine ſittliche Rechtfertigung ihres Denkens und Handelns. Trotzdem ihre verſchiedene Einſtellung zu Regentenberuf und Staat ſich auf manchem Gebiet entfaltete, floſſen doch ſchon für die Zeitgenoſſen thereſianiſche und joſephiniſche Herrſchaft ineinander über. Denn die Kaiſerin und ihre Nachfolger waren durch viele gemeinſame Ziele und in der allgemeinen Richtung ihres Strebens miteinander verbunden. Erhöhung der Krone, Befreiung der fürſtlichen Gewalt von Feſſeln und Schranken, ſtrafferer Aufbau des Behördenkörpers und Ausdehnung der landesherrlichen Bureaukratie, größere Staatseinheit und feſteres Gefüge des Länderzuſammenhanges, Zurückdrängung der Sondergewalten und des Partikularismus, möglichſte Gleichförmigkeit der Geſetzgebung, aller Verwaltungszweige und der Wirtſchaft: Joſephs Ziele waren das auch. Indeſſen gebärdete er ſich im einzelnen überall als Mann der ſchärfſten Tonart, er ſteigerte dieſe Beſtrebungen bis zur ungeſunden Übertreibung.

Noch ſchlummerten die Gefahren, die dem Werk der Kaiſerin aus der Perſönlichkeit ihres Sohnes erwachſen ſollten, im Schoße der Zukunft. Noch konnte Joſeph nicht wagen, die Hand an die von ihr ſo weiſe beſtimmte Ordnung der Dinge zu legen. Wohl aber beobachtete Maria Thereſia ſchon bei ihren Lebzeiten voll Sorge, wie ihr Thronfolger ſich zur Kirche verhielt. Mutter und Sohn ſtanden ſtreng auf dem Boden des Staatskirchentums, das die Entwicklung des Donaureichs bis tief ins neunzehnte Jahrhundert ſo ſtark und nachhaltig beeinflußt hat. Aber er ſpannte die Ausdehnung der ſtaatlichen Gewalt weiter, während die Kaiſerin bei entſchiedenſter Wahrung der Rechte des Staates und mancher



Kaiſerin Maria Thereſia
Gemälde von Martin van Meytens. Wien, Akademie der Bildenden Künſte



Kaiserin Maria Thereſia im Kreiſe ihrer Familie
Gemälde von Friedrich Heinrich Füger, 1776. Wien, Galerie des 19. Jahrhunderts

Eingriffe doch die Selbſtändigkeit der Kirche nicht untergrub. Joſeph dagegen legte Hand an die Wurzeln ihrer autonomen Stellung und wollte ſie zu einer dem Staate dienenden Anſtalt machen. Auch konnte ſich der Vorkämpfer der Vernunft und Aufklärung mit der Herrſchaft des klerikalen Geiſtes im Unterricht nicht zufrieden geben. Außerhalb der kirchlichen Sphäre aber vertrat Joſeph weitgefaßte Grundſätze von Duldung und Gewiſſensfreiheit, die ſich an dem engeren Toleranzbegriff ſeiner Mutter reiben mußten. Über ſolchen Fragen, die das Gewiſſen der alternden Fürſtin berührten, kam es zu ſchmerzlichen Ausbrüchen, zum hoffnungsloſen Eingeſtändnis der Entfremdung. Sie ſtanden einander im Wege, und Maria Thereſia war an der Verſchärfung nicht ganz ſchuldlos. Denn ſie ſuchte ihrem Mitregenten die Grenzen ſo eng als möglich zu ziehen und legte trotz Anwandlungen von Regierungsmüdigkeit das Zepter nicht aus der Hand. Leicht war das Räderwerk einer ſo künſtlich zuſammengeſetzten Staatsmaſchine nie gelaufen. Nun hatte ſich auch in der Führung ein perſönlicher Dualismus eingefreſſen, obgleich die Kaiſerin die entſcheidende Stimme wahrte. Aber ihr Mißtrauen wuchs. Sie wurde allmählich etwas grämlich, ſo ſehr ihre Frohnatur dagegen ankämpfte. Ihr ſchien jetzt oft, ſie paſſe nicht mehr in die Gegenwart hinein.

Bei aller Sehnſucht nach Ruhe konnte Maria Thereſia auch im Alter nicht für ihr Reich bloß eine Macht der Erſtarrung werden. In ihrer Art ſetzte ſie ſich mit dem Neuen auseinander. Behutſam lief die Arbeit am Staate weiter. Eine letzte Reformwelle, von der ſich jene erſte Periode doch einigermaßen als weſensverſchieden abhebt, geht durch die Spätjahre. Aber es rückte nunmehr mit der Begründung der Volksſchule, der Unterrichtsorganiſationen und Agrarreform der eudämoniſtiſche Wohlfahrtsgedanke des Polizeiſtaates, dem materielle, geiſtige und ſittliche Hebung des Untertanen am Herzen lag, ſtärker ins Licht. Auch in Öſterreich zeigte ſich der erleuchtete Abſolutismus ſowohl von der machtpolitiſchen wie von der volksbeglückenden Seite.

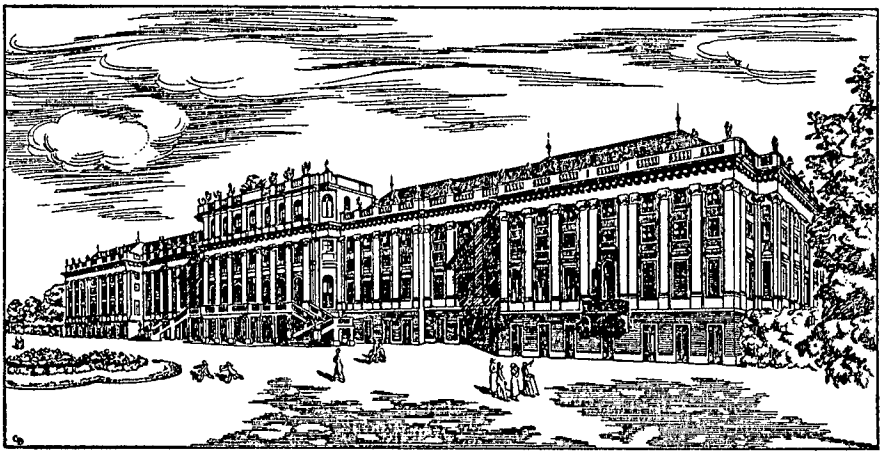
Das große, gegen hartnäckige höfiſche und ſtändiſch-ariſtokratiſche Widerſtände durchgeſetzte Werk der thereſianiſchen Agrarreform blieb zwar ein Torſo. Denn die Kaiſerin verwirklichte ihre kühnſten Ziele, ſo die Aufhebung der Leibeigenſchaft, zunächſt nur auf ihren eigenen Staatsgütern; keineswegs aber vermochte ſie alle ihre Pläne auszuführen, die weit über einen kräftigen Bauernſchutz hinausgingen und ſogar die Aufhebung der Erbuntertänigkeit und der gutsherrlichen Verfaſſung ins Auge zu faſſen gewagt hatten. Die Gründe für das halbe Gelingen und die ungleichmäßige Durchführung lagen weniger auf dem Gebiete perſönlicher Schwankungen und Hemmniſſe als in der inneren Struktur ihrer Länder und ihres geſellſchaftlichen Aufbaues; deſſen völlige Umſchichtung wäre ihr wohl als zu hoher Preis für die Bauernbefreiung erſchienen! Daß aber gerade dieſe bauernfreundlichen Bemühungen nicht ausſchließlich aus kühlen Intereſſen militäriſcher, ſteuerpolitiſcher Art und allenfalls volkswirtſchaftlichen Motiven entſprangen,

ſondern daß die Kaiſerin ſich auch vom Mitgefühl für die ländliche Bevölkerung, von hoher ſittlicher Verantwortung leiten ließ, daß ſie mit ihren Verſuchen, zu helfen und zu lindern, mehr auf ſeiten der armen geplagten Bauern als der Grundherren ſtand, über deren ſchwarze Bosheit ſie Klage führte, bezeugt der heiße Eifer, ja die innere Erregung, womit ſie dies Werk betrieb. Anſtoß und Vorbild, die ſie gegeben, wirkten im Öſterreich Joſephs des Zweiten und über ſeine Grenzen hinaus fort.

Das Verhältnis der Kaiſerin zu Geiſt und Gedankengut der Aufklärung war bedingt durch ihre Kirchlichkeit. So hatte Maria Thereſia über Toleranz begrenzte Vorſtellungen. Die Proteſtanten blieben der Tochter der alleinſeligmachenden Kirche, ſofern man ihrer wirtſchaftlich nicht bedurfte, immer fremd, und lieber wäre es ihr geweſen, ſie hätte keine unter ihrem Zepter gehabt. Mißtrauiſch wachte die Regierung über dieſe gefährlichen Untertanen und wirkte ihrer möglichen Ausbreitung entgegen. Die Juden, die auch in den habsburgiſchen Landen Ausnahmegeſetzen unterworfen waren, ſtanden bei der Kaiſerin gar nicht in Gunſt. Sie ſah in ihnen ein fluchbeladenes Volk und eine Peſt für den Staat. Böhmen wollte ſie lange durch Ausweiſung bis auf den letzten Mann von ihnen ſäubern, hätten ihre Behörden und die Stände nicht dieſe Abſicht vereitelt.

Maria Thereſias Bemühungen um Wiſſenſchaft und Unterricht hafteten beſtimmte Schranken an. Überall blieb das Bildungsweſen, trotzdem der Staat grundſätzlich ſeine Leitung in Anſpruch nahm und die Verweltlichung der Univerſitäten im ganzen Fortſchritte machte, ſtark durchſetzt von klerikalem Einſchlag und verleugnete nicht eine gewiſſe Gebundenheit. Sie entſprach der eigenen geiſtigen Verfaſſung der Herrſcherin. Von einem gehobenen, möglichſt umfaſſenden, einheitlich geregelten Schulweſen verſprach ſie ſich ein lebhafteres Gefühl ſtaatlicher Zuſammengehörigkeit, zugleich eine ſtärkere Durchwachſung der ſlawiſchen Gebiete mit deutſcher Sprache und Bildung. Wohl aber ſchwangen in der Begründung der Volksſchule, dem letzten großen Werk der Spätzeit, lebhafte perſönliche Impulſe Maria Thereſias mit, ihre Freude am Aufwachſen von Kindern, ihre volksbeglückende Ader, ihr mildes Aufklärertum ebenſo wie ihre Frömmigkeit, die es dem Lehrer zur Pflicht machte, die Schüler zu wahren katholiſchen Chriſten zu erziehen, aber auch ihr Abſcheu gegen jeden Aberglauben, ſelbſt in religiöſem Gewand. Von allen Leiſtungen ihrer Spätzeit hat dieſes Werk trotz ſeiner Unvollkommenheiten ſie perſönlich am meiſten befriedigt.

Maria Thereſia war im übrigen nicht tiefer mit dem draußen im Reich aufblühenden deutſchen Geiſtesleben verbunden, obwohl von deſſen Inhalten manches nach Öſterreich herüberrann. Stiller lag dieſes ja ſeit der Gegenreformation da. Der Literatur ſtand Maria Thereſia im Grunde fern; ſie war nun einmal eine ganz und gar unliterariſche Perſönlichkeit und in dieſen Dingen faſt von kleinbürgerlichem Horizont. Von Theater und Schauſpielern hielt ſie gleichfalls nicht viel. An demnoch zu ihren Lebzeiten beginnenden Aufſchwung des Burg-



Schloß Schönbrunn bei Wien, von Fiſcher von Erlach d. A. begonnen, unter Maria Thereſia 1744—1750 vollendet

theaters kam ihr kein Verdienſt zu. Sie hatte Joſeph dieſe Sache überlaſſen, ſah es aber ungern, wenn Perſonen von Stande ſich eingehender mit der Bühne befaßten.

Maria Thereſia war keine jener an den deutſchen Fürſtenhöfen nicht ſeltenen Perſönlichkeiten, die den Künſtlern Anſporn zu höchſten Leiſtungen gaben. Kaum beeinflußt von ihr gingen die Schaffenden ihre Wege. Sie erlebte in ihrer Jugend das Ausklingen des Barock, ihre beſte Zeit war umrahmt von der ſprühenden Grazie des Rokoko, und in ihrem Alter begann man im Kunſtwerk Einfalt und ſtille Größe zu ſuchen.

Von allen Künſten kam ihr die Muſik offenbar am nächſten. Wenigſtens brachte ſie in die Erziehung ihrer Kinder und das Hofleben jenen edlen Klang, ohne den Öſterreich ein Weſen ohne Seele wäre. Gluck, den ſie den damals noch vorherrſchenden Italienern kaum vorzog, erfuhr als Hofkapellmeiſter ihre Gönnerſchaft. Eine Reihe ſeiner Werke ſchuf er für ihre Feſte. Später ebnete ſie ihm durch ihre Empfehlung an Marie Antoinette in Paris die Wege, und dort, auf dem heißen Boden der damaligen Welthauptſtadt, focht der feurige deutſche Meiſter den erbitterten Kampf ſeiner an Erſchütterungen reichen, ſtrengen und innigen Kunſt gegen die verſchnörkelte, ſpieleriſche Manier der italieniſchen Oper aus.

*

Wie die innere, ſo hatte auch die auswärtige Politik der Spätzeit ihre eigene Farbe. Nach einem Leben voll ſtandhafter Kämpfe trat ein natürlicher Rückſchlag ein. Früher, als noch alles für die Kaiſerin auf dem Spiele ſtand, hatte ihr weiches Herz nicht davor zurückgeſchreckt, den letzten Blutstropfen von ihren Untertanen

zu fordern. Jetzt konnte ſie behaupten, lieber wolle ſie eine Macht zweiten Ranges werden, aber dabei ihre Völker glücklich machen, als ſie durch Feldzüge zugrunde zu richten.

Erhaltung des Friedens war denn auch ihr Ziel während des Ruſſiſch-Türkiſchen Krieges, während der polniſchen Wirren und in der bayeriſchen Erbfolgefrage. Aber ihre Predigt fand bei ihrem landhungrigen Sohn und Mitregenten wenig Anklang, und die von ihm eingeſchlagene Politik erregte nur ihr Mißfallen, zumal ſie über ihren Kopf hinwegging und ihre ſittlichen Anſchauungen verletzte.

Als der Vorſchlag einer Zerſtückelung Polens, dieſes Kabinettſtück der Ländervergewaltigung, an ſie herantrat, bekannte ſie ihre Beklommenheit: zum erſtenmal ſah ſie das Recht nicht in ihrem Lager. Denn von den vorgewieſenen Rechtstiteln Öſterreichs hatte ſie eine ſehr geringe Meinung. Nichts ſchmerzte ſie mehr als der Verluſt ihres guten Rufes, den ſie bei der Beteiligung an dem polniſchen Raube erleiden mußte. Dieſe unſelige Tat vergifte ihre Tage und koſte ſie zehn Jahre ihres Lebens, ſo klagte ſie einem ihrer Kinder.

Das Machtſtreben ihres Staates rollte über ihre Warnungen hinweg. Sie hatte die Entſcheidung ihrem Sohne und Kaunitz zugeſchoben. Aber ſie unterzeichnete! Schließlich regte ſich auch in ihr der Wunſch, wenn nun einmal das Unglück doch ſeinen Lauf nehme und Rußland ſowie Preußen ſich bereicherten, nicht völlig leer auszugehen. Und eben dieſer Geiſt der Halbheit brachte die Entſcheidung. „Heuchelei der ehrwürdigen Frau Betſchweſter" nannte das kurzweg die boshafte, aufgeklärte, nicht ſehr tugendhafte Herrſcherin auf dem Zarenthron, die man die Semiramis des Nordens nannte, und Friedrich der Große lächelte gleichfalls ſarkaſtiſch über ſeine fromme Feindin.

Bei Erwerbung der Bukowina und noch mehr im Bayriſchen Erbfolgekrieg empfand die Kaiſerin ähnlich, indem ſie ſogar davon ſprach, aus der Regierung auszuſcheiden. Wiederum ſiegte der Wille Joſephs über die ſittlichen Bedenken und das abwägendere Urteil ſeiner Mutter. Bayern wurde beſetzt. Der Krieg brach aus. Friedrichs Truppen ſtanden wieder in Böhmen. Nichts blieb der Kaiſerin mehr übrig, als zur Beilegung der Feindſeligkeiten zu drängen; ja ſie überwand ihren Stolz ſo weit, einen ſchriftlichen Bittgang zu dem alten Gegner zu tun, was ihr Joſeph ſehr verargte. Als der Friede von Teſchen, der Öſterreich nur das Innviertel eintrug, an ihrem Geburtstag unterzeichnet wurde, ſchrieb Maria Thereſia an Kaunitz, nun habe ſie ihre Karriere glorios mit einem Tedeum im Stephansdom geendigt. Friedrich hingegen zog aus dem Erbfolgekrieg die Lehre, daß er in Zukunft nicht mehr die einſtmals ſo heldenhafte Frau, ſondern nur noch ihren Sohn zu fürchten habe.

*

Als der Tod Maria Thereſia abberief, konnte die treue Mutter ihrer Kinder und Untertanen mit gutem Gewiſſen vor ihren Richter treten.

Sie hatte Öſterreich-Ungarn ſeinen Platz unter den Mächten Europas gewahrt. Nach wie vor erfüllte es im Herzen des Erdteils, in Deutſchland, Italien, den Niederlanden und ſlawiſchen Kronländern ſeinen Aufgabenkreis; ja es hatte ſich ſogar nach Oſten hin ausgedehnt.

Das Deutſchtum führte im Völkergewirr der Monarchie, ohne ſeine Vorherrſchaft zu überſpannen, und war weiteren Aufſtieges fähig. Noch verſprach dieſe habsburgiſche Staatenwelt eine zukunftsvolle gemeinſame Entwicklung. Nichts war unter dieſer Herrſcherin geſchehen, was notwendig Zerſtörung oder Auflöſung nach ſich ziehen mußte.

Der Thron ſtand ſicherer gegründet als bei Beginn ihrer Regierung. Das Reich war feſter gefügt, beſſer verwaltet, geſitteter und fortgeſchrittener, als ſie es von ihrem Vater empfangen. Einheit und Zuſammenhang waren gewachſen dank der Geſetze und Einrichtungen, die ſie geſchaffen. Maria Thereſias geſchichtliche Nachwirkung war tief und fruchtbar, ihre perſönliche Erſcheinung unvergeßlich. Der Name dieſer Frau, die ganz deutſch und vollkommen öſterreichiſch war, behielt ſeinen warmen menſchlichen Klang. Er rauſcht hinein in eine tief verwandelte Welt; die Lebensform des alten Donaureichs hat ſie für immer zerſtört, ohne dem neuen Öſterreich diejenige ſchaffen zu können, die ſeiner Volkheit gemäß iſt.

Joseph II.

1741—1790

Von

Heinrich Kretschmayr

Im sechzehnten Jahrhundert ist mit einer Raschheit des Emporkommens, die für den Betrachter etwas nahezu Unwahrscheinliches an sich hat, in Vereinigung von spanischem Königtum, deutscher Kaiserkrone und erblicher Ländergewalt in Österreich, Ungarn und Böhmen das Haus Habsburg zu einer Weltmacht geworden. Im achtzehnten Jahrhundert sind um die Erbschaft des erst in Spanien und dann in Österreich ausgestorbenen Hauses zwei Weltkriege geführt und ist durch diese das politische Antlitz von Europa verändert worden. Spanien wurde aus einem Gegenland zu einem Nebenland von Frankreich, und Österreich, aus der Verbindung mit Spanien gelöst, mit seinen drei Weltstellungen in Deutschland, Italien und an der Donau zu einer „nach dem Osten verschobenen Monarchie Karls des Großen" geworden, bettete sich tiefer als bisher in deutsche Aufgaben ein. Deutsches Reich und Land gegen den Westen zu verteidigen und deutsche Lebensform und Sprache in die Österreich umsäumende nichtdeutsche Umwelt hinauszutragen hatte sich als Doppelverpflichtung von der Stunde an ergeben, als den Habsburgern, seit drei Menschenaltern Trägern der Kaiserkrone, zum Erzherzogshut von Österreich die Königskronen von Böhmen und Ungarn zugewachsen waren. Als aber im achtzehnten Jahrhundert nach dem Kriege um das spanische Erbe, der das Haus Österreich an Land und Geltung reicher machte und nicht ärmer, auch der Krieg um dieses österreichische Erbe, wenn nicht ohne Opfer, so in Ehren überstanden war, stellte sich die Aufgabe, im kulturbedürftigen und geistig widerstandsschwachen Osten dem deutschen Geiste gleichsam ein Kolonialreich zu schaffen, in verstärktem Maße und mit ganz anderem Gewicht ein. Gewiß, der Verlust von Schlesien, mit dem die Erhaltung der Erbschaft der Väter hatte bezahlt werden müssen, lastete schwer auf Herrschern und Staatsmännern. Maria Theresia, die das Staatsvereinheitlichungswerk ihrer Zentralverwaltung besonders auch um der Wiedereroberung Schlesiens willen eingeleitet hatte, empfand es als Leid ihres Lebens, daß ihr Haus die „Obermacht" in Deutschland verloren habe und daß dort Preußen zur Gegenmacht aufsteige. Der Gedanke drängte sich auf, sich, wenn nicht durch den Rückgewinn von Schlesien, so durch anderen deutschen Landgewinn, im besonderen von Bayern, Ersatz für geminderte Geltung zu schaffen und damit die noch nicht entscheidend beantwortete Frage der Vormacht in Deutschland nochmals aufzuwerfen. Andererseits drängte gerade der Verlust von Schlesien wie früher

die Lösung aus der Verbindung mit Spanien Österreich einer gesteigerten Tätigkeit im südosteuropäischen Raume nach Politik und Kultur zu. Das Herrschergefühl der Maria Theresia kam Gedanken dieser Art durchaus entgegen. Es waren nicht nur Worte, wenn sie sich in ihren Denkschriften und anderenorts ihrer Länder erste und allgemeine Mutter nannte, und ihre Verwaltungsorganisation war nicht nur als außenpolitisches Geltungsmittel, sondern auch als ein um seiner selbst willen geschaffenes Mittel der Einheit des Staates und der Erhebung der allgemeinen Lebensformen gedacht. Mögen die Verstandessätze der Aufklärung kaum an ihr noch vom Glauben an die hergebrachten Ordnungen erfülltes Herz gerührt haben, sie hat doch die Überordnung des Trägers der Krone als des durch Gott und Vernunft gesetzten Führers über das verworrene Kräftespiel der eigenwilligen Stände und Gruppen und die dieser Krone aus ihrer Herrschgewalt erwachsende Verpflichtung zur sorglichen Pflege der allgemeinen Wohlfahrt zu ihrem Gedanken und zu ihrer Empfindung gemacht. Wie hätte aber in einem so gedachten Gemeinwesen nicht die Pflege des Deutschtums und der deutschen Sprache als einer politischen Vereinheitlicherin und einer Lebenserheberin Platz finden sollen, auf daß durch sie der Geist der Reichstreue in Heer und Verwaltung, Kunst und Schule bis an die letzten Grenzen hinausgetragen werde?

Von diesen Meinungen und Gedanken war die Jugend des Mannes umspielt, der im Hochsommer 1765 seinem Vater Kaiser Franz dem Ersten in der deutschen Kaiserkrone und in der Mitregentschaft der habsburgischen Erblande folgte. Das geistige Erbteil des Vaters, dem, was man auch gegen seine lässige Art, seiner Würden zu walten, vorbringen mag, doch immer eine historischer Größe freilich entbehrende menschliche Vortrefflichkeit eignet, scheint gering, er ist vielmehr, nur um mehrere Grade härter und kälter, der Sohn seiner Mutter Maria Theresia: Kaiser Joseph der Zweite. Als er, der ersehnte männliche Erbe, am 13. März 1741 zur Welt kam, glaubten in der politischen Not jener dunklen Tage die Leute für gewiß, daß die Kaiserkrone, nach der sich so viele Hände streckten, nunmehr dem Hause Österreichs nicht verlorengehen werde. In der Tat, im Frühjahr 1764 wird Joseph ohne ernstliche Gegenwirkungen zum römischen König gewählt und gekrönt werden, wird diese Wahl bedeuten, daß der große Friedrich, siegreich für sich, im Reiche besiegt worden sei, und durch die Beschreibung Goethes in „Dichtung und Wahrheit" eine Art von volkstümlicher Unsterblichkeit gewinnen. Ein schwer zu behandelndes Kind, störrisch und hochmütig, ohne Geschick und Gründlichkeit erzogen, aber aus sich selbst heraus lernbegierig, freilich „ohne die Geduld, sich zu unterrichten", ohne Sinn für Spiel und Fröhlichkeit, nach eigenem Worte alles fürchtend, was Fest heißt, hat Joseph seine Gedanken frühzeitig scharf und deutlich zu fassen und auszudrücken gelernt. Als Zwanzigjähriger überraschte er den eben neu eingerichteten Staatsrat in der ersten seiner vielen Denkschriften, in denen er den unruhigen, gedankenüberfüllten Geist zu entlasten und irgendwie zu bändigen versuchte, mit einem Programm seiner Herrscheraufgaben, das er, ein

wenig romantisch und ein wenig bescheiden, „Träumereien" nannte. Es enthält das Rüstzeug des „Despotisme lié" des Jahrhunderts: Volksbeglückung und Herrscherverantwortlichkeit, Ständeausgleichung in Beseitigung der hergebrachten Sonderrechte und Machtzentralisation, Verbürgerlichung der Gesellschaft und absolute Krongewalt; der Herrscher ist der Diener des Staates, aber auch der Beauftragte und Vollstrecker des Staatswillens durch die Gnade Gottes und das Recht der Vernunft. Als er, Kaiser und Mitregent der Mutter geworden, seine Träume in die Wirklichkeit zu übersetzen unternehmen wollte, mußte er freilich wahrnehmen, daß ihm die Wege in sie verbaut waren. Denn seine Mutter Maria Theresia und der Kanzler Kaunitz, denen zur Seite er in sein Herrscheramt eintrat, hatten ihren sehr ausgesprochenen Willen, und der junge Herr mußte sich in eine Politik zu dreien finden oder verzichten, Politik zu machen. Er beklagte bitter, daß die Mutter ihm „munter" in seine Gedanken und Reformen „dreinschneide". Im Grunde wollten sie wohl, Mutter und Sohn, das gleiche: die fürsorgliche und zugleich gebieterische Betreuung des Staates durch den Herrscher über die eigensüchtigen ständischen Gewalten weltlichen und geistigen Charakters hinweg. Aber wenn es nicht die Verschiedenheit des Zieles war, die sie trennte, so war es die Verschiedenheit der Meinung über den rechten Weg dazu. Was die Mutter aus weiblicher Zartheit wollte, suchte der Sohn aus kalter Überlegung.

Der Mutter war der Staat eine lebendige Gemeinschaft wohlwollend zu ihrer Zufriedenheit zu lenkender Menschen, dem Sohne der harte Pflichten- und Aufgabenapparat, der unter monarchischer Führung hart in Gang gehaltene Maschinenstaat, in den die Menschenwillen und Menschenkräfte ohne Rücksichtnahmen eingefügt werden. Die religiöse Frau, die ganz Wirklichkeit und Natürlichkeit war, stand gegen den Gedankenmenschen, der die Gegebenheiten der lebendigen Gemeinschaft geistreich ersonnenen Formeln unterwerfen wollte. Sie achtete die Unwägbarkeiten des Lebens und übte die Ehrfurcht vor den historischen Gewordenheiten; er band sich an die Regeltreue einer Art von Staatsphilosophie und an eine geschichtlos fertiggemachte Rechtsdogmatik. So war kein Ende der Mißverständnisse und der Klagen, daß man einander nicht verstünde. Maria Theresia, niemals von dem Leid um den verlorenen Gemahl genesen, der so viel leichter zu behandeln und zu bereden war als nun der Sohn, hat die unauflösbaren Auffassungsgegensätze zu diesem mit dem fast völligen Verluste der Heiterkeit, wenn auch nicht der Geschlossenheit ihrer einfachen Seele bezahlt. Kaunitz aber, nach Programm und Weltanschauung dem Kaiser geistesverwandt und zumeist nur in Einzelmeinungen ihm entgegengesetzt, war ihm kein Helfer und Freund. Was sie beide auseinanderhielt, mehr noch als Mutter und Sohn, war der Unterschied zwischen Alter und Jugend. Der kunstverständige Seigneur des Ancien régime, der seine Kräfte in dem furchtbaren Siebenjährigen Kriege ausgegeben hatte und jene letzte Entschlossenheit vermissen ließ, die wahrhaft große Menschen kennzeichnet, stand gegen den jugendlich rücksichtslos anstürmenden

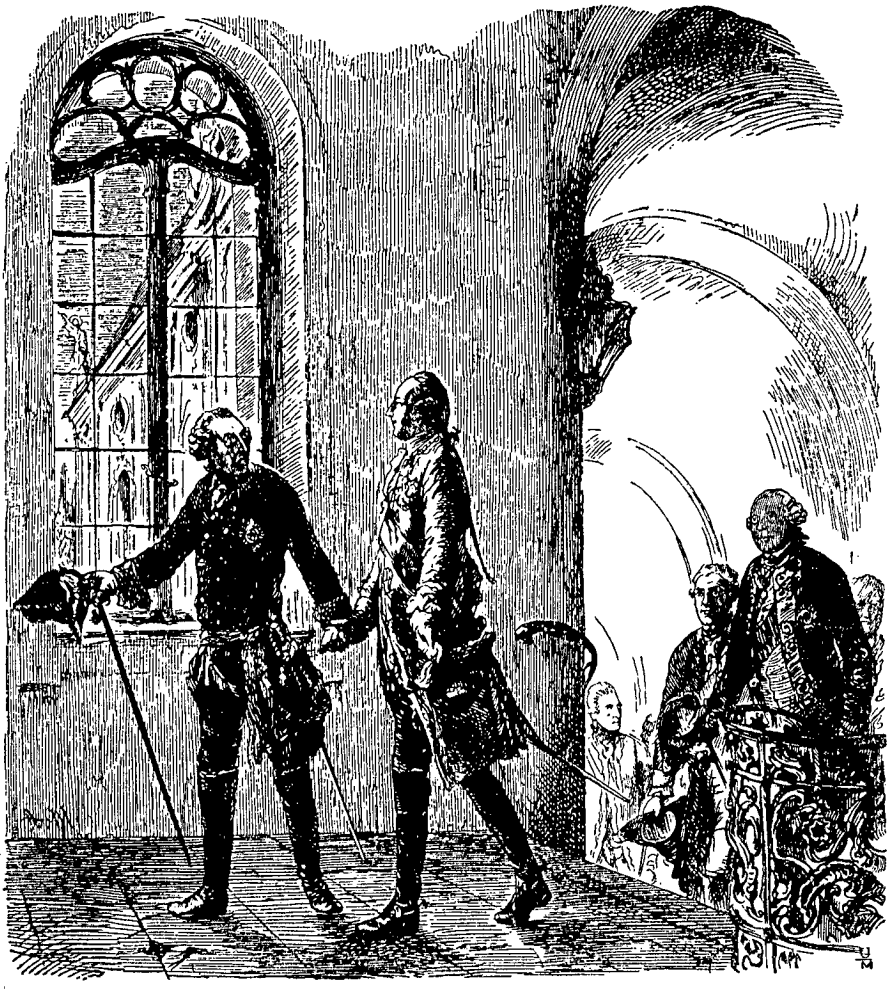
Monarchen, der ein fast schon bürgerliches Gesellschaftsideal im Herzen trug. Man kann wahrnehmen, daß die Kaiserin, den beiden Männern in ihrer Weltanschauung fern, eher zwischen ihnen beiden vermittelt hat als etwa der alte Freund und Kanzler zwischen ihr und dem Kaiser, und man mag verwunderlich finden, daß bei diesem Kampfe der Generationen, Temperamente und Anschauungen überhaupt eine leidliche Einheit in der hohen Politik sich bewahren ließ. Der Kaiser sah sich dabei oft überwunden, behauptete sich manchmal, war selten siegreich. Seiner Anklagen gegen das System der Mutter war kein Ende. Diese wieder fand die zugegebenen Mängel ihres Systems weniger schädlich als das vom Kaiser empfohlene fortwährende Herumprobieren in den obersten Regierungsgrundsätzen. Joseph gesteht, daß er nicht bloß, um zu lernen, sondern fast mehr noch, um den heimischen Gegensätzlichkeiten zu entgehen, in diesen Mitregentschaftsjahren immer wieder auf Reisen gegangen sei, in seine weitgedehnten Erblande, nach Deutschland, Frankreich, Rußland. Die wahre Alleinherrschaft, nach der ihn verlangte, hat er auch, Kaunitz gegenüber, nach dem Tode der Mutter nicht üben können; immer waren ihm, um ein Bismarckwort zu gebrauchen, die Schachfiguren, mit denen er spielen wollte, festgenagelt.

*

Der unruhvolle Drang nach irgendwelchen hohen Preisen, der den jungen Herrscher erfüllte und vorwärtstrieb, hat sich in seiner Regentschaftszeit anders als in seinen Alleinherrschaftsjahren mehr auf dem Felde der äußeren als der inneren Politik kundgegeben. Man wird dem Kaiser nachsagen dürfen, daß er allezeit als Ausgestalter des Heeres sich betätigt und die Armee durch die Einführung des Aushebungssystems vom Söldnerheer zum Volksheer umzuwandeln begonnen habe, und die im Zuge der großen, mit Eifer und Interesse verfolgten Gesetzgebungsarbeiten im Januar 1776 gegen den Willen der Mutter durchgesetzte Abschaffung der Folter lobt sein Andenken für jeden Menschenfreund. Aber die äußere Politik, in der keine Weltanschauungsgegensätze zu bekämpfen und überwinden waren, bot dem von dem Kanzler eher genährten als eingedämmten Fürstenehrgeiz Josephs zunächst reichere Möglichkeiten dar. Er wollte in ihr den drei Weltstellungen des Reiches Rechnung tragen: in Deutschland mit dem Gewinn von Bayern, in Italien mit der Verkleinerung oder Eingliederung des Staates von Venedig, im Osten zusammen mit Rußland mit Balkaneroberungen. Glaubte er wirklich, anders als die Mutter, sich mit König Friedrich gütlich vergleichen zu können? Maria Theresia hat den König niemals gesehen, niemals sehen wollen. Joseph suchte ihn auf. Im August 1769, zu Neiße in Schlesien, versicherte er Friedrich, es gebe für Österreich kein Schlesien mehr. Aber König Friedrich glaubte ihm nicht. Er fand ihn liebenswürdig und aufgeklärt, aber auch ehrgeizig; man wisse nicht, ob er es auf Venedig, Lothringen oder Bayern abgesehen habe. Als sie sich zum zweitenmal im September 1770 in Mährisch-Neustadt sahen,

konnten sie sich immerhin über ihre Beteiligung an der von Rußland her drohenden Aufteilung des polnischen Staates verständigen. Zwei Jahre später trug diese Vereinbarung ihre Früchte. Rußland hatte sich in die unteren Donauländer eindrängen und damit eine Aufteilung der Türkei einleiten wollen. Die erste Teilung Polens, welche der österreichischen Monarchie die Königreiche Galizien und Lodomerien einbrachte, lenkte Rußland sehr im Sinne von Österreich von der Donau ab. Die Kaiserin stimmte schweren Herzens zu. Für Joseph war die polnische Teilung ebenso wie die drei Jahre später auf Grundlage anfechtbarer Rechtsgründe vorgenommene Einverleibung der bisher türkischen Bukowina nur eine Frage des europäischen Mächtegleichgewichts. Wenige Jahre nachdem er mit König Friedrich verbindliche und bewundernde Worte getauscht, griff er, erfüllt von einem schon bei Prinz Eugen vorhandenen Verlangen, auf Bayern, um es ganz oder teilweise an Österreich zu bringen, diesem so die alte Geltung im Reich zurückzugewinnen und ihm die Durchdringung seiner österreichischen Länder mit dem Deutschtum zu erleichtern. Aber Friedrich fand, dieser Kaiser, der die Rechte seiner Kaiserkrone so viel bestimmter festhielt und zu mehren unternahm als die Mutter, laste schwer auf seinen Schultern, und fiel ihm in den Arm. Ein allerdings nicht ernstlich durchgekämpfter Erbfolgekrieg um Bayern, dessen Kurfürst sich nicht ungern mit dem Kaiser verglichen hätte, endete im Mai 1779 mit einem Verzicht auf den aussichtsvollen Gedanken und mit dem kleinen Landgewinn des bayrischen Innviertels. Die Kaiserin war gleichwohl des hergestellten Friedens froh; sie fand, sie beschließe damit „glorios" ihre Laufbahn. Im November 1780 ist sie gestorben.

Die Fragen der Außenpolitik blieben, als Joseph nun in die Alleinregierung eintrat, die sie waren; sie hießen Frankreich, Rußland, Deutschland. Gegen Frankreich, das er besucht und aufmerksam und gründlich durchfahren hatte, war der Kaiser gleich dem Vater immer schlecht gestimmt; hatte es ihnen, den Lothringern, doch das Land der Väter weggenommen. Mochte dort Kaunitz seines diplomatischen Amtes walten. Das Bündnis beider Reiche vom Mai 1756 lockerte sich auf. Joseph hatte keine Freude an dieser französischen Allianz, die der Stolz von Kaunitz und auch der Mutter war. Er fand für besser, sich Rußlands zu versichern, von Frankreich frei zu werden und dem gefürchteten Gegenspieler in Berlin, dem Verbündeten Rußlands vom April 1764 her, einen Hauptstein aus dem Brett zu nehmen. Es ist ihm gelungen, auf einer noch bei Lebzeiten der Mutter unternommenen Reise nach Rußland die offenbar von seiner Person gefangengenommene Zarin Katharina zur Wiedererneuerung des Bündnisses von Österreich und Rußland zu veranlassen, ohne daß das Bündnis mit Frankreich sich auflöste. Aber Frankreich war längst kein Bundesgenosse mehr. Es hatte im Bayrischen Kriege jede Bundeshilfe verweigert; es schützte Holland und schloß mit ihm Vertrag und Bündnis, als Kaiser Joseph die holländische Scheldesperre, die ihm sein belgisches Antwerpen verdarb, aufzubrechen versuchte, und zwang ihn,



Begrüßung Friedrichs d. Gr. und Josephs II. im Schloß zu Neiße.
Holzschnitt von Adolph Menzel aus Kuglers „Geschichte Friedrichs d. Gr.", 1840

sich diesen lebenswichtigen Anspruch mit Geld abkaufen zu lassen; es freute sich, weit entfernt, die kaiserliche Balkanpolitik irgendwie zu fördern, daß dort Österreich anders als Rußland „nur ein winziges Stück von der türkischen Pastete bekam", und der König von Preußen hatte seine rührige Partei in Paris.

Geriet so dem Kaiser das politische Spiel im Westen durchaus nicht gut, so blieb es in Italien, das ein Land des geringsten Widerstandes gewesen wäre, beim bloßen Pläneschmieden. Würde in Deutschland etwas gelingen? Österreich hatte, was es auch an Schwierigkeiten gab, Bündnis mit Frankreich und mit Rußland. England war in Amerika gründlich beschäftigt. Wie einsam war es um König Friedrich! Er empfand es wohl. Er wußte freilich auch, daß die Wiederkehr

der politischen Konstellation von 1756 nicht die Gefahren von damals barg. Als Kaiser Joseph zum zweiten Male nach Bayern griff, der Kurfürst Karl Theodor das ihm zu Tausch angebotene vollunabhängige Belgien anzunehmen sich bereit zeigte, leistete er entschlossenen Widerstand. Er rief im Sommer 1785 die Reichsstände, Katholiken und Protestanten zu einem Fürstenbunde gegen den Kaiser auf und hatte die Genugtuung, zu sehen, daß außer Köln und Trier, Hessen-Darmstadt und Württemberg alle seinem Rufe folgten. Er wußte, daß von Rußland nur Worte, von Frankreich gar nichts oder gar Feindseligkeit gegen den Kaiser eingesetzt werden würde. Es war wieder einmal ein Sieg der alten „Deutschen Libertät" über die kaiserliche Reichsgewalt, und eine gesamtdeutsch gerichtete Betrachtung wird diese „erste Verwirklichung des kleindeutschen Programms" nicht anders als unerfreulich empfinden können. Der Kaiser versuchte es noch mit einer kühnen Frontwendung in seiner deutschen Politik. Ein Jahr nach dem Fürstenbunde starb König Friedrich. Sollte, fragte sich Joseph, das Gegenspiel von Österreich und Preußen sich nun nicht in ein Bündnis verkehren lassen? Vereint könnten beide Mächte, die einer Religion und einer Sprache gehörten, die Friedenswärter von Europa werden. Der zukunftsvolle Gedanke brach sich alsbald an dem leidenschaftlichen Widerstande des Kanzlers, der sich in einem wahren Belsazarbrief gegen diese Sünde an allem heiligen Herkommen zur Wehr setzte, und die Eile, mit der Joseph ihn fallen ließ, möchte annehmen lassen, daß er ihm nur eine flüchtig ergriffene Augenblickseingebung, wie er selbst bald nachher gesagt hat, nur eine Schimäre gewesen ist. Bald werden Preußen und Österreich wieder drohend gegeneinander stehen. Den „großen Plan" des Preußenministers Hertzberg, Galizien an Polen zurückzugeben, auf daß dieses Westpreußen an Preußen abtrete, und dafür die Donaufürstentümer an Österreich zu nehmen, hat Joseph nicht anhören wollen. Auch die Beredungen deutscher Kirchenfürsten über eine deutsche Nationalkirche, die ihm doch nach dem Sinne sein mußten, haben ihn teilnahmslos gelassen. Er war der deutschen Pläne müde.

Noch einmal, wenn auch nicht ohne Gefühl für die Widersprüche und Gefahren, die sich damit verbanden, und ohne Lust, das im Jahre 1787 bei nochmaligem Besuch erneuerte Russenbündnis, wie Kaunitz wollte, zu einem Angriff auf Preußen auszunützen, wandte er sich den Fragen des nahen Orientes zu. Er zögerte nicht, als mit der Kriegserklärung der Türkei an Rußland im August 1787 der Bündnisfall gegeben war, Rußland zur Seite in den Krieg einzutreten, aus dem er sich kostbaren Landgewinn, Westbalkanland oder Unterdonauland, und Beschwörung der wachsenden Unruhe in seinen Ländern versprach. Der Kanzler, in der Besorgnis, nur ja nicht etwa bei einer Teilung der Türkei zu kurz zu kommen und Rußlands gegen Preußen nicht mehr sicher zu sein, hielt den Kaiser nicht ab, sondern drängte ihn über die Bundespflichten hinaus in den Strauß hinein. Mag Joseph in seiner Unruhe das politische Gespinst seines Ministers zuweilen verwirrt haben, es war doch nicht seine, sondern die um jeden Preis

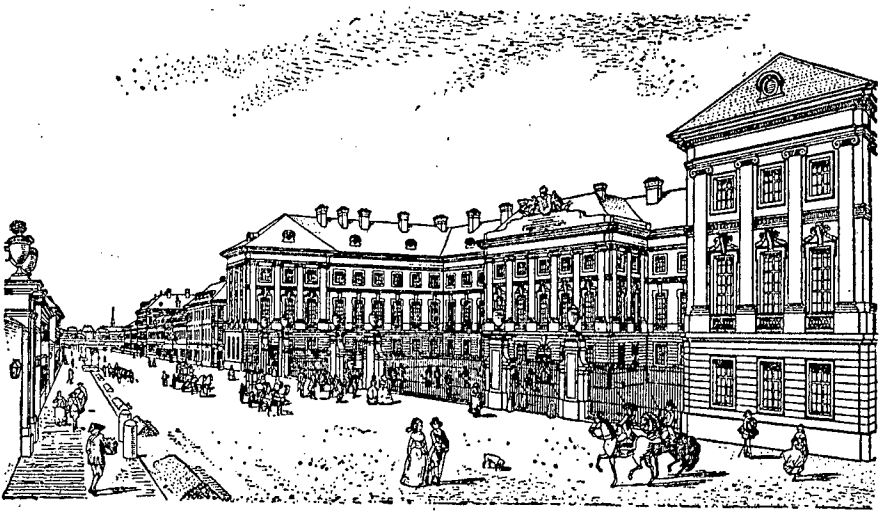
gegen Preußen gerichtete Politik von Kaunitz, die hier zu Fall kam, und mit Unrecht hat die öffentliche Meinung den Kaiser mit der Schuld an der russischen Unheilspolitik beladen, für welche die Hauptverantwortung sein Kanzler tragen muß. Denn der Krieg blieb trotz einer Eroberung von Belgrad durch Feldmarschall Laudon im Oktober 1789 militärisch ergebnislos, isolierte diplomatisch das Reich in Europa und belud es mit kaum erträglichen Schuldenlasten. Der Kaiser aber bezahlte die Teilnahme daran mit dem Preis seines damals schon durch Krankheit schwer angegriffenen Lebens. Sterbend mühte er sich noch, von Norden und Süden, von Preußen und der Türkei, und zugleich im Innern von Ungarn und Belgien her bedroht, den Griffen der drohenden Zange zu entrinnen, der dann sein Bruder Leopold in klug abgeschlossenem Vertrage die Greifer zerbrechen wird.

*

Ging so das außenpolitische Spiel in allen drei Weltstellungen seines Reiches für den Kaiser verloren, so brannte es auch im Innern des Reiches nach langem Schwelen lichterloh auf. Hier aber, im Bereiche der inneren Politik, die er sich, zumal seit dem Heimgang der Mutter, als seine besondere Domäne, in die der Kanzler so gut wie nicht hinübergriff, vorbehalten hat, muß Kaiser Joseph, mögen auch seine Berater für die Werke seiner Reformen mitverantwortlich sein, in anderem Maße als für die äußere Politik die Verantwortung tragen. Um seiner inneren Reformen willen lebt er als einer der vornehmsten Vertreter des aufgeklärten Absolutismus fort. Gut vorgebildet und viel gereist, war er mit den Staatstheorien der Zeit und mit der Natur von Land und Leuten in seinem vielgestalteten Reiche von Jugend auf vertraut. Ob er seine Theorien sich angelesen oder selbständig ausgedacht hat, mag strittig bleiben; daß er in ihrer Durchführung sich übereilte und vergriff, ist allgemein zugegeben. Das Ziel war der durch Heer, Diplomatie und Beamtenschaft zu Verwaltungseinheit, Kircheneinheit, Rechtseinheit, Wirtschaftseinheit, Spracheinheit lückenlos zusammengefaßte Staat, vor dem alle Sondergewalten zu verschwinden hatten und dem der Herrscher, aus einer Staatsinkarnation zu einer Staatsinstitution geworden, pflichtgemäß vorzeichnete, was sein sei. Wege und Richtungen dazu haben ihm Friedrich und Maria Theresia gewiesen. Aber hatte die Kaiserin die reichlich vorhandenen Widerstände gegen die neue Staatsform noch behutsam angefaßt und auf die staatsrechtlichen und nationalen Traditionen und Sonderansprüche der einzelnen Reichsteile ihre Rücksichten genommen, Joseph wollte keine Behutsamkeit üben. Hatte sie die Verwaltungszusammenfassung ihrer Länder auf Österreich und Böhmen beschränkt und eine allfällige engere Eingliederung der anderen Gebiete, zumal Ungarns, der Zeit überlassen, so war Joseph eine derartige Halbvollendung der Staatszentralisation ein kaum erträglicher Gedanke. Er wollte das Staatsvereinheitlichungswerk politisch durch die Einrichtung eines von ihm persönlich geleiteten allmächtigen Kabinetts bekrönt sehen. Aber wenn er zur Vorbereitung

gleichsam neben einer möglichst alle Verwaltung in Österreich und Böhmen besorgenden „vereinigten Hofstelle" eine ebenso geartete Zentralisation der ungarischen Geschäfte in der ungarischen Hofkanzlei versuchte, so sündigte er gegen jeden Wirklichkeitssinn, denn es war klar, daß die Vereinigung der ungarischen Stellen an einem Platze die althergebrachte Abneigung der Ungarn, sich in ein größeres System einordnen zu lassen, verstärken mußte. Immerhin war die Hoheitsgewalt der Staatsbehörden in den Ländern in weiterem Ansteigen und schob sich der Staat immer tiefer und breiter in alle Bereiche bisher eigenständigen Lebens hinein. Aber hatte Maria Theresia die historischen Stände, wenn gebunden, so doch bestehen lassen, so achtete sie Joseph für nicht mehr als „Bauernbälle auf einer Opernbühne". Nur allein mit der deutschen Kaiserkrone ließ er sich krönen. Nirgends ließ er sich huldigen. Die heilige Krone von Ungarn ließ er in die Wiener Schatzkammer bringen. Die ungarischen Komitate sollten gleich den österreichischen Kreisämtern staatliche Sprengel werden und durch acht übergeordnete Regierungsbezirke ersetzt oder doch überbaut werden. Der Kaiser hatte keinen Sinn für irgendeine Art von Selbstbestimmungsrecht und Autonomie, nicht der Länder, nicht der Gemeinden und der hohen Schulen, erst recht nicht der mächtigsten dieser Autonomien, der Kirche.

Mit dem Worte Josephinismus verbindet sich über allen anderen Vorstellungen, die sich dabei einstellen, die von dem Verhältnis von Kirche und Staat im Sinne des Vortrittes des Staates und der Einordnung der Kirche in die Staatsgewalt. Der Kaiser verfuhr dabei nicht durchaus als Neuerer. Schon Maria Theresia hatte bei aller persönlichen Frömmigkeit ihre Monarchenrechte in Kirchensachen mit jener sehr wohl vereinbar gefunden. Joseph verfuhr auch nicht als Freigeist. Der Papst selbst hat ihn den besten Katholiken genannt. Aber er verfuhr, wie er zum Unterschied von der Mutter auch sonst verfuhr. Er verlangte, ohne daß darum seine Kirchenerlasse etwa planmäßig vorbereitet worden wären, grundsätzlich, was die Mutter tatsächlich ausgeübt hatte. Er wollte sich in keiner Weise gegen die katholische Kirche, soweit sie Glaubenslehre und Seelsorge pflegte, gebrauchen lassen. Kircheneinheit war ihm vielmehr eine kostbare Förderung der Staatseinheit. „Die Aufrechterhaltung der alleinseligmachenden Kirche bleibt Seiner Majestät teuerste Pflicht und angelegentlichste Sorgfalt." Das vielgerühmte Toleranzpatent vom 13. Oktober 1781 bedeutet keine kirchliche Gleichstellung der Bekenntnisse, denn nur der „dominanten" Religion des Katholizismus wurde das Recht der öffentlichen gottesdienstlichen Übung gegeben. Aber für die staatsbürgerlichen Rechte sollte das Bekenntnis nichts mehr zu bedeuten haben. Die Kirche sollte dem Staate hier keine Schwierigkeiten bereiten dürfen, ihre Organe sollten vielmehr selbst staatlichen Charakter erhalten. Der Kaiser nahm das oberste Aufsichtsrecht des Staates über die Kirchenverwaltung, die Erziehung der Geistlichen rücksichtslos wahr; er durchschnitt die Verbindungen nach Rom, ließ die Berufungen nach dorthin untersagen, band die Verkündigung päpstlicher Erlasse

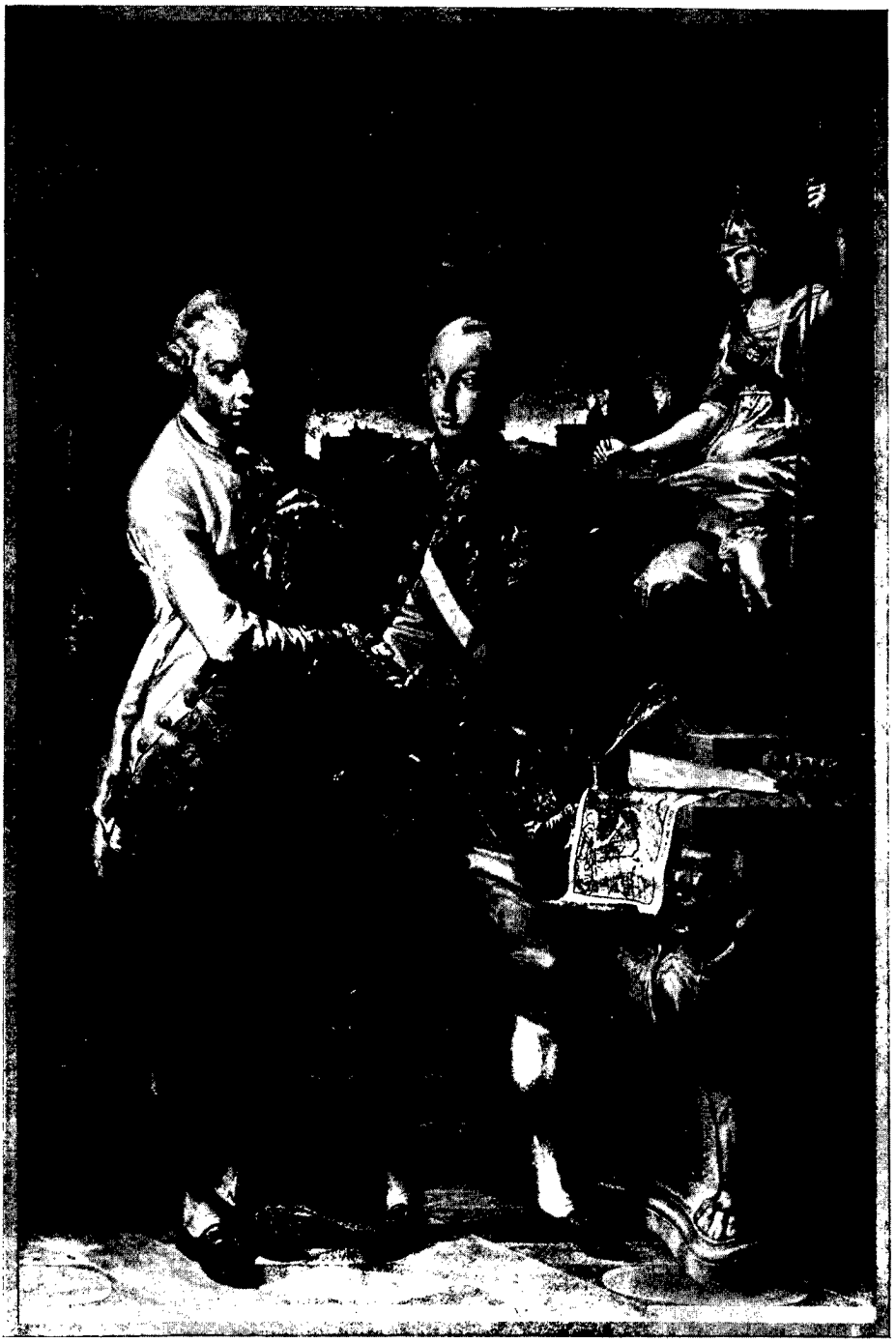


Die Josephinische „Medico-Chirurgische Militär-Academie" in Wien.
Nach einem Stich von Carl Schütz

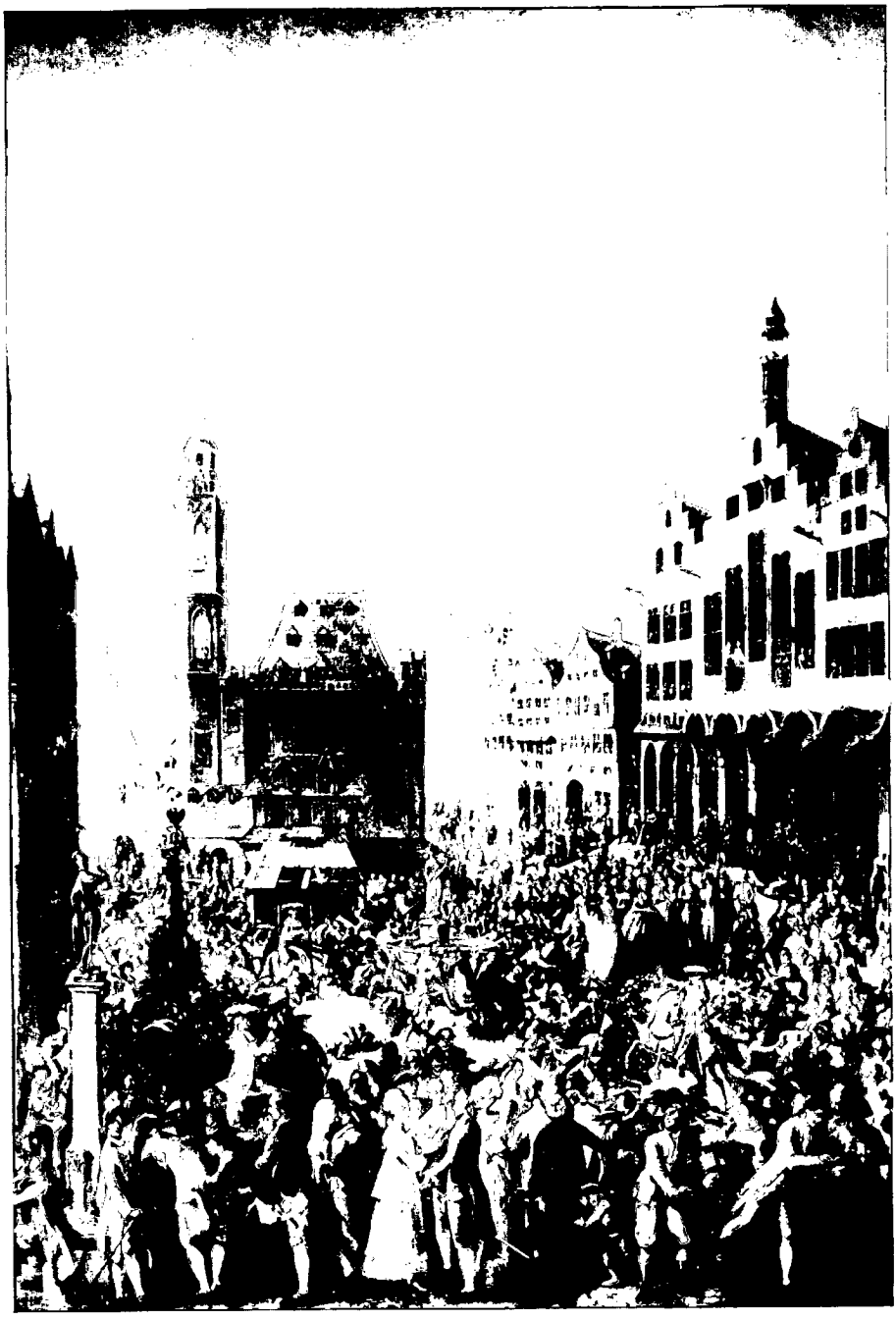
an die staatliche Erlaubnis. Papst Pius der Sechste rang sich den Entschluß ab, der Empörung des Staates in dem bisher kirchengetreuesten der großen Reiche mit einer Reise nach Wien, einem „verkehrten Canossa", zu begegnen, dachte an Berufung einer Kirchenversammlung nach Frankreich. Der Kaiser entzog sich dem im Frühjahr 1782 abgestatteten Besuche nicht, wie sein Kanzler ihm empfohlen hatte, aber er wich nicht um Haaresbreite aus den Linien seiner kirchlichen Politik, und auch bei seinem Gegenbesuch in Rom im Dezember 1783 hat ihn der Papst nicht anderen Sinnes machen können. War schon Maria Theresia angesichts der oft wirklich unverhältnismäßig reichen Ausstattung kirchlicher Bruderschaften und Klöster, zumal im Gebiete der Lombardei, wo es dafür eine eigene Behörde gab, mit Klosteraufhebungen vorgegangen, so hat ihr Sohn nun an die vierhundert österreichische Klöster und ungefähr ebensoviel geistliche Bruderschaften erstmalig mit dem Novembererlasse 1781 aufgehoben, weil sie weder die Jugend erzogen, noch Schulen hielten, noch Kranke pflegten, sondern nur ein beschauliches Leben führten. Er hat den aus den gewonnenen Geldern eingerichteten Religionsfonds vornehmlich zur Durchführung der umfassenden Neuregelung der Pfarren, derart, daß keine Ortschaft weiter als eine Stunde Weges von der Kirche liege, verwenden lassen. Allerlei religiöse Volksgepflogenheiten erschienen ihm unnütz, wenn nicht schädlich. War in allen diesen kirchlichen Angelegenheiten nur allzu vieles von Anfang an mit ungeschickten Händen und unnötiger Härte angefaßt worden, so war es, wie Katharina von Rußland wohl verstand, fast eine Torheit, durch einen Krieg gegen harmlose Herkommenheiten die Urtriebe der einfachen Menschen aufzureizen. Gerade in den kleinen Dingen hat sich der Kaiser am meisten vergriffen.

Der neue Staat verlangte nach Rechtseinheit und Kircheneinheit. Der Kaiser hat der von der Mutter eingeleiteten Rechtsreform und Rechtsvereinheitlichung die ganze Lebhaftigkeit seines Geistes zugewendet. Wenn die Arbeiten zu einem Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuch unter ihm so wenig wie unter seiner Mutter zu Ende gediehen, so ist doch im Dezember 1787 dessen erster Teil fertiggebracht sowie im Januar ebendieses Jahres in Aufhebung der theresianischen Strafgerichtsordnungen ein neues Strafgesetz erlassen worden, das mit Aufhebung der Folter und Beschränkung der Todesstrafe auf äußerste Fälle die bittersten Härten des bisherigen Verfahrens beseitigte und dieses von feudaler Willkür zugunsten staatlicher Rechtspflege zu befreien begann, aber mit erschreckend grausamen Freiheitsstrafen doch viel mehr den Fanatismus des Verteidigers der beleidigten Staatsordnung als die verstehende Milde des Menschenfreundes kundgibt. Eher noch als den Ehrentitel eines Rechtsreformers darf der Kaiser den eines Wirtschaftsförderers in Anspruch nehmen. Er ist auch hier nicht schlechtweg ein Programmatiker gewesen, war der Mann des gebietabschließenden, schutzzöllnerischen, bis in alle Einzelheiten das Spiel der wirtschaftlichen Kräfte von oben herab zum Gleichgewicht ordnenden Merkantilismus ebenso wie der Mann der Physiokratie, dieses auf eine naturgesetzlich begründete bestmögliche wirtschaftliche Verfassung im Wege der besonderen Pflege der Landwirtschaft, aber auch schon im Wege einer Lastenbefreiung des Verkehrs und der Industrie gerichteten Systems. Er war Schutzzöllner nach außen und Feind des Zunftzwanges und der Binnenzölle nach innen. Es entsprach ihm, daß die Finanzverwaltung und Wirtschaftspolitik des Staates im Sinne eines rücksichtslosen Fiskalismus geführt wurde, und lange Jahre konnte dabei das schließlich durch den unglücklichen Türkenkrieg zerstörte Gleichgewicht im Staatshaushalt behauptet werden. Er war der Nachfahre und Erbe der Ideen seiner Mutter, als er mit dem Allerheiligentage 1781 das Werk der Bauernbefreiung verheißungsvoll eröffnete, das, wenn nicht die Freiheit des bäuerlichen Besitzes von der Grundherrschaft, so doch die Freiheit der bäuerlichen Person von deren Willen bedeutete, und setzte es mit umfassenden Steuervereinheitlichungsgesetzen wirksam und ertragreich fort. Das Bild, das den Kaiser hinter dem Pfluge zeigt, rühmt mit Recht die guten Werke, die er mit seiner vielbekämpften „vernichtenden physiokratischen Reform" als „Bauerngott" für Landwirtschaft und Landleute eröffnet und vollbracht hat.

Als feste Klammer sollte diesen hart zusammengefaßten Staat die Gemeinsamkeit der Sprache umspannen. Niemals standen die österreichischen Gesamtlande so sehr unter dem Zeichen einer Durchdringung mit deutscher Sprache als in diesen Tagen. Nachdem die kluge Mutter Österreich in ungeahntem Maße deutsch gemacht hatte und überall die deutsche Gesellschaftssprache in Geltung gekommen war, konnte der Versuch, die bisherige behutsame durch eine entschlossene Germanisation abzulösen, hoffnungsvoll erscheinen. Es war wieder die Staatsräson, nicht etwa ein Nationalismus, der diese Richtung wies. Joseph hat den lateinischen



Joſeph II. und ſein Bruder Leopold von Toskana,
der ſpätere Kaiſer Leopold II. von Öſterreich. Kupferſtich, 1775,
nach dem Gemälde von Pompeo de Battoni



Luſtbarkeiten vor dem Römer in Frankfurt am Main
anläßlich der Krönung Joſephs II. am 3. April 1764. Gemälde aus der Werkſtatt van Meytens.
Wien, Schloß Schönbrunn

Ländern Belgien und Mailand mit ihrer überlegenen Kultur die deutsche Sprache nicht auferlegen und auch in den Ländern geringerer Kulturen die Heimatfreude und Volkspflege durch sie nicht behindern, er hat nur ein naturnotwendiges Staatsbindemittel schaffen wollen. Er sagte, wenige Tage bevor er am 18. Mai 1784 für Ungarn und hernach über die Gesamtlande ausgedehnt die deutsche Sprache als Staatssprache anordnete, er würde für Ungarn die ungarische Sprache angeordnet haben, wenn diese von der Mehrheit der Bewohner dort gesprochen würde; das aber sei nicht der Fall. Er sagte am Tage selbst, er ordne die deutsche Sprache als Universalsprache seines Reiches an, denn er sei deutscher Kaiser, und demzufolge seien die übrigen Staaten, die er besitze, nur Provinzen. Man nimmt wahr, daß er nicht ohne Bedacht und Studium zu dem Erlasse gekommen ist. Und doch darf man sagen, daß Maria Theresia, indem sie in Ungarn die hergebrachte lateinische neben und über der deutschen Verwaltungssprache hatte bestehen lassen, der deutschen Sache förderlicher gehandelt hat als Kaiser Joseph durch seine ausschließliche Festlegung der deutschen Amtssprache. Um so ersprießlicher war für das Deutschtum, was er auf anderem als politischem Felde unternommen hat. Er hat mit vielem Verständnis das seit Jahrzehnten eingerichtete, aber besonders unter ihm mit Eifer durchgeführte Werk der Besiedelung und Bestiftung seiner östlichen Lande mit deutschen Kolonisten und deutschen Schulen gepflegt, und wenn die Schule schon für seine Mutter ein Politikum, eine Staatserzieherin, gewesen ist, die Heranbildnerin gleichmäßig erzogener Untertanen, so erkannte er wohl, was sie auch durch die Verbreitung der deutschen Sprache für die Staatseinheit würde leisten können. Gewiß, er ist bei aller Fürsorge den Schulen, je höher, um so empfindlicher, ein oft rauher Herr gewesen, hat sie nur allzu sehr als Staatsdrillanstalten genommen und reichlich mit Zwang und Dürre beladen. Früchtereich war sein Walten darum doch, und zumal in der öffentlichen Gesundheitspflege liefen sein Sinn für das Staatswohl und seine rein menschliche Besorgheit um die Kranken segensvoll zusammen. Die Gründung des Allgemeinen Krankenhauses in Wien und die Erhebung der Wiener Medizinischen Schule sind unauflöslich mit seinem Namen verknüpft.

Der Kaiser hat wohl erkannt, wie zur Kolonisation und Schule auch die Kunst, im besonderen die darstellende Kunst, der die ganze Anlage seiner Völker entgegenkam, der deutschen Durchdringung seiner Lande förderlich sein müsse. Wenn er im März 1776 das Burgtheater aus einem französischen Komödienhaus in ein der deutschen Schriftsprache gewidmetes Nationaltheater umwandelte und wenn sich damit eine fruchtbare Scheidung zwischen diesem hochdeutschen und nur dem Worte des Dichters gegenüber den freien Einfällen des Schauspielers gehorchenden Burgtheater und dem der hergebrachten volkstümlichen Stegreif- und Dialektkomödie vorbehaltenen Kärntnertortheater ergab, so bedeutete das eine und das andere eine lebendige Tat für deutsche Sprache und deutsche Kunst. Joseph liebte im Grunde die Schriftsteller nicht; die Zensurbefreiung, die

er unternahm, blieb in der Mitte stehen, aber er hat das geschriebene Wort doch freier gemacht als bisher. Er hatte vollen Sinn für die hoch aufsteigende deutsche Musik; Mozart glaubte sich gewiß, daß der Kaiser an ihn glaube. Wenn Wien, weil Joseph zu kalt und Maria Theresia zu einfach dafür war, nicht die Geistes-hauptstadt von Deutschland wurde und der Kaiser kein „Karl der Große der Wissenschaften", wie Klopstock ihn begrüßte, aus Wien gingen doch deutsche Sprache, deutsche Dichtung, deutsche Zeitung, deutsches Theater weit hinaus in die nichtdeutsche Welt ringsherum. Österreich wurde zum „Treuhänder deutscher Bildung" im russisch-deutschen Zwischenraum, und Kaiser Joseph mag heute noch bewegten Herzens bedankt sein für alles, was aus dieser deutschen Stadt mit der Fülle ihrer in langwährender politischer und geistiger Gemeinschaft mit nicht-deutschen Reichsgenossen gewonnenen Erfahrung und mit ihrer Kunst der An-passung zugleich und Beharrung für das deutsche Volk an Geisteswerten noch wird gewonnen werden können.

Joseph der Zweite ist ein Sohn jener durch einen jahrhundertlangen Ratio-nalisierungsprozeß vorbereiteten Verstandeskultur, deren Gipfelherrschaft als Aufklärung die geistige Gesamthaltung des Abendlandes durch mehr als ein Jahr-hundert bestimmt und, einmal ganz Kritik, Auflösung, Verneinung, und dann wieder ganz Schöpferfreude, Gestaltungslust, Bejahung, den Verstandes-erkenntnissen unermeßliche Künste der Weltverbesserung und Welterlösung zu-getraut hat. Man dürfte dem Kaiser sowie seinem Kanzler einen Platz in der Mitte dieser Geistesbewegung weisen, mochten auch ererbtes Fürstengefühl und Eroberungslust ihm den je später je stärker die Aufklärungszeit durchwaltenden Gedanken des Gleichgewichtes in Politik, Wirtschaft und Lebensform nur sehr bedingt annehmbar machen. Wie wenig scheint es am Platz, ihn nicht einen Auf-klärer nennen zu wollen, weil ihm die schon einem anderen Staatsideal zudrängende Halbphilosophie des vorrevolutionären Frankreichs nicht nach dem Geschmack war, oder gar ihn einen Realpolitiker zu heißen, weil nicht alles, was er unternahm, aus vorher festgelegten Plänen hervorging und weil er auf Reisen und einsamen Wegen im Volks- und Weltgetriebe lebendige Einsichten suchte, die er dann doch nur als rationalistische Lehren für seine volksbeglückenden und zugleich volks-bezwingenden Gedanken verwendete. Er gehört jener Art von freiheitsstolzen Menschen zu, die mit der unfehlbaren Rechenmaschine ihres Verstandes alles, was Leben heißt, in greifbare Formeln auflösen zu können vermeinen und durch deren Seele doch der Widerspruch der einmal abbauenden und einmal auf-bauenden Aufklärung geht. Die weltverächterische Einsamkeit der absoluten Führergewalt des Fürsten will sich mit dem Drange nach Umbildung einer bisher zu Unrecht nach Ständen und Gruppen verkasteten Welt zu einer freien und darum glücklichen Gemeinschaft rechtlich und gesellschaftlich gleicher Individuen nicht auf einen Nenner bringen lassen. Dieser Widerspruch, der Joseph einmal als Despoten und einmal als Menschenfreund, einmal als Absolutisten und einmal als

Demokraten erscheinen läßt, löst sich aber unschwer in die Grundvorstellung auf, daß der Herrscher als Beauftragter Gottes und der Vernunft das moralische Gesetz in sich trage und ihm den Gehorsam zu versagen Sünde gegen Volkswohl und Weltgeist sei. So war er denn aus seinem halb aus den Gedanken anderer, halb aus eigenen Ideen heraus gestalteten Gedankengebäude durch nichts zu verdrängen, weil die allgemeine Wohlfahrt verbiete, es zu verlassen. Gegenvorstellungen konnten ihn nur erreichen, wenn man es fertigbrachte, sie ihn nicht merken zu lassen. Am ehesten war er durch die Erweckung der Furcht zu bestechen, ohne Geist zu erscheinen, und seine Mutter hatte ihn in einem der berühmtesten ihrer Briefe eine Geisteskokette genannt. Außerstande, aus der kalten Luft der Grundsätzlichkeiten in die warme Lebendigkeit persönlicher Einzelerlebnisse herabzusteigen, handhabte und vertrat er mit Hochmut, Hast und Härte sein System einer Weltordnung und war im übrigen den Verfechtern seiner Gedanken so wenig hold wie deren Gegnern, diesen wegen ihrer Einsichtslosigkeit, jenen wegen ihrer Liebedienerei. Man wird kaum ein inneres Verhältnis zu Wissenschaft und Kunst bei ihm finden. Wie alles andere hatten auch sie dem Staate zu dienen. So entsprang auch sein Deutschtum erst dem Staatsverstande und dann dem Volksgefühle, und nationaler Gemütsbewegung, wie sie seine dem deutschen Geistesleben viel hilfloser als er gegenüberstehende Mutter ergreifen konnte, wird man bei Kaiser Joseph kaum begegnen. Ob er je auch nur eine Stunde zu etwas wie Freude an seinem Werk gekommen ist? Als Grundsatzmensch, der die Ergebnisse seiner Arbeit nicht erwarten wollte, hat er, schon aus Furcht, es könnten andere aus den dunklen Tiefen des Volkslebens aufsteigende Gedanken, es könnten die halbgeborenen Ideen der Menschenrechte und der Volkssouveränität ihm seine Königsidee verderben, nach König Friedrichs Wort so leicht den zweiten vor dem ersten Schritt getan, und alle heldenmütige Hingegebenheit an seine Sendung, alle bis zur Selbstaufopferung gesteigerte Arbeitsbegierde hat keinen Vater des Vaterlandes aus ihm machen können. Er hatte so gar nicht die österreichische Gabe, sich die Arbeit zum Genuß zu gestalten, nahm, was einer tat, immer nur kalt als Pflicht, die sich von selbst verstand; er hatte so wenig Liebe zu vergeben gegen seine Diener und seine Getreuen und seine Geschwister, war „der Schätzer der Menschen" in wohlgemeinten, aber herzenskalten Handlungen, war nur allzu oft der Mann der unliebenswürdig gespendeten Wohltaten und des rücksichtslosen Glückseligkeitsfanatismus, so wie er ihn verstand und er allein.

Würde ihm sein Werk allen Widerständen zu Trotz wenigstens in seinen Grundlinien gelingen? Es hing doch gutenteils davon ab, daß er kraftvoll und gesund genug bleiben werde, für Gedanken und Worte Taten zu setzen. Eben das war nicht der Fall. Er war in seiner Jugend wohlgebildet, fast stattlich gewesen; die strahlenden blauen Augen entzückten jedermann. Aber wie schon der Mutter der Ernst des Lebens allzu früh genaht war, so legte sich auch auf des Sohnes

Jugendfrische nur zu bald der Reif. Er hat sich von den Freuden der Welt wenig gegönnt. Ist jemals wahre Heiterkeit in seine Seele gekommen? Religion und Frauenliebe konnten ihm kein Trost des Lebens werden. Er hat seine beiden Gemahlinnen, die eine, Isabella von Parma, nach kurzem zärtlichem Eheglück, die andere, Josepha von Bayern, nach liebeleerem Beisammensein, früh verloren; das Töchterchen aus der ersten Ehe ist bald der Mutter nachgefolgt; sonst hatte er keine Kinder. Die Frauen aber, was auch die Mutter um eine neue Ehe sich Mühe gab, haben ihm nichts mehr bedeutet. Dem Vierzigjährigen gehorchte dann die bis zur Unvernunft mit Tätigkeit belastete Gesundheit nicht mehr. Als er im Herbst 1787 zum zweiten Besuch zur Zarin Katharina fuhr, war er schon lungenkrank. Ein Jahr später kehrte er als verlorener Mann aus dem Türkenkriege nach Hause zurück. Er wird nie wieder genesen. Und er hätte es so nötig gehabt, gesund zu sein. Überall in seinen Ländern, besonders aber dort, wo die Traditionen von Selbstverwaltung und adeligem Ständerecht von alters her lebhaft waren, in den belgischen Niederlanden und in Ungarn, kam eine Gegenbewegung auf, und schließlich brannte in aller Form der Aufruhr empor. Die Gedanken der Französischen Revolution, auswärtige Agenten schürten das Feuer. Als ungarischer Thronanwärter und briefführender Minister machen Karl August von Weimar und Goethe etwas seltsame Figur. Die Belgier beraubten den Kaiser seiner Souveränität, die Ungarn erzwangen den Widerruf der ihnen auferlegten Ordnungen, die Rückgabe ihrer Krone. In den tiefsten Gründen seiner Gedankenwelt getroffen, von niemandem bedankt, hilflos und in Schmerzen an das Krankenlager gefesselt, durfte der sterbende Dulder sich mit traurigem Rechte den unseligsten der Sterblichen heißen. Er hatte Österreich wieder groß machen wollen in Deutschland und sah nur Preußen emporsteigen. Er hatte seine Lande zusammenbinden wollen und sah sie auseinanderfallen. Er hatte seinen Königsgedanken hochgehalten und sollte sich seinen Untertanen beugen. So ist in den Frühstunden des 20. Februar 1790, nachdem er in einem der allerletzten Briefe fast mit Zärtlichkeit den Staat und seine Ordnungen dem Bruder empfohlen, den er herbeirief und der ihn nicht mehr lebend antraf, Kaiser Joseph der Zweite, von kaum einem Worte der Freundlichkeit in die Ewigkeit begleitet, gestorben.

*

Die Geschichte, die der Erinnerung an Kaiser Joseph gerecht werden muß, gestaltet ein anderes Bild von ihm als die Legende, die sein Andenken preisend erhebt. So drängen sich bei Betrachtung seines Lebens und Werkes immer wieder die Fragen nach Schuld und Schicksal herauf. War wirklich nur er allein der Schmied seines Geschickes? Hätte er die Mißgeschicke der von seinem Kanzler so gutgeheißenen Russenpolitik, die Beladenheit mit dem deutschen Dualismus von Österreich und Preußen, den Hereinbruch der Ideen und der Tatsache der Französischen Revolution, die ganze Summe der Widersprüche und Gegenkräfte

innerhalb seiner Lande, die alle sein Werk stören und zerstören halfen, voraussehen, ändern, hindern können? Wäre der Nationalismus nicht auch ohne ihn über seine Lande gekommen? Hat es nicht einen tiefen Sinn, wenn Herder, der von ihm ein Vaterland, ein Gesetz und eine schöne Sprache für die Deutschen verlangte und erwartete, ihn als ein „Sühneopfer der Zeit" bemitleidet? Ist endlich nicht eine ganze Fülle von seinen Einrichtungen und Gedanken in Bestand und Wirksamkeit geblieben tief in das kommende Jahrhundert hinein und mittelbar bis heute? Er starb im Haß und stieg auf zur Verklärung. Die Zeitgenossen sahen nur die Gewaltsamkeit seines Werkes und nicht die Reinheit der Gedanken, die ihn dazu trieben. Die schöpferische Volksphantasie der Nachwelt trug in das aus dem kalten Verstand geschaffene Werk die Wärme eigenen Empfindens hinein. Ihr bleibt Kaiser Joseph der hohe Herr, der den Pflug des freien Landmannes über die freie Ackererde geführt, der mit seinen gebieterischen Worten Recht und Unrecht bei hoch und niedrig gesondert, der das köstliche Gut der Glaubensduldung gebracht und dem deutschen Volke in Österreich hat geben wollen, was Gott ihm bestimmt hat. Dieses Bild der Legende kann nicht das der richtenden Geschichte sein. Wird es aber nicht unverlöschbar in die Seelen der Nachlebenden geschrieben bleiben und soll es nicht auch den Geschichtschreiber mahnen, daß er stets der Gegebenheiten eingedenk bleibe, die diesen Kaiserbefreier unentrinnbar umfingen?

Gotthold Ephraim Lessing

1729—1781

Von

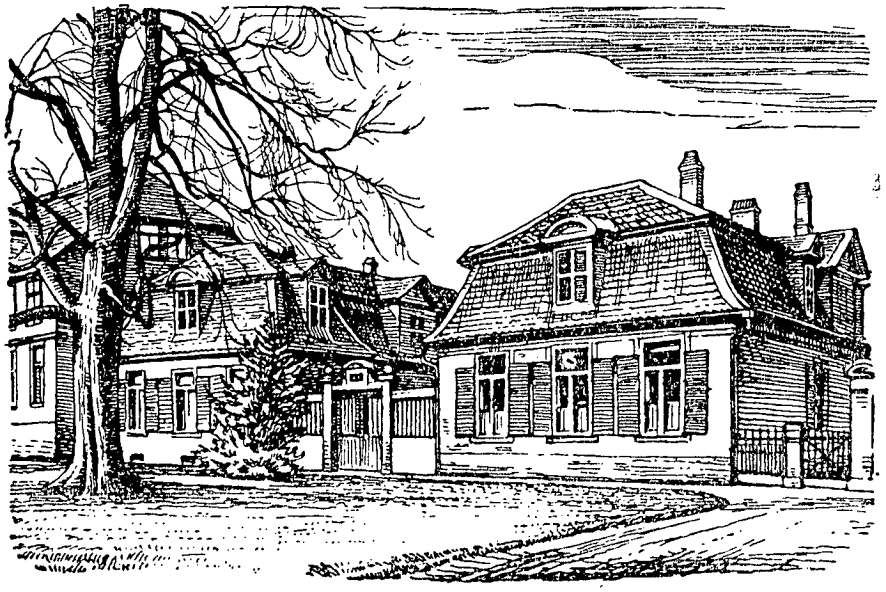
Karl Holl

Gotthold Ephraim Lessing ist ein Streiter des Geistes mit den Waffen des Wissens und des Wortes. Seine unerschrockene Kampfeshaltung gründet auf der Unbedingtheit sittlicher Überzeugung, sein nimmermüder Kampfeswille entströmt der unversieglichen Quelle leidenschaftlicher Wahrheitssuche. Aber unter der spiegelblanken Fläche seines Verstandes liegen tiefe Gefühlsabgründe verborgen, die seine herbe Männlichkeit zu verschließen sich bemüht und die dennoch immer wieder eruptiv Kraftströme aussenden und dadurch seine geistige und seelische Haltung bestimmend beeinflussen. So erweist sich Lessing als Sohn der Zeitwende in der Mitte des 18. Jahrhunderts, die als solche einerseits Verkrustung und Zerbröckelung des Überkommenen und andrerseits ungestaltet drängendes Wogen des Neuen enthält, und offenbart sich darin ebensowohl als Mahnmal des Bleibenden wie als Wegweiser des Kommenden.

Vorherrschend ist in Lessing der kritische Verstand. Der Engländer Macaulay huldigt Lessing, den sein Landsmann Herder den ersten Kunstrichter Deutschlands genannt hatte, als dem ersten Kritiker Europas. Damit bezeugt er sich nicht nur als Kind seines rationalistischen Zeitalters, sondern auch als Abkömmling einer durch Generationen zurückzuverfolgenden Akademikersippe.

Gotthold Ephraim wurde am 22. Januar 1729 geboren als drittes von zwölf Kindern des seit 1725 mit Justina Salome Feller verheirateten Pastors Primarius in Kamenz Johann Gottfried Lessing. Bis sechs Generationen zurück ist die väterliche Ahnenreihe von Theologen und Juristen besetzt, und gleicher Art ist die mütterliche Linie gestaltet. Der unstillbare Wissensdurst, der schon den Knaben bei einer Porträtsitzung das tändelnde Attribut eines Vogelbauers gegen einen Bücherhaufen eintauschen ließ und ihn später zu dem belesensten Mann seiner Zeit machte, ist also durch Erbanlage wohl begründet, ebenso aber auch die Neigung zu Streitschriften in anklagender oder verteidigender Form oder jenes tief eingeborene Religionsinteresse, das ihn zum Dichter des Hohenliedes der Toleranz werden ließ, wie auch schon sein Großvater dieser Idee den Boden bereitet hatte mit einer Schrift: „De religionum tolerantia."

Daß aber diese reichhaltige Akademikersippe sich gerade aus tätigen Richtern und Pfarrern zusammensetzte, hat doch der Gefahr eines reinen Intellektualismus in ihrem Abstämmling vorgebeugt durch die von ihrem Berufe geforderte wägende Gerechtigkeit und seelische Ausgeglichenheit, sowie durch die mit ihrer Tätigkeit



Lessings Amtswohnung in Wolfenbüttel 1777—1781

verbundene Lebensnähe. Ohne aber diese Deutungsversuche aus Erbmasse zu überspitzen, darf auf die Tatsache hingewiesen werden, daß Gotthold Ephraim Lessing zu jener Schar von Söhnen aus protestantischen Pfarrhäusern gehört, die im achtzehnten Jahrhundert als geistige Erben des zerbröckelnden und zerfallenden Altluthertums unter dem befruchtenden Wehen der Aufklärung den Entwicklungsgang der deutschen Literatur bestimmt haben, indem sie an Stelle der bis dahin vorherrschenden geistlichen Erbauungsliteratur ein weltliches schöngeistiges Schrifttum geschaffen haben.

Als Lessing als Wolfenbütteler Bibliothekar am 15. Februar 1781 nach einem überaus arbeitsreichen, fruchtbaren Lebenswirken die verstandeshellen Augen für immer schloß, fühlte gerade die geistig führende Schicht des Volkes seinen Verlust am schmerzlichsten. Besonders waren die in Weimar versammelten Großen deutschen Geisteslebens durch die Todesnachricht erschüttert. Herder sprach Wieland, Goethe und allen anderen aus dem Herzen, als er an Gleim schrieb: „Ich kann nicht sagen, wie mich sein Tod verödet hat; es ist, als ob dem Wanderer alle Sterne untergingen und der dunkele wolkichte Himmel bliebe." Und Gleim selbst fand das entsprechende Wort: „Es werde Finsternis! sprach Gott, und Lessing starb." Diese starke Wirkung Lessings auf so verschiedenartige Geister wie Klopstock und Wieland, Herder und Goethe, Schiller und Friedrich Schlegel mahnt zur Besinnung, wenn wir es auch heute noch gelegentlich an Versuchen nicht fehlen sehen, Lessing nur als rationalistischen Aufklärer zu bewerten und dadurch seine geistesgeschichtliche Bedeutung herabzusetzen.

Gewiß ist Lessing Sohn der Aufklärung und bleibt ihr zeitlebens getreu. Aber es ist die geistesgeschichtliche Großtat Lessings, daß er die westlerische Aufklärung vertiefte, sie sittlich und völkisch unterbaute und ihr den religiös getönten Entwicklungsgedanken einpflanzte. Lessing ist der Reformator der Aufklärung, indem er sie zur deutschen Bewegung überleitete. Der Kraftstrom, mit dessen Hilfe er dieser Umbildung die Wege bahnte, ist der deutsche Pietismus, der ihm als Sproß des deutsch-protestantischen Pfarrhauses zugänglich war. Er konnte diese hohe geschichtliche Sendung nur erfüllen, weil er nicht bloß ein Talent, sondern ein Charakter war.

Ein Charakter bildet sich im Strom der Welt. Deshalb ist Lessing auch nicht jener gewiß liebenswürdige und lobenswerte Typus des Deutschen, der in stiller Abgeschlossenheit einsam und langsam seine Werke reifen läßt. Er entzündet sich an der Reibung mit anderen. Deshalb sucht er das flutende Leben, braucht er Gesellschaft, wobei er nicht immer wählerisch ist. Schon der junge Leipziger Theologiestudent suchte und fand mit zweifelhaften Literaten und Theaterleuten regen Verkehr, der dem streng gesinnten väterlichen Pastor schwere Sorgen verursachte. Zur gleichen Zeit aber legte er den Grund zu jener umfassenden allseitigen Belesenheit, die, stetig erweitert, ihm das Rüstzeug zu seiner Lebensarbeit bieten sollte. Und doch hat schon der von Lesewut geradezu besessene junge Studierende, wie wir aus dem Bilde des Gelehrten eines seiner Jugendlustspiele erkennen, allezeit über totes Bücherwissen fruchtbare Lebenserfahrung gestellt.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts aber war das Geistesleben Leipzigs bereits zur Stickluft erstarrter Tradition geworden. Den regsamen Lessing verlangte es nach freierer Luft. Die glaubte er in dem aufblühenden Berlin zu finden. Rasch entschlossen warf er das unbefriedigende Universitätsstudium, in dem er mittlerweile die Medizin für die Theologie eingetauscht hatte, beiseite und übersiedelte nach der preußischen Hauptstadt, um dort das karge Brot eines freien Schriftstellers und Journalisten zu suchen. Es ist nicht unbedachter, haltloser Leichtsinn, der ihn zu diesem entscheidenden Schritte trieb, sondern das faustische Lebensgefühl: „Mut, mich in die Welt zu wagen, der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen.“ Lessing, der innerhalb der geistig gerichteten Kreise Berlins überraschend schnell sich eine angesehene, führende Stellung errang, hat damit dem Gesamtstande der freien Schriftsteller den größten Dienst geleistet, indem er ihm durch das Beispiel eigener unbestechlicher Unabhängigkeit die bis dahin versagte bürgerliche Achtung erwarb, gerade zu der Zeit, als deutsches Bürgerbewußtsein und Bürgerstolz erwachten und emporschossen.

Seine Zeitgenossen schildern ihn uns genau so, wie er uns aus seinen Schriften entgegentritt: feurig, offen und in seiner Wahrheitsliebe unerbittlich — Herder spricht von seiner „männlichen Wahrheitsliebe“ —, im Umgang jedoch milde, freigebig und duldsam, allerdings ohne je das Bewußtsein eigener Würde zu verleugnen, wenn ihm Einbildung gegenübertrat. Er war nicht bequem. Seine

natürliche Liebenswürdigkeit schlug bei beobachteter Überheblichkeit leicht in Ironie um, die wieder zu „göttlicher Grobheit" auswachsen konnte. Die weiche Empfänglichkeit für Musik, für Natureindrücke war ihm versagt. Er war trotz warmen Herzens ein herber Mann, aber ein Mann, von dem wir anläßlich seines Aufenthalts in Italien in der „Deutschen Chronik" vom Dezember 1775 lesen: „Wie vieles läßt sich von einem Mann erwarten, der beinahe den Kreis des menschlichen Wissens ausmaß."

Äußere Glücksgüter fand er auf der eingeschlagenen Laufbahn nicht. Sein Leben lang hatte er mit Geldnöten und -sorgen zu kämpfen, die ihm auch ohne die treibende Unruhe im Blut ein unstetes Leben aufgezwungen hätten. Dieses führt ihn, um nur die wichtigeren Stationen auf seiner bewegten Lebensbahn zu nennen, nach Wittenberg, wo der ewige Kandidat übrigens doch noch sein Studium mit der Erwerbung des Magistergrades zu Ende brachte, wieder nach Berlin in den Kreis der Freunde Moses Mendelssohn und Nicolai, nach Leipzig, nach Breslau, wo er von 1760 bis 1763 inmitten des Kriegstreibens trotz mannigfacher Verdrießlichkeiten vielleicht die freudigsten Jahre seines entsagungsreichen Lebens genoß, nach Hamburg und endlich nach Wolfenbüttel, wo er als Bibliothekar durch das edelsinnige Verständnis des Erbprinzen und Herzogs von Braunschweig eine sicherlich zwar nicht ungetrübte, aber doch dauernde Bleibe bis zu seinem Tode im frühen Alter von 52 Jahren fand.

Hier glaubte er auch in seinem fünften Jahrzehnt das bürgerliche Glück an der Seite einer geliebten reifen Frau, Eva König, zu finden. Sechs Jahre lang hatten schwierige wirtschaftliche Hemmungen die geheimgehaltene Verlobung ausgedehnt, bis endlich 1776 die Verlobten getraut werden konnten. Jetzt schien dem Manne, der bislang sein ganzes Leben auf das Wirken nach außen, in die Weite und die Tiefe eingestellt hatte, auch der Kreis häuslichen Glücks geöffnet zu sein, in dem seine menschlich-gütige Natur Erholung von den harten Geisteskämpfen in zarten seelischen Beziehungen finden konnte. Sein Stiefsohn Friedrich König berichtet uns, wie gütig und liebevoll der Stiefvater war; die einzigen Gelegenheiten, bei denen Lessing zu körperlicher Züchtigung schritt, waren Verfehlungen gegen die Kardinaltugenden Wahrheitsliebe und Mut. Ein schlichtes inniges Eheleben zweier lebenserfahrener Menschen schien gewährleistet. Als aber seine Frau ihm zum zweiten gemeinsamen Weihnachtsfeste einen Sohn geschenkt hatte, der nur 24 Stunden lebte, folgte sie selbst nach vierzehntägigem Ringen dem Kinde nach. Lessing schreibt dazu: „Ich wollte es auch einmal so gut haben, wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen."

Lessing ist bei allem Selbstbewußtsein einer der seelisch keuschesten Menschen unseres Schrifttums. Er entblößt sein Herz nicht. Nur selten sind seine Äußerungen das Klopfen, aus dem wir die Stärke und die Bewegung seines Gefühls heraushören können. Sein Briefwechsel mit seiner Braut ist von einer fast nüchtern anmutenden Leidenschaftslosigkeit. Doch der starke, rücksichtslose Kämpfer mag

sich darin wohl als unsinnlicher Mann enthüllen, zugleich aber auch als ein Mensch von seltenem Takt und Zartsinn. In der überschwenglichen Empfindsamkeitsepoche, da auch die seichtesten, oberflächlichen Gefühlchen durch strömenden Wortschwall ihre eigene Nichtigkeit überschreien, berührt diese keusche Verschlossenheit doppelt männlich. Gerade weil Lessing so sparsam ist im Ausdruck eigenen Empfindens, glauben wir ihm, daß er gerne mit der Hälfte seiner übrigen Tage das Glück erkauft hätte, die andere Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben. Das ihm nie günstige Geschick hat es ihm versagt. Es gehört Lessings ganze Männlichkeit dazu, um die verzweiflungsnahe Trauer in der Resignation zu überwinden: „Meine Frau ist tot, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viel dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen." Die in diesen Äußerungen sich offenbarende Seelenform Lessings kann nicht besser bezeichnet werden als mit dem Kunstschlagwort, das Lessings Zeitgenosse Winckelmann geprägt und das den gesamten gedämpften Stilwillen unserer Klassik bestimmt hat: „Edle Einfalt und stille Größe."

Darin liegt keine empfindsame Schwäche. Es spricht daraus die strenge Selbstzucht, die Lessing gegen sich ebenso übt, wie er sie von anderen verlangt, und die ihn karg in allen persönlichen Gemüts- und Gefühlsäußerungen sein läßt. Gerade dadurch wird er der große Erzieher des deutschen freien und gelehrten Schriftstellers. Dieser Aufgabe dient all seine kritische Arbeit, die er von Jugend an bis zu seinem Ende auf literarischem, kunsthistorischem, philologischem, philosophischem und theologischem Gebiet unermüdlich leistet. Was ihm die Lösung dieser Aufgabe ermöglicht und ihn zugleich über allen Zeitwandel hinaus zum Vorbild macht, ist seine nie versagende Fähigkeit, unbeirrt durch Autorität und Tradition klar und mutig zu Ende zu denken. Die Ergebnisse sind dabei gar nicht das Wesentliche, sie sind zeitgeschichtlich bestimmt. Seine Streitschriften etwa gegen den Horazübersetzer Lange und den gelehrten Archäologen Klotz mögen gegen Größen gerichtet sein, die schon zur Zeit seiner Angriffe ausgehöhlt waren, aber darüber hinaus legen sie das fordernde Bekenntnis ab zu strenger Gewissenhaftigkeit wissenschaftlicher Arbeit und zu makellosem Ehrbewußtsein des Gelehrten. Die ungenügend definierenden Voraussetzungen bei der Grenzziehung zwischen bildender und dichterischer Kunst im „Laokoon" geben wir heute preis, und dennoch bleibt uns der „Laokoon" ein bewundernswertes Wortkunstwerk wissenschaftlicher Beweisführung, die nach bedachtsam induktivem Aufbau mit zwingender Folgerichtigkeit die zu beweisenden Schlüsse zieht.

Deutlich zeigt sich hier schon, daß Lessing keineswegs als Nur-Rationalist abgetan werden kann, der von vorgefaßter rationaler Idee aus seine ästhetischen Gesetze ableitet. Gewiß ist er auch kein Nur-Empiriker, der alle konkreten Kunstformen sammelt, vergleicht und daraus die allen gemeinsamen Gesetze festzustellen sucht. Echt leibnizisch glaubt er auch in der Kunst an eine übergreifende Idee, eine prästabilierte Harmonie, aber sie wäre ihm bedeutungslos, wenn sie sich nicht

immer wieder in den Einzelmonaden spiegelte, in den konkreten Kunstformen bewahrheitete, bewährte. Dieses Spannungsverhältnis von Idee und Erscheinung ist Lessings Erkenntnis, die seine Ästhetik in die Klassik hinüberleiten läßt. Bei aller historischen Bedingtheit hat er die starre Dogmatik rationalistischer Kunstlehre zerschlagen, indem er als Erster die Theorie hinter das Kunstwerk gerückt hat.

Weit deutlicher noch erscheint in der „Hamburger Dramaturgie", gewissermaßen Krönung und Abschluß seiner früheren weit und tief wirkenden Literaturbriefe, diese Loslösung von überkommener statischer Betrachtungsweise. Mit gutem Recht zerschlägt er die hohle Gottschedsche Statue. Lessing ist nicht der Vollender Gottscheds, er ist der Vorläufer Herders.

Allerdings nur Vorläufer, daher auch eine ganze Reihe von Aussagen, die durchaus rationalistischen Geistes sind. Aber entscheidend ist doch seine neue Auffassung des Kunstwerks als eines individuellen eigengesetzlichen Ganzen, des Künstlers als dessen gottähnlichen, unbewußt schaffenden Schöpfers, der Wirkung als der seelischen Erregung des genießenden Subjekts. Diese fruchtbaren, weil in die Zukunft weisenden Errungenschaften seiner ästhetischen Erkenntnis treten am deutlichsten in seiner Theorie der Tragödie und des Tragischen hervor, die das Kernproblem seiner Dramaturgie bildet.

Wenn Lessings Beweisführung gewiß Allgemeingültigkeit beansprucht und damit der Auffassung kosmopolitischer Aufklärung entspricht, so ist doch der Ausgangspunkt seiner Erörterung im Gegensatz dazu bestimmt durch einen veränderten Kulturinstinkt. Dieser ist zwar noch nicht zum nationalen Kulturbewußtsein gediehen, stellt aber doch schon gegenüber dem Unbedingtheitsanspruch französischer Kultur die Gemeinsamkeit und Eigenart germanischer Auffassung heraus, indem an Stelle der abgelehnten französischen Klassiker der stammverwandte englische Shakespeare als vorbildlich erkannt wird. Gewiß bleibt die Allgemeingültigkeit des Aristoteles unbestritten, aber die rationalistisch normative Gesetzmäßigkeit der Franzosen verfälscht ihn, während Shakespeare ihn erfüllt. Shakespeare ist jenes instinktsichere schöpferische Genie, sein Kunstwerk ist jenes geforderte eigengesetzliche Ganze, seine Tragödie der Affekte und Leidenschaften bewirkt jenes Mit-Leiden, worin nach Lessings Erklärung die seelische Ursache der aristotelischen Katharsis beruht. Die „Hamburger Dramaturgie" mag in ihrer Bewertung französischen Dramas überholt und in ihrer dramatisch-tragischen Theorie mindestens nicht endgültig sein, es bleibt ihr aber das Verdienst, dem deutschen Drama durch die endgültige Vernichtung des französischen Regelmusters und die Aufstellung Shakespeares als Vorbild die Bahn freier nationaler Entwicklung eröffnet zu haben.

Was all sein kritisches Schrifttum auszeichnet und was selbst seine romantischen Antipoden dankbar bewundernd anerkannten, ist, daß Lessing nie bei negativer, niederreißender Kritik beharrte, sondern zu positiver, aufbauender, wegweisender „produktiver" Kritik weiterschritt. Sein aufklärerisches Unabhängigkeitsgefühl

verlieh ihm die unbedingte Skepsis, die ihn alle erreichbaren autoritären Götzenbilder in Frage stellen, ja stürzen hieß, aber zugleich lebte in ihm das hohe Verantwortlichkeitsbewußtsein vor der Idee oder dem Ideal, das ihn Wege danach suchen ließ. Und wenn die jugendlichen Stürmer und Dränger in seinem letzten Lebenszehnt noch so revolutionär alle auch von ihm aufgestellten Regeln umwarfen, einer ihrer lautesten und radikalsten Wortführer, Lenz, hat dennoch Lessing in seinem „Pandämonium Germanicum" mit Klopstock und Herder als anerkannten Schutzheiligen aufgeführt.

Der Stürmer und Dränger hat damit einer Erkenntnis von Lessings geistesgeschichtlicher Stellung Ausdruck gegeben, wie sie erst heute wieder Neubesitz wird durch Forschungen, die der Erhellung des Übergangs vom Rationalismus zum Irrationalismus im achtzehnten Jahrhundert gelten. Allerdings dürfte dabei in erster Linie bestimmend gewesen sein, außer seiner Neufassung des Geniebegriffs und seiner Entdeckung Shakespeares, der unumstrittene Eindruck seiner starken und lauteren Persönlichkeit.

Diese Persönlichkeit war sicherlich geprägte Form, die lebend sich entwickelte. Aber diese entfaltende Entwicklung vollzog sich unter dauernder strenger Selbstbeobachtung und Korrektur. Entsprechend auch das Mittel ihres Ausdrucks, die Sprache. Diese war der Verstandesherrschaft der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts unterworfen mit ihren Grundforderungen nach Klarheit und übersichtlicher Verständlichkeit. Sie soll gemäß dem rationalen Charakter der Aufklärungsepoche klären und erklären; es fehlen ihr zunächst noch, bis sie Klopstock erschloß, die Quellen irrationaler Phantasie, die weniger auf Erklärung als auf Verklärung hinwirken. Es ist nicht das geringste Verdienst der Aufklärung, daß sie diese klare Verstandeskultur der Sprache dem deutschen Schrifttum, auch dem gelehrten Schrifttum geschenkt hat. Man sollte über der immer wieder gerühmten logisch bildenden Kraft des Latein nicht die zerstörende Wirkung vergessen, die die jahrhundertelang an das volksfremde Latein gewöhnte Gelehrtensprache auf die Entwicklung des deutschen Prosastils ausgeübt hat. Wenn einer unserer größten deutsch schreibenden Denker, Kant, in neuester Zeit erst gewissermaßen übersetzt wurde, um weiteren Kreisen verständlich zu sein, so liegt die Nötigung dazu in der Latinität seiner relativischen Satzschachtelung, in jener Latinität, die schon Leibniz in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken" beklagte als stärkstes Hindernis einer, wenn auch anscheinend kunstlosen, doch kernigen und kraftvollen „Haupt- und Heldensprache". Christian Wolff, der Systematiker und Popularisator von Leibniz, lehrte den deutschen Gelehrten Deutsch schreiben. Liscov, der satirische Vorläufer Lessings, wandte die klare, helle Verstandessprache auf schöngeistigem Gebiet an. Lessing war es beschieden, die deutsche Prosasprache gleichermaßen auf gelehrtem, schöngeistigem und dichterischem Gebiete zu einem Gipfel zu führen, so daß ihn der Romantiker Friedrich Schlegel den „Prometheus der deutschen Prosa" nennen konnte.

Wir brauchen dabei nicht zu verschweigen, daß Lessing in der Ausbildung seines scharf geschliffenen, dialektischen Prosastils viel von der damals entwickelteren und kultivierteren französischen Sprachform gelernt hat. Es war immer Lessings Art, das Gute zu nehmen, wo er es fand. Aber er wußte das Sprachinstrument durch fruchtbare Bilder, neugebildete Eigenschaftswörter, Gliederung der Satzteile, Umstellung, Pausen und andere Mittel einer immer wachen und überlegten Stilkunst derart zu schärfen und zuzuspitzen, daß er für seine beliebten Waffengänge eine stets bereite, nie versagende und deshalb allgemein gefürchtete Waffe zur Hand hatte. Der grundsätzliche Gegner aller Verstandesherrschaft, der glühende nordische Magus Hamann, fordert von der Sprache: „Unsere Individualität muß in jedes Punktum und Periode wirken." Der rational-helle Lessing erscheint gewiß zunächst als Gegenpol zu dem irrational-dunklen Hamann, aber wie wenig andere erfüllt sein Stil dessen Forderung. Ob er gesellig scherzt, gewichtig belehrt oder aber, was er am liebsten tut, sich zur Mensur stellt, ohne Mucken und Holzen treffsichere Quarten und Terzen schlägt oder aber durch Finten den Gegner aus der Deckung vorlockt, stets beherrscht er meisterlich seine Waffe. Die strenge Zucht des Denkens bestimmt auch seine Ausdrucksweise. Sie verleiht ihm die unvergleichliche Gabe, sichere Grenzen zu ziehen, die Kraft zu energischer Anklage, aber auch zu wohlüberlegter, schrittweiser Formulierung. Er ist der große, umsichtige und scharfsichtige Klärer. Er ist kein Stubengelehrter, er schreibt keinen Papierstil, er ist ein Massenredner, der seine Hörer derart zu packen weiß, daß jeder einzelne den Eindruck gewinnt, unmittelbar selbst angesprochen zu sein. Dabei ist der spannungserfüllte Strom seiner Rede, der es nie am richtigen Ausdruck mangelt, von solcher überlegten Gliederung und wohlbemessenen Abgewogenheit, daß jeder Satz zur Wirkung kommt, jedes Wort auf ganz bestimmtem wirkungsvollem Fleck sitzt. Noch heute bieten Lessings Schriften die beste Schulung in der Handhabung deutscher Sprache.

Verstandesklarheit, Willenskraft, leidenschaftliche Anteilnahme, Temperament, Weltoffenheit und Menschlichkeit: all dies verleiht seinem Denken und Schreiben den hin- und mitreißenden subjektiven Charakter trotz der objektiven Unbestechlichkeit, d. h. Lessings dramatisch bewegter Stil, der, wie es Lessing von der Dichtung allgemein fordert, nichts beschreibt, sondern entwickelt, keine Ergebnisse berichtet, sondern sie entstehen läßt, alles in Handlung auflöst: dieser immer bewegte und doch sein Ziel nie aus den Augen lassende Stil ist Lessing selbst. Mit Recht hat man die formale Entsprechung von Lessings Freude am Suchen und Finden der Wahrheit in seinem Stile gefunden, „der den Leser gleichsam immer an der Spannung des Suchens und am Finderglück teilnehmen läßt". Eine solche Einheit von Stil und Mann ergibt sich nur bei einer starken, geschlossenen und wahrhaften Persönlichkeit.

Dadurch wurde Lessing im sechsten und siebenten Jahrzehnt seines Jahrhunderts die entscheidende Großmacht in der deutschen Schriftstellerwelt, der arbiter litterarum. Ihm ist es zu danken, der strengen, herben Männlichkeit seiner

ziel- und verantwortungsbewußten Kritik, daß die, namentlich von Wieland her, drohende Gefahr des fremd-völkischen, genießerischen Rokokos gebannt wurde. Gewiß ist der Dichter Lessing, zeitbedingt, in seinem dichterischen Schaffen vom Rokoko ausgegangen. Dafür sind seine anakreontischen Gedichte wie seine Jugend-lustspiele Beweis. Aber wie in seinen kritischen und ästhetischen Anschauungen hat er sich auch in seinem dichterischen Schaffen rasch und selbständig weiter entwickelt. Und wiederum bedeutet diese Entwicklung, die sich an der Bewältigung des Zeit-problems des Subjektivismus entfaltet, den Durchbruch des Irrationalen und bildet dadurch die Brücke vom Rokoko zur Klassik. Sein Drama durchläuft die Bahn von Elias Schlegel-Gellert zu Goethe-Schiller.

1755 hat Lessing mit seiner „Miß Sara Sampson" das bürgerliche Drama in Deutschland eingeführt und dabei zugleich gewagt, den gewaltigen Medeastoff der antiken Tragödie aus dem Raum der pathetisch-rationalistischen Alexandriner-tragödie herauszuheben und in bürgerlich-subjektivistisches Gewand zu hüllen. Das zentrale Problem der sittlichen Existenz des Menschen ist nicht Auswirkung eines rationalistischen Moralismus, es ist bedingt durch den Subjektivismus, der sich seiner selbst darin bewußt wird. Sicherlich ist uns heute das Schauspiel in seiner allzu weichlichen Rührseligkeit des Gehalts und seiner ins Uferlose zer-fließenden Sprachform nicht mehr genießbar, aber seine zeitgeschichtliche Bedeutung wird es behalten als Ausdruck jener Erschütterung überkommener Ordnungen und normativer Gesetze durch das erregte Fühlen des Subjektivismus.

Wenn nach einem glücklichen Wort der Träger von Lessings Drama nicht mehr „der moralisch vollkommene, sondern der leidenschaftlich bewegte Mensch" ist, so trifft dies sowohl auf Sara wie auf Mellefont und die Marwood zu und öffnet Bahnen neuer Menschengestaltung im deutschen Drama. Ein Schulbeispiel dafür scheint mir auch „Philotas" zu sein. Man könnte typologisch in dem jungen Philotas fast eine ins Heroische übertragene Sara sehen, denn wie das gefallene Mädchen als Vertreterin bürgerlicher Moral, so wirkt auch der kindliche Knabe als Vertreter heldischer Tugend fast paradox. Bei beiden führt eine aus empfindsamem Subjektivismus genährte sittliche Gefühlsdialektik folgerecht zur Unbedingtheit der sittlichen Forderung. Aber wie schon äußerlich durch die lakonische Kürze der der Stimmung des Siebenjährigen Krieges entwachsene „Philotas" in schärfstem Gegensatz zu der aufgeweichten Breite der „Miß Sara Sampson" steht, so auch innerlich. Statt der Passivität des Duldens der Tugendträgerin Aktivität des Handelns des jugendlichen Helden, statt eines abstrakten Tugendideals, das im Himmel verankert ist, ein konkretes Heldenideal, das auf den Staat bezogen ist. Das Kriegserlebnis hat in dem kosmopolitischen Aufklärer Lessing das national-politische Staatsbewußtsein erweckt, und Philotas ist sein Verkünder. Die Ver-pflichtung des Einzelnen gegenüber dem Vaterlande verlangt die freiwillige Unter-ordnung, die Preisgabe aller Sonderinteressen, Zurückstellung selbst menschlich edelster und wertvollster Gefühle wie Vater- und Sohnesliebe hinter das Wohl

des Staates. Der Einzelne ist nichts, der Staat ist alles, und deshalb opfert sich Philotas auf dem Altar des Vaterlandes. Was zwei Jahre zuvor der bewunderte Preußenkönig für den Fall seiner Gefangennahme angeordnet hatte: „sollte mir ein solches Unglück geschehen, so will ich mich opfern für den Staat", führt der Knabenheld Philotas aus. Aber der Dichter schildert ihn keineswegs als gefühllos-stoischen Spartaner, er füllt ihn mit der ganzen Empfindsamkeit an, die das zu erstrebende tragische Mit-Leiden erst ermöglicht. Auch in diesem kurzen, epigrammatischen Dramolet kommt es Lessing darauf an, keine hohlen Tiradenpuppen, sondern innerlich beseelte und erregte Menschen zu gestalten. Hier fällt ja auch das für Lessings dramatisches Schaffen so bezeichnende Wort: „Ich bin ein Mensch und weine und lache gern."

Radierung Chodowieckis zu Lessings „Minna von Barnhelm"

Schon vor seinem bürgerlichen Schauspiel hat Lessing als Aufgabe des Dramatikers es bezeichnet, „dem menschlichen Leben am nächsten zu kommen", und als Ziel der Komödie im Gegensatz zum Possenspiel sowohl wie zum weinerlichen Lustspiel die Mischung von Lachen und Rührung angegeben. Bei dem Nachdruck, den Lessing auf die menschlichen Charaktere als Träger dramatischer Handlung legt, geht auch diese Forderung natürlich nicht auf eine äußerliche Mischung von possenhaften und rührseligen Typen, sondern auf Gestaltung von Handlungsträgern als realistisch klar und psychologisch tief angelegten individuellen Menschen, in denen vielfältigste und widersprechende Gefühle seelischer Erregung nebeneinander Platz haben. Mit dieser Zielsetzung gelingt dem Dichter sein Meisterwerk „Minna von Barnhelm", worin er ebenso lebens- wie zeitnahe Vertreter des zeitgenössischen Subjektivismus in bezug auf Gefühlsauffassung und sittliche Anschauung in reichster Abwandlung gestaltet hat. Ob Major Tellheim sich in höchst gesteigertem Ehrgefühl durch ungerechte Gesellschaftsordnung verfemt sieht oder Minna in naiver Natürlichkeit persönliche Ehre als durch äußere Ordnung unverletzbar im Innern gründend erkennt, wie immer auch das persönliche Sitten- und Ehrgesetz sich in dem geradlinigen Wachtmeister, in dem pudeltreuen Just oder in dem gerissenen Riccaut sich auswirkt: es sind Menschen mit Tugenden und Schwächen, sie können lachen und weinen.

Diese Wahrheitstreue verhindert, daß sie von Raum und Zeit losgelöste unklare Typen sind, sie macht sie zu raum- und zeitgebundenen Einzelwesen. Die Bindung aber ist die notwendige Ergänzung zu ihrer subjektiven Freiheit. Sie ist gegeben durch die verpflichtende sittliche Vernunft, die selbst wieder jene gegensätzlichen Charaktere in die Bezirke freier Menschlichkeit führt und sie darin Lösung ihrer Problematik und Vereinigung finden läßt. Sie ist aber weiter getönt durch jenes soziale Gemeinschaftsgefühl, das sich schon im „Philotas" als Ethos des Nationalbewußtseins darstellte. Schon Goethe hat nachdrücklichst in „Dichtung und Wahrheit" diese große Bedeutung hervorgehoben. „Minna von Barnhelm" ist die Verkündigung und Verkörperung eines deutschen Volksgefühls, das die dynastischen Grenzen von Preußen und Sachsen — eben noch Kriegsgegner! — ebenso wie die gesellschaftlich ständischen Klassenunterschiede überspringt im betätigten Bewußtsein einer freien deutschen Menschlichkeit, die die Humanitätsidee der Klassik vordeutet. Allerdings tönt aus ihr statt der weltbürgerlichen die phrasenlose „fritzische" Gesinnung. Denn in diesem, in den sonnigen Breslauer Jahren des Kriegsendes entstandenen Lustspiel, dem frühesten dichterischen Wegweiser zu einheitlichem deutschem Volkstum, bringt der Sachse Lessing dem großen preußischen König, von dem er nie die geringste Gunst, nur kränkende Zurücksetzung empfangen hat, die edelste und würdevollste Huldigung dar. Hier hat Aufbau und Sprache gegenüber dem epigrammatischen Lakonismus des „Philotas" wieder eine Auflockerung erfahren, die, wenn auch nicht zu der zerfließenden Prosa der „Sara Sampson", so doch zur gefühls- und lustbetonten Natürlichkeit trotz aller räsonierenden Spitzfindigkeiten führt. Wenn immer wieder Lessings Dichtertum in Frage gestellt wird, so ist dafür ja Lessing selbst der Kronzeuge, der mit unbestechlicher Wahrheitsliebe vom eigenen Schaffen ausgesagt hat, daß alles durch ein Druck- und Pumpensystem bei ihm zu Tage gefördert werden müsse. Aber man darf doch nicht vergessen, daß seine „Minna von Barnhelm" noch heute zu den meist gespielten Stücken der deutschen Bühne zählt, und da genügt kaum zur Erklärung jenes bissige Lessingwort, daß unter Blinden der Einäugige König sei.

Sein nächstes, ebenfalls noch heute bühnenwirksames Drama ist „Emilia Galotti". Er gestaltet darin die antike Virginiafabel in neuzeitlicher Gewandung zur Angriffsfanfare gegen Menschenwürde verachtende sittliche Verantwortungslosigkeit absolutistischer Fürstenhöfe. Entsprechend der ernsten Handlung ist hier Aufbau und Sprache weit strenger als in dem Lustspiel gezügelt, so daß uns die epigrammatische Zuspitzung des öftern mehr aus dem Kopf als aus dem Herzen zu kommen scheint.

Wenn aber auch so scheinbar der Denker vor dem Dichter steht, so ist doch das Denken Lessings nicht die Bewältigung einer logisch-mathematischen Rechenaufgabe, sondern erlebnisgeboren und lebensnahe. Auch Friedrich Schlegels Wort von „Emilia Galotti" als dem „großen Exempel dramatischer Algebra" darf bei aller Berechtigung für die dramaturgische Form, wie sie hier fast als

Gotthold Ephraim Leſſing
Gemälde von Anton Graff, 1771. Berlin, Privatbeſitz

Der Lesesaal der Wolfenbütteler Bibliothek
zu Lessings Zeit. Gemälde von Louis Tacke, vor 1887. Wolfenbüttel, Bibliothek

Musterbeispiel für die in der „Hamburger Dramaturgie" niedergelegte Theorie erscheint, nicht auch für den seelisch-dramatischen Gehalt Geltung beanspruchen. Wieder entstammt dieser dem Zeiterleben Lessings: voll Mannesmut ruft er der Selbstischkeit autokratischer Kleinfürsten Halt zu im Bewußtsein, daß der wahre Herrscher ein Diener, ein Vater seines Volkes sein müsse; schon in „Philotas" hat der Dichter mahnen lassen: „Was ist ein König, wenn er kein Vater ist", und in gleichem Sinne ließ er Minna von Friedrich dem Großen rühmen, daß er „nicht nur ein großer, sondern auch ein guter Mann sei". Sicherlich ist also die zeitgeschichtliche politische Forderung der Tragödie tiefste Überzeugung Lessings, aber ihr Gehalt wurzelt doch noch tiefer. In tiefsten Gründen entstammt er wiederum Lessings Ringen um die Klärung des problematischen Subjektivismus, den er hier in vielfältigen Formen ichbetonter Innerlichkeit gegenüber der bestehenden Welt- und Gesellschaftsordnung Form gewinnen läßt. Gerade die Präzision, mit der die einzelnen Räder und Räderchen des Handlungsablaufs ineinander greifen und die diesen gleich einem Uhrräderwerk abrollen läßt, macht dieses Drama zur wahrhaften Schicksalstragödie, indem jenes Problem des Subjektivismus unabänderlich zum tragischen Ausgang hingetrieben wird. Hier liegt die tiefste Verbindung mit dem klassischen Tragiker Schiller, weit mehr als in der äußerlichen Stoffverwandtschaft mit „Kabale und Liebe": denn hier ist der tragische Konflikt von Freiheit und Notwendigkeit zwingend und unausweichlich dargestellt, von Freiheit der menschlichen Willensentscheidung und Notwendigkeit übergreifender Weltordnung. Gewiß ist „Emilia Galotti" für die Sturm- und Drangdramatik bedeutsam gewesen, thematisch durch ihre revolutionäre Fanfare, typologisch durch die Gestaltung sowohl des Prinzen als Vorläufers von Wilhelm Heinses ästhetischem Immoralismus wie der Gräfin Orsina als Vorbild typischer Machtweiber. Aber ihre wesentliche und tiefste Bedeutung ragt über den Sturm und Drang hinaus in die Klassik durch die folgerichtige Entwicklung schuldloser, sittlicher Verantwortung eingeborener Tragik. Auch Lessings dichterisches Schaffen ist damit wie seine theoretische Leistung nicht Abschluß einer Vergangenheitsepoche, sondern Vorbereitung der Zukunft, der Klassik.

Der Aufklärer Lessing hätte diese geistesgeschichtliche Sendung gewiß nicht erfüllen können, wenn er im Grunde nicht ein religiöser Mensch gewesen wäre, der in den „Nouveaux Essais" von Leibniz die eigene Ahnung eines im Irrationalen wirkenden Seelenvermögens bestätigt fand. Nur dieses irrationale Empfinden, wie es in der pietistischen subjektiven Evidenz der Glaubenswahrheiten entsprechenden Ausdruck fand, verbürgt ihm die Wahrheit der objektiven Religion. Von diesem Standpunkt aus trifft der kritische Geist Lessings die reinliche Scheidung in dem Jahrhunderte alten Prozeß zwischen Aufklärung und Christentum, worin immer wieder versucht worden war, das dogmatische christliche Lebensideal mit den neuen Kräften und Überzeugungen der weltlichen Aufklärung zu versöhnen, zu vereinen. All diese Versuche lehnt er mit der epigrammatischen Erklärung ab:

„Man ... macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen."

Hierin liegt das Problem, wie es Lessing sieht und zu lösen versucht: Wie ist es möglich, Christ und Philosoph, d. h. in seinem Sinne: Wahrheitsucher, zugleich zu sein? Es ist ein Problem, das ihn schon in den Jugendjahren beschäftigt hat. Als der Zwanzigjährige seine anakreontische Gedichtsammlung „Wein und Liebe" veröffentlicht und als Lebensziel sich gesteckt hat, ein deutscher Molière zu werden, da muß er sich dem pfarrherrlichen Vater gegenüber über seinen unchristlichen Lebenswandel verantworten und schreibt am 30. Mai 1749 das bedeutsame Wort: „Die Zeit soll lehren, ob der ein besserer Christ ist, der die Grundsätze der christlichen Lehre im Gedächtnisse, und oft, ohne sie zu verstehen, im Munde hat, in die Kirche geht und alle Gebräuche mitmacht, weil sie gewöhnlich sind; oder der, der einmal klüglich gezweifelt hat und durch den Weg der Untersuchung zur Überzeugung gelangt ist, oder sich wenigstens noch darzu zu gelangen bestrebet." Nicht Kenntnis der Lehre, nicht Lippenbekenntnis und nicht äußerliches Gebaren machen den Christen, sondern allein die innere, durch Zweifel und Ringen erlangte Glaubensüberzeugung. Auch in den tiefsten menschlichen Fragen, den religiösen, erweist sich Lessing als der unermüdliche Wahrheitsucher, der nichts ohne Prüfung als gegeben hinnimmt, der Schritt für Schritt die Grenzen absteckt, bis er zum letzten Kerne durchgedrungen ist. Jahrzehntelang scheint er an diesen religiösen Fragen uninteressiert, bis er dann seine letzten Lebensjahre diesem wichtigsten Kampfe um die christliche Glaubensüberzeugung widmet. Immer scheint Lessing nur zufällig durch äußern Anstoß zu seinen Untersuchungen und Beweisführungen, zu seinen Kämpfen und Rettungen gebracht zu werden, und doch zeigt sich rückblickend, wie planvoll dieses Leben angelegt und aufgebaut war, gleichsam als ob die höhere Führung einer übermenschlichen Vorsehung am Aufbau dieser Lebenspyramide am Werke gewesen wäre.

Lessing trat glänzend gerüstet in den theologisch-philosophischen Kampf. Seit frühster Jugend hat er in nie versiegendem Lernhunger, der schon in seiner Schulzeit doppeltes Futter benötigte, ein ungeheures Wissen in sich angehäuft, und zugleich ist er nie ermüdet, die kritische Waffe seines Verstandes immer erneut zu schärfen. Aber er ist nicht Stubengelehrter und Lebensfeind. Die Vorstellung des unerbittlich kühlen und scharfen Verstandesstreiters wird ihm nicht gerecht. Der immer wieder bezeugte Mut zu verantwortungsbewußter Tat kann aus Verstandesquellen allein nicht gespeist werden. Schon der Einundzwanzigjährige sagt in seinen „Gedanken über die Herrnhuter": „Der Mensch ward zum Tun und nicht zum Vernünfteln erschaffen." Der klare Denker Lessing war zugleich auch ein warm fühlender Mensch. Er war nicht nur richtig denkend, sondern auch rechtlich denkend und handelnd. Diese Rechtlichkeit als sittliches Empfinden und moralisches Bewußtsein bildete den Kern seiner innersten Weltanschauung und damit den Schlüssel zu seinem Leben und Wirken. Nachdem er sie in seinen kritischen Schriften,

insbesondere in seiner Theorie des Tragischen, dargelegt und in seinen dichterischen Werken gestaltet hatte, machte er sie nun zur Grundlage seiner religiösen und philosophischen Überzeugung. Das Organ dieses moralischen Subjektivismus, auf dem er sein Weltbild aufbaut, ist die Vernunft, die allerdings nicht mehr nur rationales Denkorgan ist, sondern seelisches, Denken, Fühlen und Wollen umfassendes Erlebnisorgan. Dieses allein ermöglicht ihm die Grenzziehung zwischen Theologie und Philosophie, läßt ihn religiöse und philosophische Wahrheit finden.

1774 wirft er mit der Herausgabe der „Fragmente eines Ungenannten" der Orthodoxie und der rationalistischen Aufklärung zu gleicher Zeit den Fehdehandschuh hin. Da das rationalistische Lager sich in zwei Richtungen, Deismus und Neologie, gespalten hatte, so kämpft er gleichzeitig gegen drei Fronten. Aber zunächst entwickelt sich der Kampf wesentlich mit dem orthodoxen Hamburger Hauptpastor Goeze. Die darin gezeitigten Anti-Goeze-Streitschriften zählen zu den stärksten, gewandtesten und treffsichersten Angriffen aus Lessings Feder. Nirgends wird deutlicher, wie unerträglich ihm jede autoritäre Orthodoxie, namentlich aber die theologische war. Es ist eine Verkleinerung von Lessings Kampfesmut und -kraft, wenn Goeze immer wieder als kleinlich-enger, beschränkter Kopf hingestellt wird. Goeze war klug, belesen und ein beachtenswerter Gegner. Trotzdem Lessing mit all seiner stilistischen Kunst seine persönliche Stellung, wonach er die Deckung von Bibel und Religion ablehnte, zu verschleiern trachtete, um dem Gegner die Gesetze des Handelns aufzuzwingen, durchschaute der Hauptpastor doch klaren Blickes seine Finten und richtete schärfstes Geschütz gegen seine Zentralposition. Man kann dem orthodoxen Dogmatiker nicht unrecht geben, daß er seinen Glauben gegen die „Fragmente" verteidigte; daß er aber nicht nur den Ungenannten — Reimarus — angriff, sondern den gefürchteten schreibgewaltigen Herausgeber Lessing, macht seinem Glaubensbekenntnis alle Ehre. Unverhüllt setzt er sich für das Wort Gottes und die damit offenbarte Wahrheit ein, während Lessing, darin scheinbar minder aufrichtig als der Dogmatiker, seine eigene Überzeugung zunächst verhüllt. Vielleicht ist auch diese eigene, teils erzwungene, teils pädagogisch bestimmte Halbwahrhaftigkeit des Wahrheitsuchers Lessing mit der Grund, daß der Ton seines „Anti-Goeze" so grob und schneidend ausfällt, besonders, wenn er im Innern doch der Behauptung Goezes recht geben mußte, daß er — allerdings nur im orthodox-dogmatischen Sinne — überhaupt kein Christ sei.

Dazu kam noch, daß es diese offenbarungsgläubige Orthodoxie gar nicht war, der sein eigentlicher Kampfeseifer galt. Hier hatte er ja keine Hoffnung, zu überzeugen. Ihn lockt die moderne Aufklärungstheologie mit ihrer rationalistischen Bibelkritik und Kirchengeschichte. Die Diskussion mit einem Manne wie Walch oder gar Semler wäre ihm mehr wert, weil fruchtbarer, gewesen als der Streit mit zehn orthodoxen Goezes. Dabei hätte er auch die irreführende Taktik entbehren können, die, wenn er auch seinen Gegner zum Schweigen gebracht, ja ihn in den Augen der Mitwelt geistig erledigt hat, uns doch bedauern läßt, daß er aus äußeren

Gründen entgegen seiner Natur das wahrheitsmutige Bekenntnis nicht offen und klar ausgesprochen hat, so daß erst jahrzehntelange Forschung uns darüber Klarheit erarbeiten mußte.

Lessings klares grenzsetzendes Denken muß von vornherein sich gegen die Grenzverwischung der Neologie, wo man nicht weiß, „wo die Vernunft und wo das Christentum liegt", wenden. In der Ablehnung des Anspruchs der Neologie, mittelst der Vernunft die Offenbarung beweisen zu können, findet er sich einig mit der Orthodoxie. Aber wenn er auch, wie der Orthodoxe, eine klare Scheidewand zwischen Theologie und Philosophie aufgerichtet sehen will, so ist ihm im besten Falle die Orthodoxie doch nur unreines Wasser gegen die Mistjauche der Neologie. Gegenüber der Autonomie der Vernunft gibt es keine in sich gründende unbedingte Geltung der Offenbarung. Hierin scheint er sich mit dem rationalistischen Deismus eines Reimarus, des Verfassers der „Fragmente eines Ungenannten", zu berühren. Dieser glaubt durch vernünftige Kritik die Offenbarung als dem Naturgesetz widersprechend widerlegen zu können. Lessing aber zeigt, daß sie gar nicht mit solchen Mitteln bekämpft werden kann, da sie ja gar keinen „natürlichen" von Raum und Zeit unabhängigen Wahrheitsgehalt hat, sondern geschichtliche Erscheinung ist. In dieser Geschichtlichkeit liegt ja auch die Widerlegung des Anspruchs der Orthodoxie auf ihre autoritäre Ewigkeitsgeltung.

Weder Offenbarung noch schärfstes Denken vermögen tragbare Fundamente überzeitlichen christlichen Heilsglaubens zu liefern. Diese entstehen einzig und allein im innern subjektiven Erlebnis. Dieses Glaubenserlebnis aber bleibt unberührt von aller orthodoxen Dogmatik und aller rationalistischen Kritik. „Was gehen den Christen dieses Mannes Hypothesen, Erklärungen und Beweise an? Ihm ist es doch einmal da, das Christentum, welches er so wahr, in dem er sich so selig fühlt. Wenn der Paralytiker die wohltätigen Schläge des elektrischen Funkens erfährt, was kümmert es ihn, ob Nollet oder ob Franklin oder ob keiner von beiden recht hat?"

Deutlich wird hier Glaubenswahrheit von Wissenswahrheit getrennt, und wir sehen uns in die Nähe Kants geführt. Lessing erweist sich nicht etwa als vollendeter Rationalist, sondern als Träger der deutschen Bewegung, die durch die Aufnahme des pietistischen Unterstroms das deutsche Geistesleben verbreitert und vertieft hat. Gewiß ist er ebensowenig ein vollendeter Irrationalist, aber gerade in seiner betonten Diesseitigkeit rückt er in die Nähe unserer klassischen Denker und Dichter, die gleich ihm ihr philosophisches Weltbild weit genug gestaltet haben, um darin auch die religiösen Fragen einer Lösung entgegenzuführen.

Dieser diesseitigen philosophischen Weltanschauung liegt letzterdings die Überzeugung von der Gültigkeit der Idee des Sittlichen zugrunde, die ebensowohl subjektiv im Sinne des Pietismus innerlich als Forderung erfahren wie objektiv im Sinne autonomer Vernunft als Aufgabe des Weltganzen erkannt wird. In der hiermit gesetzten Harmonie der sittlichen Freiheit des Einzelmenschen und des

Willens der göttlichen Weltordnung nimmt der moralische Subjektivismus Lessings den Gehalt der Humanitätslehre unserer Klassik vorweg.

Der Kritiker Lessing durfte den Religionsstreit nicht zu Ende führen. Sein Herzog legte ihm Schreibverbot auf. Da sprach denn der Dichter das Schlußwort in seinem „Nathan dem Weisen": „Ich muß versuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, auf dem Theater wenigstens noch ungestört will predigen lassen." Er nennt diese Schlußpredigt — den „zwölften Brief gegen Goeze" —, die weder Tragödie noch Lustspiel ist und die der eigentlich dramatischen Spannung ermangelt, ein „dramatisches Gedicht", das in der Sprachform des Shakespearischen Blankverses und dem tiefen seelischen Gehalt vorbildlich geworden ist für das klassische Ideendrama. Aus edelster, reinster Menschlichkeit tönt hier zum ersten Male das Preislied jenes erhabenen Humanitätsideals, das dann durch unsere Klassiker als brausender symphonischer Hymnus erschallen sollte. Nicht dramatischer Aufbau und nicht dramatisches Geschehen machen den Wert des dramatischen Gedichtes, sondern der ernste sittlich-religiöse Gehalt, der hier nach jenem Stilprinzip edler Einfalt und stiller Größe gestaltet ist und damit Lessings Rassen, Völker und Konfessionen vereinigende Überzeugung zu unvergeßlichem Ausdruck bringt. Nicht das objektive Religionsbekenntnis findet den echten Ring, sondern das subjektive, Denken, Reden und Handeln bestimmende Religiöse. In der eigenen Brust wohnen Himmel und Hölle.

Alle geschichtlichen Religionen verblassen gegenüber der natürlichen Vernunftreligion, deren Bekenner aus innerer Überzeugung heraus werktätige Vertreter sittlicher Nächstenliebe sind. Der reine Wohlklang dieses Hohelieds werktätiger Menschenliebe kann daher auch nicht getrübt werden durch die scheinbare Benachteiligung der Christenvertreter gegenüber Mohammedaner und Juden in der Charakterisierung der Handlungsträger. Da keine der geschichtlichen Erscheinungsformen religiösen Glaubens den echten Stein besitzt und die Dichtung doch gerade zur Erweckung und Erziehung der christlichen Kirchen, denen Lessings Kampf gilt, dienen soll, so will er Vorbilder zeigen, die aber auch selbst wieder keineswegs in ihrer geschichtlichen Glaubensform absolute Geltung haben, sondern einzig und allein in ihrer täglichen Bewährung als individuelle Menschen. Lessing, der aus Leibniz den Entwicklungsgedanken aufgegriffen hat, glaubt an eine aufsteigende Entwicklung alles Menschlichen und Religiösen. Nicht wie die Rationalisten setzt er die Vollkommenheitsreligion als dem Naturzustand entsprechende natürliche an den Anfang und betrachtet alle positiven Religionen nur als davon abgeleitete und abführende Verderbungen, sondern die ideale Vollkommenheitsreligion steht am Endzustand, sie ist nur zu erreichen durch Überwindung aller trennenden Unterschiede in tätiger Menschenliebe, in demütiger Gesinnung. Erst diese Gesinnung „innigster Ergebenheit in Gott", die der durch den Verlust von Frau und Kind schwer getroffene und erschütterte Einsame sich erkämpfte, hebt seine Sittlichkeitslehre zur Religion. Wenn dem diesseitig verankerten Aufklärer dazu der Glaube

an ein Jenseits fehlte, so wußte er ihn in seiner Seelenwanderungslehre durch den Ewigkeitsglauben zu ersetzen. Diesem letzten und tiefsten Gedanken, der Lehre von dem dritten Reiche, in das die stetig sich aufwärts entwickelnde Seele eingeht, gibt er in seinem sprachlich reifsten Kunstwerke, „Erziehung des Menschengeschlechtes," unmittelbar vor seinem Lebensende 1780 Ausdruck.

Auch hierin hat der Aufklärer die Aufklärung überwunden, sie reformiert, sie hingeleitet zu Kant, zu dem deutschen Idealismus. Knapp hat Friedrich Schlegel sein Werden erfaßt: „Ganz klein und leise fing Lessing wie überall so auch in der Poesie an, wuchs dann gleich einer Lawine; erst unscheinbar, zuletzt aber gigantisch."

Diese zeitgeschichtliche Riesengröße offenbart sich am deutlichsten in Lessings langsam eroberter Auffassung des Problems vom moralischen Menschen bzw. des vielberufenen Freiheitsproblems. In der berühmten „Erziehung des Menschengeschlechts" hat er endgültig den philiströsen Optimismus der Aufklärung von der natürlichen moralischen Güte des Menschen preisgegeben und Kants aufregende Lehre vom radikalen Bösen vorgedeutet, indem er bei aller Ablehnung der dogmatischen Erbsünde doch bekennt, „daß der Mensch auf der ersten Stufe seiner Menschheit schlechterdings so Herr seiner Handlungen nicht sei, daß er moralischen Gesetzen folgen könne". Diese Willensunfreiheit des Menschen ist echt leibnizisch bestimmt durch die in jenem Entwicklungsstadium bestehende Vorherrschaft der dunklen über die deutlichen Vorstellungen, der sinnlichen Begierden über die Vernunft. Damit ist aber auch dem Menschen die Wahl gegeben, in der weiteren Entwicklung seinen sinnlichen Begierden oder seiner Vernunft zu folgen, er ist an den Scheideweg zum Bösen und Guten gestellt. Es liegt an ihm, die Freiheit zu erlangen, je mehr er nämlich jene demütige Gesinnung innigster Ergebenheit in Gott sich erringt, die Vernunftentwicklung und damit unmittelbar die Entwicklung sittlichen Handelns fördert.

Darin vollzieht sich der Einklang autonomer sittlicher Freiheit mit dem göttlichen Willen der Weltordnung, indem der Mensch demütig seine Freiheit in die Hände Gottes zurücklegt, sich ohne Murren in die Fügung des Göttlichen schickt, eine Unterordnung, die erst dann die den Besitz des wahren Steins erweisende sittliche Tat ist, wenn sie in schweren Schicksalsschlägen ungebeugt handelnd sich bewährt. Es bedarf nur der inneren Stimme, die dem wahrhaft religiösen Menschen den Ratschluß Gottes kundtut, um ihn den eigenen Willen auf den Gottes ausrichten zu lassen, wie Nathan sagt:

„Ich stand und rief zu Gott: ich will!
Willst du nur, daß ich will!"

Hier bekundet sich Lessing als der unmittelbare Vorläufer der Lehre von der menschlichen Freiheit, wie sie Kant und Schiller aufgestellt haben, so sehr er sich auch in der Annahme von der Anlage und der allgemeinen Entwicklungsvorbestimmung von beiden trennt. Der Mensch unterliegt nach Lessing weder

unbedingtem Zwang noch ist er absolut frei. Die berühmte Nathansfrage, ob der Mensch müssen müsse, läßt sich nur nach dem jeweiligen Entwicklungszustand des Menschen beantworten; am Anfange, da die dunklen Vorstellungen, die Begierden und Triebe überwiegen, wird er das Böse müssen, je mehr er moralisch reift, wird er das Gute wollen und schließlich zu dem Zustande gelangen, da er mit Lessing ausruft: „Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß, das Beste muß." Es gehört zu den schönsten Zeugnissen von Lessings wertvoller Persönlichkeit, daß er sich von dem leichtherzigen Optimismus der rationalistischen Aufklärung befreit und der Seele die tätige Kraft zuschreibt, ebensowohl zu irren wie das Rechte zu tun. Damit wird er einer der großen Führer und Mahner zur sittlichen Verantwortlichkeit des Menschen.

Die Grundvoraussetzung ist die eigene lautere Persönlichkeit, die bei allem Angriffsgeist nie zum Raufbold ausartet. Eine beabsichtigte scharfe Zurückweisung eines verleumderischen Gegners unterläßt er mit der stolzen, vornehmen Begründung: „Auf wen alle zuschlagen, der hat vor mir Friede." Wie stark bei all seinem Temperament sein Verantwortlichkeitsgefühl war, erhellt aus seiner Antwort an einen ängstlichen Menschen, der eigene Briefe zurückerbittet und dafür auch Lessings Briefe zurücksenden will: „Mit meinen Briefen kann Er machen, was Er will. Denn ich bin mir nicht bewußt, an jemanden jemals eine Zeile geschrieben zu haben, welche nicht die ganze Welt lesen könnte."

Dieses sittliche Verantwortungsbewußtsein ist die Triebkraft wie seines Lebens so aller seiner Schriften. Auf niemand scheint mir das Erkenntniswort des Dichters Novalis über den Unterschied von Mann und Frau besser zuzutreffen als auf Lessing: „Der Mann ist das Symbol der Wahrheit und des Rechts". Überall entspringt sein Dichten der erkannten Reibung zwischen sittlichem Wollen und der Realität der Umwelt. Eine sinnliche Natur ist Lessing nicht, an diesem Mangel kranken ja auch alle seine Dichtungen, aber ein fester, sittlicher Charakter und ein vollkommen klarer Kopf, und dadurch wird er zu dem stärksten und fruchtbarsten Kritiker, den Deutschlands Schrifttum aufweist, weil er beide Eigenschaften in den Dienst der ihn stetig treibenden Leidenschaft der Wahrheitserforschung stellt, wobei ihm nach seinem eigenen Worte das Vergnügen der Jagd allezeit mehr wert ist als der Fang. Oder wie er deutlicher während seines theologischen Feldzuges es ausdrückt: „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgendein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz", und nichts wäre dem ewig bewegten kämpferischen Diener der Wahrheit unangemessener. Und weil er weiß, daß unsere Wahrheitserkenntnis immer zeitbedingt sein wird, daß aber auch der Irrtum, falls er nur auf dem Wege unbestechlicher Wahrheitssuche erlangt ist, ein Stück Wahrheit in sich schließt,

fährt er mit jenem oft zitierten Worte fort: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: Wähle!, ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Vater, gib! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!"

Noch heute gibt es keine bessere zusammenfassende Charakteristik von Lessings Bedeutung als den Nachruf, den Herder dem Toten widmete und der hymnisch ausklingt: „Und wo bist du nun, edler Wahrheitsucher, Wahrheitkenner, Wahrheitverfechter — was siehest, was erblickst du jetzt? Dein erster Blick, da du über die Grenzen dieser Dunkelheit, dieses Erdennebels hinweg warst, in welch anderem höherem Lichte zeigte er dir alles, was du hinieden sahest und suchtest? Wahrheit *forschen*, nicht erforscht haben, nach Gutem *streben*, nicht alle Güte bereits erfaßt haben, war hier dein Blick. .. Viele Stellen in deinen Büchern voll feiner Wahrheit, voll männlichen, festen Gefühls, voll goldner, ewiger Güte und Schönheit werden, solange Wahrheit Wahrheit ist und der menschliche Geist das, wozu er erschaffen ist, bleibet — sie werden aufmuntern, belehren, befestigen und Männer wecken, die auch, wie du, der Wahrheit *durchaus* dienen, *jeder* Wahrheit, selbst wo sie uns im Anfange fürchterlich und häßlich vorkäme; überzeugt, daß sie am Ende doch gute, erquickende, schöne Wahrheit werde."

Die Vorbildlichkeit der Großen unserer Vergangenheit liegt nicht so sehr in ihrer tatsächlichen Lebensweise oder in den tatsächlichen Ergebnissen ihrer Arbeit als in dem Wesen ihres Geistes, ihrer geistigen Gesamthaltung. Zu diesen fruchtbaren Gestalten unserer Geistesgeschichte, zu denen wir immer wieder zurückblicken sollten, nicht um bestimmte Regeln und Gesetze der Lebensführung zu gewinnen, sondern um angeweht zu werden von dem Wirkungshauch ihres Geistes, zählt Lessing. Vorbildlich ist jene fruchtbare, wirkungsfrohe und wahrheitsuchende, lebenbejahende, geistige Haltung, wie sie in Lessing verkörpert erscheint und deren Kennwort Hölderlin geprägt hat: „Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste."

Uns Heutigen gehört zu diesem Lebendigsten auch unser überzeugtes Nationalbewußtsein. Darf Lessing in diesem Sinne Nationalpatriot genannt werden? Nein! Gewiß ist er der Dichter des vaterländischen Ethos in „Philotas", des Stämme und Stände vereinigenden Volkstums in „Minna von Barnhelm", er ist einer der ersten unserer deutschen Geister, die mit innerem Anteil das Volkslied betrachten. Entgegengesetzt dem unvölkischen Gelehrtendünkel seiner Zeit, findet er den Weg zu echtem Volksgut, erkennt die Notwendigkeit einer Rettung der volkstümlichen Hanswurstfigur und entwirft die erste deutsche Faustdichtung. Er tritt ein für ein deutsches Nationaltheater, mit Recht hat ihn Rückert den Befreier genannt, denn er hat deutsche Lehre und Dichtung aus den Fesseln unvölkischen, französischen Geistes befreit. Und dennoch ist er bei aller, gerade auch im nationalen Sinne, vorwärtsweisenden Tat zeitgebunden. Dem Sohne der Aufklärung steht

das Menschheitsgefühl über dem Nationalgefühl. Dem humanitären Weltbürger sind auch Volk und Staat wie die geschichtlichen Bekenntniskirchen nur Übergangsformen in der Entwicklung und Erziehung des Menschengeschlechts.

Wenn wir heute im Gegensatz zu diesem Weltbürgertum die tiefsten Wurzeln des Menschen und seiner Kultur in Volkstum und Rasse eingebettet und damit Lessings Anschauung als zeitgebunden erkennen, so hat auch er selbst schon die Relativität des geschichtlichen menschlichen Seins erkannt und sie in seiner diesseitigen Seelenwanderungslehre zu überwinden gestrebt. Er ist und bleibt der Wegbereiter der Klassik, das von ihm begründete Humanitätsideal bestimmt noch zentral die Weltanschauung unserer Klassiker. Keiner aber hat rückhaltloser als Lessing die ideale Forderung erfüllt, die Schiller seinen Zeitgenossen zuruft: „Freiheit der Vernunft erfechten, heißt für alle Völker rechten, gilt für alle ewige Zeit." Keiner war ein unerschrockenerer und unentwegterer Kämpfer für die Freiheit der Vernunft als Lessing.

Das historische Bild von Lessings Persönlichkeit und seinem Wirken mag dem Wandel der Zeit unterworfen sein, aber solange Deutschsein sittliche Verpflichtung zur Wahrheit in all unserem Denken, Reden und Tun heißt, so lange werden wir stolz sein auf den Deutschen Lessing, der in sich den Geist von Potsdam und Weimar vereinigt hat, so lange wird bestehen bleiben das Bekenntnis der Großen in Weimar:

„Vormals im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter,
Nun du tot bist, so herrscht über die Geister dein Geist."

Immanuel Kant

1724–1804

Von

K. A. Meißinger

Der Name Kant bezeichnet eine der Weltleistungen des deutschen Geistes. Niemals hatte ein Neudenker eine so dichte Reihe großer Nachfolger. Der Schwung der nationalen Erhebung von 1813 stammte zu einem sehr großen Teil von dieser Philosophie. Damals lernte die Welt bei den Deutschen philosophieren wie das Altertum bei den Griechen. Und seitdem ist jede philosophische Bemühung unzulänglich, die einer ernsthaften Auseinandersetzung mit Kant ausweicht.

*

Immanuel Kant wurde 1724 in Königsberg geboren und starb dort 1804. Selten war in einem Leben so viel äußere Beschränkung bei so viel innerer Weite. Kant ist kaum aus Königsberg und überhaupt nie über die Grenzen Ostpreußens hinausgegangen. Der große Barockdenker Leibniz hatte fast ganz Europa gesehen, sich nur auf Reisen vollkommen wohl gefühlt und war an der von einem ungerechten Herrn erzwungenen Seßhaftigkeit seiner letzten Jahre vor der Zeit gestorben. Der Minister von Zedlitz, dem die „Kritik der reinen Vernunft" gewidmet ist, wollte Kant durch eine Berufung nach Halle auszeichnen, wo er einen ungleich größeren Wirkungskreis gehabt hätte. Kant lehnte beharrlich ab. So sehr hing er an den gewohnten Verhältnissen. Selbst einen Diener, der sich viele Jahre lang kleine Betrügereien erlaubt hatte, bis es endlich zu viel wurde, entließ er nur höchst ungern. Die Lebensbeschreibungen überliefern viele Züge dieser Art; besonders kennzeichnend ist der folgende: Kant hatte sich gewöhnt, beim Nachsinnen am Schreibtisch einen Kirchturm ins Auge zu fassen. Im Lauf der Jahre wurde ihm die Aussicht auf den Turm durch aufwachsende Bäume verdeckt. Kant war unglücklich und ruhte nicht eher, als bis der Besitzer des Grundstücks die Bäume beseitigt hatte.

Geht hier das Hängen am Gewohnten bis zur kleinen Selbstsucht, so muß man bedenken, was die Regelmäßigkeit der Lebensführung in diesem Leben bedeutet hat. Dieser Eigensinn war nur eine sonderbare Erscheinungsform der riesenhaften Geisteskraft, die einem schwächlichen, sogar etwas verwachsenen Körper, der zu frühem Welken verurteilt schien, ein bis ins höchste Alter völlig krankheitsloses Leben abgenötigt hat. Kant schrieb sogar selbst eine Schrift: „Von der Macht des Gemütes, seiner krankhaften Gefühle durch den bloßen Vorsatz Meister zu werden." Dabei entsprach dieses System von Regeln keineswegs den heutigen Begriffen von Gesundheitspflege (die in zweihundert Jahren vermutlich

Das Forsthaus Moditten bei Königsberg, in dem Kant häufig bei seinem Freund, dem Oberförster Wobser, die Sommerferien verbrachte

ebenso belächelt werden). Kant war der Meinung, daß ein Schlafzimmer ohne Tageslicht sein müsse, und ließ das Fenster des seinigen geradezu mit Brettern vernageln. Schweiß hielt er für schädlich. Er aß nur einmal im Tag. Seine Spaziergänge waren auf die Minute genau geregelt, dergestalt, daß sie der Nachbarschaft als Uhr dienen konnten: „Es ist noch nicht sieben, der Magister Kant ist noch nicht vorbeigegangen." Und dennoch steht dieser große Pedant an Tiefe der Wirkung ebenbürtig neben Goethe. Der „Faust" ist ohne Kant nicht zu verstehen.

*

Kants Vater war ein armer, kinderreicher Sattler und schrieb sich Cant. Die Vorfahren stammten aus Schottland, waren also keltischen Blutes. Kant selbst hat dann auch seinem biblischen Taufnamen Emanuel die sprachrichtige Form gegeben, die so charaktervoll auf den Titeln seiner Schriften steht. Im Elternhaus lebte eine ehrenfeste Frömmigkeit im Sinne des bürgerlichen Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I. Kant selbst hat in seiner Haltung viel von dem strengen und kulturvollen Zopfstil der friderizianischen Zeit.

Der Knabe fiel keineswegs durch glänzende Gaben auf. Wenige Züge einer seltsamen Zerstreutheit sind überliefert. Die Theologie, das Studium armer Söhne, wird ins Auge gefaßt. Ein Bruder Immanuels ist Pfarrer geworden. Aber er selbst geht schon bald von dem vorgezeichneten Lebensweg ab und wendet sich der Mathematik, Geographie und Physik zu. Es geschah nach verschwiegenen

Kämpfen und unter harten Entbehrungen, die dann nach den üblichen Hauslehrerjahren besonders den Beginn der akademischen Laufbahn an der kleinen Universität begleiteten. Kant hat erzählt, wie er in diesen bösen Anfängerjahren in der beständigen Sorge gelebt habe, einmal krank zu werden und in Schulden zu kommen. Auch die harte Abhängigkeit des Schuldners hat er zeitlebens vermieden. In den letzten Jahrzehnten seines Lebens war er ein wohlhabender Mann von weltmännischer Sicherheit des Auftretens, sparsam ohne Geiz, ein weiser, wenn auch schwer zu gewinnender Wohltäter. Er hätte auch einem Hauswesen gut vorgestanden, und es war mehr Zufall als Abneigung gegen die Ehe, daß aus mehreren Heiratsplänen nichts wurde. Kant liebte die heitere Geselligkeit in den Häusern vornehmer Geschäftsleute und war von den Damen dieser Kreise als guter Gesellschafter und Mann von Geschmack geschätzt. Königsberg war damals als Handelsplatz bedeutender als heute. Kants bester Freund war in den siebziger Jahren, als die „Kritik der reinen Vernunft" entstand, ein englischer Kaufmann namens Green, dem Kant das Werk Seite für Seite vorgelesen haben soll, um seine Zustimmung zu erhalten. Er war ein Sonderling wie viele geistreiche Engländer und von ausgesprochenem Talent für eine nüchterne Männerfreundschaft.

*

Daß Kant eine bedeutende Laufbahn vor sich habe, war schon seit seiner frühen Schrift „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels" (1755) zu erkennen. Sie begründete die im wesentlichen heute noch gültige Ansicht von den Fixsternwelten, die mit dem Namen der Kant-Laplaceschen Theorie bezeichnet wird. Der König (dem die Schrift gewidmet war) wurde auf den jungen Privatdozenten aufmerksam und gedachte ihn zu befördern. Aber schon im Jahre darauf kam infolge des großen Krieges Ostpreußen unter russische Verwaltung. Dem Friedensschluß folgte eine sehr harte Nachkriegszeit, und es dauerte nochmals sieben Jahre, bis Kant im Alter von 46 Jahren endlich seine Professur hatte.

Von da an gibt es in diesem stillen Leben kaum ein einschneidendes äußeres Ereignis mehr, es sei denn die unbedeutende Maßregelung unter dem ebenso berüchtigten wie kurzlebigen Ministerium Wöllner, nach dem Tode des großen Königs. Langsam, aber sehr reich kommt die Zeit der Ernte.

Die Wende war das Erscheinen der „Kritik der reinen Vernunft" im Jahre 1781. Fünfzehn Jahre hatte Kant an diesem Werk gesonnen und sich immer wieder über den Umfang der Arbeit getäuscht. Dafür war es aber eine Revolution der Philosophie, die durchschlug bis in die tiefsten Fundamente. Zwar dauerte es dann noch immer ein Jahrzehnt, bis die erste Generation von Kantianern mündig geworden war und das philosophische Schrifttum mit einer unerhört glanzvollen Reihe von Systemen und Systemversuchen zu beherrschen begann. Aber die Aufklärungsphilosophie der Mendelssohn, Garve und wie diese Größen minderen

Ranges alle hießen, war sofort im Jahr 1781 abgetan. Mendelssohn, der kurz darauf starb, nannte Kant noch den Allzermalmer; ein sonderbarer Titel, wenn man weiß, wie Kant ausgesehen hat. Jede weitere Veröffentlichung des Philosophen bedeutete von da an einen ausgemachten Bucherfolg, und besonders die beiden noch folgenden Hauptsystemschriften, die „Kritik der praktischen Vernunft" (1788) und die „Kritik der Urteilskraft" (1790) waren europäische Ereignisse.

*

Kant war es, der die Krise des neuzeitlichen Denkens zum erstenmal grundsätzlich bewältigte. Da wir aber bis zum heutigen Tag noch in dieser Krise befangen sind, so ist auch das Werk unseres Denkers in viel höherem Grade gegenwartswichtig, als viele Zeitgenossen wahrhaben wollen, redliche und unredliche, unterrichtete und minder unterrichtete. Kants Wirkung ist auf unnatürliche Weise gehemmt worden. Wir werden die Ursachen kennenlernen. Die Jugend wird gut tun, sehr kritisch hinzuhören, wenn in den Oberklassen und Hochschulvorlesungen von Kant die Rede ist; und vor allem wird sie gut tun, Kant selber mit eigenen, unbefangenen Augen zu lesen.

Die Krise des neuzeitlichen Denkens entstand dadurch, daß sich die großartigen Bindungen, die die geistige Welt das klassischen Mittelalters zusammengehalten hatten, plötzlich wie durch ein dunkles Verhängnis im öffentlichen Bewußtsein allenthalben lockerten und auflösten, ehe es den führenden Schichten der abendländischen Menschheit gelang, sie organisch zu erneuern. Es war eine Geistes-katastrophe, wie sie die Menschheit noch nicht erlebt hatte.

Die eindrucksvollste Sprengung ereignete sich auf dem Gebiet des astronomischen Weltbildes. Kopernikus hatte die Drehung der Erde um sich selbst und um die Sonne behauptet, Galilei sie durch den Augenschein des Teleskops bewiesen. Kepler und Newton sprachen die Bewegungsgesetze unseres Sonnensystems in entscheidenden Gleichungen aus. Die Erfindungen der neuen Mathematik, die das schnelle und sichere Rechnen mit kosmischen Zahlen erlaubten, kamen der stürmischen Entwicklung zu Hilfe. Noch Kepler hatte ohne Logarithmen rechnen müssen, in jahrelanger Angst, einen gemeinen Rechenfehler zu begehen.

Die Bibel aber und die überkommene Kirchenlehre setzten unzweifelhaft das überwundene Ptolemäische Weltbild voraus und schienen mit ihm fallen zu müssen. In der ersten Verwirrung beging die Kurie den schweren Fehler, gegen die Verkünder der neuen Lehre mit Gewalt einzuschreiten. Sie machte Märtyrer und mußte sich dann doch geschlagen geben. Schon durch die tragische lutherische Spaltung, aus der die Ungeheuerlichkeit mehrerer „Wahrheiten" folgte, war das Ansehen der Kirche geschwächt. Jetzt erlitt es den entscheidenden Stoß.

Während aber die Erde ihre alte Stellung als Sinnmittelpunkt der Welt verlor, während sie erst zu einer unheimlich schwebenden kleinen Kugel und dann

gar zu einem winzigen Stäubchen im Tanz der Fixsterne zusammenschrumpfte und Oben und Unten, Himmel und Hölle sich in der eisigen Nacht eines grenzenlosen Weltraums verflüchtigten, erstand durch die erstaunliche Kühnheit des Kolumbus und seiner Nachfolger vor den Augen der Menschen das wahre Bild des Globus, eine der wahrhaft sinnbildlichen Leistungen der abendländischen Kultur, das Symbol ihres Berufes, die ganze Erde zu erobern. Dank einer neuen Meßkunst traten die klaren Umrisse und die wirklichen Größenverhältnisse der Erdteile und Weltmeere aus dem Nebel ahnungsloser Jahrtausende hervor. Die ersten genaueren Nachrichten über die ferne Kulturwelt Chinas machten den tiefsten Eindruck.

In wenigen atemraubenden Riesenschritten hatte die europäische Menschheit von sich selbst Abstand genommen, sah sie sich und ihren Erdteil gleichsam aus der Entfernung des Mars, als einen winzigen Anhang Asiens ...

Minder in die Augen fallend, aber in ihren Folgen gerade für den „fortschrittlicheren" Protestantismus noch furchtbarer waren die Anfänge der Bibel-Kritik. Aus der Erfindung des Buchdrucks und aus dem methodischen Suchen nach den Resten der klassischen Literatur, die das „finstere" Mittelalter hatte verkommen lassen, war eine ganz neue Wissenschaft entstanden, die Philologie. Sie verfeinerte schnell ihre Methoden der Textkritik. Eines Tages mußte sie diese Methoden auch auf die Bibel anwenden, das einzige Glaubensfundament, das Luther stehengelassen hatte. Sie prüfte die Überlieferung der Handschriften und Übersetzungen, entdeckte die tiefgehenden Unterschiede zwischen dem hebräischen Urtext und der griechischen Übersetzung der Septuaginta, deren sich Paulus bedient hatte. Der amtliche lateinische Text der Vulgata war schon vor der Reformation von einigen Humanisten scharf angezweifelt worden. Und dann kamen die Forscher ganz zwangsläufig darauf, auch die zahlreichen *inneren* Widersprüche der heiligen Texte selbst mit nüchternen, wo nicht mit böswilligen Augen zu betrachten. Verwegene Selbstdenker wie Spinoza, ihrer Zeit weit voraus, kamen erst insgeheim und dann öffentlich zu grundstürzenden Ergebnissen.

Von der naturwissenschaftlichen wie von der geschichtswissenschaftlichen Seite her schien die vollständige Zersetzung des Glaubens nur noch eine Frage der Zeit zu sein.

Unterdessen eilten beide Wissenschaftsgruppen, besonders die mathematisch-naturwissenschaftliche, auf ihren eigenen Gebieten von Triumph zu Triumph. Beobachtung und Experiment waren ihre Zaubermittel. Der Forscher stellte der Natur seine Fragen; er zwang sie, zu antworten und eines ihrer Geheimnisse nach dem anderen preiszugeben. Und neben dem Forscher stand seit Bacon der Erfinder, und hinter diesem stand sehr bald der Kapitalist. Der Staat schuf für beide das neue Patentrecht. Ein Sturm von Erfindungen ging über die europäische Welt und veränderte ihr Antlitz in wenigen Jahrhunderten völliger als vorher in Jahrtausenden. Der neue, ungläubige Naturalismus sah sich auf der ganzen Linie im Recht.

Aber diese inneren Zerstörungen waren nur ein Teil des gesamten neuen Weltverhältnisses, das überall tief in die alten öffentlichen Ordnungen eingriff. Die religiösen und metaphysischen Zweifel hingen vielfach zusammen mit den ungeheuren Verflechtungen von Kapitalismus, Absolutismus und Demokratie. Alle diese neuen Ordnungsformen waren von Natur irreligiös. Es war doch ein tiefer Instinkt, der schon das Vierte Laterankonzil (1215) veranlaßt hatte, das Zinsnehmen zu verbieten. Auch diese Reaktion war zu völliger Ohnmacht verurteilt, wenngleich sie noch jahrhundertelang nachwirkte, wie an dem Beispiel Luthers zu ersehen ist; ja vielleicht spukt sie sogar noch in manchen Gedankengängen unserer Tage nach. Die Zerstörung der alten Bindungen beginnt in der Tat schon um das Jahr 1200. Seitdem ist die Substanz der abendländischen Kultur angegriffen und schwindet von Generation zu Generation. Es gibt großartige Haltepunkte, die dem oberflächlichen Blick einen Aufschwung vortäuschen können. Aber im ganzen ist das Fortschreiten des Verfalls unverkennbar.

Kant selbst hat die gewaltsamsten Phasen dieses Verfalls nicht einmal mehr erlebt, und sein System bedarf deshalb mancher Ergänzungen. Und doch ist es ihm zu verdanken, wenn wir die furchtbare Krise unseres Weltalters durchdenken können, ohne selbst von dem Taumelkelch des Untergangs trinken zu müssen, ja in der gewissen Hoffnung, daß er abzuwenden ist und daß einer glücklicheren Zukunft diese kampferfüllten Jahrhunderte nur noch als ein langwieriger Übergang zum Besseren merkwürdig sein werden.

*

Als Kant um das Jahr 1765 zu seiner ersten großen Fragestellung kam, konnte er noch nicht wissen, daß auf diesem Weg die volle Lösung der großen Krise zu finden war. Aber in der Folge hat er es bald gewußt, und wenn er dann seine Entdeckung mit der des Kopernikus verglich, so war es ihm damit ganz ernst.

Den Anstoß zu der gewaltigen Gedankenarbeit, aus der die „Kritik der reinen Vernunft" hervorgehen sollte, gab David Humes Herabwürdigung der Naturwissenschaft zu einer Masse zufälligen Erfahrungswissens, soweit sie nämlich mehr enthalte als Mathematik. Hier ist zum Verständnis zuerst nötig, die Entwicklungslinie der vorkantischen Philosophie in aller Kürze aufzuzeigen.

Sie nimmt ihren eigentlichen, und zwar gleich sehr kennzeichnenden Anfang mit Descartes († 1650). Seine Haltung ist die des Cortez, der die Schiffe hinter sich verbrennt. Die bisherige Philosophie, sagt er, ist ein Haufen überlieferter Meinungen; jetzt soll sie eine Wissenschaft werden wie die Mathematik (die ja Descartes selbst durch die Erfindung der analytischen Geometrie entscheidend bereichert hat). Noch Kant selbst spricht von dem sicheren Beweisschritt der Wissenschaft, der bei der Philosophie vermißt werde. Diese Jahrhunderte stehen unter dem Eindruck der mathematischen Triumphe.

Descartes beginnt mit einer Art von philosophischem Experiment: Gesetzt, ich zweifle an allen Aussagen der bisherigen Philosophie, so muß ich doch eine Gewißheit übrigbehalten — nämlich, daß ich zweifle. Die Gewißheit dieser Erkenntnis aber kommt daher, daß ich jedes Bewußtseinsaktes gewiß bin. Mein Bewußtsein, die eigentümliche Einheit des Ich, ist vorhanden. Das ist der erste Satz der neuen Philosophie.

Daß es die alte Philosophie Augustins war, ja daß er sie vermutlich auf unbewußten Umwegen von Augustin hatte, wußte Descartes nicht und brauchte er nicht zu wissen. Der Begriff des Bewußtseins oder des Ich steht von da an im Mittelpunkt der neuzeitlichen Philosophie. Wir befinden uns in einem Zeitalter des Individualismus.

Die Sicherheit dieser neuen Grundlegung bringt nun aber sogleich eine neue Schwierigkeit mit sich, die erst Kant völlig auflöst, die aber schon Descartes' Nachfolger von neuem auf Irrwege lockt. Dem Ich steht die Welt der Dinge gegenüber. Wie kommt das Ich zu sicherer Erkenntnis der Dinge, ja auch nur ihres wirklichen Vorhandenseins?

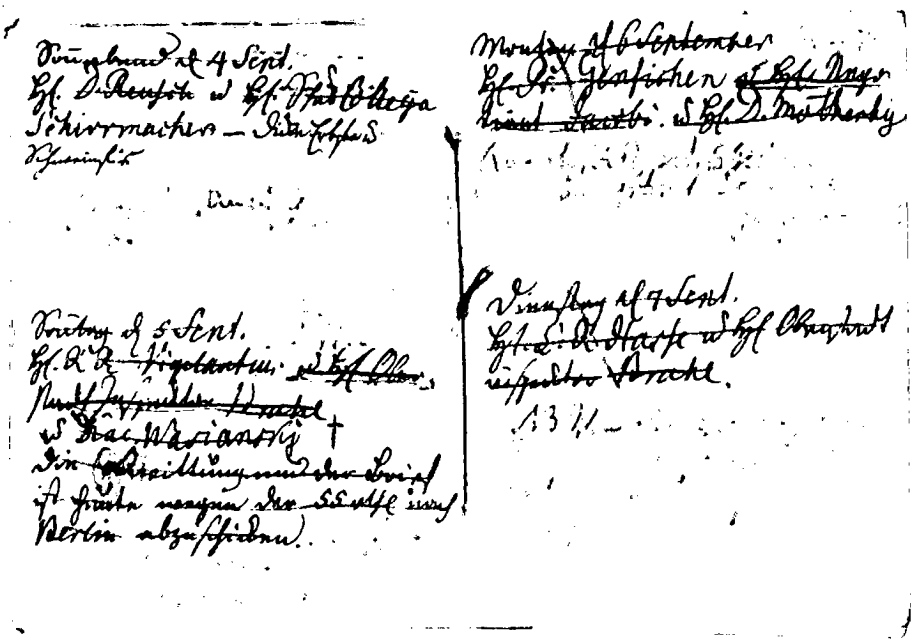
Eine wesentliche Eigenschaft der Dinglichkeit ist das Ausgedehntsein. Descartes spaltet die Welt geradezu in Denken und Ausdehnung auf. Ausdehnung bedeutet die Möglichkeit mathematischer Bearbeitung. Daß die Welt mathematisch verfaßt ist, war nie zweifelhaft. Aber das Vorhandensein ist kein mathematischer Begriff. Auch andere Hauptbegriffe der Naturwissenschaft wie der einer Ursache sind nichtmathematischer Natur. Descartes befand sich also schon hinsichtlich des bloßen Vorhandenseins der Außenwelt in einer Sackgasse.

Nach mehreren Zwischenlösungen gab der große Engländer John Locke († 1704) dieser Hauptfrage die Wendung, auf der dann Hume fußte. Er verfeinerte die Fragestellung, indem er die bloße Existenz der Dinge und ihre mathematische Beschaffenheit vorerst außer Betracht ließ, dagegen aber das Verhältnis der Sinneswahrnehmungen zu dem Verstand untersuchte. Da uns die Dinge der Außenwelt nur durch die Wahrnehmungen der Sinne bekannt werden, so mußte das Verhältnis der Wahrnehmungen zum Verstand zuerst geklärt sein, ehe man hoffen konnte, aus der Cartesischen Sackgasse herauszukommen.

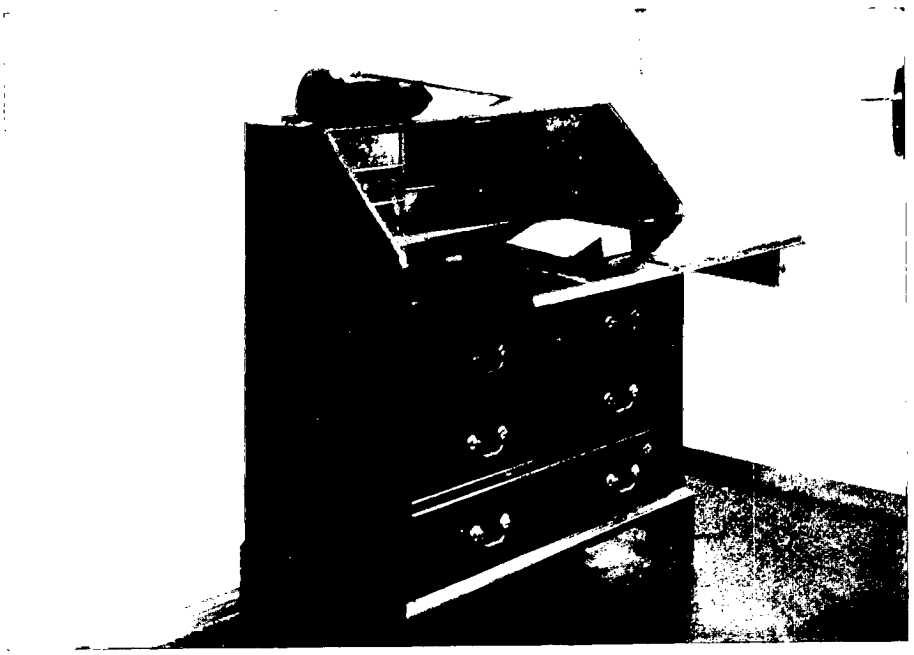
Locke faßte das Ergebnis seiner Untersuchungen in dem berühmten Satz zusammen: Nichts ist in dem Verstand, was nicht vorher in den Sinnen gewesen wäre. Das war ein sehr treffender Ausdruck für die Grundgesinnung der neuen Naturwissenschaft, die nur den Augenschein in Beobachtung und Experiment gelten lassen wollte. Was sich der Beobachtung und Nachprüfung entzog, war für sie so gut wie nicht vorhanden.

Und nun wandte Hume († 1776, also älterer Zeitgenosse Kants, der fast die Kritik der reinen Vernunft noch erlebt hätte) den Grundsatz Lockes auf den nichtmathematischen Hauptbegriff der Physik, auf den der Ursache an. Eine Ursache kann ich nicht wahrnehmen. Was ich wahrnehme, ist nur das Folgen eines

Immanuel Kant
Kupferstich von J. F. Bause, 1791, nach einer Zeichnung von Schnorr von Carolsfeld



Zwei Seiten aus dem sogenannten Mittagsbüchlein Kants vom Jahre 1802
In dieses kleine Heft trug der Diakon Wasianski, dem seit 1784 die Leitung von Kants Haushalt anvertraut war, die Namen der Tischgäste ein. Kant selbst gab (meist mit Bleistift) seine Anweisungen, manchmal vermerkte er auch das Thema des Tischgesprächs



Kants Schreibsekretär
Königsberg, Stadtgeschichtliches Museum

Zustandes auf den anderen. Die Sonne geht auf, der Stein wird warm. Wenn ich sage, daß die Sonne den Stein erwärmt, so tue ich zu dem reinen Sachverhalt etwas hinzu. Nach Locke darf ich das nicht. Ich kann mich in der Praxis auf das Eintreffen dessen, was ich die Folge einer Ursache nenne, verlassen. Die gesamte menschliche Technik beruht auf diesem Zutrauen. Aber wissenschaftlich ist es unbegründet. Und da die Naturwissenschaft geradezu auf das Ursachfolgegesetz aufgebaut ist, ist ihr folglich der Charakter einer Wissenschaft im strengen Sinne abzusprechen.

Kant nannte diese Behauptung einen Skandal der Wissenschaft und ging daran, den Fehler in Humes Gedankenreihe nachzuweisen.

Da erschien eben im rechten Augenblick eine nachgelassene Schrift von Leibniz, fast fünfzig Jahre nach seinem Tode. Es war ein starker Band mit dem Titel „Nouveaux essays sur l'entendement humain", eine Streitschrift gegen Locke, die Leibniz beim Tode seines Gegners unvollendet liegengelassen hatte. Sie gipfelt in einer knappen Ergänzung des Hauptsatzes von Locke: Nichts ist im Verstand, was nicht vorher in den Sinnen gewesen wäre, außer der Verstand selbst.

*

Der Begriff einer Ursächlichkeit, sagte sich Kant, muß zu dem „Verstand selbst" im Sinne dieses Satzes gehören. Um den Sachverhalt zu ergründen, wandte er ein indirektes Verfahren an, das zu den größten Leistungen der Philosophiegeschichte gehört. Er stellte die Vorfrage, woher die Sicherheit der Mathematik stammt, die selbst ein Hume einräumen mußte, und fand ihren Grund in dem Formcharakter von Raum und Zeit. Alle Wahrnehmungen sind nur vermöge dieser beiden Formen der Sinnlichkeit möglich, und die Mathematik spricht nur die Gesetzlichkeiten dieser Formen aus, entdeckt sie in Gestalt von in sich zusammenhängenden Lehrsätzen.

Raum und Zeit kann ich mit den Sinnen nicht wahrnehmen, sondern nur Dinge im Raum und Veränderungen in der Zeit. Und doch beruht auf diesen „unsichtbaren" Formen die Mathematik, die mich zu so wichtigen Aussagen über die Gesetzlichkeiten der Körperwelt befähigt. Sollte nicht auch die „unsichtbare" Ursächlichkeit eine solche „Form" sein? Sollten nicht auch Begriffe wie Wirklichkeit oder Vorhandenheit (Substanz) zu diesen unsichtbaren Formen gehören? Es wären dann nicht Formen der Sinnlichkeit, sondern Formen des Verstandes, eben der „Verstand selbst", von dem Leibniz gesprochen und aus deren „Unsichtbarkeit" Hume seinen falschen Schluß gezogen hatte.

In der Tat sind diese Verstandesformen zum Aufbau unseres Weltbildes ebenso unentbehrlich wie der Baustoff, den uns die Sinne liefern, und seine erste Formung in Raum und Zeit. Zu der Vorstellung „Sonne" gehört durchaus, daß sie die Ursache von Licht und Wärme ist. Die einzelnen Nachrichten, die mir die Sinne von ihr geben, und auch die mathematischen Aussagen, die ich über sie

machen kann, würden ohne die Formung durch den Ursachebegriff nie zu dem Bild „Sonne" zusammengehen.

Nun hatte Kant im Grunde nur noch eine Entdeckung zu machen, die wiederum auf dem gesicherten Gebiet der mathematischen Formen Raum und Zeit anhebt. Die Reihenfolge der räumlichen Wahrnehmungen steht in unserem Belieben, die Reihenfolge der zeitlichen aber ist zwangsläufig: ich kann keinen zweiten Augenblick vor dem ersten erleben. Das Ursachfolgeverhältnis aber ist von ganz der gleichen Zwangsläufigkeit, das heißt: die Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes sind untereinander organisch verbunden. Und nun zeigt Kant, daß dieses Verhältnis in der Tat durchgängig waltet: Sinnlichkeit und Verstand sind aufeinander abgepaßt und aufeinander angewiesen. Nur vermöge der unlöslichen Verwachsenheit der Formen entsteht das lebendige Ganze der Erfahrung.

Damit war das, was man die Grundgesinnung der neuen Wissenschaftlichkeit nennen kann, auf einen ungleich umfassenderen Ausdruck gebracht als durch Locke: Wissenschaft hat an den Grenzen der Wahrnehmung haltzumachen.

Kant macht auf dieses Hauptergebnis zwei gleichsam experimentelle Proben, deren geniale Sicherheit eben die Zeitgenossen vom Schlage Mendelssohns sofort in tiefen Schrecken setzen und sie von der grundstürzenden Gewalt des dunklen Werkes überzeugen mußte, längst ehe sie es verstanden hatten.

Kant beweist in einem Abschnitt seines Werkes, den er „Antinomien der reinen Vernunft" betitelt, durch den Augenschein, daß eine Reihe von einander widersprechenden Behauptungen, wie: „Die Welt muß einen Anfang haben" und „Die Welt kann keinen Anfang haben", jede für sich streng bewiesen werden können. Er zeigt, daß die Vernunft sich notwendig in Widersprüche verstricken muß, sowie sie über die Grenzen der Wahrnehmung hinausgeht. Die „Welt" zum Beispiel kann mir in der Wahrnehmung nie gegeben sein, sondern nur ein winziger zeiträumlicher Ausschnitt von ihr. Dieser natürlich-unnatürliche Mißbrauch der Vernunft wird von nun an aufhören.

Eben dieses Mißbrauchs aber macht sich die Vernunft bei allen angeblichen Beweisen für das Dasein Gottes, die Unsterblichkeit der Seele und die Freiheit des Willens schuldig. Alles das sind Gegenstände, die in keiner Wahrnehmung gegeben werden können. Folglich sind alle sie betreffenden Beweise sophistisches Blendwerk. Kant zerpflückt sie vor den entsetzten Augen des vernunftgläubigen Jahrhunderts einen nach dem andern.

Sehen wir schon hier, wie sich der Aufgabenkreis unseres Denkers im natürlichen Fortschritt seiner Gedankenreihe ganz von selbst auf eine geradezu dramatische Weise erweitert, so fällt ihm jetzt auch noch die Lösung der uranfänglichen Cartesischen Schwierigkeit zu. Mit erschreckendem Ernst stellt er fest, daß der Baustoff unserer Erfahrung in der Tat „nur Erscheinungen" liefern kann, niemals „Dinge an sich". Zugleich aber wird der Irrtum der Idealisten, als ob die Außenwelt nur in unserer Vorstellung existiere, aufs bündigste widerlegt. Kant braucht

für diese „Widerlegung des Idealismus" nur wenige Seiten der zweiten Auflage seines Werks, so sicher ist er seiner Sache. Schopenhauers Behauptung, daß der Meister durch diesen Einschub sein System auf gewissenlose Weise verdorben und gerade seine Hauptlehre aus kleinlicher Altersfeigheit (Wöllner!) widerrufen habe, widerspricht nicht nur dem ganzen Charakter dieses ebenso furchtlosen wie behutsamen Denkers, der noch lange nach der zweiten Auflage der „Kritik der reinen Vernunft" (1788) überaus kühne Gedanken geäußert hat. Sie erledigt sich schon durch die zahlreichen Stellen der ersten Auflage, an denen der „dogmatische Idealismus" des Bischofs Berkeley, gegen den sich die „Widerlegung" hauptsächlich richtet, mit der größten Verachtung abgetan wird. Daß eine idealistische Verfälschung der Kantischen Lehre möglich war, zeigt leider die Geschichte schon von Fichte ab. Darum ist sie nicht weniger eine Verfälschung.

„Erscheinungen", sagt Kant, „sind keineswegs ‚Schein'." Die Außenwelt, in der wir leben, von der wir abhängen und auf die wir wirken, besitzt für die Wissenschaft nicht minder als für die gemeine Erfahrung jedes nicht irrsinnigen Menschen die volle Gediegenheit „objektiver Realität", das heißt Wirklichkeit, sofern sie Gegenstand (Objekt) der Wahrnehmung, der Erkenntnis und der Einwirkung werden kann. Das muß genügen und genügt. Es handelt sich, wie Schiller es einmal schlagend ausdrückt, für Kant nicht darum, die (geheimnishafte) Möglichkeit der *Dinge* zu erklären, sondern lediglich darum, die Kenntnisse festzusetzen, aus denen die Möglichkeit der *Erfahrung* begriffen wird.

Kants Widerlegung des Idealismus ist von der gleichen genialen Einfachheit wie alle entscheidenden Wendungen seiner Denkarbeit. Sie richtet sich auch gegen Descartes. Dem Idealisten, sagt Kant, ist die Existenz des Bewußtseins unmittelbar gewiß. Die Form dieses „inneren Sinnes" aber ist die Zeit; das heißt: Bewußtsein kann sich seiner nur bewußt werden als die Einheit wechselnder Zustände, die Augustin geradezu mit dem klassisch treffenden Namen „memoria" (Gedächtnis) bezeichnet. Veränderungen können aber nur an Dingen der Außenwelt wahrgenommen werden. Folglich setzt die Innenwelt die Außenwelt geradezu voraus! Descartes hat also seine Entdeckung überschätzt. Auch das Bewußtsein selbst ist nur „Erscheinung" der für die Wissenschaft ewig unzugänglichen „Seele" als „Dinges an sich". Der gesunde Menschenverstand ist in aller Form in seine Rechte wiedereingesetzt.

Es ist kein Einwand, daß die uns „gegebenen" Wahrnehmungen doch irgendwoher „gegeben" sein müßten, das heißt von „Dingen an sich", die auch unabhängig von unseren Wahrnehmungen da seien, wie denn wirklich die Welt vor dem ersten Menschen da war und nach dem letzten da sein wird. Indem wir aber hier die Verstandesformen der Ursächlichkeit und Vorhandenheit anwenden, müssen wir ja notwendig entweder innerhalb der Grenzen der Erfahrung bleiben, wo es sich dann einfach um die naturwissenschaftliche Aufgabe der Physiologie der Sinneswahrnehmungen handelt, oder sofern wir als ungewarnte Adepten der

Welträtsel über die Grenzen der Wahrnehmung hinauswollen, werden wir sofort, wie dargetan, in Ungereimtheiten geraten. Es ist sehr auffallend, wie vielen Lesern Kants dieser klare Sachverhalt Schwierigkeiten gemacht hat.

*

Wir sehen, daß Kants höchster Beruf der des gesetzgebenden Grenzscheiders ist. Die besten bildlichen Darstellungen zeigen den Meister mit der lehrhaft erhobenen Rechten, als ob er eben sagte: Man muß unterscheiden. Das Wort „Kritik" hat bei Kant vor allem eben diesen Ursinn des Unterscheidens und Entscheidens. Und so entscheidet er im weiteren Fortgang der „kritischen" Systemschriften immer umfassender die große Krise des abendländischen Geistes, von der wir ausgegangen waren.

Denn die überlegene Sicherheit, mit der die Kritik der reinen Vernunft auftrat, verliert alsbald das Erschreckende, wenn sich Kant in der „Kritik der praktischen Vernunft" (1787) dem ethischen Problem zuwendet. Schon das Hauptwerk hatte auf diese Aufgabe hinausgesehen. Wir erleben die nächste organische und gerade deshalb tief überraschende Erweiterung des Aufgabenkreises.

Wir hören, daß es die Sittenlehre mit einer grundsätzlich anderen „Erfahrung" zu tun hat als die Naturwissenschaft. Sie handelt von dem Gefühl der Achtung vor dem Sittengesetz, das heißt: vor der Würde des Menschen, die ich in mir selbst wie in dem Nebenmenschen zu ehren habe. Der Inbegriff alles sittlichen Handelns ist, daß ich mich durch keine Gewalt noch Versuchung der Welt nötigen lassen darf und nötigen zu lassen brauche, den Menschen zum bloßen Werkzeug herabwürdigen zu lassen. Ich *kann* dieses Urgebot Gottes erfüllen, denn ich *soll* es erfüllen. Gott gibt mir mit dem Gebot die Freiheit, es zu erfüllen — unter *einer* entscheidenden Einschränkung, von der noch zu reden ist.

Für die (natur)wissenschaftliche Psychologie kann es den Begriff einer Freiheit nicht geben. Die inneren Entscheidungen des Menschen sind wie alles Geschehen notwendig, das Ergebnis von Erbmasse und Umwelt. Die praktische Psychologie des Erziehers, des Geschäftsmannes, des Staatsmannes rechnet mit diesen Zwangsläufigkeiten und behält recht.

Aber der Mensch ist Mensch und nur dann Mensch, wenn er sich in seinem Gewissen verantwortlich fühlen kann. Wer sich seiner Verantwortung vor dem Gewissen begibt, sinkt auf die Stufe des Tiers hinab. Das meint Kant mit dem „kategorischen Imperativ". Seine Meinung ist, daß sich hier das Absolute auftut, das der wissenschaftlichen Erfahrung verschlossen bleiben mußte. Hier berühren wir das „Ding an sich" in seiner „Wirklichkeit" — einer Wirklichkeit von höherer Art.

Von diesem Teil der Kantischen Lehre ist die stärkste Wirkung ausgegangen. Fichte war bei aller idealistischen Verkehrtheit seiner „Wissenschaftslehre" der größte und echteste aller Kantianer, als er in die tiefe Verderbnis des deutschen

Zustandes nach 1806 die Fackel seiner „Reden an die deutsche Nation" hineinwarf. Selbst seine Übertreibung, daß die Kantische Haltung die eigentlich deutsche Haltung sei, kam aus dem Schwung eines Glaubens, der damals wie noch immer Berge versetzt hat.

Zwischen der Wissenschaft und dem Glauben ist Widerstreit. Aber hier erntet Kant nun die Früchte der eisernen Folgerichtigkeit, mit der die Gedankenreihen des Hauptwerkes durchdacht waren. Wir verstehen jetzt die Natur dieses Widerspruchs und vermögen ihn zu ertragen. Dem Geheimnis Gott ist sein Recht gesichert. Man muß unterscheiden: Gott ist nicht zu beweisen, aber glauben dürfen und sollen wir ihn. „Wissenschaftliche" Gottesleugnung ist Übergriff nicht minder als „wissenschaftlicher" Gottesbeweis.

Hinter dem Anspruch des moralischen Gesetzes in mir, das mich mit der gleichen Erhabenheit erschüttert wie der gestirnte Himmel über mir, erhebt sich die „Idee" einer sittlichen Weltordnung. Ich habe an sie den gleichen Anspruch wie sie an mich. Jetzt also erkennen wir, und das ist die wesentlichste aller Erkenntnisse: die religiösen Bindungen, die die Menschengemeinschaft in der Geschlechterfolge der Sippe, des Volkes, der Völkerwelt schlechthin nötig hat, wenn sie sich nicht in allgemeiner Anarchie zerfleischen soll: diese Bindungen sind in Wahrheit gar nicht zerrissen, wie der Kleinglaube und der Hochmut der Jahrhunderte gemeint hatte. Es handelt sich nur darum, sie wieder durchzusetzen. Man verstehe recht: das Christentum besteht auch ohne Kant — Lästerung, daran zu zweifeln. Aber die unnatürliche und krankhafte Verirrung des Renaissance-Weltalters bedurfte eines eigenen Heilmittels, und dieses Heilmittel ist die Lehre Kants.

Aber Kant ist noch viel christlicher. Indem er auf der ganzen Linie der großartige Vollender der Aufklärung wird, ist er zugleich ihr Überwinder. Seine Weisheit wird schlechthin ehrwürdig, wenn er das tragische Geheimnis des „radikalen Bösen" berührt. Hier wäre selbst Luther mit ihm zufrieden gewesen. Es ist doch sehr bezeichnend, wie prompt dagegen bei Goethe — dem Goethe der neunziger Jahre, wie wir hinzusetzen wollen — der Aufklärer herauskam, als er gegen diese unvermutete Wendung der „humanen" Freiheitslehre unmutigen Einspruch erhob.

*

Man möchte sich vorstellen, daß den Meister selbst ein eigenes Gefühl überkommen mußte, wenn er von so steilem Gipfel auf die Humeschen Anfänge seines kritischen Philosophierens zurücksah; ja daß er sich selbst erst jetzt über das tiefste Wesen seines Talents ganz klar wurde: sein Auftrag war, verworrene Grenzverhältnisse zu ordnen.

Und so wendet er sich, ein hoher Sechziger schon, der letzten und schwersten dieser Aufgaben zu, dem Geheimnis des Schönen und des Organischen. Die „Kritik der Urteilskraft" wird der genialste Wurf. Die Kritik der praktischen

Vernunft war im Vortrag nicht einmal ganz glücklich gewesen. Es wird hier vollends unmöglich, auf so engem Raum eine ausführliche Vorstellung von der Fülle und dem Tiefsinn dieses Werkes zu geben. Die Hauptschwierigkeit für das erste Verständnis liegt darin, den inneren Zusammenhang zwischen den beiden Teilen des Werkes zu begreifen. Der erste Teil, die „Kritik der ästhetischen Urteilskraft", hat zum Gegenstand das Schöne (und das Erhabene) der Natur und der Kunst und gipfelt in einer Theorie des Genies. Der zweite Teil, die „Kritik der teleologischen Urteilskraft", handelt von dem offenbaren Geheimnis des Zweckmäßigen in der Natur und endet — höchst bezeichnend — mit einer bedingten Rettung des alten teleologischen Gottesbeweises, der von der Zweckmäßigkeit der Schöpfung auf einen allweisen Schöpfer schließt.

Für das erste Verständnis wäre eine Verbindung zwischen beiden Teilen etwa durch folgende Gegenüberstellung zu vermitteln: Gott schafft das rätselhafte Kunstwerk des organischen Lebens (zweiter Teil), und das Werk des Künstlers ist geheimnisvoll lebendig wie die göttliche Natur (erster Teil). Beide Sachverhalte sind der Wissenschaft ebenso unzugänglich wie der ethische. Sie verlangen ein drittes Organ, das als neuer Adelstitel des Menschen gleichberechtigt neben das weltweite Erkennen und das heroische Wollen tritt: das genießende und das schöpferische Gefühl für das Schöne (und Erhabene) und die fromme Verehrung vor dem Geheimnis des Lebens. Kant nennt dieses Organ die Urteilskraft.

Seine kritische Aufgabe ist also, die Urteilskraft sowohl von dem Verstand zu unterscheiden wie anderseits von der Vernunft im eigentlichen Sinn, das heißt dem Vermögen des sittlichen Bewußtseins. Es gilt also diesmal Grenzbereinigung sogar nach zwei Seiten.

Wie wichtig gerade die letztere Grenzscheidung ist, dafür haben wir ein merkwürdiges Beispiel an der künstlerischen und philosophischen Entwicklung Schillers. An der Kritik der Urteilskraft befreit sich Schiller von dem Moralismus seiner ersten Schaffensperiode, die mit dem „Carlos" abschließt.

Das Schöne, lehrt Kant, hat seinen Zweck in sich selbst. Es soll weder belehren noch bessern. Seine Absicht ist lediglich der vollkommene Ausdruck, und diesen eben nennen wir schön. Sein Geheimnis berühren wir in dem eigentümlichen Schwebezustand interesseloser Betrachtung, der uns von aller irdischen Enge befreit — ein Gedanke, den dann Schiller auf so großartige Weise weiterentwickelt hat. Das Wesen des Schönen ist, daß es die Gegensätze in unserer Natur aufhebt, so daß wir mit einem Blick die Welt umfassen, von der uns die Wissenschaft ewig nur Fragmente geben kann. Das große Kunstwerk ist unerschöpflich ...

Nach dieser klaren Grenzscheidung kann nun die eigentümliche Mittelstellung des Erhabenen begriffen werden: das Erhabene in der Natur wie in der Kunst wendet sich nämlich auch an den moralischen Charakter des Menschen. Es verlangt den ganzen, den reifen Menschen, und doch spricht es so stark schon zu der Jugend. Das „große gigantische Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den

Menschen zermalmt", bringt uns so auf einem anderen Weg als das Ganzheits- und Weltgefühl des Schönen an die Grenze der Religion.

Die stärkste Zeitwirkung des Werkes aber ging aus von der Theorie des Genies. Seit Lessing und dem jungen Herder beherrschte der gefährliche Geniegedanke die aufstrebende Bewegung der neuen deutschen Literatur. Der Genialismus ist die höchste Aufgipfelung des neuzeitlichen Individualismus. Der „Werther" eröffnete die erste „Geniezeit", deren bedenkliche Folgeerscheinungen ihrem Urheber selbst bald erschreckend wurden. Kant war persönlich allem genialischen Treiben gründlich abhold und braucht beißende Wendungen gegen die Genialisten. Aber Rousseau hatte ihn in jüngeren Jahren stark gepackt, und jetzt wird er der reinigende Gesetzgeber auch auf diesem schwierigen Feld, wo es nichts als unklare Meinungen zu geben schien — einer der erstaunlichsten und folgenreichsten Vorgänge der deutschen Geistesgeschichte. Die „Kritik der Urteilskraft" wurde zum Gesetzbuch unserer reifen Klassik um die Wende des Jahrhunderts.

Immanuel Kant. Holzschnitt nach einer Zeichnung von Puttrich, um 1798

Was die „Kritik der teleologischen Urteilskraft" anlangt, so muß der kurze Hinweis genügen, daß Kant hier die großen Ergebnisse des Entwicklungsgedankens der neueren Biologie von Darwin bis Haeckel vorweggenommen hat. Der letztere Name erinnert leider daran, daß Kants kritische, grenzbewußte Strenge diesen verdienten Forschern bald abhanden kam.

Auch hier gibt es ein wichtiges Beispiel für die Bedeutsamkeit der Kantischen Grenzscheidung: das berühmte „Urpflanzengespräch", das Schillers Freundschaft mit Goethe eröffnete.

*

Kants Werke (ohne die Briefe und den wichtigen Nachlaß) füllen die ersten zehn Bände der großen Ausgabe der Berliner Akademie. Wir haben uns auf die drei „Kritiken" beschränken müssen, aber sie genügen auch für unseren Zweck.

Die Dunkelheit dieser Schriften ist bekannt, aber sie wird übertrieben. In jeden großen Philosophen muß man sich hineinlesen, und der Anfänger bedarf der Führung wie überall. Aber gerade für die Jugend unserer aufgewühlten Zeit

kann es keine größere geistige Wohltat geben als Kant. Sie braucht die stählerne Zucht dieser unbestechlichen Nüchternheit, die nichts so sehr verabscheut wie unredliches Stimmungmachen. Kant war ein großer Schriftsteller, aber die „Kritiken" enthalten sich bewußt jedes stilistischen Schmuckes. Die Sache selbst, und nur sie, soll überzeugen. Aber auch diese „glänzende Trockenheit" (Schopenhauer) erhebt sich an vielen Stellen zu herrlicher Kraft und klangvoller Fülle.

In diesen Werken tritt uns ein Mann entgegen, in dem sehr wesentliche Eigenschaften des deutschen Menschen Gestalt gewonnen haben: im Denken wie im Leben schlichte Rechtlichkeit bei starkem Unabhängigkeitssinn; geniale Tiefe, Weiträumigkeit der Phantasie bei strenger Folgerichtigkeit und sachnaher Kraft des Denkens, das bis zu den letzten Grenzen vorstößt, aber sich innerhalb dieser Grenzen zuchtvoll bescheidet; völlige Abwesenheit genialischen Hochmuts und Geltungsbedürfnisses bei dem ausgesprochenen Führersinn des Mannes, der seiner Sache sicher ist; rücksichtslose Hingabe an diese Sache, voller Einsatz gewaltiger Kraft und heroischen Fleißes ohne törichte Selbstverschwendung; Härte gegen sich und Menschlichkeit gegen andere; zähes Festhaften an der harten nordischen Muttererde, die keinen Größeren hervorgebracht hat, und dabei doch der weltweite Sinn des Germanen für alles Große, Merkwürdige und Echte der Fremde; überhaupt das Beieinander stärkster Gegensätze, die aber zu einem erstaunlich geschlossenen, einmaligen Charakter zusammengehen.

*

Kant hat wie so viele große Entdecker keine volle Vorstellung von dem Umfang seiner Geistestat gehabt. Er war ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts mit allen Vorzügen und manchen Beschränkungen, die zum Wesen dieser großen Zeit gehören. Er hat seinen Mitbürger Johann Georg Hamann nicht verstanden, dem er in seiner ewigen Wirtschaftsnot heimlich beistand und der ihm öffentlich mit einem derben Maß literarischer Grobheit vergalt; der ein sehr ungeordnetes Leben führte und ein schmales Bändchen unverständlicher Schriften hinterließ, die genau das enthielten, was dem „Rationalisten" Kant fehlte: den vollen christlichen Sinn für das göttliche Geheimnis der Geschichte und der Sprache. Herder war beider Schüler und hat doch die Syntheſe seiner Lehrer auf tragische Weise verfehlt. Erst die Romantik trat das volle Erbe an.

Aber diese Erben waren undankbar gegen Kant. Fast alle begannen sie mit dem herabsetzenden Nachweis, daß Kant auf halbem Wege stehengeblieben sei. Wenn man von dem gediegenen Magdeburger Pfarrer Georg Mellin absieht, so war Schiller in der Tat der einzige der großen Kantianer, der bei allem eigenen Gedankenreichtum dem Meister gerecht geworden ist und ihn nie auf unredliche Weise verkleinerte. Man hat den Eindruck, daß Kant auf seinen Nachfolgern lastete und daß sie sich nur durch Ungerechtigkeit glaubten Raum schaffen zu können. Vielleicht hätte die Entwicklung seit Fichte eine weniger falsche Richtung ge-

nommen, wenn Kant selbst noch in sie hätte eingreifen können. Aber als die großen Systeme der neunziger Jahre ins Kraut schossen, war er schon zu alt, und überhaupt war das Begreifen fremder Gedankengänge nie seine starke Seite. Seine Kraft lag in der unbeirrten Konzentration auf das eigene Werk.

Als dann nach einem beschämenden Niedergang der deutschen Philosophie Kant gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wiederentdeckt wurde, standen die Sterne wiederum nicht günstig. Vielleicht stehen sie heute günstiger; doch gesetzt auch, daß dies zu beweisen wäre, so ist doch hier dazu nicht der Ort.

Das bei weitem geistvollste Bildnis des Menschen Kant befindet sich am Sockel von Rauchs Denkmal Friedrichs des Großen. Der Künstler hatte die Kühnheit, Kant im Gespräch mit Lessing darzustellen: mit der eifrig erhobenen Rechten unterstützt er seinen Vortrag, dem Lessing gescheit und kritisch lauscht. Lessing starb ganz kurz vor dem Erscheinen der „Kritik der reinen Vernunft". Ohne Zweifel wäre er unter den großen Zeitgenossen der würdigste gewesen, sie noch zu lesen.

Gluck

1714–1787

Von

Richard Benz

Ich bin der Ritter Gluck" — wem sind nicht schon diese Schlußworte von E. T. A. Hoffmanns phantastischer Novelle zum erregenden Erlebnis geworden, zum Einzigen vielleicht, was ihn von diesem großen Genius der Musik berührte! Gluck — ein abgeschiedener Geist, der zum wiederkehrenden Geist nur beschworen wird durch das seltene Wunder einsam-nächtlicher Versenkung am Klavier — ist er nicht damit als das geschaut, was er uns Deutschen war und heute noch ist: einer, der nach dem Tod die Ruhe nicht findet, weil seine Offenbarung nicht die rechten Menschen fand? „Ich verriet Unheiligen das Heilige" — so muß er sprechen, der sein hohes Werk dem Theater anvertraute, das doch nach unserm Begriff und Gebrauch die Stätte heiliger Feier nicht sein kann, zu der er es ausersah.

Das ist die Tragik, in die dieser Tragiker selber verstrickt ward: daß alles, was in ihm war an Musik, einzig zur lebendigen Bühne drängte und nur für sie gestaltet ward: und daß doch gerade diese Bühne, die er bei Lebzeiten eroberte und beherrschte, ihm in der Folge sich verschloß, ihm so gut wie verschlossen blieb bis auf den heutigen Tag. Denn anderes hatte er nicht, womit er zu den Menschen hätte dringen können — Lied und Symphonie, Kirchen- und Haus- und Kammermusik, wodurch noch jeder andere große Meister mindestens nebenher die Herzen gewann: das alles war von seinem reinen Willen zur Tragödie verzehrt und ganz darin aufgegangen.

So ward uns unsrer Größten einer stumm, lebt wahrhaft uns als abgeschiedener Geist: Klang eines Namens nur, der eine höchste versäumte Möglichkeit bedeutet. Oder wird er uns noch wiederkehren, wenn späte Erkenntnis sein einzigartiges priesterliches Amt erfaßt?

Man ahnt etwas von der Notwendigkeit, mit der sich einstweilen dieses Schicksal vollzog, wenn man das Werk der beiden deutschen Meister betrachtet, die *vor* ihm sind: Bach und Händel schufen ihre Seelen-Dramen für eine unsichtbare Bühne; denn seit dem Mittelalter gab es keine wirklich-schaubare Bühne für die heilige Handlung mehr. So wird in Bachs Passion die christliche Tragödie nur innerlich, in mystischer Versenkung, geschaut; aber auch Händels Oratorium, obgleich dem kirchlichen Kulte nicht mehr zugehörig, hat schließlich die äußere Szene verschmäht. Dies letztere ist von um so größerer Bedeutung, als Händel durch die Schule der Oper hindurchging und ein halbes Leben italienische Opern schrieb; denn eben damit schien bewiesen, daß selbst der größten dramatischen Kraft der Verzicht auf

theatralische Darstellung bei uns das Natürliche und eine tief im nordischen Wesen liegende Notwendigkeit sei.

Wer war dieser Gluck, der es wagte, die Händelsche Erfahrung zu widerlegen; der sich zutraute, zu erweisen, daß einem Deutschen dennoch die wirkliche tragische Bühne erreichbar sei? War es der klassische Stoff, der ihm dies einzig ermöglichte? Unterlag er dem modischen Zauber eines fremden Ideals, um eben darum seinen Glanz zu verlieren, als dieser Zauber uns verflog? Aber Händel hat, wie Gluck, in vierzig Opern klassisch-antike Stoffe behandelt; und selbst als er sein Oratorium gegründet hatte, blieb als der einzige andere Stoff neben dem biblischen die griechische Dichtung und Mythologie. Es ist auch nicht die Zeit allein, die hier trennt: daß Gluck ein ganzes Menschenalter später als Bach und Händel hervortrat; wenngleich allerdings zu seiner Zeit schon nicht mehr die Überlieferung der nordischen Polyphonie und Kontrapunktik gilt, aus der Bach ganz noch lebte und die auch Händel noch meisterte.

Aber da wir von „nordischer" Überlieferung sprechen, da haben wir schon den wahren Unterschied, der Gluck eine andre und neue Sendung ermöglichte: er ist der erste Süddeutsche und der erste Katholik in der weltgültigen deutschen Musik.

Bach und Händel waren Protestanten; als Thüringer nicht nur von der norddeutschen Organistenschule, wie sie in Hamburg und Lübeck ihren Hauptsitz hatte, gebildet: sie waren zugleich durch ihre konfessionelle Herkunft wie vorbestimmt, einer geistigen Welt jenseits aller Gestalt das Leben zu geben — sie sind die wahren Erben Luthers, der die Bild- und Gestaltenwelt der Gotik verwarf, um im Glauben an das reine *Wort* seinen einzigen Halt zu finden. Seine Religion wird eine Religion ohne Gestalt: der Protestantismus hat nirgends mehr eine bildende Kunst als kirchliche Kunst erzeugt, hat keine eigene Baukunst, keinen alles bildenden Lebensstil aus sich hervorgetrieben. Im Weltlichen führt sein Wesen zum *Begriff*, zur bloßen Denkbarkeit der Idee, zur reinen und praktischen Vernunft, die das Leben immer tiefer entsinnlicht und entformt; im Religiösen aber wächst aus dem heiligen Wort der heilige *Ton*, die Musik der Fuge und des Chorals — Bach und Händel sind mit ihren freien Werken, die sie neben Passionen, Kantaten, Oratorien schaffen, die Begründer der absoluten Musik des Instruments, der Orgel-, Klavier- und Kammermusik.

Aber der Protestantismus ist nicht die einzig bestimmende geistige Macht der modernen Welt, auch der deutschen Welt, gewesen; wie es uns wohl scheint, wenn wir die Künste des Wortes allein: Literatur und Philosophie und Dichtung befragen. In der Musik, ja in allem eigentlich bildenden Bereich wirklicher Kultur hat das *ganze* Deutschtum sich verwirklicht und nicht zuletzt der katholisch gebliebene Teil unsres Volks. Es gibt kein falscheres Urteil über das achtzehnte Jahrhundert als das aus einseitig protestantischer Sicht: daß es einzig das Zeitalter der Aufklärung und der „klassischen" Philosophie und Dichtung war — es war

viel mehr und viel tiefer und reicher und weiter wirkend die Zeit von Barock und Musik.

Es sind im Grunde zwei Kulturen, die sich damals gegenüberstehen: bis in die Mitte des Jahrhunderts fast schroff getrennt, in der Folge sich mannigfach berührend, befruchtend, schließlich vermischend: die Kultur des Schlosses und die Kultur der Stadt: das Schloß der geistlichen und weltlichen Fürsten, vom Barock erbaut, von südlicher Musik erfüllt, einer streng abgeschlossenen adligen Gesellschaft vorbehalten; die Stadt noch älteren, fast mittelalterlichen Stils, erfüllt von nordisch protestantischer Musik, die von der Bürgerschaft gepflegt und getragen wird und in der Kirche noch ihre umfassende kulturelle Heimat findet, wie einst — seltsamste Wiederkehr — in den mittelalterlichen Städten die gotische Kunst. Bach hat zeitlebens nach den Freien Städten des Nordens, nach Hamburg und Lübeck, getrachtet und schließlich im „Kirchen-Staat" Leipzig, wie eine Gottesdienstordnung der Stadt von 1710 es nennt, als städtischer Kantor sein Werk vollbracht. Händel ist ins städtisch-demokratische England entwandert, das die Vielfalt der barocken Höfe nicht kannte und ihm für seine freie protestantische Kunst die einzig mögliche Stätte gab. Gluck aber ist schon hineingeboren in die süddeutsche Landschaft des Barock, in die geistliche und höfische Kultur von Palast und Park und Schloß, die fremderen bunteren Stoff in deutsches Leben zu wandeln hatte, die aber auch noch stärkere bildende Kräfte besaß und, wie sie den gestalthaften Kult des Katholizismus wahrt, auch allem Schaubaren weltlicher Art offener ist und also auch noch die Wirklichkeit der Bühne in sich trägt und die Möglichkeit ihrer plastisch-musikalischen Vollendung.

Der Vater Alexander Gluck ist Förster und Jäger des Klosters Seligenporten zu Erasbach, und dort wird Christoph Willibald Gluck am 2. Juli 1714 ihm geboren. Das Geburtsdorf gehört zum Kreise Neumarkt in der Oberpfalz, zwischen Nürnberg und Regensburg, näher nach Nürnberg zu gelegen — es ist die fränkische Landschaft, die oben im Norden von berühmtesten Bauten des Barock: den Klöstern Banz und Vierzehnheiligen begrenzt wird, die damals von Johann Dientzenhofer und Balthasar Neumann gerade errichtet werden. Aber nur drei Jahre seiner Kindheit hat Gluck in seinem deutschen Geburtsort zugebracht — 1717 schon geht sein Vater in böhmische Dienste über: ist nacheinander beim Grafen Kaunitz, beim Grafen Kinsky, beim Fürsten Lobkowitz in kleinen Städten wie Kamnitz, Leipa, Eisenberg als Forstmeister. Und so verlebt Gluck seine Kindheit und bewußte Jugend bis in sein zweiundzwanzigstes Jahr in Böhmen, das er auch später noch als seine eigentliche Heimat betrachtet, dessen Hochadel er als seinen Erwecker und Förderer verehrt.

Wie so mancher unsrer größten Meister, wie Haydn und Schubert auch, wächst er auf von fremder Musik umklungen. In Böhmen war ja die Mischung zwischen Deutschem und Slawischem, die der Musik so besonders günstig ist. Böhmische Volksmusik aber ist vorwiegend instrumental: Streich- und Blasmusik, die Lied

und Tanz begleitet und in den Holzbläsern selbständig singt — wir gehen nicht fehl, wenn wir in Glucks vollkommen melodischer und homophoner Haltung später die bestimmenden Eindrücke der Kindheit wiederfinden. Denn so vieles, was wir als süddeutsch-volksliedhaft empfinden, ist auch bei den andern Klassikern böhmisches Gut, dem unseren verwandt und nah genug, daß es der fremderen italienischen Arie die volkhafte Form geben konnte; aber auch die Vorliebe für Bläser im Orchester, deren Verwendung bei Gluck den Zeitgenossen auffiel, deutet auf diesen Ursprung hin. Es kommt hinzu die allgemeinere und geistigere Bestimmung durch katholische Kirchenmusik, die dem Knaben zum andern frühesten Eindruck wird: auch sie nicht nordisch-kontrapunktische Kunst mit dem schlichten Choral als tragender Mitte, sondern schon italienisch-liedhafte Schönheit, begleitet von Geigen, Pauken und Trompeten, die sich kaum mehr von der herrschenden Oper unterscheidet. Auch diese Kunstmusik steht in Böhmen damals in hoher Vollendung; und rechnet man hinzu, daß zur gleichen Zeit von Böhmen ein Johann Stamitz ausgeht, der Begründer der modernen Orchestertechnik und Symphonik (er ist nur drei Jahre jünger als Gluck und stirbt schon zu der Zeit, da Haydn seine ersten Symphonien schreibt), so ist der Umfang musikalischen Reichtums, der in Böhmen zu gewinnen war, umschrieben.

Diese Umwelt hat sicherlich lösend auf Glucks Talent gewirkt; es wäre sonst vielleicht geheim und unbeachtet geblieben, wie bei seinen Vorfahren, von denen keinerlei musikalische Ausübung berichtet ist und wo doch solche Begabung vermutet werden muß, da das Genie in dieser Kunst selten oder nie ganz unvorbereitet erscheint. Auch hat die väterliche Erziehung, die sonst streng, ja hart gewesen ist, der Neigung zur Musik wohl keinen Widerstand entgegengesetzt: schon ehe der Knabe aufs Gymnasium kommt, lernt er vom Blatt singen, lernt er Geige spielen und Violoncell. Und mit dem zwölften Jahr wird er vom elterlichen Wohnort Eisenberg weg auf das Jesuiten-Seminar zu Komotau getan, wo er doch nicht nur eine höhere Bildung erhielt, sondern den Quellen musikalischer Kunst und Ausübung am schnellsten nahe kam. Er ist achtzehn Jahr, als er nach Prag gelangt, um die musikalischen und wissenschaftlichen Studien fortzusetzen: hier wird er Schüler eines damals bekannten Komponisten und Organisten, der auch in Italien war, Czernohorsky. Aber um selber weiterzulernen, muß er schon Stunden geben: sein Fach ist bezeichnenderweise Gesang und Cellospiel — Stimme und Nachahmung der Stimme lassen den Menschen-Gestalter ahnen; während eigentliche Klavierkomposition und Neigung zu abstrakt-absoluter Musik ihm immer fremd bleiben wird. In den Ferien aber zieht er auf die Dörfer, zu singen und zum Tanze aufzuspielen — als „Prager Student" legt er den Grund zu freier Erfindung und Improvisation, und bald kann er sich auch in den Städten und beim Adel hören lassen. Der Brotgeber seines Vaters, Fürst Lobkowitz, wie alle böhmischen Großen auf die Anwerbung von Talenten für ihre Privatkapellen bedacht, ist so von ihm eingenommen, daß er ihn nach Wien bringt. In seinem

Hause lernt ihn der lombardische Fürst Melzi kennen und nimmt ihn noch im gleichen Jahre, 1736, mit nach Mailand; und hier eröffnet sich ihm endlich seine Laufbahn. Wir wissen nicht, ob sichrer eigner Wille ihn zur Oper drängt oder die Entscheidung seines Mäzens — aus späteren Zügen seines Charakters, der unter aristokratischer Haltung und Zurückhaltung eine eiserne Energie mit großem diplomatischem Geschick verband, ist wohl zu schließen, daß er seine eigenen Wünsche anzudeuten und unmerklich durchzusetzen wußte. Vier Jahre Studium bei Sammartini haben ihn jedenfalls in klarer Richtung zur Beherrschung des Instrumentalsatzes, der Opernpraxis und des Dirigierens geführt; und so tritt er denn im Jahre 1741 als Siebenundzwanzigjähriger mit seiner ersten Oper, einem „Artaserse", auf Text von Metastasio, hervor. Die Oper ist ein voller Erfolg und die Ebenbürtigkeit mit den italienischen Musikern ist erbracht — in den fünf Jahren bis 1745 gehen insgesamt schon acht große Opern, nicht nur in Mailand, sondern auch in Venedig, Cremona, Turin über die Bühne. Er hat schon europäischen Ruf, als man ihn nach London, ans Haymarkettheater, beruft. Seine Oper „La caduta de' giganti" hat zwar nicht den erwarteten Erfolg. Dafür aber erfährt er Eindrücke, die noch spät in ihm nachwirken sollten, wenn er sie auch jetzt noch scheinbar ohne unmittelbare Anwendung still in sich bewahrt: auf der Reise nach London hört er in Paris Rameaus Opern, die in ihrer dramatischen Wucht und zusammengedrängten rhythmischen Deklamation ihm einen Stil verkünden, dem er später selber ähnlich nachstrebt; und in London erlebt er Händels Werke, die ihn Größe und Einfachheit lehren — es ist bereits der Händel des chorischen Oratoriums, der seit 1740 von der Oper sich zurückgezogen hat, hinter dem schon die gewaltige Schöpfung des „Messias" liegt und der jetzt am „Judas Maccabäus" arbeitet. Ob die beiden wirklich in einem Konzert zusammen auftraten, ob sie sich persönlich gegenübertraten: der Zweiunddreißigjährige dem Zweiundsechzigjährigen, ist ungewiß — es gehört wohl ins Reich der Anekdote, daß Händel ihm Rat für „schlagende" Wirkungen gab, wie man sie in England benötige; während seine abfälligen Urteile über Glucks Mangel an Kontrapunktik schon wahrscheinlicher klingen. Aber die Verehrung auf Seiten Glucks ist gewiß: noch als Greis erfüllt sie ihn, und er deutet voll Ehrfurcht auf Händels Bildnis, das in seinem Schlafzimmer, ihm immer gegenwärtig, sich befindet; und dem Engländer Burney, der ihn 1772 in Wien besucht, wird er nicht nur aus Höflichkeit gestanden haben, daß Händels Eindruck und der englische Aufenthalt überhaupt ihn dazu gebracht habe, „nur dem Studium der Natur zu folgen".

Indes ist hiervon — im Sinn seiner späteren Reform — noch wenig in der nun folgenden Schaffenszeit zu spüren: von 1747, da er über Hamburg nach Deutschland zurückkehrt, bis fast 1762, dem Jahr des „Orpheus", ist er noch vollkommen der Vertreter der italienischen Schule, zu deren zweitem deutschem Haupt und Führer er neben dem großen „Sachsen" Hasse allmählich heranwächst. Man muß sich vorstellen, was dies allein schon für einen Deutschen bedeuten

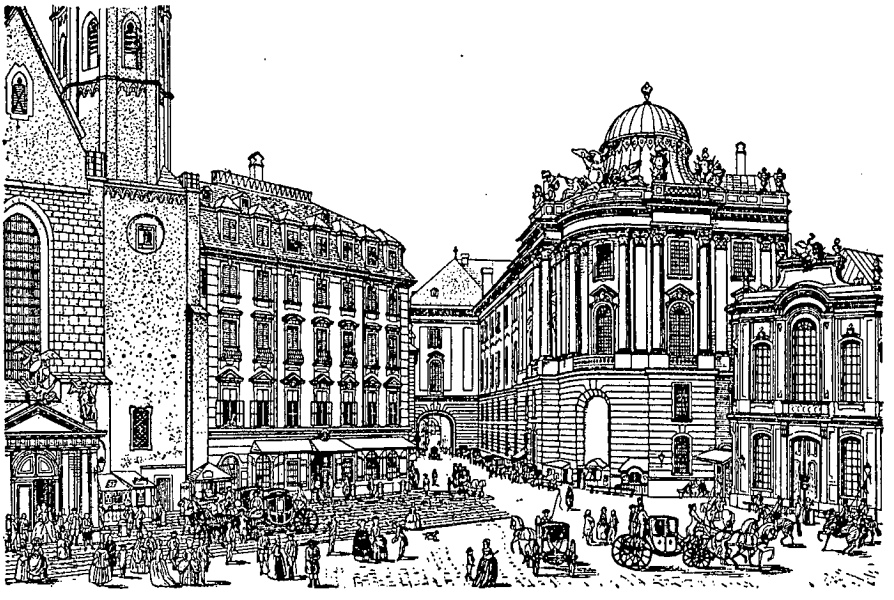
mußte: den Italienern es gleich zu tun, ja, ihnen bald Vorbild und Muster zu sein. Auch das war beinahe schon eine nationale Tat; denn vor Hasse und Gluck waren es ausschließlich Italiener, die an den deutschen Höfen herrschten. Was konnte es auch für einen deutschen Musiker, der aus den ärmlichsten Verhältnissen von der Gunst und Gnade fürstlicher Gönner emporgehoben, durchaus von ihnen und ihrem Geschmack abhängig blieb, anderes geben als diesen Dienst, der ihm den einzig möglichen Lebensunterhalt bedeutete, ja Ruhm und Ehren auf ihn häufte, zugleich aber auch in dauerndem Schaffen für den Augenblick mit Komponieren, Einstudieren, Dirigieren ihn so vollkommen in Anspruch nahm, daß Besinnung, ja Entwicklung in unserm Sinn nicht eigentlich möglich war! Kam dazu noch ausgesprochener Sinn für Erwerb und Festigung der Lebensverhältnisse und der unbedingte Wille, sich durchzusetzen, so war es wohl begreiflich, wenn der Künstler sein Bestes in sich zurückdrängte: von dessen revolutionierender, aber auch zerstörender, ihn selbst und seinen Erfolg gefährdender Macht er eine Ahnung haben mochte. Um so geheimnisvoller und wunderbarer erscheint aber dann dieser Mensch, der so zu warten verstand, bis er seiner sicher war und mit seiner Tat nichts mehr zu wagen und zu verlieren, aber alles zu gewinnen hatte.

So ist denn die musikalische Kunst zu jener Zeit nicht, wie wir seit Beethoven es uns vorzustellen pflegen, einsam heranreifendes Werk, sondern ganz und gar für den Augenblick, die Gelegenheit, erforderte schnelle Leistung. Und der Musiker ist noch tief verflochten ins wirkliche Leben der Zeit, ja empfängt von ihr noch hinzu, was man dem schriftlich Überlieferten allein nicht ansieht. Er ist nicht nur der Verfasser der Opern, die vor der Fastenzeit in den großen Theatern regelmäßig in stetem Wettkampf gegeben werden; er ist auch der Gestalter der höfischen Feste, denen er mit Balletten, Pantomimen, Serenaden, Festspielen aller Art den eigentlich beseelenden Gehalt schafft. So sehen wir Gluck gleich 1747 am Dresdner Hof, in der Operntruppe des Italieners Mingotti, um eine prinzliche Vermählung zu verherrlichen: im Park des königlichen Lustschlosses Pillnitz an der Elbe wird von ihm ein solches Festspiel aufgeführt: die „Nozze d'Ercole e d'Ebe". In Wien darf er im folgenden Jahr — nachdem er kurz in Böhmen war, ein Anwesen seines verstorbenen Vaters zu veräußern — anläßlich des Geburtstags der Maria Theresia eine neue Oper „Semiramide riconosciuta" am kaiserlichen Hofe geben; und im gleichen und nächsten Jahr treffen wir ihn wieder bei der Truppe Mingotti, diesmal am dänischen Hof in Kopenhagen, um ein Festspiel auf Text von Metastasio beim ersten Ausgang der Königin nach einer Niederkunft zu dirigieren und darnach seine sämtlichen Opern vorzuführen. Der ausführlichste Bericht über ein solches Hoffest ist uns für eins seiner späteren Werke, die „Cinesi" von 1754, erhalten. Er ist damals herzoglicher Kapellmeister beim Prinzen von Sachsen-Hildburghausen in Wien, der auf seinem Gut Schloßhof unweit der ungarischen Grenze die kaiserlichen Majestäten prunkvoll bewirten will. Unter Glucks Rat und Leitung wird das Fest monatelang vorbereitet; es umfaßt die verschiedensten

Musiken, Überraschungen, Schaustellungen: Schiffsspiele auf der March, Treibjagden, wo man das Wild durchs Wasser hetzt, allegorische Darstellungen auf schwimmenden Inseln, Serenaden, Singspiele; und der Höhepunkt ist eben das von Metastasio gedichtete, von Gluck komponierte chinesische Drama, auf einer Bühne in chinesischem Geschmack und Kostüm, über welcher zwischen den Säulen das kerzendurchleuchtete Farbenspiel zahlloser prismatischer Stäbchen prangt, die in den Glashütten Böhmens geschliffen waren. Dittersdorf nennt die „göttliche Musik von Gluck" ein Zauberwerk — mit Glöckchen, Triangeln, Handpauken, Schellen reißt ihre „Sinfonia" (die Ouvertüre) schon vorm Aufgehen des Vorhangs die Zuhörer zum Entzücken hin.

Dergleichen Feste machen deutlich, wie sehr das ganze Barock Szene war, und nicht nur seine Oper — ungeheure Veranstaltung zu einer Wunderschau erhöhten Lebens, in der schließlich die Veranstalter selber: Fürsten, Adel, Künstlerschaft, mitspielten. Aber sie machen noch etwas anderes deutlich: wie stark und ganz bestimmend das Bildnerische war. Diese Menschen waren Augen-Menschen und sinnlich-Hörende zugleich und überall: die Lust der Schau, ihr ewiger Wechsel in wahrhaft lebendem Bild, in einer Welt des sprechenden Ornaments, der musizierenden Materie, sei sie Baukunst oder Maschinerie, der singenden Gestalt — das alles hat gesamtsinnliche Bereitschaft und Empfängnis gebildet, wie es sie vorher und nachher nicht gab: es war das Gesamtkunstwerk des Lebens, dem das der eigentlichen Kunst nur logisch folgte und entsprach. Hier war auch für den Größten nichts abtrennbar, nichts in bloßes Denken und Dichten zu zerlösen, wie „reiner Geist" im Protestantismus es versuchte; hier war ein höchst vergeistigtes und stilisiertes leibliches Leben zur Bedingung auch der unirdischsten Erhebung gemacht. Selbst die körperlose Kunst, die Musik, war noch in Körper gebannt; die allerdings oft, um die übermenschliche Schönheit des Gesanges darzustellen, ihre Natur zum Opfer brachten — im Kastratentum, das uns so anstößig ist, liegt eine letzte Hingabe beschlossen, wie sie keine Religion des Abendlands ihren Gläubigen zugemutet hat; eine Kunstverehrung, die dies fordert und bewilligt, ist Religion: blutiger Urkult gleichsam einer erstmalig brandenden dionysischen Berauschung, vor der man die Gestalt nur durchs Opfer ihrer Natur schützen kann: denn die Kastratenstimme bleibt organischer Ausdruck der Gestalt, trotz ihrer Erhöhung zum neutralen Instrument. In dieser Behauptung des Stils, der etwa der Zähmung und Verkrüppelung der pflanzlichen Natur im Park entspricht, lebt etwas vom plastischen Sinn, dem die Oper ihren Ursprung verdankt, noch in den Erscheinungen ihres Niedergangs — sowenig die Oper des Barock, wie Gluck sie vorfand und wie er ihr selbst zwei Drittel seines Kunstschaffens weihte, auf den ersten Blick mit der Wiedererweckung der griechischen Tragödie und ihres orphischen Sinns zu tun hat, von der sie um 1600 ausging, so hat es doch nur einer kleinen Verrückung ihres Schwergewichts bedurft, um diesen Ursinn wiederherzustellen; freilich jenes entscheidenden kleinsten Anstoßes, der nur vom größten Genius

Chriſtoph Willibald Ritter von Gluck
Gemälde von Joſeph Siffrede Duplessis, 1775. Wien, Gemäldegalerie



Der Michaelerplatz in Wien mit dem alten Burgtheater (ganz rechts).
Nach einem Stich von Carl Schütz

ausgehen kann. Hatten Handlung und Musik in Rezitativ und Arie das unteilbare Gesamtkunstwerk gleichsam in Stücke gerissen, so daß das Rezitativ nur dem nüchtern-kausalen Zusammenhang, die Arie der Schaustellung des Sängers diente: so mußte nur die Handlung wieder der Musik und die schöne Musik der Handlung verwoben werden, um aus Stückwerk wieder ganze Gestalt zu fügen. Aber der Genius tastet sich selbst noch an veredeltem Stückwerk hin: sucht hier ein Rezitativ durch volle seelenhafte Instrumentalbegleitung zu wirklichem Ausdruck zu steigern, strebt dort in einer Arie geistigen Sinn zu entwickeln, der dem Ganzen gilt — schon kommt er dem Ziele in Einzelheiten so nah, daß er später fertige Arien, Ouvertüren, Tänze in seine großen Werke übernehmen kann.

Seit den Fahrten mit Mingotti ist Gluck von 1750 an ganz in Wien heimisch geworden, das er nun, außer für Kunstreisen, wenn auch entscheidendste, nicht mehr verläßt. Er verheiratet sich dort mit Marianne Perg, der Tochter eines reichen Bankiers, in diesem Jahre. Von ihrem Vater wird sie ihm anfänglich verweigert; aber dieser stirbt plötzlich, während Gluck in Rom eine Oper inszeniert. Er eilt heim, seine Werbung zu erneuen, und begründet ein dauerndes ungetrübtes Glück, das bis zu seinem Tode währt. Er macht — ein seltner Fall bei unsern Musikern — ein großes Haus in Wien, das allen Künstlern und Gelehrten offensteht; er ist ein zufriedener und gefeierter Mann, dem sich scheinbar nichts an äußeren Ehren und Erfolg versagt. Seine Frau begleitet ihn jetzt auf seinen ruhmreichen Kunstreisen: schon 1751 geht er mit ihr nach Neapel, die „Clemenza di Tito" aufzuführen; und

dort ist es, wo der verwöhnte und reiche Kastrat Caffarelli, entgegen aller Übung, sich bequemen muß, ihm den ersten Besuch zu machen — aus solchen Kleinigkeiten ersehen wir, wie sein gewandtes und verbindliches Wesen im rechten Augenblick mit unbeugsamem Stolz sich durchsetzen kann. Das Jahr 1754 sieht ihn, nach den Erfolgen auf Schloßhof, in Rom, wo er für die Oper „Antigono" vom Papst den Orden vom goldenen Sporen erhält: er hat nun den Rang eines Comes Palatii Romani und schreibt sich fortan „Ritter von Gluck".

Inzwischen ist in Wien der Graf Jakob von Durazzo zum Oberleiter der Hoftheater ernannt worden, und für die Dauer dieser Leitung (bis 1764) wird Gluck als Opernkapellmeister verpflichtet. Durazzo ist ein hochgebildeter Mann; er verfolgt nicht nur die Fortschritte der Musik (1758 führt er Traëttas „Ifigenia in Aulide", 1761 dessen „Armida" auf), sondern er bereitet auch der französischen Tragödie in Wien den Weg: bis 1762 kann man dort die Dramen von Corneille und Racine, Crébillon und Voltaire von einer französischen Truppe im Originale hören — Bereicherungen des Begriffs der Tragödie, die auf Gluck nicht ohne Einfluß waren. Durazzo ist es auch, der sich von Favart in Paris französische Vaudeville- und Operetten-Texte verschreibt und Gluck zur Komposition und Bearbeitung anregt. Damit wendet sich Gluck seit 1759 vorübergehend dem Lustspiel zu und schreibt so lebendige und erfolgreiche Stücke wie „L'arbre enchanté", „Le cadi dupé" und noch 1764 „La rencontre imprévue", das bekannt geworden ist in der deutschen Fassung „Die Pilgrime von Mekka", aus welcher Mozart das Thema „Unser dummer Pöpel meint, daß wir strenge leben" zu seinen herrlichen Variationen entlehnt, ja der er unmittelbar die Anregung zur „Entführung" verdankt: denn es ist fast der gleiche Stoff und hat schon seinen „Osmin" und eine Weinszene, wo Bacchus gegen den Propheten ausgespielt wird.

Durazzo schließlich ist es, der Gluck seinen künftigen Textdichter zuführt: 1761 bringt er ihn mit Ranieri Calzabigi zusammen, der lange in Paris gelebt hat und dort eine Ausgabe der Werke Metastasios besorgte, die ihn auf das Problem der Oper führte. Er ist eine etwas abenteuerliche Gestalt, in manchem Casanova verwandt, mit dem er ja in Paris zusammen eine bedenkliche Lotterie gegründet hatte — er wird später Wien wegen eines Liebeshandels mit einer Sängerin verlassen müssen. Man hat lange Zeit in ihm den eigentlichen Urheber der Opernreform gesehen, weil er später in einer Verteidigungsschrift dieses Verdienst ausdrücklich in Anspruch nahm und Gluck nur gerade zum Komponieren zugezogen haben will. Aber seine Schrift enthält so viele nachweisliche Unwahrheiten, etwa daß Gluck des Italienischen nicht mächtig gewesen sei, daß wir uns auch durch Glucks eigene bescheidene Darstellung nicht irremachen lassen dürfen, sondern ganz abgesehen von seiner Musik auch seinem unfehlbaren Theater-Instinkt einen wesentlichen Anteil am Zustandekommen des Textes zuschreiben müssen. Dafür spricht nicht zuletzt auch, daß Gluck Calzabigi später fallen läßt, als die dritte Reform-Oper „Paris und Helena" wegen ersichtlicher Textmängel erfolglos bleibt, und nach

andern Gedichten greift. Öfter haben damals Männer wie Durazzo, Gluck und Calzabigi zusammengesessen und über die so dringlich notwendig gewordene Reinigung der Oper beraten. In Parma hat Traëtta, der große Italiener, französische Reformideen vertreten; in Rom hat der andere bedeutendste Opernkomponist neben Traëtta und Gluck, Jomelli, dem Kreise des Kardinals Albani angehört, der Winckelmanns Gönner war, und mit ihm dem Gedanken eines zweiten Risorgimento gelebt. In Wien begann es scheinbar nur mit einer Kritik an den Texten Metastasios, mit denen dieser gekrönte kaiserliche Poet von 1730 bis 1780 die Opernbühne fast ausschließlich beherrschte. Auch er war ursprünglich vom antiken Ideale ausgegangen, wie er ja auch seinen italienischen Namen Trapassi ins Griechische geändert hatte; aber er war nicht der „Sophokles", als der er ernstlich seinen Zeitgenossen galt, obgleich er sich für den eigentlichen Schöpfer der Musikdramen und den Musiker nur für einen Illustrator zweiten Ranges hielt. Wohltätig war seine Vorherrschaft darin, daß Stoff und Wort den Zuhörern so völlig vertraut waren wie den Griechen ihr Mythos, so daß bei den ewig wiederkehrenden gleichen antiken Vorwürfen das ganze Augenmerk gerade auf die jeweils neue Musik sich richten konnte — allein Hasse hat sämtliche Texte Metastasios, viele zweimal, komponiert, und auch Gluck kam lange Zeit nicht von ihm los. Aber Metastasio war es auch, der die Liebesintrigen und die schmachtende Galanterie in die antiken Stoffe einführte, jede Handlung in die immer gleichen gefühlvollen Arientexte auflöste und nebenher (im Secco-Rezitativ) die konventionelle, wohlanständige, aber fast gleichgültige Verknüpfung des Geschehens gab, so daß eben die Schaustellung der Sängerkunst alles ernsthafte Drama-Interesse überwuchern mußte. Von der französischen Schule kommt damals eine Hilfe mit der Forderung eines wirklichen dichterischen Zusammenhangs; der Graf Algarotti faßt diese Ideen ein erstes Mal zusammen; auch Rousseaus Ruf nach Natur wird lebhaft aufgenommen. Und in der Tat unterscheiden sich Calzabigis Texte von denen Metastasios durch Einfachheit und Einheit der Handlung, durch Reinigung von allem Beiwerk an Intrige und unzugehöriger Verwicklung.

Aber wie akademisch und theoretisch mutet das alles an, selbst die klare Führung der Handlung im fertigen Text, gegenüber der wirklichen Tat Glucks, die im „Orpheus" plötzlich wie aus dem Nichts heraufzustoßen scheint. Gewiß, historisch betrachtet mag es auf gleicher Linie liegen wie Winckelmanns Geschichte der Kunst, die zwei Jahre nach dem „Orpheus", 1764, erscheint: eine zweite Renaissance scheint begründet, die im achtzehnten Jahrhundert nun Klassik heißen wird und vermeint, zu dem allgemeinmenschlichen und natürlichen Vorbild der Antike vorzudringen. Aber was besagt die antiquarische „Einfalt und stille Größe", die Winckelmann entdeckt, mit der Goethe sein Titanisches beruhigt, gegen die religiöse Leidenschaft, mit welcher Gluck einen scheinbar verschollenen und zum artistischen Spiel herabgewürdigten Mythos ernst nimmt? Hier hat dasselbe rätselhafte Überströmen echten antiken Geistes stattgefunden, das einst das christliche Mysterium

des Nordens begründete: der „Orpheus" ist wirklich erobertes und wieder gewonnenes Eleusis, empfangener Klang einer unvergänglichen Welt, die deshalb so erschütternd auf uns wirkt, weil sie die ewige Gleichheit alles Höchsten bezeugt: denn sie ist nicht anders als mit den ebenbürtigen Farben christlicher Religion gemalt.

Was im geschichtlichen Bild Europas ein logisch bedingter Schritt scheint, von Theoretikern ersonnen, von Praktikern für eine einzelne Kunst begrüßt, das bekommt plötzlich im Lichte des deutschen Geistesschicksals einen umwälzenden und offenbarenden Sinn: in diesem Musiker Gluck ist ein Verkünder neuen Weltglaubens auferstanden, der dem letzten Verkünder des alten Jenseitsglaubens, Bach, die Waage hält — die einfachen großen Tatsachen von Leben und Tod, Liebe und Opfer, Untergang und Auferstehung werden so stark in einem rein menschlichen Bilde fern aller dogmatischen Bindung erlebt, daß Seligkeit einer neuen Offenbarung uns überflutet. Die Klänge des Elysiums wölben einen neuen Himmel über dieser alten Erde, der nur durch die Schau des musikalischen Dichter-Genius da ist: der dadurch, daß er Schein ist, den ersten wunderbaren Kunst-Trost für eine aufgeklärte, illusionslos gewordene Menschheit errichtet und einer noch nicht gefaßten, bis heute noch nicht begriffnen tragischen Religion die Grundlage stiftet, für welche wir außer Gluck und seiner Nachfolge in der Musik nur die Namen Hölderlin und Nietzsche beschwören können.

Dieser Durchbruch des Priesters und Gottes-Künders Gluck gehört zu den einmaligen und unerklärlichen Tatsachen der Kunst. Hier ist er plötzlich da, in seinem achtundvierzigsten Jahr, bis zu diesem Augenblick ein bloßer Künstler, den rein im Musikalischen schon mancher reichere Klang Jomellis und Traëttas übertraf. Dieses Wunder gesellt ihn selbst zu den orphischen Mächten, die in Jahrhunderten, Jahrtausenden geheim verborgen harren, um dann plötzlich in einem Irdischen hervorzutreten und Gestalt zu werden — alles, was man rein künstlerisch erklärend hier beibringen könnte, versagt, so wie alles Persönliche, trotz eines berühmten gesuchten geselligen Daseins, für dieses Letzte sich in undurchdringliches Dunkel hüllt. Es ist der Blitz von Damaskus, der hier aus Händen eines unbekannten Gottes niederfährt — die Oper verflammt, verbrennt; das orphische Geheimnis besteht und wird in alle Ewigkeit bestehen — vielleicht war alles Opernwesen der Jahrhunderte nur da für diesen einen erreichten Augenblick.

Was Gluck aus diesem verzehrenden Erlebnis mitbrachte, von dem es keine andre Kunde als seine Töne selber gibt, das hat er später mit Kunstverstand und riesenhaftem Willen sich zum bewußten Ideal und Maßstab gesetzt; erreicht hat er es so kein zweites Mal, wenn er auch ein unbegreiflich reines und reiches Werk darauf errichtete, das in seiner Gesamtheit erst die tragisch-feierliche Bühne uns begründen könnte, auf der ein einzelnes Werk zum unwirksamen Experiment verurteilt ist. Es ist bezeichnend, daß erst das zweite Drama ihn vermochte, in einer Vorrede den Sinn dieses unfaßbaren Geschehens als einen wohlgeordneten

Reformgedanken darzulegen. Und doch ist die „Alceste", die 1767 für Wien, italienisch und wie „Orfeo" auf Calzabigis Text, geschrieben wurde, vielleicht sein geschlossenstes Mysterium, in dem noch einmal in großen, einfachen Gestalten Tod und Leben miteinander kämpfen — hier klingt im Tempel schon der Priesterton der „Zauberflöte", tönt aus dem Jenseits die dunkle Stimme wie im Komtur des „Don Juan". Aber eine vom Meister selbst verschuldete Tragik ward hier zur tragischen Ironie: daß die für Pariser Unverständnis verstümmelte und verwässerte französische Bearbeitung allein auch für die deutsche Bühne sich erhielt und unsern Begriff vom ursprünglichen Werk vollkommen verfälscht.

Denn allerdings ist auch das französische Erlebnis für Gluck zuletzt eine Enttäuschung gewesen, so wie die Aufnahme in Deutschland ihn nicht befriedigen konnte. Was hier außerhalb Wiens damals geschah, wird an der Münchner Aufführung des Orpheus von 1773 deutlich: die Oper ist zu „ernst", sie bedrückt, gehöre eher in die Karwoche als in die Fastnacht, zudem ist sie nicht abendfüllend: und so wird sie mit allerhand Einlagen in den Stil der Opera seria zurückbearbeitet; man bringt sie bloß, weil für das Publikum Neuigkeiten wie die Furienchöre aufregend sind. Gluck selbst hat nach dem Mißerfolg von „Paris und Helena" für Wien nichts in dem neuen hohen Stil mehr geschrieben — er schafft verachtungsvoll und unbekümmert in seiner früheren italienischen Art, wenn hier noch etwas von ihm verlangt wird. Aber er richtet dafür sein Augenmerk nach Paris; und solange er noch nicht selber dort ist, kann er an eine ideale Aufnahme glauben, da der Stil der französischen Tragödie doch seiner Auffassung vorgearbeitet haben muß. So entsteht die „Iphigénie en Aulide" noch in Wien, auf den französischen Text des Le Blanc du Roullet, der in Wien französischer Gesandtschaftsattaché ist und ihm das Drama Racines bearbeitet. Die Aufführung ist zunächst nicht einmal leicht durchzusetzen: es bedarf des Befehls der Tochter Maria Theresias, Marie Antoinettes, die eben als Braut nach Paris geht, damit die Dinge in Fluß kommen. Anfang 1774 geht Gluck selbst nach Paris und muß zuerst über die Schwierigkeiten erschrecken, die der Stand von Gesang und Instrumentalspiel ihm bietet; aber seiner persönlichen Leitung und unermüdlichen Arbeit gelingt es schließlich, Darsteller und Orchester zu einer starken Leistung hinzureißen. Der lebendige Geist der Franzosen zollt ihm ebensoviel Anerkennung als Widerspruch. Den letzteren hofft Gluck durch Entgegenkommen zu besiegen: er gesteht eine Umarbeitung des „Orpheus" zu, der ja sowieso der Änderung bedurfte, da die Hauptrolle für Tenor geschrieben werden mußte statt für Alt, weil es in Paris keine Kastratensänger gab. Er hat 1775 damit Erfolg und willigt so in die verhängnisvolle Verunstaltung der „Alceste", die trotzdem noch zu viel von der Schlichtheit des Mysteriums bewahrt, um den Franzosen zu gefallen — die Aufführung, zu der er sich 1776 zum zweitenmal nach Paris begibt, wird förmlich ausgezischt. Die Schwierigkeiten häufen sich: der Stoff einer neuen Oper „Roland", die er übernommen hatte, wird einem neueintreffenden Italiener, Piccini, zur Komposition

übergeben; Gluck wirft die begonnene Partitur ins Feuer und wendet sich zur Arbeit an der „Armida". Aber nun ist der große literarische Streit zwischen italienischer Oper und Gluckscher Oper ausgebrochen, der die ganze gebildete Welt in Atem hält, und auch die Aufführung der „Armida" 1777 entscheidet ihn noch nicht; er wird von Gluck erst mit der „Iphigenie in Tauris" gewonnen, die mit gewaltigem Erfolg im März 1779 selbst die Gegner zur Begeisterung hinreißt. Sein alter Feind, der Baron Grimm, muß ausrufen: „Ich weiß nicht, ob das, was wir hörten, Gesang ist. Vielleicht ist es noch etwas weit Besseres; ich vergesse die Oper und finde mich in einer griechischen Tragödie."

Gluck war fünfundsechzig Jahre, als er seinen großen letzten Sieg errang. Fünf Jahre hatte er in Paris gekämpft, als schaffender Künstler und als klärender und verteidigender Schriftsteller. Die ewigen Anstrengungen hatten ihm zuletzt sogar einen Schlaganfall zugezogen; er ist des Streites müde, er geht nicht mehr nach Paris; nicht nur weil eine aus persönlich-konventionellen Gründen übernommene Arbeit, für den „Echo et Narcisse" eines Baron Tschudi Musik zu schreiben und zusammenzustellen, keinen großen Eindruck mehr macht. Schon vorher schreibt er seinem Freunde Kruthoffer nach Paris: „Daß ich aber selber wiederumb auf Paris kommen sollte, da wird nichts daraus, solang man annoch die Wörter ‚Picciniſt, Gluckiſt' wird in Gebrauch haben, dann ich bin Gott sey Dank anjetzo gesund, ich mag keine Galle mehr in Paris speyen." Großes hatte er dennoch dort erlebt: er hatte doch Anteil entfesselt, Stellungnahme; man hatte sich doch dort über Geistiges noch erregt — wieder hatte, wie schon in Händels Fall, eine deutsche Geistesschlacht in der Fremde sich entscheiden müssen, wieder war der Ruhm des Siegers aus fremdem Land auf seine Heimat zurückgestrahlt, die selber stumm und teilsnahmlos lag. Aber auch Schweres hatte ihm Paris gebracht: in dem Unglücksjahr 1776, da die „Alceste" in Paris scheitert, erreicht ihn fast auf den gleichen Tag die Kunde vom Tod seiner Nichte Mariane, die er, selber kinderlos, als Tochter angenommen hatte. Ihr hatte er, der Jugendlichen, sein Herz und seine künstlerische Fürsorge geschenkt, sie hatte seine Lieder wunderbar gesungen und war zu hoher Leistung ausersehen; und jeder, der sie sah, war von ihrer zarten Erscheinung ergriffen. Klopstock hatte sie auf Glucks Rückreise von Paris 1775 in Straßburg und in Rastatt seine Oden in des Meisters Komposition vortragen hören und war von ihr bezaubert. Von Wieland ist uns ein rührender Brief auf ihren Tod erhalten: er möchte etwas hervorbringen, „das des entflohenen Engels und Ihres Schmerzes und Ihres Genius würdig sei", er gesteht, daß er das nicht vermag; aber er ist zu Goethe gegangen, hat ihm Glucks Brief gezeigt, und schon am folgenden Tag ist Goethe „mit einer großen Idee erfüllt", mit der er das Andenken der Nichte „heiligen" will. — Wir wissen nicht, was hieraus ward. Aber uns sind diese engen Beziehungen denkwürdig, die, ein seltenes Mal in deutscher Geschichte, zwischen den Genien der Dichtung und Musik sich bezeugen; und wir denken einer anderen seltsamen Fügung nach: daß Goethe im Jahr der

Pariser Aufführung der Tauriſchen Iphigenie 1779 die erſte Faſſung ſeiner „Iphigenie in Tauris" niederſchreibt.

Sonſt wiſſen wir wenig genug von Glucks Verhältnis zu anderen Menſchen — war er zu ſelbſtverſtändlich groß, als daß uns dauernde Nachrichten überliefert wurden, oder war die Scheidewand zwiſchen dem muſikaliſchen Wien und dem literariſch-proteſtantiſchen Deutſchland ſonſt noch zu dicht, als daß man viel von ihm ſprach? Von manchen Beſuchen Fremder wird uns aus den letzten Jahren gemeldet. Mozarts „Entführung" hat er noch erlebt und hat den jungen Meiſter immer wieder gelobt und zu ſich geladen. „Meine Oper", ſchreibt Mozart am 7. Auguſt 1782, „iſt geſtern wieder (und zwar auf Begehren des Glucks) gegeben worden; Gluck hat mir viele Komplimente darüber gemacht. Morgen ſpeiſe ich bei ihm." Und noch im März 1783 über ein Konzert: „Gluck hatte die Loge neben der Langiſchen, worin auch meine Frau war. Er konnte die Sinfonie und die aria nicht genug loben und lud uns auf künftigen Sonntag alle vier zum Speiſen ein." Und einmal knüpft er an ſeinen Bericht die Betrachtung: „Sie wiſſen wohl, daß faſt in allen Künſten immer die Teutſchen diejenigen waren, welche excellirten — wo fanden ſie aber ihr Glück, wo ihren Ruhm? in Teutſchland gewiß nicht! Selbſt Gluck — hat ihn Teutſchland zu dieſem großen Mann gemacht? Leider nicht!" Gluck hat ebenſo vaterländiſch gedacht und ein großes deutſches Feſtſpiel im Sinn getragen (wie er ſelbſt ſchon an die Verdeutſchung ſeiner „Iphigenie" dachte): Klopſtocks „Hermannsſchlacht" hatte ihn ſchon längſt und nun ausſchließlich in ſeinen letzten Lebensjahren beſchäftigt. Klopſtock ſelber und manchem Beſucher hat er Stücke daraus vorgeſpielt und -geſungen. Wenn Klopſtock auf die Vollendung drängte, pflegte er zu antworten, er müſſe noch ganz neue Inſtrumente dafür erfinden, die jetzigen reichten nicht aus. In Wahrheit war er, wie Mozart, unvermögend, etwas niederzuſchreiben, ehe es nicht als Ganzes bis in die geringſte Beſetzung vor ſeinem inneren Auge ſtand und fertig war. Und ſo hat er auch dieſes Geheimnis mit ſich genommen, als er am 15. November 1787 ſtarb. Nichts bezeugt ſeine Sehnſucht nach geiſtigem Deutſchtum wie dieſes letzte geplante Werk — nicht die Jugend in Böhmen, nicht die Erfolge in Italien und Frankreich, nicht die notwendig internationale Stellung des Muſikers in ſeiner Zeit (auch ſeine Kunſtſchriften ſind italieniſch oder franzöſiſch verfaßt) haben dieſen Willen zum Deutſchen in ihm brechen können, der ja ungewußt und ſchickſalsnotwendig ſeine großen Werke erfüllte, der ſie ermöglichte: denn nur in ihm ward Klaſſik je völlig verdeutſcht. Er erſcheint nicht als Vorläufer, ſondern als Vollender deſſen, was Goethe mit ſeinem klaſſiſchen Streben ſuchte. Das Barock hat ihn, wie im Grunde auch Goethe, zu der plaſtiſchen Geſtalt gereift, die bildende Kräfte noch auf uns ſtrömt — das Barock, das immerhin noch den Kunſt-Ernſt hatte, ſeine Tragödie aufzuführen, während das nachfolgende bürgerliche und unheroiſche Theater um jeden Preis Unterhaltung forderte und ſeine Unbedingtheit und Reinheit nicht mehr ertrug. Er war Ariſtokrat: man ſchildert ſeinen hohen Wuchs, ſeine

herbverschlossene Haltung; und Heutige haben mit Recht in ihm den reinsten nordischen Typus unter unseren Schöpfern erkannt. Und doch, wie ist dieser Stolze, Strenge bis zur Gefährdung der inneren Vision hingegeben! Er arbeitet schwer und langsam in seiner höchsten Zeit; innerlich vielleicht, wir wissen es nicht, auf dieses Ziel sein ganzes Leben — „wie ein Bildhauer" hat einer seiner Biographen von ihm gesagt. „Bin ich einmal mit der Komposition des Ganzen", sagt er selber „und den Charakteren der Hauptpersonen im reinen, so betrachte ich die Oper als fertig, obgleich ich noch keine Note niedergeschrieben habe. Diese Vorbereitung kostet mich auch gewöhnlich ein ganzes Jahr und zieht mir nicht selten eine schwere Krankheit zu." Und dieser in aller Äußerung des Gefühls so Keusche, auf Wahrung seiner Würde so Bedachte, vergißt sich, wenn er dirigiert — ein Zeitgenosse, der ihn am Klavier (wie damals üblich) seine Oper leiten sah, berichtet: „Kein Fortissimo kann ihm an gewissen Stellen stark und kein Pianissimo schwach genug sein. Dabei ist es ganz originell, wie jede Stelle des Affekts, des wilden, sanften, traurigen sich am Klavier in allen seinen Mienen und Gebärden malt. Er lebt und stirbt mit seinen Helden, wütet mit dem Achill, weint mit der Iphigenia, und in der Sterbe-Arie der Alceste sinkt er ordentlich zurück und wird mit ihr beinahe zur Leiche."

So hat ihn doch der Dichter in seiner Phantasie richtig geschaut; und so sehen ihn ewig wir: hingegeben-selbstvergessen am Klavier die Seele herausmusizierend: das Höchste und Erschütterndste, selbst ganz erschüttert, von den großen Lebensmächten kündend: einsam, allein inmitten großer und fremder Welt. Ein abgeschiedener Geist. Ein wiederkehrender Geist?

Haydn

1732—1809

Von

Ernst Bücken

Wenn man die Geburtsjahre von Beethoven (1770), Mozart (1756) und Haydn (1732) nach rückwärts verlängert, so trifft man in fast genau gleichen Zeitabständen auf zwei weitere Führerschichten der deutschen Tonkunst: auf die Philipp Emanuel Bach, Gluck und Johann Stamitz um 1715 und auf die um 1700 geborenen Hasse, Quantz und die Brüder Graun. Diese Zahlen bestätigen für den Zeitraum, in den das Werden und Reifen der „neuen" Musik des achtzehnten Jahrhunderts bis zur Hochklassik hineinfällt, die geschichtliche Erfahrung, daß — entgegen dem natürlichen, etwa dreißigjährigen Abstand der künstlerischen Generationen — krisenreiche oder sehr große Zeiten die Gesamtzeugung zu beschleunigen pflegen.

In der Gesamtfolge aller Generationsführer von Hasse zu Beethoven steht Joseph Haydn — entgegen der landgängigen Meinung — nicht an einem Stilbeginn, sondern genau in der Mitte der ganzen Entwicklung von den Anfängen des neuen Stils bis zu Beethovens Stilvollendung. Er ist Mitte und Angelpunkt, ist wirklich die Achse, um die sich die dem Barock entgegenstehende wie die sich von ihm lösende Tonkunst dreht. Haydn ist der Träger dieser Bewegung, der Hauptverantwortliche für die Ablösung wie für die Fortentwicklung der Tonkunst seines Jahrhunderts.

Diese Bedeutung Haydns hat die Nachwelt nicht mehr erkannt, und nach dem Vorgang von E. T. A. Hoffmann sah das romantische Jahrhundert in dem Künstler vornehmlich den spielerischen, ewig tändelnden Geist. „Papa Haydn" — der Ausspruch kindlicher Verehrung eines Mozart und Beethoven wurde im gedankenlosen Nachschwatzen des Philistermundes zum abgeleierten, in der Sinnbedeutung ins Gegenteil verkehrten Gemeinplatz. Heute endlich ist zu hoffen, daß der immer reicher fließende Strom des durch die Gesamtausgabe der Werke in seiner ganzen Fülle in Erscheinung tretenden Schaffens das alte Fehlurteil zurückverwandeln wird in das ehrfürchtige Staunen, mit dem ein Mozart das Werk des Fachgenossen und Freundes entgegennahm.

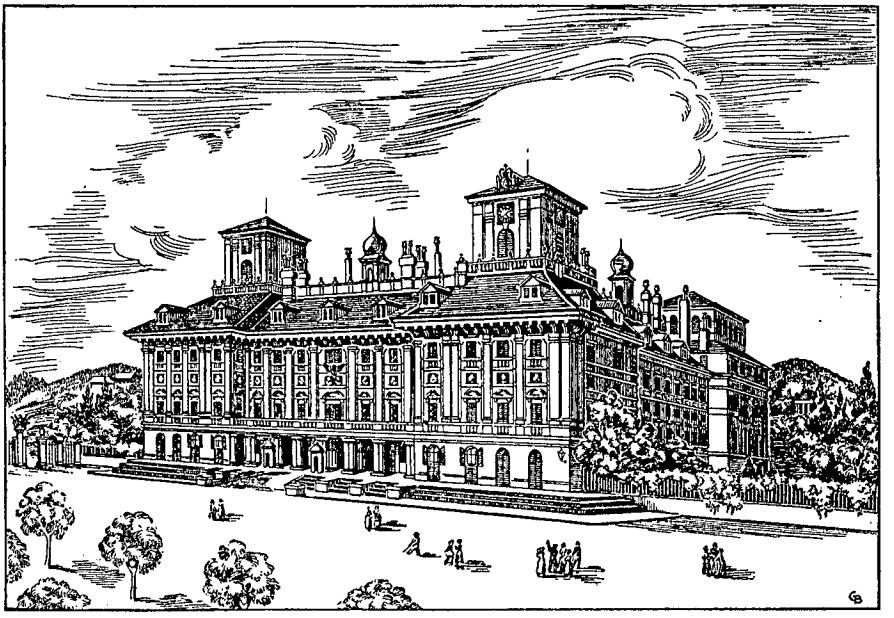
Neben den beiden anderen großen klassischen Wiener Meistern, den Musikersöhnen, steht Haydn als das schlichte Volkskind, als Bauernsohn. Dort — bei Mozart und Beethoven — die von Hause aus größere musikalische Kultur, hier die größere Urwüchsigkeit in der einstöckigen burgenländischen Dorfwohnung des Vaters Matthias, der sich vom Kleinhäusler zum Großbauern emporgearbeitet

hatte. Ihm war die Musik ständige Lebensbegleiterin, mochte er sich nun in ihr „die Grillen versingen" oder nach der Tagesmühe den Seinen zum Gesang aufspielen. Bauernerbe ist Josephs kleine, untersetzte Statur, ist seine Zähigkeit und die Nüchternheit seiner Zeiteinteilung. Bauernerbe ist nicht minder die Rastlosigkeit eines künstlerischen Wirkens, das bis ins hohe Alter sechzehn bis achtzehn Stunden der täglichen Arbeit widmet.

Von den Eltern war Joseph Haydn für die ihnen leichter dünkende Laufbahn eines Geistlichen ausersehen, er aber schlug den schwereren Weg ein, der ihn durch alle Nöte und jeden Jammer des Musikertums geführt hat. Wie Wagner blieb auch Hadyn sich bewußt, was ihm, dem einstigen Dachkammerbewohner und Tanzbodenspieler, die Notzeiten des Lebens bedeutet hatten. Das erweist sein Bekennerwort: „Was ich aber bin, ist alles ein Werk der dringendsten Not."

Seine Kunst entschädigte den jungen Musiker für die Lebensschwierigkeiten noch nicht, und als das Schicksal ihn durch die Vermittlung des kaiserlichen Hofdichters Pietro Metastasio dem Italiener Nicola A. Porpora als Schüler im Gesang und „in den echten Fundamenten der Setzkunst" zuführte, lagen Fallstricke unter der Oberschicht des Guten und Nützlichen. Stand doch Haydn jetzt den glänzenden Kreisen der italienischen Wiener Hof- und Weltoper gefährlich nahe, aus denen Hunderte von deutschen Musikern den Weg zur heimischen Tonkunst nicht mehr zurückgefunden hatten. Aber das Geschick tat einen meisterhaften Gegenzug, als es den jungen Komponisten, der im Jahre 1759 seine erste Stellung als Kammerkomponist und Musikdirektor des Grafen Morzin angetreten hatte, schon zwei Jahre später dorthin leitete, wo die Wurzeln seiner Kraft lagen: in die ländliche Stille des kleinen Eisenstadt und seit 1766 für ein volles Vierteljahrhundert in die Einsamkeit des Schlosses Esterház am Südende des Neusiedler Sees. In der Zeit, in der der junge Mozart seine ersten von Beifall umbrausten Kunstausflüge in die Welt unternahm, fühlte sich der Esterházysche Kapellmeister Haydn von den dunkeln Fittichen der Einsamkeit umrauscht. Was sie für ihn als Schaffenden bedeutete, hat Haydn später in die klaren und klugen Worte zusammengefaßt: „Ich konnte als Chef eines Orchesters Versuche machen, beobachten, was den Eindruck hervorbringt und was ihn schwächt, also verbessern, zusetzen, wegschneiden, wagen, ich war von der Welt abgesondert. Niemand in meiner Nähe konnte mich an mir selbst irremachen und quälen, und so mußte ich original werden."

Die kleine Welt, die ihn umgibt, schafft er sich zur großen, zur groß gesehenen um. Haydn, der aus einer lieblichen Landschaft stammte und in Eisenstadt und Esterház von einer Natur voll heimlicher Reize umgeben war, ist der erste große Musiker seiner Zeit, der eine unmittelbare Beziehung zur Natur gewann, als Mensch wie als Künstler. Seine Streifzüge in Wald und Feld über die Grenzen des Esterházyschen Rokokoparkes hinaus übersetzten sich selbst in das Werk,



Das Schloß des Fürsten Eſterházy in Eiſenſtadt (Burgenland).
Nach einem alten Stich

in dem die zeitüblichen Naturſpielereien in Muſik alsbald abſterben. Die Naturverbundenheit drückt allen ſeinen Lebensbeziehungen ihr Zeichen auf. Da ihm die Ehe mit einer geiſtig tief unter ihm ſtehenden Frau unwürdige Feſſeln auferlegt, ſprengt er ſie in einem freien Bunde mit einer geliebten Gefährtin des Lebens, aber ohne den geringſten Zuſchuß der zeitüblichen Frivolität in ſolchen Dingen.

Die eigentlichen Schwingen ſeiner Seele aber ſind eine tiefe Frömmigkeit und ein urwüchſiger, nie verſiegender, nie erliegender Humor. In dem herrlichen Briefe vom 22. September 1802, in dem der Siebzigjährige ſich wünſcht, als Prieſter ſeiner heiligen Kunſt beurteilt zu werden, ſteht — ebenfalls auf die Ganzheit ſeiner Kunſt hinzielend — das Wort von der ſeelenvollen Heiterkeit, das aus dem andern, dem weltlichen Schachte ſeines Geſamtſchaffens hervorbricht.

Das Werden und Reifen des Komponiſten weicht von der ſtreng geregelten Erziehung Mozarts und Beethovens bedeutſam ab. Seine theoretiſchen Fachkenntniſſe verdankt Haydn — worauf er mit dem Stolze des ſein Land ſelbſt bebauenden Bauernſohnes hinweiſt — dem Selbſtſtudium der wichtigſten Lehrbücher ſeiner Zeit von J. J. Fux bis zu Philipp Emanuel Bachs berühmtem „Verſuch über die wahre Art, das Klavier zu ſpielen" — alſo Kunſtgut aus ſüd- und norddeutſchen Geiſteskreiſen. Mit beſonderem Nachdruck betonte er ſpäter ſeinen Anfang „überall gleich mit dem Praktiſchen, erſt im Singen und Inſtrumentalſpiel, hernach auch in der Kompoſition. In dieſer habe ich andere

mehr gehört als studiert, ich habe aber auch das Schönste und Beste in allen Gattungen gehört, was es in meiner Zeit zu hören gab. Und dessen war damals in Wien viel, o wie viel! Da merkte ich nun auf und suchte mir zunutze zu machen, was auf mich besonders gewirkt hatte und was mir als vorzüglich erschien. Nur daß ich nirgends bloß nachmachte!"

Dieser Wille zum Nicht-Nachmachen sah sich zu kaum einer anderen Zeit einer so verwickelten stilistischen Lage gegenüber als um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Die von Hasse angeführte Italienerpartei Musikdeutschlands stand damals auf der Höhe ihres Ruhmes. Die jungen Neutöner, ein Johann Stamitz in Mannheim, die Wiener um Monn und Wagenseil, der große Stilführer im Norden Emanuel Bach hatten gerade die Welt durch ihre ersten künstlerischen Großtaten aufhorchen lassen. Haydn, der junge, soeben aus dem Wiener Kapellhaus entlassene Musiker, hatte es in seiner kompositorischen Tätigkeit wahrlich nicht leicht, in der jetzt zunächst die Hauptbahnen der Klaviersonate, des Streichquartetts und der Sinfonie in den Vordergrund rücken.

In der Klaviersonate hatte der deutsche Norden vor allem durch Emanuel Bach einen Vorsprung auf die formal straffere und stilreinere Gattung hin erreicht, während der Süden um die Jahrhundertmitte noch an dem vielsätzigen Divertimentotypus festhielt. Als der junge Haydn sich mit der noch keineswegs gefestigten Klaviersonate beschäftigte, waren Gemeinschaftsschicksal dieser Musikgattung und Einzelschicksal des Schaffenden noch ineinander verwoben. Haydn reifte in seinen ersten Arbeiten noch mehr durch die Gattung selbst als sie durch ihn. Da ihm die große Ausformung der sonatenförmigen Ecksätze in den ersten Frühsonaten nicht gelang, eroberte er die Form von innen, über die geistesvollen Mittelsätze und die besonders in den Trios oft schon sehr eigenartigen Menuette, schließlich auch über die Schlußsätze. Ein Scherzo-Finale mißlang zwar zunächst (Sonate Nr. 9) noch vollständig, aber das Finale der im Jahre 1767 geschriebenen D-dur-Sonate wirbelt alle bisher noch mitgeschleppten formalen und geistigen Beschränkungen hinweg. Dieses spritzige, kecke Kopfthema voll Schalkhaftigkeit und Übermut hat eine Meisterhand geformt, die jetzt auch imstande ist, den ganzen Satz auf entsprechender Höhe zu halten. Nur wenige Jahre später schenkt Haydn der Gattung in der 1771 geschriebenen dreisätzigen c-moll-Sonate ihr erstes hochragendes Gipfelwerk. Es ist eine Schöpfung von vielfacher Bedeutung und ein Tonwerk, das den in der Einsamkeit des Waldschlosses von Esterház Versunkenen doch mit hundert unsichtbaren Fäden der gewaltigen, gerade damals losbrausenden Geistesbewegung verknüpft. Diese urtümliche c-moll-Erschütterung, in der nicht irgendeines der Rokoko-Instrumente, sondern ganz bestimmt das moderne Hammerklavier erbebt, hallt durch alle Sätze des hochbedeutenden Werkes bis zur letzten Note. Was am modischen süddeutschen Divertimentogeist zu überwinden war, ist hier überwunden und in die Flucht geschlagen mit Hilfe eben jenes Emanuel Bachschen Geistes, dem der Österreicher Haydn sich hier mit voller Absicht

verbündet hatte. Der stilhafte Vorsprung der norddeutschen Klaviersonate ist in diesem selbst Epoche machenden Werke eingeholt. Der Weg zu den höchsten Kunstzielen ist von jetzt ab, von 1771 ab, auch für die süddeutsch-österreichische Klaviersonate frei.

Auch für Haydns persönlichste Kompositionsgattung, das Streichquartett, bedeutete das Jahr 1771 einen der wichtigsten Angelpunkte. In diesem Jahre schrieb Joseph Haydn sein Opus 17, das wegen der ganzen Gewalt des Ansturms gegen das Bestehende Haydns „Räuber" genannt worden ist. Die schon im nächsten Jahre folgenden sechs „Sonnenquartette", op. 20, setzen den Stoß fort. Sie bedeuten vor allem in ihren drei Fugen Haydns Kampfansage gegen die hochgalante Schreibweise, gegen die hier der Trumpf der höchsten Gleichwertigkeit der vier Stimmen ausgespielt wird. Der Stürmer und Dränger aber hatte selbst hoch, zu hoch gespielt, wie mit vollster Eindeutigkeit die Schaffenspause von zehn Jahren erweist, die der Künstler in der Quartettkomposition nun eintreten ließ — eine der größten Pausen des Reifens, die die Musikgeschichte kennt. Als Haydn sich mit den „russischen" Quartetten von 1781 der Gattung wieder zuwandte, stand er auf der höchsten Stufe der nur noch von Mozart in seinen Spitzenleistungen erreichten Meisterschaft.

Mit seinen hundertundvier beglaubigten Sinfonien ist Haydn der fruchtbarste unter den im heutigen Konzertleben noch bekannten Komponisten. Aber sein Schaffen mit den vierzig Frühsinfonien bis 1770, den dreißig der siebziger Jahre, den zwanzig des folgenden Jahrzehnts und dem letzten Dutzend der neunziger Jahre findet schon den Übergang zu der geringen Zahl der Werke der großen Sinfoniekomponisten des folgenden Jahrhunderts selbst.

Diese Kurve offenbart deutlich die Abnahme des für den Tagesbedarf der fürstlichen Hofmusik geschriebenen Gebrauchsmusikgutes. Zugleich aber deutet sie auch auf die Ur- und Grundproblematik des sinfonischen Schaffens des frühen und mittleren Haydn hin, des hier einmal ganz scharf in den Rahmen einer repräsentativen Musikpflege eingespannten Komponisten.

Die Übergangszeit, in der Haydn die Wirkungsmittel der modischen Sinfonie seiner Zeit verwendet, ist sehr kurz, denn schon die im Jahre 1761 geschriebenen drei Programmsinfonien „Le matin", „Le midi", „Le soir" zeigen ein eigenes Gesicht. Die Vorwürfe der drei Werke bilden nicht mehr nach Rokokoart zurechtgestutzte Naturbilder. Was hier schon gleich im ersten Hauptthema der dritten Sinfonie losbricht, ist echtes musikalisches Volksgut, unverbildet und naturfrisch in Rhythmen und Melos. Man blättere nur einige Seiten weiter in der gleichen Partitur, so stößt man in dem Zwiegesang von Solo-Violoncell und Fagott im Trio des Menuetts auf einen weiteren Zeugen der frühhaydnischen Naturmusik, auf Klänge einer wahren musikalischen Heimatkunst, die von der um die Jahrhundertmitte so stark italianisierten Tonsprache der Sinfonie seltsam abstechen. Aber mehr als Vorboten eines neuen Sinfoniestiles sind die Schöpfungen von

1761 noch nicht, denn der Komponist hatte in diesem Bezirke seines Schaffens noch um jeden Schritt Boden zu kämpfen. Die stärksten Widerstände kamen diesmal von der technischen Grundlage der älteren Generalbaß-Sinfonie her. Selbst einem geistig so hoch stehenden Werke wie der um 1770 geschriebenen Sinfonie Nr. 39 in g-moll, einer den Gärungen des Sturmes und Dranges entgegenfiebernden Schöpfung, rauben die Bleigewichte der schwerfälligen Generalbaß-Stimmigkeit in den Celli und Bässen vieles von der sonstigen Beweglichkeit der Haydnschen Erfindungskraft.

Von den Gipfelpunkten der Entwicklung gesehen, erreicht Haydn über die C-dur-Sinfonie von 1777, über „La chasse" von 1781 und über die 88. Sinfonie in G-dur von 1786 den Hochstand seines einzigartigen und unvergleichlichen Könnens, das mit derselben Meisterschaft Erfindung, Technik und Instrumentation als die Hauptmächte der Gestaltung ins Spiel wirft. Aus einem nur auf Frage und Antwort gestellten Sechsnotenmotiv heraus gesponnen, entfaltet sich in der Pariser G-dur-Sinfonie der ganze erste Satz; an ihn schließt sich der auf rein diatonische Harmoniewirkungen gestellte, der Tiefe des Herzens entsteigende Largo-Variationen-Satz an. Menuett und Allegro con spirito aber zeigen den anderen, den volknahen Komponisten in der sprudelnden Beweglichkeit seines Geistes. Das Zueinanderstehen der vier Sinfoniesätze zu einer vollendeten, innerlich geschlossenen Einheit ist erreicht und damit das klassische Maß des deutschen Sinfoniestiles.

Ein anderes Bild: Haydn als Vokalkomponist. Das bisher beobachtete rüstige und ständige Vorwärtsschreiten ist irgendwie gehemmt, behindert. Ein verwandelter Künstler steht mit einem Male vor unserm Blick, aber wer möchte sagen — in Hinsicht auf so viel Großes und Gewaltiges auch in diesem Kreise — ein Kleinerer? Jedenfalls aber gibt es hier einen Komponisten, der mit Mode und Zeitströmung zu ringen hat, einen Schaffenden, der sich auf Tod und Teufel seines Deutschtums zu wehren hat, insbesondere auf dem Felde der Oper.

Es ist nicht mit einem glatten Ja oder Nein zu entscheiden, ob es gerecht und gerechtfertigt ist, daß die heutige Welt den Opernkomponisten Haydn nicht mehr kennt. Zudem kommt hier noch das Unglück hinzu, daß das Werk des nationalen Opernkomponisten, der schon im Jahre 1751 dem Wiener Singspiel mit seinem „Krummen Teufel" einen Beitrag geschenkt hatte und seitdem noch weitere, verloren ist.

Aus der Welt der italienischen Opern Haydns dürften die großen, auf Texte Metastasios und seines Kreises geschriebenen Werke für eine Wiederbelebung nicht in Betracht kommen. Was selbst einem Mozart nicht möglich war, als er nach „Le Nozze di Figaro" und „Don Giovanni" in „La Clemenza di Tito" noch einmal zur Welt Metastasios zurückkehrte, gelang Haydn noch weniger. Die Brücke zur edlen Empfindsamkeit des Opernbeherrschers, die der junge, weiche Mozart leichtfüßig betreten konnte, brach unter Hadns Schritten zusammen.

Was ihm bei dem sentimental-pathetischen Metastasio schließlich unzugänglich bleiben mußte, glaubte Haydn bei dem Italiener der Gegenseite, bei Carlo Goldoni, zu finden, von dem er drei Texte in Musik gesetzt hat („Lo speziale", 1768, „Le pescatrici", 1770, „Il mondo della luna", 1777).

Der große deutsche Humorist scheint in Goldoni seinen Theatermann gefunden zu haben: Hier wie dort sprühendes Leben, heiteres, zärtliches Spiel und spielerisches Spät-Rokoko der Bühne. Und die ernste Welt, die Goldoni dem Spiel gegenüberzustellen pflegte, mochte gerade in der Gegensätzlichkeit Haydns dramatischen Absichten entsprechen. Aber bei genauerem Zusehen ergibt sich doch, daß die Bindungen, die bei beiden Meistern die Welten der Heiterkeit und des Ernstes miteinander verknüpfen, nicht zusammenfallen. Bei Goldoni, dem Italiener, liegen sie innerhalb der Umgrenzungen seiner volkhaft-dramatischen Konvention („limiti della convenienza"), die die deutsche Opernbühne soeben erst durch Mozart hinter sich gelassen hatte und die Haydns Urwüchsigkeit niemals anerkennen konnte. Er vermochte wohl den beiden Seiten der Texte Goldonis einzeln gerecht zu werden, an den typischen Bindungen des Dichters aber mußte er als Dramatiker notwendig scheitern.

Die letzte Lösung seiner Opernfrage hat der in allen künstlerischen Dingen gegen sich so grundehrliche Meister selbst gegeben. Unter den Äußerungen über seine Opernwerke trifft am sichersten ihre allgemeine Lage die Antwort, die er 1787 auf eine von Prag ausgehende Aufforderung zur Übersendung einer Opera buffa gegeben hat. „Ich kann Ihnen diesfalls nicht dienen — schrieb er —, weil alle meine Opern zu viel an unser Personale gebunden sind und außerdem nie die Wirkung hervorbringen würden, die ich nach der Lokalität berechnet habe." Man ersetze — um die ganze Bedeutung dieses Ausspruchs zu überleuchten — hier auf einen Augenblick das Wort Oper durch „Sinfonie" und unterstelle dann den gleichen Tatbestand etwa bei der bekannten Aufforderung der Pariser Verleger an den Sinfoniekomponisten. Das ist in der Tat unvorstellbar und offenbart deshalb die gewaltige Kluft zwischen dem Instrumentalkomponisten und dem Opernkomponisten Haydn. Dort der von der Welt als Führer anerkannte und für diese Welt arbeitende Meister — hier der Künstler, der just zu der Zeit, da Schiller von der Bühne aus den Geist der Nation anfeuert, sich in den kleinen Räumen eines weltverlorenen fürstlichen Privattheaters vor der großen Öffentlichkeit verschließt.

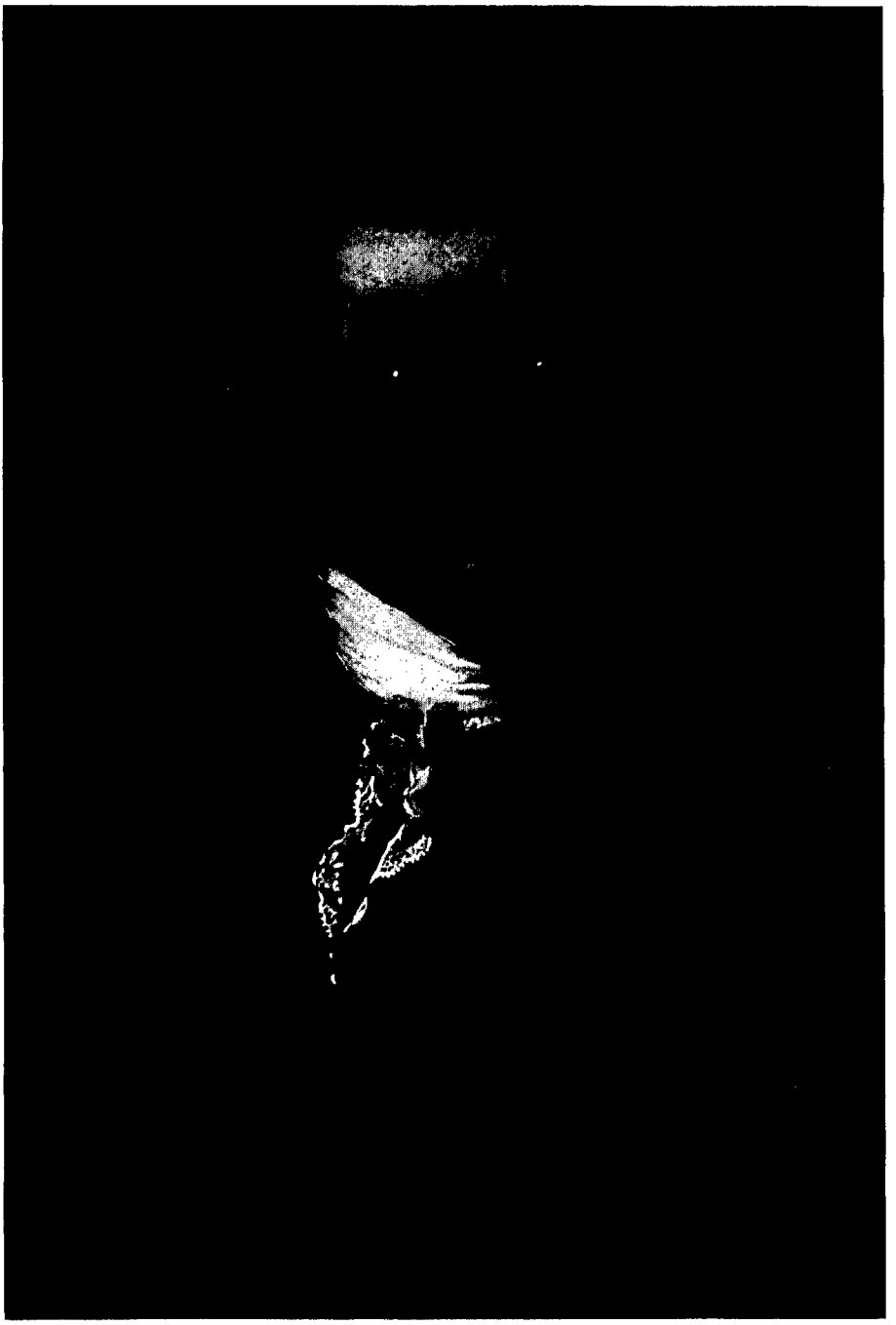
In den Begleitgattungen der Oper — in Oratorium, Kantate, Messe — gelangte Haydn trotz gelegentlicher Durchbrüche etwa in dem Oratorium „Il ritorno di Tobia" von 1774—1775 oder in der Cäcilienmesse vom Anfang der achtziger Jahre im allgemeinen nicht über die Linie des italianisierten Wiener Geschmackes hinaus. Einzig die merkwürdige, später in eine Kantate verwandelte Instrumentalpassion von 1785 „Die Sieben Worte des Erlösers am Kreuze" ragt innerhalb der Bannmeile des Wiener oratorischen Stiles als das Werk eines auch hier schon überzeitlichen Schöpfertums hervor.

Als Liederkomponist trat Haydn zuerst in einem sonderbaren Wettbewerb mit dem Wiener Hofklaviermeister Joseph Anton Steffan hervor, der in den Jahren 1778—1782 eine „Sammlung deutscher Lieder für Klavier" herausgab, die des Meisters größtes Mißfallen erregte. Damit die Welt nicht glaube — wie er derb sagte, „daß der Prahlhans den Parnaß alleinig gefressen" habe, und um ihr den Unterschied zu zeigen, setzte Haydn drei der schon von Steffan vertonten Texte in seiner ersten Liedersammlung von 1781 in Musik. Aber auch er erhob sich hier noch nicht weit über das im Bannkreis von Arie und Singspiel stehende Wiener Lied, das sich an dem Ringen der norddeutschen Komponisten und Dichter um einen neuen Liedstil noch kaum beteiligt hatte. Haydn selbst schloß sich aus einer solchen Mitarbeit zunächst durch einen bösen Mißgriff aus, als er den ihm befreundeten Hofrat von Greiner beauftragte, ihn in seiner Einsamkeit von Esterház mit guten und zur Vertonung brauchbaren Liedertexten zu versorgen. Greiner entledigte sich dieses Auftrags im Sinne des seichtesten und oberflächlichsten Wiener Modegeschmacks und sandte dem Komponisten entsprechende Dichtungen zu. Erst in den Liedern der neunziger Jahre fand Haydn Anschluß an die große deutsche Dichtung, und über die Bearbeitungen fremder — schottischer und walisischer — Volksweisen bahnte er sich den Weg in die tiefsten Schächte des eigenen, volkhaften Liedempfindens. Als Greis, aber mit ewig jungem Herzen, schrieb er im Jahre 1797 das „Gott erhalte Franz den Kaiser", das Lied aller Deutschen.

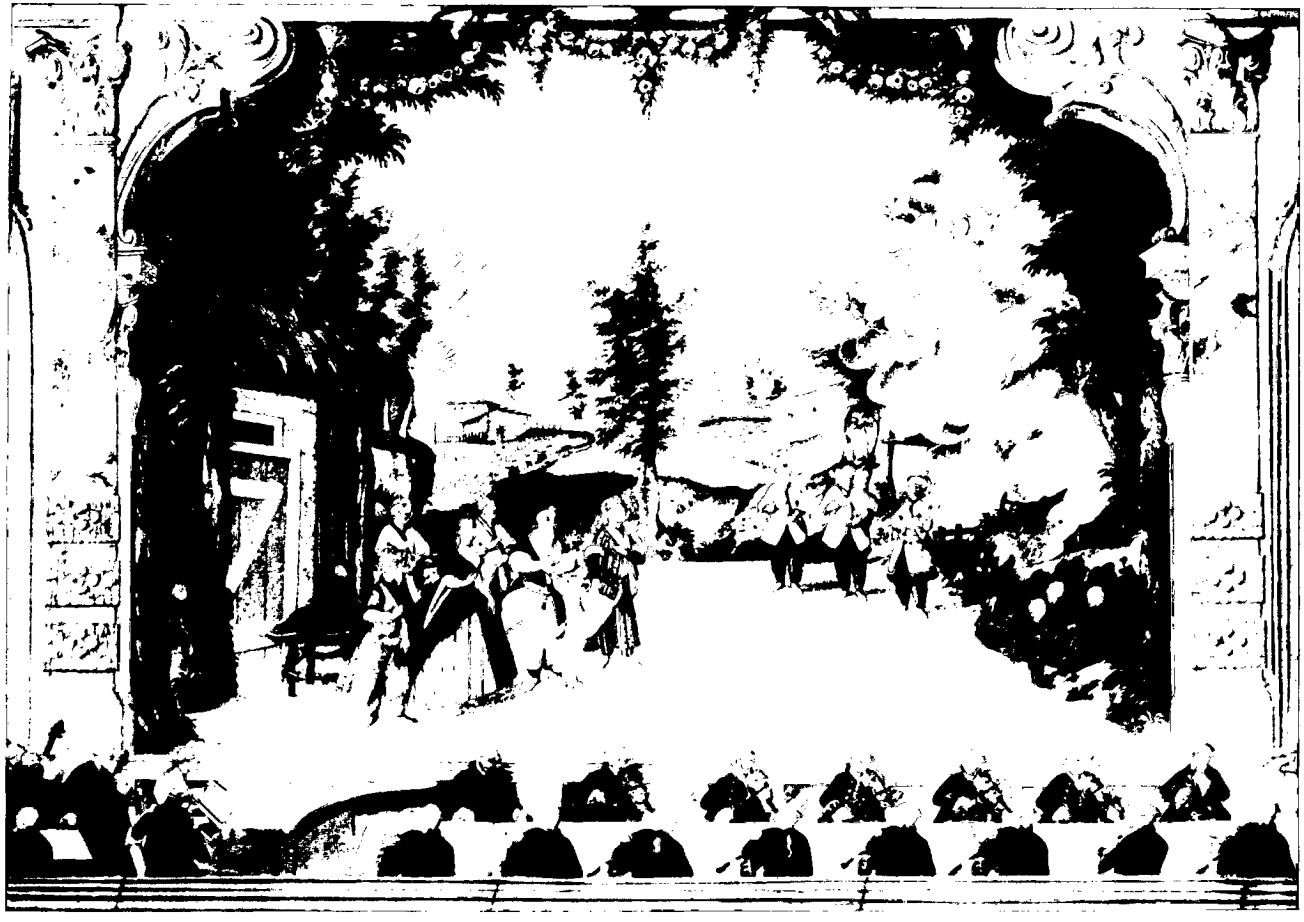
Wahrlich ein Lebenswerk auf allen Gebieten der Tonkunst und auch auf hier nicht berührten Feldern der Kammer- und Konzertmusik lag hinter dem Meister, als er nach der Auflösung der Esterházyschen Kapelle im Jahre 1790 seinen dauernden Aufenthalt in Wien nahm. Wie eine lange zusammengedrückte Feder schnellte der Künstler damals in die Reichshauptstadt und schon bald über sie hinaus, nach London. Richard Pohl hat seiner Schilderung der ersten englischen Reise Haydns in den Jahren 1790—1791 die Verse Shakespeares vorangestellt:

— — — Die Insel ist voll Lärm,
Voll Tön' und süßer Lieder, die ergötzen
Und niemand Schaden tun — — —

Haydn aber sollte neben den süßen auch schädliche und häßliche Klänge auf seiner großen Kunstfahrt kennenlernen. Die englische Öffentlichkeit, die den Künstler schon lange kannte, mochte sich den Menschen anders vorgestellt haben, da das „Morning Chronicle" den nicht eben freundlichen Empfang hinausposaunte, daß man bei Haydns Ankunft entdeckt habe, daß der Meister „schon an Kraft verloren habe". Aber man hatte sich verrechnet, und der alte Meister gab alsbald Zeichen der unverbrauchten Urkraft seiner Natur von sich, angefangen von dem zähen Aushalten aller Pflichten des gesellschaftlichen Lebens der Weltstadt bis zum siegreichen Wettstreit im Burgundertrinken. Nach den ersten Siegen seiner Kunst setzte ein vollständiger Umschwung der öffentlichen Meinung ein,



Joſeph Haydn
Gemälde von Chriſtian Ludwig Seehas. Schwerin, Landesmuſeum



Opernaufführung im Palais Esterház (Burgenland),
am Cembalo Joseph Haydn. Gouache-Malerei, 1775. Wien, V. E. Pollack

und dieselbe Zeitung, die ihm ihren unfreundlichen Willkomm entgegengekrächzt hatte, schrieb nach dem ersten Konzert: „Wir freuten uns, das erste Konzert so zahlreich besucht zu sehen, denn es steigert unsere Hoffnung, daß das erste musikalische Genie des Zeitalters sich durch unsern freigebigen Willkomm veranlaßt sehen dürfte, seinen Wohnsitz in England zu nehmen."

Das ist deutlich und sagt es gerade heraus, wie hier die Gefahr drohte, daß der unersetzliche Händel-Verlust für Musikdeutschland sich hätte wiederholen können. England hat sicherlich nichts unterlassen, dem im „Morning Chronicle" so deutlich ausgesprochenen Wunsch durch Ehrungen aller Art noch besonderen Nachdruck zu verleihen. Der besonders durch die Verleihung der Würde eines „Doctor in musica honoris causa" durch die Oxforder Universität in den Mittelpunkt der Musikinteressen der Weltstadt gerückte Meister mag sich einen Londoner Konzertwinter dennoch anders vorgestellt haben, als er sich schließlich wirklich anließ.

Denn mit jeder neuen Ehrung wuchs die Zahl seiner Neider, und am Ende wiederholte sich das aus Händels Lebensgeschichte sattsam bekannte Schauspiel zweier gegnerischer Konzertunternehmungen, die — hie Haydn, hie Pleyel — zwei europäische Berühmtheiten gegeneinander auszuspielen trachteten. Es ist bezeichnend für Haydns Denkweise, wie er selbst dieser Merkwürdigkeit das richtige Maß gab: „Daß ich auch in London eine Menge Neider habe, ist ganz gewiß, und ich kenne sie beinahe alle, die meisten sind Welsche, allein sie können mir nicht nahekommen, weil mein Kredit bei dem Volk schon seit vielen Jahren festgesetzt war." Vor den Machenschaften eines Klüngels fühlt der Volkskomponist sich gesichert! Und mit Recht! Der Sieg, den der Künstler sich in England erkämpfen mußte, ist bei der zweiten Londoner Reise von 1794 bis 1795 unbestritten. Der Triumph des Meisters läßt den alten Wunsch wieder aufflammen, ihn dauernd an England zu fesseln. Selbst die königliche Familie spricht diese Hoffnung ganz offen aus. Die Königin bietet Haydn eine Sommerwohnung in Windsor an — „dann machen wir dort tête-à-tête Musik", schmeichelt sie. Der König verwandelt dieses Angebot ins Praktische und erklärt, er werde Haydns Gattin veranlassen, dem Gemahl für immer nach England zu folgen, worauf der große Humorist die Antwort gab: „Oh, die getraut sich nicht einmal über die Donau und noch weniger übers Meer!"

Aber schließlich prallte die Gefahr des Verlustes des Meisters für das Vaterland an Haydns Heimatliebe und an seiner Anhänglichkeit an sein Stammland ab. Ein Ruf — nur ein Wink des Fürsten Nikolaus Esterházy, daß er die aufgelöste Kapelle wieder errichten werde — und der Spuk eines englischen Daueraufenthaltes ist verflogen. Das Vaterland, dem er in London abspenstig gemacht werden sollte, hatte ihn wieder — für immer. Seiner peinlich sorgfältigen Gewohnheit getreu, schrieb der im August 1795 Heimkehrende das Ergebnis der Londoner Reisen in sein Tagebuch: ...787 Notenblätter neuer Tonwerke, darunter die zwölf Londoner Sinfonien, und 15000 fl. finanzieller Gewinn.

Haydns Spätstil ist von dem der anderen großen Komponisten, wie Beethoven, Bruckner oder Wagner, sehr verschieden, und er entspricht gerade in dieser Besonderheit den eigenartigen Veränderungen in des Meisters Lebenslage. Sie verlangte an Stelle einer beschaulichen Versenkung des Alternden in seine Eigenkreise das Hinaustreten in das hellste Rampenlicht der Weltöffentlichkeit, vor allem mit dem letzten Dutzend der Sinfonien.

Die bewährten Grundlagen seiner Sinfonieform brauchte der späte Haydn nicht mehr zu erweitern, aber in die Höhe und Tiefe der Geistanlage konnte er das sinfonische Werk noch wachsen lassen, und fast jeder einzelne Satz zeugt davon, mit wieviel Bedacht der Meister sich darum bemühte.

In einem Schaffensbezirk gelingt es dem Meister, das bisher Errungene noch zu überbieten: in seiner harmonischen Schreibweise. Da blitzen vorab in den langsamen Sätzen in kühnen Halbtonrückungen, in eigenartigen variantischen und anderen Dur-Moll-Wendungen oder auch in der Behandlung des verminderten Septakkordes ganz neuartige harmonische Lichter auf, die die Frühromantiker veranlaßt haben, den Harmoniker Haydn schon als den ihrigen anzusehen. In der Tat aber ist der sinfonische Endstil Haydns in allen stilhaften Werkbeziehungen die letzte und größte Huldigung des Instrumentalkomponisten an den Geist seines Jahrhunderts. Als Symbol dessen mag man den Abschluß des sinfonischen Schaffens durch die mit den Revolutionswirren zusammenhängenden Verkehrsstockungen ersehen, die es den Musikern des Festlandes unmöglich machten, an den Londoner Konzerten Haydns 1794 mitzuwirken. Das Ereignis, das die Kultur des Ancien régime zerschlug, setzte auch der Sinfonie Haydns ihr Ende.

Wie zum Ausgleich des Schaffens stellte der in die Heimat zurückgekehrte Künstler in seinen späten Schöpfungen dem gewaltigen Sinfonieblock die Riesenwerke der großen, letzten Vokalkompositionen entgegen, darunter sechs zwischen 1799 und 1802 geschriebene Messen und die beiden Oratorien „Die Schöpfung" und „Die Jahreszeiten". Bei diesen Kompositionen greift in die natürliche Entwicklung und Reifung des Haydnschen Stiles ein Ereignis ein, das der Stilvollendung des Vokalkomponisten ihr besonderes Gepräge verleiht. Auf englischem Boden — bei der großen Erinnerungsfeier an Händel in der Westminsterabtei im Mai und Juni 1791 — durchbrausten die Seele Haydns die Schauer des aufwühlendsten künstlerischen Eindruckes seines Lebens. Und heimgekehrt, beschwor er die Fülle der Gesichte im eigenen Schaffen, und der Stilvollendung des großen Vormeisters entwuchs nun die eigene.

Nach der Aussage Gottfried van Swietens, des Bearbeiters der Texte der beiden Spätoratorien, ist Haydn in London der ursprünglich für Händel bestimmte Text der Schöpfung zugestellt worden. „Ihm schien beim ersten Anblicke der Stoff zwar gut gewählt" — sagt van Swieten in einem Schreiben von 1799 — „doch nahm er den Antrag nicht gleich an und behielt sich vor, von Wien aus seinen Entschluß zu melden. Hier zeigte er es dann mir, und was er davon geurteilt hatte,

fand auch ich. Indem ich aber zugleich erkannte, daß der so erhabene Gegenstand Haydn die von mir längst gewünschte Gelegenheit verschaffen würde, die volle Kraft seines unerschöpflichen Genies zu äußern, so ermunterte ich ihn, die Hand an das Werk zu legen, und beschloß, dem englischen Gedichte ein deutsches Gewand umzulegen."

In „Schöpfung" und „Jahreszeiten" legte Haydn den oratorischen Bau seiner Zeit wie ein Kartenhaus nieder. Mit dem Blick auf die großen Volksoratorien Händels strebte er jetzt seinen höchsten weltüberschauenden Zielen zu. Er, der so oft als ungelehrt gescholtene Künstler, stellte sich bewußt in den gleichen Geisteskreis, in dem die großen Dichter der Nation ihren gewaltigsten und tiefsten Gedanken Ausdruck verliehen hatten. Jetzt geht auch er, der Bauernsohn, das Naturkind, seiner letzten Auseinandersetzung mit der großen Gottesnatur entgegen, der die Musiker des Rokoko entweder ganz ausgewichen waren oder bei der sie sich in kleinen und kleinlichen Spielereien der „Naturnachahmung" verloren hatten. Haydn ging über die Reste solcher Naturauffassung, die seine Texte noch enthielten, mit dem Unmutsworte „Quark" hinweg und hielt es im Herzen mit dem Umwerter Herder, der Dichter wie Komponisten seiner Zeit in Hinsicht auf die Naturschilderungen daran erinnerte, was das deutsche Oratorium seit Händel aufgegeben hatte. „Da, wo der Geist der Leidenschaft fehlt" — schreibt Herder in den Früchten aus den sogenannten goldenen Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts — „weiß der Tonsetzer kaum, was er mit den schönen Beschreibungen soll, die wie Bildsäulen vor Dädals Zeit dastehen, unbelebt."

Haydns Spätoratorien machen mit dieser von Herder im Hinblick auf Händel geforderten Belebung und Beseelung Ernst. Aus dem seichten Gewässer der ewigen Tonmalereien taucht des Komponisten Geist in die Tiefe einer symbolischen Naturausdeutung.

Eine nicht als Selbstverständlichkeit entgegenzunehmende Bedeutung haben die beiden Spätoratorien als in deutscher Sprache geschriebene Tonschöpfungen. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß es große und größte Komponisten der Haydn-Zeit gegeben hat, die kaum ein Wort ihrer Muttersprache vertont haben, kann dieser Teil der Sendung des Meisters nicht hoch genug gewertet werden. Ihm ist es im Verein mit seinem großen Freunde Mozart zu verdanken, daß, was diesem wie ein ewiger Schandfleck auf der Seele brannte, getilgt wurde, „daß Deutsche endlich mit Ernst anfingen, deutsch zu denken, deutsch zu handeln, deutsch zu reden und gar deutsch zu singen".

Nur noch wenige Werke hat der Meister nach der Vollendung der „Jahreszeiten" geschrieben. Inmitten der Arbeit an dem Streichquartett in B-dur im Jahre 1803 legte er seine fleißige Feder für immer nieder.

Haydns letzte, in Ruhe und Stille dahinziehenden Jahre wurden verschönt durch die Dankbarkeit seiner Zeitgenossen, die ihm in der „Schöpfung"-Aufführung von 1808 eine der größten Huldigungen aller Zeiten darbrachten. Noch ein letztes

Mal jubelte dem Meister sein altes Wien zu, ebenso auch die Träger der Zukunft der Musik in ihren vornehmsten Kulturpersönlichkeiten, allen voran Haydns größter Schüler: Beethoven.

Beethovens Kraft denkt liebend zu vergehen,
So Haupt als Hand küßt glühend er dem Greise;
Da wogte hoch sein Herz vor Lust und Wehen —
So fühlten tausend auf die gleiche Weise ...

besingt der Dichter Joseph von Collin das Ereignis, die letzte lauthallende Feier vor dem großen, ewigen Schweigen.

Die Gesamtschau auf das erstaunlich reiche Schaffen Haydns, das auch in seinen Nebenschauplätzen, wie den 175 für den Fürsten Nikolaus Esterházy geschriebenen Baritonstücken, noch eine Fülle wertvollen Kunstgutes birgt, wird schließlich auf dem sichersten Beurteilungsblickpunkt haften, den die eigenen Worte des Künstlers darstellen: „Ich war nie ein Geschwindschreiber und komponierte immer mit Bedachtlichkeit und Fleiß."

Es ist ein anderes, ob ein Philister so spricht, der das Gefährt seiner kümmerlichen Tagesleistung auf längst schon breitgetretener Straße vorwärtsschiebt oder der Wegbereiter einer künstlerischen Epoche und eines der großartigsten aller Musikstile überhaupt. Man muß aber von der Bahn, in der dieser sich seiner Bedächtigkeit im Schaffen selbst rühmende Künstler steht, insbesondere auch auf das blicken, was in dem unmittelbar benachbarten Schaffensabschnitt geschah — in dem Mozarts. Die Zusammenarbeit der beiden Großen kann in einer knappen Zusammenfassung nicht in ihren Einzelheiten geschildert werden, wohl aber in ihrer schicksalhaften Verbundenheit. Diese liegt in Hinsicht auf die Erreichung der höchsten Kunstziele in der durch das Band des Zusammenwirkens geeinten Gegensätzlichkeit dessen, der nach den Worten des Vaters Leopold Mozart „keine Mittelstraße" gekannt hat, und dem geruhsamen Vorwärtsschreiten des bäuerlich zähen Joseph Haydn. Von der Klein- und Feinarbeit des älteren Freundes hat der jüngere genial-großzügige vieles gelernt. Mozart konnte in dem gewaltigen Vorwärtsstürmen seines kurzen Lebens stilistische Lücken lassen, er mußte sie lassen — Haydn nicht. Bewußt und langsam überwand er die galant-durchsichtige Schreibweise seiner Anfänge, eroberte sich dann in Sinfonie und Streichquartett eine handfeste Dreistimmigkeit, um erst in seiner mittleren Schaffenszeit zur kontrapunktisch festen Vierstimmigkeit seines Meistersatzes fortzuschreiten. Mit größter Bestimmtheit hat Haydn selbst gerade dieses Abweichen von der Schreibweise seiner Zeitgenossen, die „ein Stück an das andere reihen und abbrechen, wenn sie kaum angefangen haben", als einen Angelpunkt seines Schaffens erkannt. Hier öffnet sich in Haydns Vorstellung der Ganzheit des Einfalls, dessen seine Phantasie sich bemächtigt, wie der „Ideen", die seinen schöpferischen Geist beschäftigten, schon das Reich Beethovens.

Beethoven hat nach den sehr natürlich zu erklärenden ersten Widerständen seiner brausenden Jugend gegen den „Lehrer" im reifen Alter die Nähe zu Haydn wohl empfunden, und er hat in der Reihenfolge, in der er einmal seine Vormeister aufzählte, die wirkliche Zeitenfolge durchbrochen und Haydn hinter Mozart und unmittelbar vor sich selbst gestellt. So hat er die richtige Zusammengehörigkeit der drei klassischen Großmeister empfunden.

Haydn und Beethoven stehen im Hinblick auf die letzten Kunstentscheidungen der klassischen Musik auch darin zusammen, daß sie den Durchgang durch die Tonkunst des großen Anregungslandes Italien nur im Wollen und Wünschen haben vollführen können, Mozart hingegen in unmittelbarer Wirklichkeit der Berührung und Durchdringung. Und diese Wirklichkeit einer immer südlich direkten Beziehung zwischen Mensch und Musik trennt wiederum den großen Salzburger von den beiden andern Klassikern.

Haydn, gewiß auch süddeutscher Wirklichkeitsmensch wie Mozart, aber mit weit stärker ausgeprägter nordischer Willensstrebung, hat die Tonkunst über die Grenzen eines bloßen realen Seins in das Reich geführt, in dem sie — nach seinen eigenen Worten — vieles zu bedeuten hat.

Das ist der Grenzübertritt zum neuen, zum Beethoven-Jahrhundert, von dem die Romantiker nichts gewußt haben oder nichts wissen wollten. Wohl aber hat diesen Teil der Haydnschen Sendung mit seinem Tiefblick in das Wesen der Tonkunst Karl Friedrich Zelter erkannt und in seinem herrlichen Brief vom 28. April 1830 an den Freund Goethe ausgesprochen. Zelter weist hier in seiner Deutung der „Schöpfung" die unberufenen Urteile über die Schilderungen, das „Pinselwerk", zurück und stellt das Werk als eine Folge von reizenden Erscheinungen hin, die sich das feine Ohr mit Lust enträtseln will. Hier ist jedes Wort wichtig, am bedeutsamsten aber der Begriff: Enträtseln.

Enträtseln nehmen wir als das Wort entgegen, das uns zur vollen und letzten Erfassung der Kunst des Meisters Joseph Haydn noch gefehlt hat, der in gleicher Weise um die hellen wie die dunklen Stunden der deutschen Seele gewußt hat, von dem Mozart in ehrlichster und offenster Bewunderung sagte:

> Keiner kann alles, schäkern und erschüttern, Lachen
> erregen und tiefste Rührung, und alles gleich gut als Haydn.

Mozart

1756–1791

Von

Richard Benz

Die großen geschichtlichen Ereignisse, auch die geistesgeschichtlichen, mit ihrer oft so dramatischen Gleichzeitigkeit, sie werden selten für die Mitlebenden aufgeführt; meist faßt erst ein viel späteres Geschlecht ihren symbolischen Sinn. Was da im Wien des Jahres 1762 in einer Herbstwoche zufällig zusammentrifft — wie scheint es uns heute denkwürdig und bedeutungsvoll; aber wer von denen, die beides erlebten, hat es damals in seinem tieferen Zusammenklang zu begreifen vermocht? Da hat am 5. Oktober der hochgefeierte Meister Gluck eine neue Opera seria, den „Orfeo", aufgeführt — er ist bald fünfzigjährig, und hat schon manches höfische Fest mit süßen italienischen Weisen, wie man sie einzig liebte, verherrlicht: was aber jetzt von der Bühne herabklingt, das ist ein fremder, tiefernst erschütternder Seelenton; und der versammelte kaiserliche Hof wird ihn mit demselben Erstaunen, ja Befremden vernommen haben wie alle übrige Welt. Acht Tage später, am 13. Oktober, wird dieser kaiserlichen Familie in Schönbrunn ein anderes Wunder zuteil: ein sechsjähriges Kind, von seinem Vater, einem Salzburger Kapellmeister, auf der ersten Kunstreise vorgeführt, meistert wie ein vollendeter Virtuos das Klavier. Der Knabe besteht die scherzhaften Proben des Kaiser Franz, der ihm die Tasten mit einem Tuch verdeckt; er übt an des Kaisers eigenem Violinspiel höchst unbefangene fachmännische Kritik; und ist doch Kind genug, der Kaiserin Maria Theresia zutraulich auf den Schoß zu klettern. Ihrer Tochter, der Erzherzogin Maria Antoinette, die den Kleinen aufhebt, als er auf ungewohntem Parkett ausgleitet, ruft er zu: „Sie sind brav, ich will Sie heiraten." Niemand kann ahnen, welche Schicksalswege aus diesen Tagen weiterführen: daß die jetzige Prinzessin zehn Jahre später als Königin von Frankreich ihrem Lehrer Gluck in Paris die Bahn bereiten wird, um die eben begonnene geistige Revolution zu vollenden, und daß sie selber bald darnach einer andern, grauenhaften Revolution zum Opfer fallen wird, die dieser folgt. Aber das Wunderkind, das sie an Händen hält, dem man allen Ruhm und Reichtum dieser Erde prophezeien möchte — es wird noch einige Jahre früher als sie, in diesem kaiserlichen Wien, in Hunger und Elend zugrunde gehen, und niemand wird vom höheren Wunder unsterblicher Schöpfung in ihm wissen.

Es ist die untergehende Sonne des Barock und seiner hohen höfischen Kultur, deren letzter Schein diese Doppelszene vergoldet. Glucks Spätwerk schon steht in dem kühleren Licht eines neuen klassischen Tags, in dessen reine Menschlichkeit er

den Mythos des Barock als letzte Geist-Gestaltenwelt herüberrettet. Sein Erbe Mozart aber wird noch einmal das innere Wesen dieses Barock beschwören — nicht seinen Mythos, nicht sein Ideal: aber seinen Alltag, seine Wirklichkeit von Menschen-Lust und -Leid, und wird es zur zeitlosen Göttlichkeit des Lebens selbst verklären.

Neben der geschichtlichen Macht: dem Gesetz von Grund und Folge, thront höher der metaphysische Sinn: der scheinbar sinnlose Sinn, der Geister auswählt und beruft, indem er ihr Leibliches kreuzigt und vernichtet: der Völkern Künste schenkt und wunderbare Taten, und doch ihr Auge dafür mit Blindheit einhüllt. Das unwahrscheinlichste Schicksal hat Mozart gehabt. An ihm wird uns mit Schaudern offenbar, welches notwendige Opfer an den höheren Sinn die Sinnlosigkeit eines Erdenlebens bedeutet. Fast muß uns Scham ergreifen, sollen wir berichten, wie ein Liebender des Lebens nicht Liebe des Lebens empfing. Und doch war Eingehen in allen Wahnsinn, Not und Tod, den diese Erde hat, Bedingung, das Zeugnis von der ewigen Schönheit und Herrlichkeit des Seins über alle denkbaren Zweifel zu erhöhen.

Man hat auch dieses Leben nach Grund und Folge zu betrachten versucht und hat erweisen wollen und für vernünftig-nüchternes Verstehen auch erwiesen, daß bei einem Charakter wie dem seinen und bei einer Erziehung wie der seinen es nicht gut anders kommen konnte, als es kam. Nur eines ist in diese Rechnungen nicht eingestellt: das Überweltliche, der Dämon: der es auch so haben wollte, wie es ja erging; dessen Walten aber das irdische Urteil aufhebt und verbietet, da er des Menschen-Maßstabs in dem Sinne spottet, den Goethes Weisheit meint, da ihm, beim Anblick Mozarts und seinesgleichen, das tiefgeheime Wort sich auf die Lippen drängt: „Der Mensch muß wieder ruiniert werden"; das ihm den frühen Untergang des Großen durch das „natürliche" Spiel des Dämons erklärt.

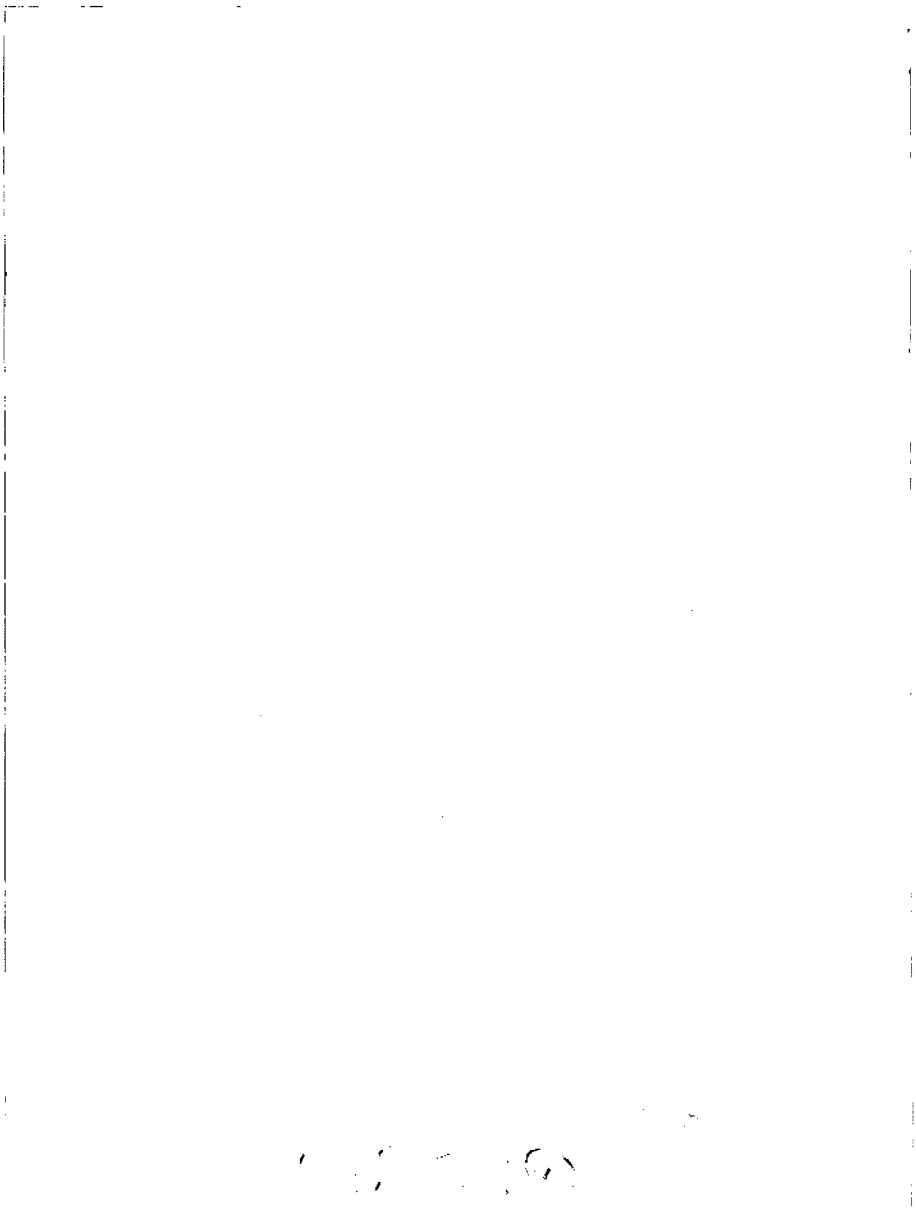
Ja, es ging alles höchst natürlich zu im Dämon-Sinn: denn jede göttliche Gabe wurde mit einer menschlichen Niederlage und Einbuße bezahlt, bis das natürliche Leben im sittlich-bürgerlichen wie im körperlichen Betracht so unterhöhlt war, daß es das lastende künstlerische Werk nicht mehr trug.

Gleich jene erste Szene am kaiserlichen Hofe in Wien hat das Nachspiel gehabt, das nun bei jeder dieser der Natur zu früh abgerungenen Kunstreisen wiederkehrt: Mozart wurde krank — ein Scharlachfieber warf ihn nieder, wie auf der nächsten Reise nach Paris und London der Typhus mit immer neuen Rückfällen ihn heimsucht. Aber das sind nur die sichtbaren Krisen, wo die Natur sich deutlich hilft, wenn sie die Geistesanforderung nicht mehr erträgt — was die gesamte Organisation an Anstrengungen und Spannungen innerlich hergeben mußte, ohne in Ruhe und Krankheit sich flüchten zu können zum Ersatz, das eben hat jene fortwirkende Zehrung und Schwächung begründet, die dann, als auch noch wirkliche Entbehrung, Sorge, Hunger hinzukommt, dem nun zum Höchsten gerade sich entfaltenden Geist den Körper-Dienst versagt.

Aber das unwahrscheinliche Tempo dieses Lebens ist nicht bloß äußerlich rasender Verlauf — man bedenke, daß nur neun Jahre die Reihe der Meisterwerke von der „Entführung" bis zum „Requiem" umfassen — es ist zugleich innerlich verzehrender Trieb: von dem ersten entscheidenden Werkzeug des Dämons, dem Vater, wohl geweckt, aber durch die frühe Gewöhnung an unablässige Arbeit zur Rastlosigkeit der Nerven und des Bluts gesteigert: von dem allzukurzen flüchtigen Schlaf, den dieses innere Triebwerk sich gönnt, bis zu dem ewigen Umgetriebensein in Tanz, Geselligkeit und Menschenberührung, bis zu dem ewigen Tätigsein und Regen des immer Beweglichen, dem niemals ruhenden Spiel der Hände, die mit Gegenständen vibrieren, wenn keine Tasten des Klaviers erreichbar sind.

Wie hier ein Übermächtiges, Fremdes Herr geworden ist über ursprüngliche Anlage und Natur, das erweist jenes oft bezeugte Zurückfallen in dumpfes Träumen und Dämmern innerlich, in Beschaulichkeit, Bequemlichkeit und Unentschlossenheit in Dingen des Lebens, wenn der gebietende äußere Zwang einmal schweigt. Wäre er vielleicht eines von den stummen, unerkannten Genies geworden, die sich nicht durch Werke offenbaren, wenn nicht die frühe Erkenntnis und Zucht seines Talents durch den Vater sein Wesen zu dauernder Äußerung gedrängt hätte? Noch aus der höchsten Schaffenszeit ist uns ja überliefert, wie er ungern und nur gezwungen schrieb, wie er seine Musik so lange wie möglich träumte und viele sicherlich für sich geträumt hat, die er niemals niederschrieb. Es ist sein ausdrückliches Geständnis aus dem letzten Jahr, daß er, im Gefühl schon des herannahenden Endes, sich wirkliches „Arbeiten", und das heißt bei ihm: wirkliches systematisches Niederschreiben, auferlegt.

Zu dieser ursprünglichsten genialen Anlage: der Kontemplation, der völligen Versunkenheit, Versenkungsfähigkeit, die alles im Grunde nur als Spiel für sich treibt, aber auch ganz und einzig bis ins letzte in diesem Spiele aufgeht, kommt jenes andere: die zarteste Empfindlichkeit, Empfänglichkeit gegen jeden Reiz von außen, die unglaublichste Einfühlkraft in jedes fremde Ding und Wesen — sie hat ihn nicht nur zum allseitigsten Beherrscher jeder Art und jeden Stils in seiner Kunst, sondern zum stets verwandlungsbereiten und dämonisch verwandlungsfähigen Menschenergründer und Menschenschöpfer gemacht. Der Salzburger Hoftrompeter Schachtner, dem wir die genaueste Schilderung des Kindes Mozart verdanken, spricht etwas sehr Tiefes aus, wenn er schreibt: „Er war voll Feuer, seine Neigung hing jedem Gegenstand sehr leicht an; ich denke, daß er im Ermanglungsfalle einer so vorteilhaft guten Erziehung, wie er hatte, der ruchloseste Bösewicht hätte werden können, so empfänglich war er für jeden Reiz, dessen Güte oder Schädlichkeit er zu prüfen noch nicht im Stande war." Der Vater hat auch diesen Trieb ins praktisch Schöpferische gewendet, durch Anleitung und eigenes Beispiel ihn ins kritisch Auffassende gedrängt und damit seine Empfänglichkeit zu der unheimlichen Menschenbeobachtungskunst gesteigert,



Mozarts Geburtshaus in Salzburg
Bleistiftzeichnung von Adolph Menzel, 1852. Berlin, Frau Krigar-Menzel

Die Familie Mozart
Stich von J. B. de la Fosse nach einem Aquarell von L. C. de Carmontelle, 1763

der er so viel Unglück im Leben, aber zugleich alle Shakespearesche Darstellungslust am menschlichen Charakter verdankt.

Wer war dieser Vater, dessen bewußte Erkenntnis und Leitung aus Mozarts Leben nicht wegzudenken ist? Ist er der starre, herrschsüchtige Pedant gewesen, gegen dessen Bevormundung der Sohn sich schließlich auflehnen mußte, das Verhängnis Mozarts, wie man ihn genannt hat? Oder war er der wohltätig Erweckende und umsichtig Führende, der seltene Erzieher des Genius, dem die Nachwelt die Hälfte des Dankes für eine der größten menschlichen Werkleistungen schuldet? Er war ein Charakter sicherlich und ein kluger Beherrscher und Beurteiler des Handwerklichen seiner Kunst, dem nichts anderes beikommen konnte, als das früh hervortretende wunderhafte Talent des Sohnes zu allem Technischen der Musik in die besten damals denkbaren Bahnen von Erfolg und Ruhm und praktischer Verwertung zu lenken. Er war aus Augsburg gebürtig und trägt wohl deutliche Charakterzüge des schwäbischen Stamms, in welchem mit großer Lebensklugheit und Geisteskraft sich oft eine seltsame Starrköpfigkeit verbindet, und dazu ein empfindliches Mißtrauen gegen andere Menschen, das nicht als Mißgunst sich nach außen wendet, sondern unter vermeintlicher Zurücksetzung, Kränkung und Verfolgung selber am meisten leidet. Eine pessimistische Einsicht ins wesentlich Böse der menschlichen Natur mag durch Weltweisheit der Zeit genährt, jedenfalls durch Erfahrungen verstärkt worden sein, wie sie nicht nur der höfische Dienst darbieten mußte, sondern der sprichwörtliche Künstlerneid beim Umgang mit Sängern, Virtuosen, Komponisten überall bestätigte. An allgemeiner Bildung hat es Leopold Mozart, der anfangs zum Gelehrten bestimmt war und auch eine Zeitlang die Universität besuchte, nicht gefehlt — bezeichnend ist seine Verehrung für Gellert, mit dem er Briefe wechselte: ein so frommer Katholik er war, blieb er doch von der norddeutschen Aufklärung nicht unberührt, wie ihn auch musikalisch manches mit der protestantischen Organistenschule verband. Was ihn vor allem auszeichnete, war sein künstlerischer Ernst, mit dem er nicht nur sein Amt als Konzertmeister und Vizekapellmeister am erzbischöflichen Hof versah, sondern mit dem er auch bei seinen Kindern das Talent als eine göttliche Gabe ehrte, deren man sich nur durch eine hohe Verantwortlichkeit in Ausbildung und Pflege wert mache. Mit seiner Frau, einer einfachen derb-lebenslustigen Salzburgerin, hatte er sieben Kinder, von denen nur die jüngsten beiden am Leben blieben: Maria Anna, das Nannerl genannt, die 1751 geboren wurde, und Johannes Chrysostomus Wolfgangus Theophilus, der am 27. Januar 1756 das Licht der Welt erblickte.

Zeigt schon die Tochter die erstaunlichste Begabung, daß der Vater sie bald zur großen Pianistin heranbilden kann, so erwacht des Knaben Sinn bei ihrem Spiel und Unterricht bereits im dritten Jahr. Und so beginnt nun dieses beispiellose Inbesitznehmen aller Mittel der Musik durch ein unmündiges Kind, welches die Zeit allein als das Wunder Mozart zur Kenntnis genommen hat. Vom spielenden

Erlernen des Klaviers, der Geige geht es rasch, im fünften Jahre schon, zum Komponieren, Phantasieren; und auf der zweiten Kunstreise 1763 überrascht bei einem unvorgesehenen Halt in Wasserburg, da man die Orgel der Stadt besucht, die Meisterung auch dieses Instruments.

Es ist, als ob die Ausbildung all der verschiedenen Werkzeuge der Musik, die damals selbst so wunderhaft in kurzer Zeit sich bis auf unsern heutigen Stand vollendete, nur darauf gewartet hätte, daß einer käme, der sie sich alle dienstbar mache. Denn hier ist nicht die oft erlebte Virtuosität auf einem einzelnen Instrument, sondern die Beherrschung aller und ihres sinnvollen Gebrauchs, die wie durch eine geheime Wahlverwandtschaft auf unerklärliche Weise plötzlich da ist. Diese Eroberung des musikalischen Rüstzeugs darf im siebenten Jahre als abgeschlossen gelten: auf der damaligen Kunstreise der Geschwister, die über München, Augsburg, Mannheim führt, ist uns durch eine Anzeige in Frankfurt der ganze Umfang des Könnens vor Augen geführt; es heißt da, der Knabe werde nicht nur ein Violinkonzert spielen und bei Sinfonien mit dem Klavier akkompagnieren, sondern werde auch auf dem Flügel und auf der Orgel, so lange man zuhören wolle, und in den schwersten Tönen, die man ihm benennen würde, „vom Kopf phantasieren". Damals hörte ihn Goethe: „Ich selber war etwa vierzehn Jahre alt", sagt er 1830 zu Eckermann, „und ich erinnere mich des kleinen Mannes in seiner Frisur und Degen noch ganz deutlich." Aber das Ziel der Reise ist Paris und London — und hier beginnt schon eine zweite Epoche: die Zeit des regelrechten Selbstschaffens, das nun zunächst ein ebenso wunderbares Aneignen und Beherrschen der vorhandenen Kompositionsstile darstellt, wie das bisherige Aneignen und Beherrschen des reinen musikalischen Mittels es war.

Man hat bis ins einzelnste die Einflüsse nachgewiesen, denen damals der Lernende offensteht, von Schobert in Paris (1763) und Christian Bach in London (1764) bis zu den Wiener Sinfonikern (beim zweiten Wiener Aufenthalt von 1768) und den wirklichen Italienern (von 1770 an), den Mannheimern (seit 1777); und man hat aus der Neigung und Fähigkeit, in immer wechselnde Geistesformen vollkommen unterzutauchen und doch dabei jedem Stil eine eigne neue Vollendung und Schönheit zu schenken, den Schluß auf Mozarts Wesen und Charakter ziehen zu müssen geglaubt, in dem man ihn als „feminines" Genie bezeichnete, das immer nur an einer Anregung von außen entbrannte und dem nichts ferner liege als eine ursprüngliche eigene Sprache eigener innerer Welt. Aber der moderne Trieb, das Wunder zu erklären, kommt hier nicht auf seine Rechnung, und erst recht nicht der Versuch, Mozart in eine zweite Klasse von Schöpfern einzureihen. Denn weiblich kann die Fähigkeit solch unbegrenzter Aufnahme nur genannt werden in dem Sinne, indem jeder Genius dem anschaulichen Eindruck der Welt empfangend offensteht; es kann dies oft bis zur völligen Preisgabe und Überflutung durch Fremdes führen; was ihn von allen bloßen Nachahmern und Epigonen unterscheidet, ist, daß ihn dies nicht umbringt, daß

er herrlicher und einzigartig auch dem Ungemäßesten enttaucht. Auch bei Schubert und Beethoven ist es nicht wesentlich anders gewesen; die große und wechselnde Anzahl der Vorbilder bei Mozart ist aber schon durch das kindliche Alter erklärt, in dem er überhaupt bereits schöpferisch zu lernen vermochte. Ja, es ist eher als Zeichen unberührter innerer Gesundheit zu werten, daß er bei aller wunderhaften Frühe seines Könnens den wirklich eigenen und unverwechselbaren Ton erst in dem Alter findet, da auch andere plötzlich ganz sie selber sind — eine wirkliche Frühreife seelischer Selbstverwirklichung hätte sein Leben ohne Zweifel noch viel rascher erschöpft.

In Wahrheit lehrt Mozarts besondere Empfangs- und Eindrucksbereitschaft noch etwas ganz anderes: daß er nämlich, wie im Beherrschen aller Instrumente und Musikarten, auch im Stilistischen der schlechthin Universale ist, der deshalb alles in sich aufnimmt, weil er die ganze erschienene Welt der Musik wie kein anderer zusammenfassen und gebrauchen sollte. Waren die einen sonst nur im Sinfonisch-Innerlichen groß, wie Haydn und Beethoven, oder nur im tragischen Kunstwerk der Oper, wie Gluck; hatten jene nur die Form der Sonate erwählt und ausgebildet, andre dagegen, wie Bach und Händel, die Fuge und kontrapunktische Polyphonie und das kirchliche Kunstwerk: so sehen wir Mozart fast überall gleich herrschend und groß, als den Ersten, der über alle Welt- und Willensstimmen einer neuen Sprache der Menschheit gebietet. Und er lernt nicht nur; er nimmt auch voraus, was nach ihm erst sich ganz entfalten sollte. Wenn Christian Bach in seinen ersten Sinfonien lebt und italienische Schönheit im Gebrauch der Menschenstimme noch in seinen Meisteropern unverloren ist, so hat er doch auch, in Quartett und Quintett, die Schwermut und Erdenferne des späten Beethoven zuzeiten beschworen und in der Phantasiesonate Schuberts Seelentöne angeschlagen. Die Zeitgenossen haben das viel deutlicher gespürt als wir, die wir die Klänge späterer Meister zu gewohnt sind — ihnen galt er als der große Revolutionär, der kühne Neuerer, ja Romantiker, dessen dämonischer Ausbruch oft erschreckte und alle überlieferte bloße „Schönheit" in Frage stellte.

Und hier müssen wir vor allem seines Deutschtums gedenken, das ihm als Allererstem ein bewußtes und erwähltes Leitbild war. Er war der letzte große Meister, der lernend in die Fremde ging, und war zugleich der erste, der die Möglichkeit eines deutschen Kunstwerks sah und sie so stark auch in dem, was uns heute noch südlicher Herkunft dünkt, verwirklichte, daß er gerade den Italienern immer am fremdesten geblieben ist. Die Römerzüge der deutschen Kunst hören nach ihm auf; aber er selbst hat alles noch in Besitz genommen wie der heimliche Kaiser eines Römischen Reichs Deutscher Nation. Und noch in einem andern steht er auf der Scheide der Kulturen: er ist der letzte im höfischen Dienst des Barock; und ist der erste, der sich in Kampf und wilder Auflehnung aus ihm befreit. Fast hat das empörende Schauspiel der Mißachtung und Versklavung des Künstlers, die ein enger und starrer Fürst hier auf die Spitze trieb, für immer uns das

große und leuchtende Bild des Mäzenatentums verdunkelt, aus dem doch unsere Kunst Musik ursprünglich einzig lebte. Auf beiden Seiten war hier plötzlich etwas anders geworden, am Vorabend der Französischen Revolution. Mozart hat auch hier den Weg bereitet; wenn auch noch als Opfer für ein Ziel, das erst Beethoven erreichte: der Selbstherrlichkeit des freien Künstlers hat sich erst in ihm die Welt gefügt.

Leopold Mozarts Reisen mit seinen Kindern waren noch bloß Urlaubsreisen und wurden ihm in Salzburg bald genug verdacht. Denn auch das ist wichtig und bedeutsam, daß kein Fürst es selber war, der als Entdecker und Förderer Mozart in die Fremde schickte, wie es Unzähligen vorher und noch Gluck geschah — der Vater hat es alles auf eigene Rechnung und Gefahr getan; und da darf es uns auch nicht wundernehmen, wenn in seinen Briefen der Geldverdienst eine breite Stelle einnimmt und der bloßen Ehre oft fast höhnisch gedacht wird, wenn die materielle Ernte ausbleibt. Wohl hält der Vater sich vorwiegend an die Höfe, die überall noch Mittelpunkte musikalischen Lebens sind, sucht sich womöglich nur mit „Standespersonen" einzulassen; aber solange es sich ums Lernen handelt, wahrt er die freie Wahl der Orte zu planmäßiger Kenntnisnahme dessen, was sie bieten können.

So war nach London und Paris auch Holland, Schweiz und wieder München an die Reihe gekommen; bei der Heimkehr nach Salzburg wurde eine erste Oper „Apollo und Hyacinthus" in der Universität 1767 aufgeführt, und im Jahre darauf, in Wien, konnte der Zwölfjährige mit dem Singspiel „Bastien und Bastienne" schon einen Bühnenerfolg feiern, während die Opera buffa „La finta semplice" den fremden Stil noch nicht gemeistert zeigt. Und so soll denn die italienische Reise die große Probung und Bewährung bringen. Es ist die letzte Triumphreise des Wunderkinds, die Vater und Sohn seit Dezember 1769 über Verona und Mailand, Bologna, Florenz bis Rom und Neapel führt. Dann geht es nach Mailand zurück, wo Mozart eine Oper übernommen hatte; und so kommt im Dezember 1770 der „Mitridate", seine erste Opera seria, erfolgreich zur Aufführung. Kaum sind sie im Frühjahr 1771 wieder in Salzburg, so kommt ein zweiter Auftrag für Mailand; und auf einer zweiten Reise wird der „Ascanio in Alba", eine „Serenata" zur Hochzeit des Erzherzogs Ferdinand neben der eigentlichen Hauptoper Hasses aufgeführt und scheint über diese den Sieg davongetragen zu haben. Die dritte italienische Reise geht wieder nur nach Mailand, um einen „Lucio Silla" einzustudieren. Durch äußere Zufälle scheint der Erfolg diesmal nicht so groß; und eine Wandlung scheint sich in dem Knaben selber anzubahnen, dem die überlieferte italienische Form nicht mehr genügt: das Kindliche scheint abgestreift, als er im März 1773 nach Salzburg heimkehrt — der Jüngling meldet sich, der dunkler träumerischer in ein neues Sein hinübergleitet. Er hat Italien nicht mehr betreten; aber was ihm von dort bleibt, das ist das Erlebnis einer wahrhaft volksmäßigen Aufnahme der Musik, wie sie

vornehmlich der Opera buffa galt; und der tiefe Eindruck der Kultur der menschlichen Stimme, die dem bisher mehr instrumental Erzogenen ganz neue wunderbare Möglichkeiten erschließt.

Für uns bedeuten diese italienischen Reisen noch eine andere Bereicherung: hier ist es, wo in seinen Briefen die Fülle der Selbstzeugnisse beginnt, wie wir sie so und aus so früher Jugend von keinem anderen besitzen. Da tritt der Vierzehnjährige uns schon mit allen den Eigenschaften entgegen, die wir am reifen Manne wiederfinden: mit einem unbeirrbar sichren, fast mitleidslosen Urteil, das schlagend mit wenig Strichen Kunst und Mensch charakterisiert; dazu mit einem Humor und hemmungslosen Übermut, der sich der Sprache scheinbar nur zu Wortspielen und Verdrehungen bedient. Es gibt nur einen großen Deutschen, bei dem wir dies wiederfinden, und der bezeichnenderweise italienischer Blutmischung entstammt: Clemens Brentano hat ähnlich mit Reim- und Wortgeklingel und ewigem Scherz und Narrenspiel im Leben ein Tieferes zu hüten gewußt, was seiner Kunst sonst schmerzlich-melancholisch entströmte. Für Mozart war es die einzige Berührung mit der Welt, die einem Geiste möglich war, der im Leben das Spiel und in der Kunst allein den Ernst erblickte, und doch mit ernstester Kunst das Spiel der Welt verherrlichen mußte. Noch vom späten Mozart wird uns immer wieder die Beobachtung bezeugt, daß er „nie weniger in seinen Gesprächen und Handlungen als großer Mann zu erkennen war, als wenn er gerade mit einem wichtigen Werk beschäftigt war" — er ist dann schlimmer noch als sonst zu Späßen, Hanswurstiaden, ja Frivolitäten aufgelegt; sucht und erträgt womöglich nur Menschen einfachster Art, die in denkbar weitester Entfernung zu dem ihn innerlich Bewegenden stehen müssen. Im Grunde hat er — Haydn ausgenommen — nie einen Freund und geistig Vertrauten gehabt, dem er ein Wort über sein inneres Leben schuldig gewesen wäre — er vermißt das nicht, er bedarf dessen nicht, er hat sich nie im Leiden an innerer Einsamkeit, in Sehnsucht nach Verständnis verzehrt. Man kann es zuletzt nicht Einsamkeit nennen, worin er eingekerkert lebt, sondern bloßes notwendiges Fürsichsein, wie es niemals wieder so rein in irdischer Hülle da war: wenn je ein Mensch, so war er sich in seinem Geist genug; wenn auch sein Leibliches nach dauernder Gemeinschaft mit andern: Gesellschaft, Tanz und Spiel und Liebelei verlangte. Er brauchte die gleichgültige Menschenbrandung um sich herum, um den Sturm des Innern auszuhalten in dem Maß, daß er später oft nur niederschreiben konnte, wenn seine Frau ihm Märchen erzählte oder wenn man um ihn scherzte, spielte, sprach und er sich ruhig wie ein anderer daran beteiligte. Welcher Sterbliche vermag die Welt sich vorzustellen, in der er wirklich und einzig lebte! Wir ahnen nur, daß die höhere Sprache der Töne hier zu einer solchen Hoheit und Unberührbarkeit in einem Menschen aufgestiegen war, daß alles Alltagswort dagegen nichts mehr wog, nichts anderes als Scherz und Narretei bedeuten konnte. Aber ein solcher verliert dann auch das Maß für das, was er noch spricht, versteht

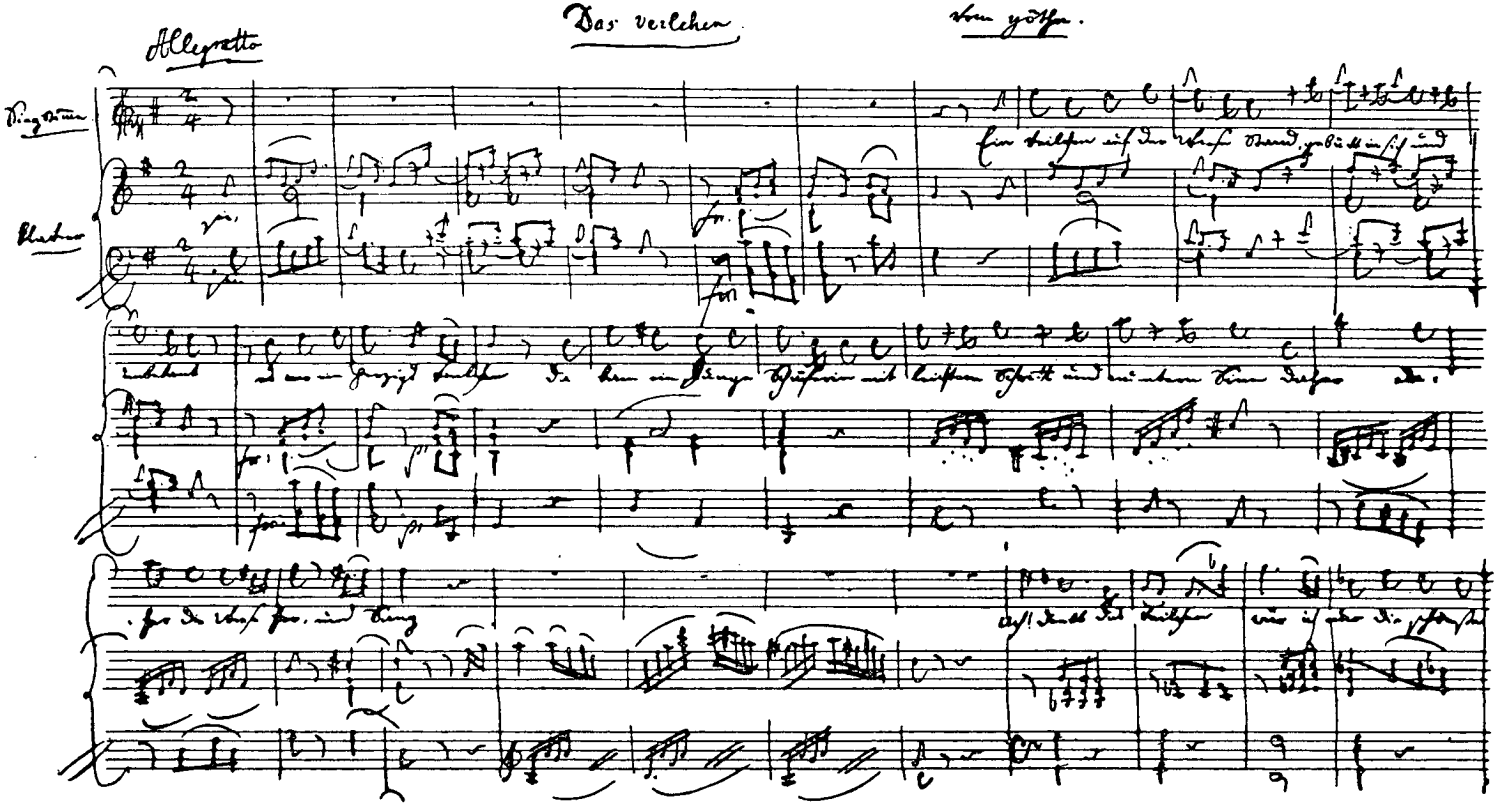
nicht mehr, was Worte wirken können — so hat dieser Gutherzige, Menschen-Liebende, Edle, Ritterliche mit scharfem Urteil, schlagender Antwort, treffender Ironie oft, ohne es zu wollen und zu wissen, Menschen tief gekränkt und sich verfeindet, und mancher spätere Mißerfolg ist auf diesen ahnungslosen Freimut zurückzuführen. Dem Wunderkinde ließ man dergleichen hingehen, es konnte eher noch als ein Reiz mehr an ihm gelten; und der kluge und weltgewandte Vater, insgeheim selber scharf und aburteilend genug, mochte äußerlich noch mildern und ausgleichen. Aber die italienischen Reisen waren die letzten großen Reisen mit dem Vater. Er begleitet ihn noch nach Wien im Jahre 1773, erlebt mit ihm im Januar 1775 den großen Erfolg der „Finta giardiniera" („Gärtnerin aus Liebe"), der ersten geglückten Opera buffa, in München. Aber aus Salzburg ist unter dem neuen Erzbischof nicht mehr leicht fortzukommen — auch der Sohn Mozart war ja seit der italienischen Reise als Konzertmeister hier angestellt — auf der letzten großen Reise in die Fremde, zu der es Mozart aus den engen Salzburger Verhältnissen drängt, kann der Vater nicht mehr mit ihm sein, und er selbst muß förmlich seinen Abschied aus dem Hofdienst nehmen, um wegzudürfen — die Mutter begleitet ihn jetzt allein, damit sein weltfremdes und unpraktisches Wesen in etwas behütet sei. Und es zeigt sich, daß das nötig ist: nach den derben Tändeleien mit dem „Bäsle" in Augsburg verliert er sein Herz an Aloysia Weber in Mannheim und plant mit ihr die abenteuerlichsten Dinge: will mit ihr und ihrer ganzen Familie, der es schlecht geht, nach Italien, im Vertrauen auf sein Talent, das sie schon durchbringen wird; und nur die strengen Briefe des Vaters, der von der Mutter geheim ins Bild gesetzt wird, vermögen ihn, dergleichen aufzugeben und schließlich dem Ziel der Reise, Paris, sich zuzuwenden.

Aber auch hier erweist sich, daß er ohne die betriebsame Lenkung durch den Vater äußerlich nicht vorankommt; Empfehlungen nützen ihm wenig, er lehnt sich gegen die unwürdige Behandlung in den adligen Häusern auf, und vermag schon wegen des Streites um Gluck, der damals alles in Atem hält, sich nicht durchzusetzen. Der Glanz des Wunderkinds ist auch für seine Gönner, wie Grimm, verblaßt, und der „andere" Mozart hat sich ihnen noch nicht erwiesen — die einzige Frucht des Aufenthalts wird das Ballett „Les petits riens", das der berühmte Tanzmeister Noverre bei ihm bestellt. In Paris, in der Fremde, muß ihm 1778 die Mutter sterben. Wie nahe liegt es, jetzt in Selbstvorwürfe und Verzweiflung auszubrechen; denn für ihn ging sie doch mit. Aber da zeigt sich plötzlich, aus welchen Tiefen dieser Jüngling lebt: er ist es, der den Vater schonen muß, ihn langsam und mit falschen Nachrichten auf das Geschehene vorbereitet. Man liest zwar, wie furchtbar es ihm ist, die Mutter sterben zu sehen, ihm, der noch niemand sterben sah — aber für den Vater kommt Trost aus seinem Mund, er findet Worte des Vertrauens in die ewige unabänderliche Ordnung des Seins, die uns ahnen lassen, wie dieser Sorglos-Heitere im Innersten dem Tode nahe und befreundet lebt.

Der Vater ruft ihn jetzt heim; es ist ihm gelungen, beim Fürsten eine neue höhere Stellung für ihn zu erreichen; widerwillig kehrt Mozart nach Salzburg zurück. Aber unterwegs harrt seiner ein zweiter Schmerz, der Lebendigeres in ihm trifft: Aloysia Weber hat inzwischen in München als Sängerin ihr Glück gemacht und bedarf seiner nicht mehr, reicht bald einem anderen Manne die Hand. So gut es geht, lebt Mozart sich wieder in Salzburg ein; es ist die letzte glückliche Zeit mit Vater und Schwester nach dem Herzen dieser Menschen. Hat er schon vor Paris hier zahllose Divertimenti, Kassationen, Klavierkonzerte, Sinfonien und so herrliche Werke wie die Haffner-Serenade geschaffen, so entsteht jetzt die Krönungsmesse, und für München wird der „Idomeneo" geschrieben — die Aufführungstage dort im Januar 1781 sind für ihn und die Seinen ein Rausch des Erfolgs. Hier hat er endlich Gluck gehuldigt — nirgends hat dieser so rein nachgetönt wie hier — und doch war es ein Abschied; eine Epoche schließt für ihn und für uns: es ist das letzte Werk, das er als fürstlich Bediensteter schreibt; und es ist das letzte ernsthafte Werk blühenden Barocks. Mitten hinein in seine Freude kommt der Befehl des Erzbischofs, der ihn ungeduldig zu sich nach Wien fordert, wo er mit ihm Ehre einlegen will. Mozart muß dort, wie üblich, mit dem Gesinde wohnen und speisen, darf außerhalb der bischöflichen Wohnung kein Konzert geben — es kommt zum Bruch, der durch das beleidigende Verhalten des Grafen Arco unheilbar wird; Mozart ist frei. Aber zur Lösung vom Fürsten kommt fast das Zerwürfnis mit dem Vater, der die Auflehnung gegen den herkömmlichen Dienst so wenig versteht wie die Ehe mit Konstanze Weber, der Schwester der Aloysia, die sich jetzt anbahnt. Und leider wird er mit den Sorgen um die Folgen dieser Ehe und den künftigen Unterhalt des Sohnes recht behalten.

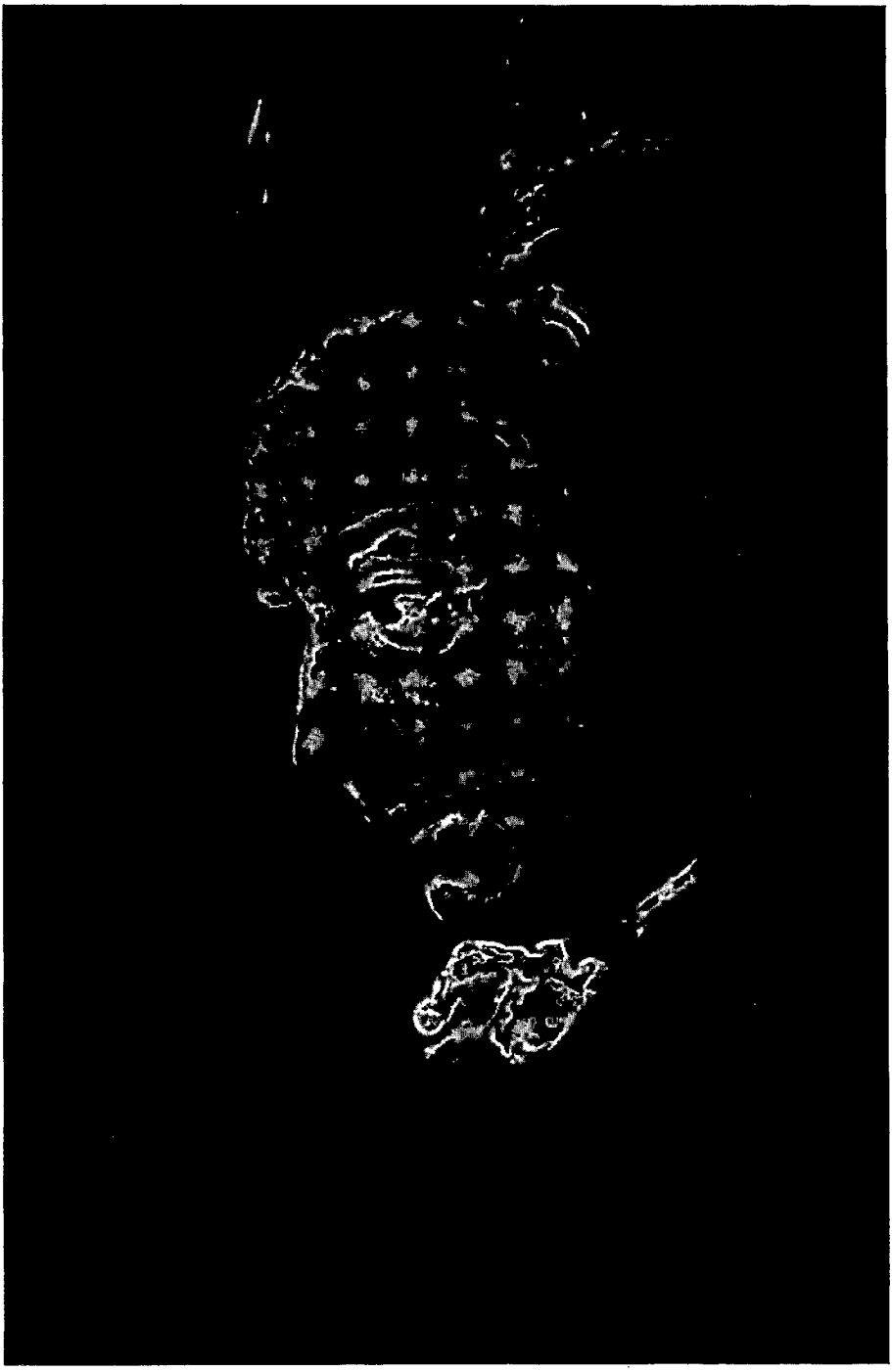
Aus all den Kämpfen, die der nun ganz auf sich Gestellte führt, taucht das erste Wunderwerk ewiger Jugend empor: die „Entführung" — das erste ganz persönliche und innigst deutsche Werk, das einen Umsturz in unserm ganzen Verhältnis zur Musik bedeutet — sie wurde am 16. Juli 1782 unter gewaltigem Beifall aufgeführt und ging bald über alle deutschen Bühnen. Goethe bezeugt es in seiner Italienischen Reise, da er seiner eignen Bemühungen um ein deutsches Singspiel gedenkt — es war damit zu Ende, „als Mozart auftrat. Die Entführung aus dem Serail schlug alles nieder".

Sie ist bräutliche Huldigung ans Leben — noch heute schimmert durch alles Ferne, Märchenhafte die Liebe des Genius hindurch, die er einem sterblichen Weibe weihte; und die vielleicht nicht einmal erwidert ward — und die ihn doch in seinem Irdischen beglückte und erlöste; die ihn dämonisch ganz auf sich stellte, auf seine ganze Unfähigkeit nicht zur Kenntnis, sondern zur Berechnung der Welt, in welcher er mit seinen göttlichen Gaben allein sein irdisches „Glück" zu machen gedachte und eine Familie gründen wollte wie ein andrer Mensch. Wer wollte mit der Frau rechten, die ihn an sich zog, die sich wohl auch ein anderes Leben von seinem Talent versprach, und der nur das Wichtigste für eine solche Ehe



Mozarts eigenhändige Niederschrift der Komposition von Goethes Gedicht „Das Veilchen" (Anfang), um 1783

Der junge Mozart spielt im Spiegelsaal des Temple in Paris
Gemälde von M. B. Ollivier, 1766. Paris, Louvre



Wolfgang Amadeus Mozart
Unvollendetes Gemälde von seinem Schwager Joseph Lange, 1782. Salzburg, Mozart-Museum

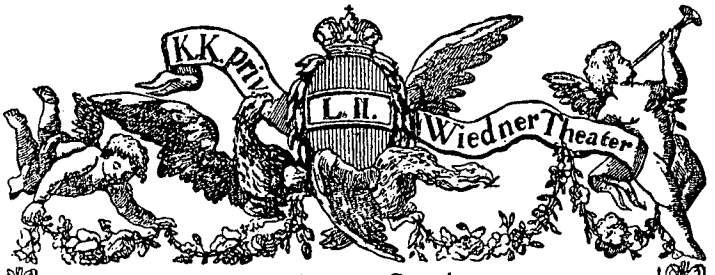
gebrach: besonnen-wirtschaftende Frau zu sein, die ihm die Fürsorge von Vater und Schwester hätte ersetzen können. Zu sehr war sie ihm selbst verwandt in ihrer Gleichgültigkeit gegen die äußeren Dinge, gegen die Gesetze dieser Welt des Bedürfnisses und der Not — leicht hat sie es selber nicht gehabt in dieser Ehe, in deren kurzer achtjähriger Dauer sie sechs Kinder gebar. Und war sie ihm die geistige Gefährtin nicht, die sein höherer Mensch im Grunde nicht brauchte, so ist sie ihm doch die heitere Gesellin gewesen, deren warme Nähe er kaum auf Wochen mehr entbehren mochte. Es war die fruchtbare Erde, aus deren Berührung dem Genius immer wieder die Kraft kam, die ganze tiefe Wahrheit des Lebens auszusagen: auch die wissende Wahrheit vom Blühen und Vergehen der Liebe, vom ganzen göttlich-grausamen Liebesspiel der Welt. Und die elende, unablässige Sorge ums Dasein, um Geld und Brot für Weib und Kind — sie hat ihn vielleicht erst fähig gemacht, das große Fest des Lebens zu schildern, wie es sonst nie gekündet und gestaltet worden ist.

In den ersten Wiener Jahren hat Mozart noch viel öffentlich gespielt, und auch seine Einnahmen waren nicht gering, zur Befriedigung des Vaters, der sich noch ausrechnete, wieviel tausend er jetzt auf die Bank tragen könne. Aber seit dem „Figaro" wandelt sich Mozarts Sinn, eine neue ernstere Leidenschaft des Schaffens kommt über ihn, die es ihm immer unmöglicher macht, sich im virtuosen Auftreten zu verzetteln. Das ist mit ein Grund des wirtschaftlichen Niedergangs gewesen, wenn nicht schon die vielen kostspieligen Krankheiten Konstanzes, die ewigen Umzüge, dazwischen noble Passionen oder gutherziges Verschenken und Verleihen genügen mochten — denn Tantiemen, auch von erfolgreichen Stücken, gab es damals nicht; mit einer Bezahlung am Ort der ersten Aufführung war eine Oper für immer entlohnt. Bis zum „Figaro" noch finden wir Mozart viel mit Klavierkompositionen befaßt; allein die fünfzehn großen Klavierkonzerte entstehen jetzt; auch Bachs Einfluß macht sich geltend in den Fantasien mit Fugen; die c-moll-Messe steht noch unter seinem Eindruck, die Mozart bezeichnenderweise schreibt, um ein Gelübde zu erfüllen, das er in der Krankheit seiner Frau getan hat, oder gar schon früher, in dem Bangen, ob sie ihm zuteil wird.

In dieser Zeit, zwischen 1782 und 1786, entstehen auch die sechs Joseph Haydn gewidmeten Streichquartette, die jene einzige Begegnung im Geist bezeugen, die Mozart vergönnt war. Die Widmung „Al mio Caro amico Haydn" ruft ihn als Vater an, der seinen Sohn in die Welt geleiten soll; und in der Tat hatte ja Haydn erst den wahren Quartettstil geschaffen. Er war der einzige, den Mozart tief verehrte; und Haydn hat das Genie des Jüngeren noch viel rückhaltloser und selbstloser anerkannt. Aber als dann Haydn später (1790) endlich aus seinem ungarischen Dienst sich löste und ganz nach Wien zog, kam die Einladung, die ihn nach England führte — beim Abschied äußerte Mozart, wie damals schon häufig, Todesgedanken, über die der ergriffene Haydn ihn zu trösten suchte; aber sie sahen sich wirklich nicht wieder.

Das „Deutsche Nationaltheater", von dem sich Mozart seit dem Erfolg der „Entführung" so viel versprach, war gescheitert; er mußte sich wieder der italienischen Oper bequemen, wollte er nicht von der höchsten Drama-Wirkung seiner Musik ausgeschlossen sein. Aber was er am „Figaro" Da Pontes leistet, der ihm das Lustspiel Beaumarchais' zur Opera buffa bearbeitet, das ist noch größere Revolution: er wagt es, das Scherzspiel festgelegten Schemas mit lebendigen plastischen Gestalten zu erfüllen und Gesang der Herzen aus den komisch-parodistischen Masken ertönen zu lassen — ein allverstehender Schöpfergeist erschafft aus dem bedenklichsten Alltag bloßen Zeitgeschehens die zeitlose Mythologie der Liebe selbst; ja er vermag es, diese Zeit, die ganz real geschaute Welt seines Rokoko, in den Mythos eingehen zu lassen: als menschliche Gesellschaft in ihren Wirren, ihrem Treiben, wie sie immer war und immer sein wird. Nicht in Wien, in Prag hat 1786 der „Figaro" seinen größten Erfolg; und für Prag schreibt Mozart 1787 eine zweite Oper und tut den kühneren Schritt, die Buffa mit dem Geist des Tragischen zu erfüllen: „Don Giovanni" steht mehr noch als „Figaro" da als Werk eigener Gattung, für die es nichts Vergleichbares gibt. Nicht wie bei Gluck aus einem einfachen Gegensatz von Tod und Leben, von Bedrohung und behauptetem Sinn hat sich ihm die Tragödie geformt — wie unversehens wächst aus zahllosen schillernden Zügen lebendig wahr die wirkliche Gestalt, an deren Schöpfung das vibrierende Orchester aller Seelenregung den gleichen Anteil hat wie die tönende, in immer neuen Menschenwesen lebende Stimme. Und es erscheint als tragischer Sinn eine Kraft-Bejahung des Lebens und aller seiner Lust und Schmach und Schuld — hingestreckte Dämon-Hand dem Rachegeist — daß Mythen und Religionen vor dieser liebenden Daseinsfrömmigkeit zu verblassen scheinen. Aber hinter dem überlegenen Spiel süßer Verführungsklänge und Höllenakkorde *steht* der Tod, nicht als Drama-Schluß erdacht, sondern als nahendes Ziel des Lebens schaudernd schon geahnt. Im Jahre des „Don Juan" stirbt Mozarts Vater; drei Wochen zuvor hat ihm der Sohn geschrieben: „Da der Tod (genau zu nehmen) der wahre Endzweck unsres Lebens ist, so habe ich mich seit ein paar Jahren mit diesem wahren besten Freunde des Menschen so bekannt gemacht, daß sein Bild nicht allein nichts Schreckendes mehr für mich hat, sondern recht viel Beruhigendes und Tröstendes! Und ich danke meinem Gott, daß er mir das Glück vergönnt hat, ihn als den Schlüssel zu unserer wahren Glückseligkeit kennenzulernen. — Ich lege mich nie zu Bette, ohne zu bedenken, daß ich vielleicht (so jung als ich bin) den andern Tag nicht mehr sein werde — und es wird doch kein Mensch von allen, die mich kennen, sagen können, daß ich im Umgange mürrisch oder traurig wäre."

Der dramatische Atem des „Don Juan" hat dann das höchste Drama auch im Symphoniker Mozart hervorgetrieben: in dem begnadeten Sommer 1788 entstehen in drei einander folgenden Monaten, Juni-Juli-August, die drei letzten Symphonien: es-dur-, g-moll-, c-dur-Symphonie — nur zu fassen als eine



Heute Freytag den 30ten September 1791.

Werden die Schauspieler in dem kaiserl. königl. privil. Theater auf der Wieden die Ehre haben aufzuführen

Zum Erstenmale:

Die

Zauberflöte.

Eine grosse Oper in 2 Akten, von Emanuel Schikaneder.

Personen

Sarastro,	Hr. Gerl.
Tamino,	Hr. Schack.
Sprecher,	Hr. Winter.
Erster)	Hr. Schikaneder der ältere.
Zweiter) Priester.	Hr. Kistler.
Dritter)	Hr. Moll.
Königin der Nacht.	Mad. Hofer.
Pramina ihre Tochter.	Mlle. Gottlieb.
Erste)	Mlle. Klöpfer.
Zweite) Dame.	Mlle. Hofmann.
Dritte)	Mad. Schack.
Papageno.	Hr. Schikaneder der jüngere.
Ein altes Weib.	Mad. Gerl.
Monostatos ein Mohr.	Hr. Mouseul.
Erster)	Hr. Giesla.
Zweiter) Sklav.	Hr. Frasel.
Dritter)	Hr. Starke.

Priester, Sklaven, Gefolge.

Die Musik ist von Herrn Wolfgang Amade Mozart, Kapellmeister, und wirklicher K. K. Kammerkompositeur, Herr Mozard wird aus Hochachtung für ein gnädiges und verehrungswürdiges Publikum, und aus Freundschaft gegen den Verfasser des Stücks, das Orchester heute selbst dirigiren.

Die Bücher von der Oper, die mit zwei Kupferstichen versehen sind, wo Herr Schikaneder in der Rolle als Papageno nach wahrem Kostum gestochen ist, werden bei der Theater-Kassa vor 30 kr. verkauft.

Herr Gehl Theatermahler und Herr Neslthaler als Dekorateur schmeichelt sich nach den vorgeschriebenen Plan des Stücks, mit möglichsten Künstlersfleis gearbeitet zu haben.

Die Eintrittspreise sind wie gewöhnlich.

Der Anfang ist um 7 Uhr.

Theaterzettel der Erstaufführung von Mozarts „Zauberflöte" in Wien.
Salzburg, Mozart-Museum

einzige große Trilogie. Wer sie je in einer Folge gehört hat, der weiß, daß diese Form Mozarts, die so allein der Form Beethovens gegenüber sich behauptet, nicht einem Programm oder theoretischen Experiment entstammt, sondern aus einer Seelen-Spannung geboren ist, die in ihrer Fülle und Vielfalt kaum begreiflich scheint: da jeweils vier blühend reiche Akte seelischen Geschehens: als beglückte Welt, als umdüsterte Welt, als frei-gelöst-triumphierende Welt, unerschöpfliche Spiegelungen des gleichen Wesens zusammenfügen, das in der einen überlieferten Form der Handlung sich nicht mehr genügte.

Bald treibt die Not den Meister, sein Glück noch einmal außerhalb Wiens zu versuchen und in der Welt sich umzusehen — die Reisen nach Norddeutschland 1789 und nach Frankfurt 1790 geben davon Zeugnis. Wohl entzückt er wieder in Dresden und Berlin den Hof mit seinem Spiel, aber der Verdienst deckt kaum die Reise — er muß seiner Frau schreiben, daß sie bei der Rückkehr sich mehr auf ihn als aufs Geld freuen dürfe. In Leipzig, in der Thomaskirche, meint der alte Doles, sein Lehrer Bach sei wiederauferstanden, so gewaltig spielt er die Orgel. Dort ist es, wo er von den Thomanern eine Bachsche Motette hört und mit wachsendem Erstaunen die Stimmen anderer Werke durchsieht — man wird die Spuren dieses Eindrucks in seinen beiden letzten Werken finden. In Berlin ist er bei einer Aufführung seiner „Entführung" anwesend; da soll ihn die Darstellerin des Blondchens, Henriette Baranius, gefesselt haben; auch berichtet man eine Begegnung mit dem jungen Tieck. Das einzige, was er mit heimbrachte, war der Auftrag, sechs Quartette für den König zu schreiben.

Die erschütternden Briefe an seinen Freund Puchberg, den er immer wieder um Geld und Geld anfleht, lassen ahnen, welche Verhältnisse er bei seiner Rückkehr in Wien vorfand; und die Briefe an seine Frau, die damals in Baden bei Wien zur Kur ist und der er ihr leichtfertiges Wesen vorwerfen muß, machen es gewiß, daß zu dem materiellen Elend noch schlimmster Seelenschmerz kam. Und was ist die Antwort des Genius in ihm auf all die Marter und Erschütterung? — die überlegenste philosophische Musik, die je einem Liebenden des Lebens gelang! Ein letzter Auftrag des Kaisers Joseph II. hat ihm „Così fan tutte" zum Text einer Opera buffa gegeben — und da steht nun in leichten schmeichelnden scheinbar glatten Weisen die Tat der Erkenntnis da: alles Dasein in seinen letzten Trieben ganz durchleuchtend spricht lächelnd-verzeihendes Denkertum. Es ist nicht mehr tragische Gestalt, leidenschaftlich-lebenswirklich geformt, sondern der Mensch als bloße Maske durchschaut — alle nur sind Masken des einen gierigglühenden Lebenswillens, vor dem die Begriffe Treue und Untreue wesenlos sind, der als das eine in allen alle Kreatur dionysisch berauschend umarmt.

Das war die Kehrseite dieser schönen Welt, die einer einmal erblickt und, statt zu erstarren, liebend bejaht. Aber das ist auch der Abschied von wirklicher Welt — der nun selber von ihr Scheidende wendet sich noch einmal dem Märchen, dem Traum der Vollkommenheit zu. Schikaneders deutsche Zauber-Oper wird

wahrhaft zur tönenden „Zauber-Flöte" — alle sehnende Liebe und verklärte Güte entströmt noch einmal rein und ewig diesem Herzen. Noch einmal erscheint, aber wie ins Kinderreich der Unschuld erlöst, die Dämon-Doppelheit, die durch alle Opern ging: Tamino und Papageno, Weisheits-Freundschaftsstreben des geistigen Menschen und kindhaft-liebes Narrenspiel der irdischen Natur sind Offenbarung der gleichen schenkenden Macht; und durch Weihen und Prüfungen ziehen Verklärte uns entschwindend in den Sonnentempel der letzten Weisheit und Güte ein.

Aber während die unvergänglichen Weisen nun endlich die Herzen der Menschen wirklich treffen und eine Aufführung nach der andern den einmal erreichten Triumph des Genius verkündet, liegt Mozart zum Sterben hingestreckt, den bitteren Todesgeschmack schon auf der Zunge. Er ist noch einmal, schon schwerkrank, nach Prag gefahren, seinen lieben Pragern, den einzigen, die ihn bei Lebzeiten erkannten, zur Krönung Leopolds II. seine „Clemenza di Tito", auch ein Werk der verzeihenden Güte, aufzuführen. Rastlos schafft er weiter; auf der Reise, nach der Rückkehr: er will das Requiem vollenden, das der geheimnisvolle Unbekannte bei ihm bestellt hat und von dem er weiß, daß es die eigne Totenmesse sein wird. Am Tag vor seinem Tode verfolgt er fiebernd noch im Geist die „Zauberflöte", die eben wieder über die Bühne geht, mit der Uhr in der Hand — jetzt kommt die Königin der Nacht — jetzt singt Papageno: „einmal möchte ich doch noch meine Zauberflöte hören" — und er summt sein Lied leise vor sich hin. Noch versucht er am Requiem zu arbeiten, zu diktieren; aber im Lacrymosa verläßt ihn die Kraft; er muß bitterlich weinen und legt die Partitur beiseite. Die Ärzte wissen keinen Rat; man behandelt ihn auf Gehirnentzündung und verordnet ihm kalte Umschläge auf den Kopf, die ihn so erschüttern, daß er das Bewußtsein verliert. In wirren Phantasien scheint ihn immer noch das Requiem zu beschäftigen; er versucht noch mit dem Munde die Pauken nachzuahmen. Nach Mitternacht am 5. Dezember 1791 ist es zu Ende.

Klar und gefaßt hatte er dem Tode entgegengesehen — und wollte doch ungern scheiden: ein paar Tage vor seinem Tode hatte der ungarische Adel ihm tausend Gulden jährlich angetragen, und von Amsterdam kam noch ein günstigeres Angebot, das aller Not ein Ende gemacht hätte. Kaum glaublich ist, was bei seinem Begräbnis sich ereignet: der Musik-Gönner Van Swieten bringt es über sich, den Rat zu geben, wegen der großen Dürftigkeit Mozart in einem Armengrab beizusetzen, das zwanzig und mehr Särge faßt. Da läßt man ihn einsam hinab; denn die wenigen Freunde, die seine Bahre begleiteten, sind beim Tore umgekehrt, als ein heftiges Schnee- und Regenwetter sie überfällt. Die große Schmach, die man ihm antut, hat etwas an sich von Scheu und Ehrfurcht vor einem nicht mehr menschlichen Geschehen — der Dämon hat ein letztes Mal die Hand im Spiel. Er scheidet ihn im Tod von den Menschen, wie er ihn innerlich im Leben von ihnen schied. Die Menschen-Geist-Geschichte ist reicher um ein tiefsinnigstes Symbol: der glühendste Sänger des Lebens, er konnte auf dieser Erde nicht anders leben und sterben.

Justus Möser

1720—1794

Von

Werner Pleister

Dem Reisenden, der die Verbindung zwischen Berlin und Holland sucht, öffnet sich hinter Minden eine schönheitsreiche, satte Landschaft. Er durchfährt die Porta Westfalica, und sein Blick findet in dem Tal zwischen dem Teutoburger Wald und dem Wiehengebirge Wälder, Wiesen, Höfe und Dörfer in mannigfaltiger Abwechslung. Einsam liegen Bauernsitze, überschattet von mächtigen Eichen. An ihrem Gipfel ragen die Irminsule oder die gekreuzten Pferdeköpfe, uraltes germanisches Brauchtum, das in der Gegenwart noch seinen Platz behauptet. Vom Teutoburger Wald her schimmert das Denkmal Hermanns des Befreiers. Hier wurden die Römer geschlagen. Kundige Gelehrte bemühen sich seit Jahrhunderten, das Schlachtfeld zu finden. Man sucht es bei Detmold, ebenso in der Nähe Osnabrücks, oder in den Wäldern von Tecklenburg. Vom Wiehengebirge grüßt hinter Melle eine Burgruine, die Diederichsburg. Von hier holte sich Heinrich I. seine Frau. Sie war ein Nachkomme Wittekinds, dessen Heimat der Zug durcheilt. In Enger liegt der Sachsenherzog begraben, nahe bei Osnabrück wird noch heute im Nettetal die „Wittekinds-Burg" gezeigt, mag auch die Wissenschaft die Erdwälle auf der Höhe des dichten Buchenwaldes anders deuten. Überall in dieser Landschaft sind Hünengräber verstreut, die mit dem Stammesherzog in Verbindung gebracht werden. In einem sucht der Volksglaube heute noch seinen in einem goldenen, silbernen und eisernen Sarg geborgenen Leib, ein anderer Grabstein ist durch Karl den Großen mit der Reitpeitsche gespalten, als er dem zweifelnden Wittekind die Macht des Christengottes zeigen wollte. Schwere große Menschen wohnen in dieser Gegend. Sie lassen sich an Treue nicht übertreffen. Auf der Burg Iburg besehen sich die Bauern noch heute das Gewand des Bischofs Benno von Osnabrück, der Heinrich IV. auf dem mühsamen schweren Alpenübergang nach Canossa begleitete. „Aber bei euch in Westphalen ist das ein Wust von runden ehrlichen Leuten, die man ohne Schaden nach dem Gewicht verkaufen könnte; man erstickt bei eurer vielen Gesundheit, und eure sogenannten Damen haben eine Physiognomie, wobei einem angst und bange werden sollte, wenn sie nicht zum Glück für uns vernünftig wären. Sie haben nichts von dem sanften Gelispel, nichts von der zärtlichen Mattigkeit, nichts von der zitternden Empfindsamkeit, und überhaupt nichts von der unaussprechlich Morbidezza, welche die geringste Bürgerin in Paris sich, so oft sie will, zu geben weiß.... Ich begreife gar nicht, wie es sich in einem solchen Lande leben läßt,

wo die Leute nichts thun, als arbeiten, essen, schlafen und sich wohl befinden; wo man keinen König zu bedauern, keinen Minister zu verfluchen, keine Gräfin zu kreuzigen, keine Commis zu spießen, keine Verordnung zu stoppen, keine Freunde zu stürzen, keine Großen zu hassen, keine Parteien zu erheben und keine Krankheiten zu erzählen hat; wo es keine Männer zu betrügen, keine Weiber zu verführen, keine Tugend zu kaufen oder zu verkaufen, keine Patrioten zu erhandeln und keine Betrüger zu verehren gibt; kurz, wo die Übertretung aller zehn Gebote Gottes einem so wenig Ansehen als Vergnügen gibt."

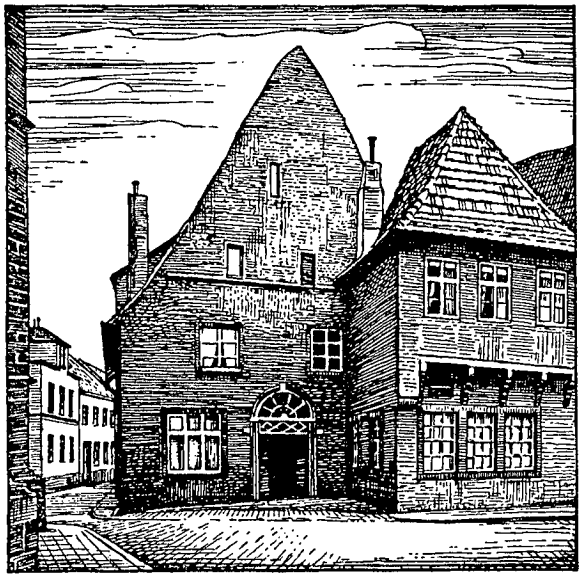
So läßt im achtzehnten Jahrhundert ein Schriftsteller die Bewohner dieser Gegend schildern. Das sind die Bauern des Osnabrücker Landes, wie sie heute noch auf ihren Höfen sitzen. Der sie im Zeitalter der Aufklärung schon so in ihrem eigenen Wert erkannte, ihre Gewohnheiten erforschte, ihre Tradition und ihre Ehre als Muster der Zeit hinzustellen wagte, ist Justus Möser, aus dessen Beiträgen zu den Osnabrücker Intelligenz-Blättern die eben angeführten Zitate stammen. Diese Zeitungsaufsätze erlangten schon zu ihrer Zeit eine große Berühmtheit. Sie wurden gesammelt herausgegeben unter dem Titel „Patriotische Phantasien", und mancher Gebildete der Gegenwart erinnert sich ihres Verfassers als eines Mannes, dem der Geruch des Bodens anhaftet, der im Rufe eines Patriarchen der Stadt Osnabrück steht, der einen Entwurf zur Neugestaltung der deutschen Geschichte vorlegte, und der — doch das wissen schon nur noch wenige — es zu seiner Zeit wagen durfte, die deutsche Sprache und Dichtung gegen Friedrich den Großen in einer Schrift zu verteidigen, die von den Zeitgenossen als die beste Antwort gegen einen falschen Angriff gewertet wurde und heute noch so gelten darf. So wird Mösers Name seit dem Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts immer wieder genannt, wenn von Volkstum, von deutscher Geschichte, von Würde und Ehre des Staates gesprochen wird; von niemandem klingender und treffender als von Goethe, der in „Dichtung und Wahrheit" von dem Eindruck dieser kleinen Zeitungsaufsätze auf seine Entwicklung folgendes Zeugnis ablegt: „Mißfiel es nun dem jungen Autor keineswegs als ein literarisches Meteor angestaunt zu werden, so suchte er mit freudiger Bescheidenheit den bewährtesten Männern des Vaterlands seine Achtung zu bezeigen, unter denen vor allen andern der herrliche Justus Möser zu nennen ist. Dieses unvergleichlichen Mannes kleine Aufsätze staatsbürgerlichen Inhalts waren schon seit einigen Jahren in den Osnabrücker Intelligenzblättern abgedruckt und mir durch Herder bekannt geworden, der nichts ablehnte, was irgend würdig zu seiner Zeit, besonders aber im Druck sich hervortat. Mösers Tochter, Frau von Voigts, war beschäftigt, diese zerstreuten Blätter zu sammeln. Wir konnten die Herausgabe kaum erwarten. Und ich setzte mich mit ihr in Verbindung, um mit aufrichtiger Teilnahme zu versichern, daß die für einen bestimmten Kreis berechneten wirksamen Aufsätze, sowohl der Materie als der Form nach, überall zum Nutzen und Frommen dienen würden." Die längere Schilderung der Möserschen Arbeit schließt mit folgendem Ausblick: „Ein

solcher Mann imponierte uns unendlich und hatte den größten Einfluß auf eine Jugend, die auch etwas Tüchtiges wollte und im Begriff stand, es zu erfassen. In die Formen seines Vortrages glaubten wir uns wohlauf finden zu können; aber wer durfte hoffen, sich eines so reichen Gehalts zu bemächtigen und die widerspenstigen Gegenstände mit so viel Freiheit zu handhaben?" Das schmale Bändchen dieser berühmten Aufsätze wurde für Goethe von entscheidender Bedeutung. Bei der ersten Unterhaltung, die er mit dem jungen Herzog von Weimar hatte, lagen die „Patriotischen Phantasien" auf dem Tisch. „Frisch geheftet, unaufgeschnitten. Da ich sie nun sehr gut, die Gesellschaft sie aber wenig kannte, so hatte ich den Vorteil, davon eine ausführliche Relation liefern zu können, und hier fand sich der schicklichste Anlaß zu einem Gespräch mit einem jungen Fürsten, der den besten Willen und den besten Vorsatz hatte, an seiner Stelle entschieden Gutes zu hören."

Keine Begebenheit mag besser die praktische Wirkung des Osnabrücker Staatsmannes zeigen, der in seinem Leben nur selten die Grenzen seines kleinen Vaterlandes, das viereinhalb Meilen im Geviert betrug, überschritten hat. Dieser Mann hat wahrlich den Besten seiner Zeit genug getan. Hamann und Herder, Lessing — es hieße alle bedeutenden Männer des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland aufzählen — wollte man alle nennen, die ihm Bewunderung und Dank zollten. Seine Wirkung auf die Nachfolger ist bis heute unablässig. Varnhagen von Ense bezeugt ihm nach den Freiheitskriegen, „daß seit der Befreiung von der Fremdherrschaft im deutschen Staats- und Volksleben nichts Wichtiges vorgegangen, wobei nicht die Ideen Mösers mit tätig gewesen, ja sich als ausgesprochene Richtungen mehr oder minder geltend gemacht hätten". Die neue Geschichtsschreibung verehrt ihn als den ersten Künder einer wirklichen Volksgeschichte, die in der Vergangenheit die Voraussetzung der Gegenwart sieht. Roscher sah in ihm den Vater der historischen Rechtsschule. Dilthey nannte ihn den Begründer der modernen Nationalökonomie. Savigny pries ihn, daß er „mit großartigem Sinn überall die Geschichte zu deuten suchte". Lujo Brentano würdigte ihn noch 1897 als den Vater der preußischen Agrarreform. Im achtzehnten Jahrhundert steht sein Name auf einem der ehrwürdigsten Bücher der Geschichte des deutschen Geistes: Die Schrift „Von deutscher Art und Kunst", mit der 1773 von Straßburg aus die „Deutsche Bewegung" eingeleitet wurde, enthielt neben Goethes Aufsatz über den Meister des Straßburger Münsters und Herders Abhandlung über das Volkslied Mösers Einleitung zur Osnabrückischen Geschichte.

Dieser außerordentliche Mann ist nicht denkbar ohne seine Heimat, ohne ihre Einrichtung, Menschen und Gebräuche. Er war kein Bücherschreiber, kein Theoretiker, kein Räsoneur. In allem anders als seine Bewunderer und schreibenden Zeitgenossen. Er schrieb ungern, begann seine Entwürfe zwanzigmal, wendete den zu behandelnden Gegenstand hin und her, betrachtete ihn nach Advokatenweise von verschiedenen Seiten. Alle seine Forschungen erfolgten nach den Bedürfnissen

der Praxis. Er füllte den Beruf eines Advokaten und Regierungsvertreters mit ganz neuem Leben. Er forschte in der Vergangenheit, um die Gegenwart zu verstehen. Er faßte das lebendige Leben und suchte ihm sein Recht zu geben. Er vermied abstrakte, starre Formen und suchte das Besondere jedes überlieferten Brauches oder jeder bestehenden Rechtsgewohnheit. Er sah — wie es der junge Goethe vom neuen historischen Sinn sagt — „Vergangenheit und Gegenwart in eins". An die Stelle des Schemas, der verstandesmäßigen Konstruktion wagte er das Leben, das tief gefühlte Geheimnis zu setzen. Er findet, daß es „ein so gar übler Tausch nicht sei, wenn man ein Stück Herz statt Hirns von der Natur erhalten hat" (in einem bisher unveröffentlichten Brief an Sophie La Roche). Hier liegt seine große Bedeutung für das achtzehnte Jahrhundert, daß er der wahren Stimme des Herzens wieder Ausdruck gab. Für die mitreißende, fast umstürzlerische Genialität des Sturmes und Dranges war er zu früh geboren. Die Arbeit des Tages und eine nicht leicht erworbene Selbstbeherrschung und Pflichtbejahung ließen ihn zurückhaltend sein. „Die jungen Genies wissen die gemeinsten Sachen nicht anzugreifen. Sie sind allumfassend und allzugewaltig, besitzen Horn- und Stoßkraft, wollen die Natur gebären helfen und können kein Protokoll fassen." So stand er vermittelnd zwischen zwei großen Bewegungen. Er überwand die Aufklärung und gab die Kraft des Herzens, der Tradition und der Ehre einer jüngeren Generation weiter. Goethe bekannte von dem alten Möser, der das deutsche Volk vor der Welt in der Verteidigungsschrift gegen Friedrich den Großen pries: „Er hat uns doch eigentlich in dieses Land gelockt und uns weitere Gegenden mit dem Finger gezeigt, als zu durchstreifen erlaubt werden wollte." Es war kein einfacher und gerader Weg, den der Osnabrücker Staatsmann, Journalist und Historiker gehen mußte, um diese geistige Befreiung für sich und den deutschen Geist zu vollbringen.



Mösers Geburtshaus am Marktplatz von Osnabrück

Das Haus, in dem Justus Möser am 14. Dezember 1720 geboren wurde, liegt am Markte der alten Hansestadt Osnabrück. Es wird überragt von den schlanken gotischen Türmen der evangelischen Marienkirche. Ihm schräg gegenüber liegt das

breite Rathaus, dessen Vorderfront geschmückt ist mit den Standbildern der deutschen Kaiser und Könige, die der Gründung Karls des Großen Rechte und Privilegien verliehen. Als Zeugnis der Wirksamkeit Karls überschatten die wuchtigen romanischen Türme des katholischen Doms den engen, von hohen Giebelhäusern umsäumten Markt. Hier trieb der Sohn des Kanzleidirektors und Konsistorialpräsidenten, der Enkel des Pastor primarius an St. Marien und des Bürgermeisters der Stadt seine ersten Spiele. Hier umfing ihn die Welt, die der Stadt ihre Gesetze gab. Von der dem Rathaus breit vorgelagerten Treppe war 1648 der Westfälische Friede verkündet worden, dessen Bestimmungen das Stift Osnabrück zu einem der eigentümlichsten Gemeinwesen der Zeit gemacht hatten. Über das Stift Osnabrück hatte keine Einigung erzielt werden können. Konfessionelle Gegensätze, ständische Privilegien, landesherrliche Befugnisse waren unvereinbar. So wurde eine Kompromißform gefunden, die Capitulatio perpetua: es sollte abwechselnd ein frei zu wählender katholischer Bischof und ein protestantischer Bischof aus dem braunschweig-lüneburgischen Hause regieren, wobei konfessionelle Toleranz vorausgesetzt wurde. Den Ständen wurden ihre Privilegien und Vorrechte garantiert. Dem Landesherrn direkt unterstand nur das landesfürstliche Beamtentum. Geistliche, Stände und Bürger, die den Hauptteil der Beamten und unzähligen Advokaten stellten, waren die widerstrebenden Gewalten dieser Regierungsform eines kleinen Bezirkes, der nach Mösers Schätzung 110000 Seelen umfaßte. Hier mußte der Weizen der Advokaten blühen. Bei einer Einwohnerzahl von 6000 Menschen waren in der Stadt Osnabrück 33 Advokaten tätig. Der Sohn des Kanzleidirektors des protestantischen Bischofs konnte auch nichts anderes werden als Jurist. Schon die kindlichen Spielereien zeigten Advokatenform. Die Schulbildung auf dem Gymnasium des Rates erzog zu eleganter Eloquenz, machte vertraut mit lateinischer und griechischer Klassik, führte ein in die Popularphilosophie des Aufklärers Wolff. Der Abiturient Möser verlas als Abschiedsrede ein großartiges Carmen heroicum, in dem er schwer losfuhr gegen die „große Masse von Büchern, durch die die literarische Welt bedrückt wird". Unter einer Last von Büchern ist der junge Student nicht erstickt. Er hörte in Jena Geschichte und Recht, machte sich seine eigenen Gedanken zur Lehrweise der Professoren, die am Nachmittag Geschichte lesen „in Hoffnung, die Annehmlichkeit des historischen Vortrags werde vermögend sein, den durch bereits getane Arbeit oder durch die genossenen Speisen einigermaßen unterdrückten Geist zu erwecken und aufzumuntern". Von der großen, in der Gegenwart wirkenden Macht der Geschichte konnte der junge Student von den Universitätsprofessoren seiner Zeit nichts erfahren.

Auch in Göttingen, das er nach den Jenenser Semestern besuchte, war es nicht besser. Er lernte die Reichshistorie in neun Perioden, nach den Regierungszeiten der Kaiser abgeteilt, mit besonderer Berücksichtigung der menschlich-absonderlichen Umstände und galanten Erlebnisse, Todesursachen und merkwürdiger sonstiger

privater Schicksale der historischen Personen. Nationale Lebenszusammenhänge fehlten. Deutschland war nur ein Name. Unzählige Kleinstaaten verzettelten die Kräfte des Imperiums, das repräsentiert wurde durch die sich ständig häufenden, verstaubten Aktenberge des Reichskammergerichts in Wetzlar und die endlosen Diskussionen des Reichstages zu Regensburg. Wie ein Blitz zuckte in diese räsonierende Langeweile der Staaten die Tat des jungen Preußenkönigs, der einen Krieg zur Vertretung seiner Rechte wagte und 1742 Österreich seine Forderungen durch die Tat abverlangen konnte. Sofort entzündet sich das Herz des jungen Rechtsstudenten Justus Möser aus dem Stift Osnabrück zu einer Ode zum Preise „der weisen und tapferen Regierung Seiner Königlichen Majestät in Preußen Friederichs". Es ist ein erstes Aufflammen der Verehrung historischer Größe des Königs, dem der alte Möser am Schlusse seines Lebens wieder die Hand hinreichen sollte in einer gemeinsamen deutschen Verbundenheit. Der Student mußte allerdings, bevor er diese eigenen Wege fand, noch lange im Irrgarten der spielerisch-tändelnden Gesellschaftsdichtung der Zeit umherirren. Denn so sehr er auf das juristische Berufsziel, dauernd ermahnt durch den besorgten Vater, ausgerichtet sein mochte, seine Neigung gehörte der Dichtung. Und noch lange nachdem er in Osnabrück in die Zahl der Advokaten aufgenommen und zum Sekretär der Ritterschaft bestellt worden war, klagte er über die Berufsfesseln, die ihn am Dichten hinderten. Er wollte zu den Dichtern à la mode gehören und gab ein Wochenblatt im Stile der eleganten Welt heraus: „Versuch einiger Gemählde von den Sitten unserer Zeit." Seine Absicht: „dieses angenehme Betragen (das der Franzose ein gewisses ich weiß nicht was — nennt), möchten wir auch gern in unsere Gesellschaft einführen. Wir wollen, daß ein jeder von Ihnen nach der Lesung unserer Blätter sich selbst schöner, lebhafter und vernünftiger vorkäme als vorher." Das stand noch weit ab von dem Lebenswerke des Mannes, dessen dreißig Jahre später veröffentlichte Aufsätze etwas ganz anderes erstrebten: „Jeder Landmann sollte sich hierin fühlen, sich heben und mit dem Gefühl seiner eigenen Würde auch einen hohen Grad von Patriotismus bekommen. Jeder Hofgesessener sollte glauben, die öffentlichen Anstalten würden auch seinem Urteil vorgelegt; der Staat gäbe auch ihm Rechenschaft von seinen Unternehmungen, und zu den Aufopferungen, die er von ihm fordere, würde auch seine Überzeugung erfordert." Der junge Advokat mußte erst die ganze Stufenleiter der Aufklärung durchmessen, um zu dieser Beschränkung auf das wirkliche Leben zu kommen, die seinen Gedanken allerdings die Vertiefung gab, die ewige Dauer gewährleistet.

Der elegante junge Schriftsteller versuchte sich zunächst weiter auf dem Umwege über die Dichtung, griff sich aber doch für ein Drama ein vaterländisches Thema, den Arminius, allerdings nur um zu versuchen, „die wahre Menschenliebe von einer gewissen Seite zu schildern". Gleichwohl rückten dabei dem werdenden Staatsmann Probleme des Verhältnisses von Politik und Moral in den Vordergrund, und den Historiker interessierte plötzlich das Leben der Vorfahren. Er hatte

in der Berufsarbeit seine Landsleute auf den Bauernhöfen kennengelernt und fand bei der Lektüre des Tacitus, daß sie sich seit der alten Zeit nicht so sehr geändert hatten. Er stellte unter diesem lebendigen Eindruck eine kämpferische These auf, mit der er die Meinung bekämpfte, „daß unsere Vorfahren solche Klötze gewesen, als man sich gemeiniglich bei dem ersten Anblick des Tacitus einzubilden pflegt". Er entwarf mit vielen Bemühungen, mit allgemein menschlichen Erwägungen, Deutung aufgefundener Münzen und Wahrscheinlichkeitsschlüssen ein Bild der damals schon hochstehenden germanischen Kultur und legte besonderen Wert darauf, nachzuweisen, daß sie der der Römer in keiner Weise nachstand. Diese Vorrede zu dem Drama „Arminius" ist wichtiger als das mühselig zusammengebaute Stück, das es allerdings zu einer Aufführung in Wien brachte. Möser hat sich später noch manchmal theatralisch versucht, aber mehr gelegentlich als mit ernstem dichterischem Aufwand. Zwei Komödien sind verlorengegangen. Wir werden ihren Verlust nicht zu bedauern haben. Am „Arminius" ist heute nur noch die Beobachtung wertvoll, wie schon bei diesem großangelegten dichterischen Versuch, eine rechte Tragödie zu schreiben, sich der Historiker, der Forscher, der Deuter der Vergangenheit und der Vorfahren vor den spekulativen Poeten drängte. Fast gleichzeitig mit dem Arminius-Drama verfaßte der junge Advokat denn auch verschiedene gelehrte Abhandlungen: einen historischen Versuch über die Religion der alten Germanen, eine Dissertatio de Theologia mystica et populari, verschiedene kleine historische Arbeiten mit Aktenveröffentlichungen, um dann zu zwei großen Abhandlungen auszuholen, in denen er entscheidende Ansätze zur Überwindung der Aufklärung fand. Einmal verteidigte er Luther gegen Voltaire, in der Methode noch aufklärerisch, aber doch schon mit einem Gefühl für die Bedeutung der lutherischen Sprache und Persönlichkeit, und zum andern wagte er eine große Auseinandersetzung mit Rousseau, die in dem aus historischer Überlegung und inzwischen mehr und mehr gewachsener Ehrfurcht vor dem Irrationalen wurzelnden Ausruf gipfelte: „O, mein wertester Herr Vikar! Glauben Sie gewiß, Ihre natürliche Religion ist gut, aber sie ist nicht hinlänglich."

Mit diesem Schreiben hatte er seinen historischen Blick gefunden. Er sah das, was ist, nicht das, was sein sollte. Und das, was ist, muß Sinn haben. Er wußte, daß es möglich ist, ihn theoretisch zu widerlegen. Aber ebenso fest stand ihm, daß nach Praxis und Erfahrung das Recht auf seiner Seite ist. Er benutzte die philosophischen Systeme der Zeit, die er genau kannte, nur noch, um seine Erfahrungen zu verdeutlichen, nicht, um nach ihnen die Welt zurechtzubiegen. Es ist die Haltung, die ihn von Karl dem Großen sagen ließ: „Ob seine Unternehmungen gerecht oder ungerecht gewesen, ist nach dem Siege eine vergebliche Untersuchung. Glück und Größe überheben ihn einer gemeinen Rechenschaft." Dieser Satz steht in der Osnabrückischen Geschichte, an der er inzwischen zu arbeiten begonnen hatte.

Neben den schriftstellerischen und gelehrten Arbeiten hatte der Sekretär der Ritterschaft seinen Beruf keineswegs versäumt. Schon 1747 wurde ihm die Stelle

eines Advocatus patriae übertragen. Man hat später aus diesem Namen eine Ehrenbezeichnung machen wollen. Aber er bedeutete nichts anderes als den Auftrag, zusammen mit zwei katholischen Advokaten die Prozesse des Staates zu führen. Als Sekretär der Ritterschaft übernahm Möser die Vertretung der ständischen Rechte. 1762 erhielt er noch eine juristische Aufgabe, er wurde Kriminaljustitiar beim Kriminalgericht. Ein Jahr vorher war der katholische Bischof Clemens August verstorben. Eine Neuwahl verzog sich während der Wirren des Siebenjährigen Krieges, der Osnabrück zum Heerlager der verschiedenen Parteien machte. Statt des Domkapitels, das gesetzliche Regierungsansprüche während dieser Zeit hatte, übernahm Georg III. von England die Regierungsgewalt und behielt sie bei, als 1764 sein unmündiger zweiter Sohn zum Bischof von Osnabrück gewählt wurde. Die Regierung wurde zwei hannoverschen Räten übertragen, denen Möser als Konsulent zugeteilt war, bis er 1768 offiziell zum Regierungsreferendarius ernannt wurde. Er hatte den Auftrag, der Regierung über alle Vorgänge Bericht zu erstatten. Damit war er der eigentlich maßgebende Mann des Stiftes und blieb es bis an sein Lebensende. Er diente also eigentlich gleichzeitig mehreren Herren. Es war seine Aufgabe, zu vermitteln, Recht zu suchen, wo er es finden konnte, hin und her zu rücken, um aus Mißverhältnissen Ordnung zu machen, um Entscheidungen zu treffen, wo dem Gegner mit Verzögerung gedient war, ein Beruf, der alle Gefahren der Unentschiedenheit, diplomatischen Verschlagenheit und Verfeindung in sich barg. Möser löste diese Schwierigkeiten beispielhaft. Er konnte am Schlusse seines Lebens von sich selbst aus schreiben: „Ich kann mit Wahrheit sagen, daß mich in den fünfzig Jahren vieles erfreuet, wenig betrübt und nichts gekränkt habe, ungeachtet ich in sehr besonderen Verhältnissen stehe, indem ich Herren und Ständen zugleich diene, für diese die Beschwerden und für jene die Resolutionen angebe, et sic vice versa. Aber was kann man nicht, wenn man ein langjähriges Vertrauen für sich hat? Am Ende ist doch für Kläger und Beklagte der liebe Friede das Beste, und zu diesem Zwecke kann man wohl mehreren Herren zugleich dienen."

Aus dieser Äußerung darf nicht geschlossen werden, man habe es hier mit einem Kompromißler oder Paktierer zu tun. Die verschiedenen gegeneinander kämpfenden Gewalten des politischen Bezirks, in dem Möser tätig sein mußte, sind gekennzeichnet. Ein einheitliches Recht gab es nicht. Zumal den ländlichen Schwierigkeiten, der Regelung des bäuerlichen Besitzes, Erbfolge, Mitgift, Sterbeversorgung war das bestehende formale Recht, am wenigsten das römische Recht gewachsen. Hier hieß es zurückgehen auf bestehende Gewohnheiten, auf verliehene Privilegien, ja auf mündliche Überlieferung. Es galt, ein lebendiges Recht da zu schaffen, wo das tote Recht offensichtlich falsch und unzureichend blieb. Was sollten die Bauern in dieser Lage tun? „Mit Betrübnis sah ich es an, wie die armen Leute, wenn sie in einen Rechtshandel verwickelt wurden, in der Stadt umherirrten und einen guten Rat suchten." Hier entfaltete sich Justus Mösers

reiche Menschlichkeit zu farbiger Mannigfaltigkeit. Er lernte das Volk kennen, und nun war er bemüht, daß das Volk auch die Regierung kennenlernte, daß es sich einem Gemeinwesen zugehörig fühle und wisse, welche Verantwortung in den staatlichen Entscheidungen liege.

Der Advokat wurde zum Journalisten. Er gründete eine neue Zeitung, diesmal aber nicht für die elegante oder gelehrte Welt, sondern eben für das Volk: die wöchentlichen Osnabrückischen Intelligenzblätter, die später den Namen „Westphälische Beiträge zum Nutzen und Vergnügen" erhielten. Hier schrieb er wöchentlich den Leitartikel, unendlich wechselnd in der Form, als Erzählung, als Dialog, als Gutachten, als Briefwechsel, immer nur um das eine bemüht, dem Volke verständlich zu sein und das Volk in seinem Eigenleben und seinen Sonderrechten, seiner Erfahrung und seiner Tradition verständlich zu machen. Die Sammlung dieser Aufsätze, herausgegeben unter dem Titel „Patriotische Phantasien", darf als eines der wichtigsten Bücher des achtzehnten Jahrhunderts gewertet werden. Es ist schwer, einen nur einigermaßen erschöpfenden Überblick zu geben über den Reichtum an praktischer Lebensweisheit, Volkskenntnis, politischer Erziehung und historischer Deutung, die hier in einer so lebendigen Sprache gegeben wird, daß man an manchen Stellen denken könnte, das sei unmittelbar für den heutigen Tag, ja direkt als Antwort auf heute brennende Probleme geschrieben. Einige Überschriften: „Reicher Leute Kinder sollen ein Handwerk lernen", „Klagen eines Mannes über den Putz seiner Frau", „Gedanken über die Mittel, den übermäßigen Schulden der Unterthanen zu wehren", „Trostgründe bei zunehmendem Mangel des Geldes", „Johann konnte nicht leben. Eine alltägliche Geschichte", „Schreiben eines westphälischen Schulmeisters über die Bevölkerung seines Vaterlandes", „Schreiben einer Frau an ihren Mann im Zuchthause", „Von der Neigung der Menschen, eher das Böse als das Gute von anderen zu glauben", „Sie tanzte gut und kochte schlecht", „Über die zu unseren Zeiten verminderte Schande der Huren und Hurkinder", „Unterschied zwischen der Ehre in großen und kleinen Städten", „Es ist allzeit sicherer, Original als Kopie zu sein", „Sollte nicht in jedem Staate ein obrigkeitlich angesetzter Gewissensrath sein?", „Über die Feierstunde der Handwerker", „Vom Hüten der Schweine", „Ein westphälisches Minnelied", „Was ist die Liebe zum Vaterlande?", „Der Wirt muß vorauf! Von einer Landwirthin", „Große Herren dürfen keine Freunde haben wie andere Menschen". Man könnte die Aufstellung unendlich fortsetzen. Hier ist ein Meister der Journalistik am Werk gewesen, dessen Artikel nach Form und Inhalt beispielgebend sind und die nicht zu kennen auch heute noch für jeden Pressevertreter ein empfindlicher Nachteil ist. Aber darüber hinaus sind Mösers Gedanken wichtig für den Historiker, den Germanisten, für jeden, der sich um die Entwicklung und die Gestalt des deutschen Volkstums bemüht.

Es ist schwierig, aus diesen vielfältig verstreuten Aufsätzen ein Grundsystem Mösersche Lehre abzuleiten. Die große Zahl der verschiedenartigsten Abhandlungen

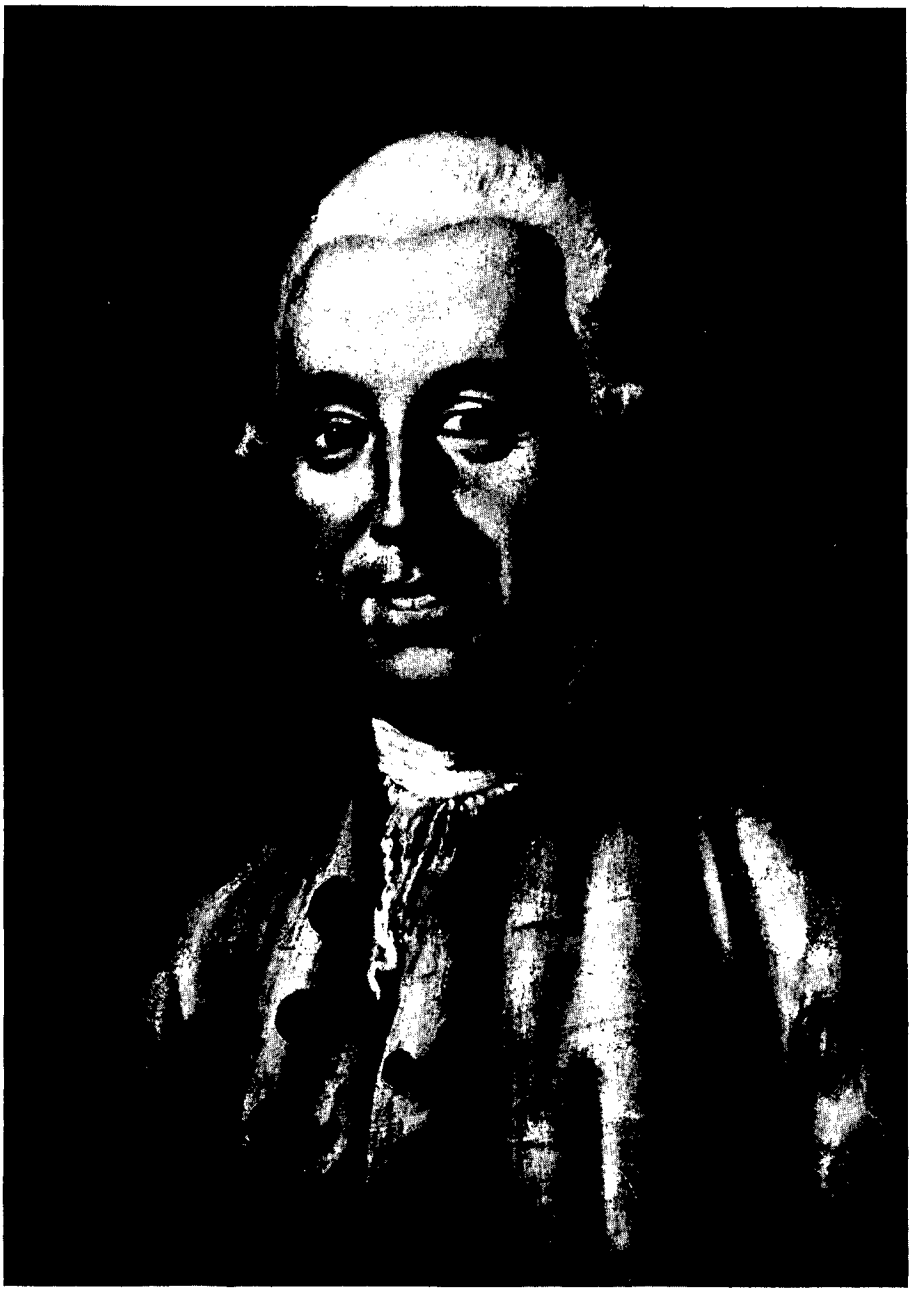
über Mösers Verhältnis zu Staat, Wirtschaft, Recht, Geschichte, Volkstum, Pädagogik, Dichtung, zu Goethe, Lessing, Herder zeigen ein vielfältiges Bemühen. Es kam Möser aber selbst nicht so sehr darauf an, eine Doktrin zu entwickeln. Man kann ihm kein System unterschieben. Deutlich und überall gleich ist nur die Haltung, aus der heraus er schrieb und die ihn weit abrückt von dem verstandesmäßigen Räsonnement des achtzehnten Jahrhunderts. In der Sprache des Herzens verteidigte er überall das Recht der Überlieferung, der Erfahrung, des lebendigen Eindrucks. Er schrieb aus praktischer Einsicht, die er erworben hatte in politischen Verhandlungen mit Vertretern aller Stände, in menschlicher Verbindung mit den Bauern und Bürgern des Osnabrücker Landes, auf einer ihn stark beeindruckenden Reise nach England. „Indem der Deutsche schreiben muß, um Professor zu werden, geht der Engländer zur See, um Erfahrungen zu sammeln." „Warum ich den praktischen Unterricht dem wissenschaftlichen vorziehe? Der wissenschaftliche Unterricht ist viel zu langsam; er läßt uns dasjenige nur stückweise erfahren, was wir im praktischen Unterricht auf einmal und im ganzen Zusammenhang erfassen." „So ist überall, wo die Gesetzgebung auf Erfahrung gebaut wird, Freude und Arbeit vermischt, und die eine dient der anderen mit mächtiger Hand."

In zahllosen Beispielen belegte Möser diese Behauptungen. Er handelte als praktischer Politiker, und während seiner Bemühungen um die Erkenntnis dieser Erfahrungen, ihrer Grundlagen, ihrer Wurzeln fand er plötzlich den Weg zu der Geschichte seines Volkes. Er beseitigte den Trennungsstrich, den die Aufklärung zwischen sich und der vorangehenden Geschichte gezogen hatte. Er sah plötzlich das Mittelalter nicht mehr als eine dunkle Brutstätte entsetzlicher Barbarei. Er hatte schon in seinen früheren Jahren mittelalterliche Poesie gesammelt und Schritte zur Herausgabe mittelhochdeutscher Lyrik unternommen, deren Handschriften in seinem Besitze waren. Nun lernte er auch die politische Größe dieser Zeit erkennen und ihre wirkende Bedeutung für die Gegenwart, in der er lebte. Er begriff, daß die neuen Zeiten „durchaus das Licht der alten nötig hätten". Er merkte die Unzulänglichkeit der bisherigen Geschichtsauffassung, wurde über diesen Überlegungen zum Geschichtstheoretiker, entwarf einen neuen Plan zu einer deutschen Geschichte und begann auf Reisen während des Siebenjährigen Krieges im Wagen mit den Skizzen zu einer „Geschichte des Osnabrücker Landes".

„Die Geschichte von Deutschland hat meines Ermessens eine ganz neue Wendung zu hoffen, wenn wir die gemeinen Landeigenthümer als die wahren Bestandteile der Nation durch ihre Veränderungen verfolgen, aus ihnen den Körper bilden und die großen und kleinen Bedienten dieser Nation als böse oder gute Zufälle des Körpers betrachten. Wir können sodann den Ursprung, den Fortgang und das unterschiedliche Verhältnis des Nationalcharakters unter allen Veränderungen mit weit mehrerer Ordnung und Deutlichkeit entwickeln, als wenn wir bloß das Leben und die Bemühungen der Ärzte beschreiben, ohne des kranken Körpers zu gedenken."

Nun teilt er die Entwicklung des deutschen Volkskörpers nach der Entwicklung der Freiheit ein. Er gab vier Epochen. Die erste, ihm die „güldene", ist die, wo jeder Ackerhof einen Eigentümer hatte, „wo nichts als hohe und gemeine Ehre in der Nation bekannt war". In der zweiten Periode werden die Gemeinden den Geistlichen, Bedienten und Reichsvögten aufgeopfert. In der dritten Periode verschwindet die gemeine Ehre völlig. Der ganze Reichsboden verwandelt sich in Lehn-, Zins- und Bauerngut, so wie es dem Reichsoberhaupte und seinen Dienstleuten gefällt. „Alle Ehre ist im Dienst ... die Ehre verlor sogleich ihren äußerlichen Werth, sobald der Geldreichtum das Landeigenthum überwog. Die vierte Periode hat dann schließlich die glückliche Landeshoheit oder vielmehr ihre Vollkommenheit entwickelt." Der tragende Grund der deutschen Geschichte, der eigentliche Geist der deutschen Verfassung, ist aber die „gemeine Ehre". Ihr Verlust schien Möser unersetzbar, und es gibt keine heftigere Kritik seiner Zeit als diese, mit der er die Klagen über das Schwinden der Ehre beschloß: „Religion und Wissenschaft hoben immer mehr den Menschen über den Bürger; die Rechte der Menschheit siegten über alle bedungene und verglichene Rechte. Eine bequeme Philosophie unterstützte die Folgerungen aus allgemeinen Grundsätzen besser als diejenigen, welche nicht ohne Gewährsamkeit und Einsicht gemacht werden konnten. Und die Menschenliebe ward mit Hülfe der christlichen Religion eine Tugend, gleich der Bürgerliebe, dergestalt, daß es wenig fehlte, oder die Reichsgesetze selbst hätten die ehrlosesten Leute aus christlicher Liebe ehrenhaft und zunftfähig erklärt."

Diese Einleitung zu einer Lokalgeschichte, die in ihrem Gedankenreichtum die gesamtdeutsche Geschichtsschreibung entscheidend zu beeinflussen vermochte, wurde der breiteren deutschen Öffentlichkeit 1773 in dem Büchlein „Von deutscher Art und Kunst" vorgelegt und übte schon auf die Zeitgenossen einen mächtigen Einfluß aus. Es besagt demgegenüber wenig, daß ihr Verfasser selbst nicht Zeit und Kraft fand, diesen großartigen Plan zu verwirklichen, und daß auch seine Osnabrückische Geschichte bis auf einzelne Ansätze noch ganz in der alten, von ihm angegriffenen Weise steckenblieb. Es war für den Stand der historischen Wissenschaft von größter Bedeutung, daß die Forderung nach einer einheitlichen Darstellung der Geschichte überhaupt erst einmal aufgestellt wurde und die Möglichkeit erschien, die Geschichte des Volkes in nationaler Wendung anzusehen. Als die vornehmste Regel für den Geschichtsschreiber bezeichnete Möser in einem unveröffentlichten Brief an seinen jungen Freund, den Professor Thomas Abbt: „Die Kunst, einer Reihe von tausendjährigen Geschichtgen jene glückliche Einheit zu geben, welche von so mächtiger Wirkung auf die Erzählung und den Stil ist und bisher nur noch von Griechen und Römern blos bei einzelnen Kriegen und zusammenhängenden Begebenheiten gebraucht worden. Die Kunst, den Staat zu personifizieren und sein Verhalten in den mancherlei Krankheiten zu zeigen, ist noch nicht bekanndt, und muß sehr schwer seyn, ob wir schon, wenn wir die Geschichte eines Reichs von tausend



Juſtus Möſer
Gemälde von Ernſt Gottlob, um 1775. Aus dem Freundſchaftstempel im Gleimhaus zu Halberſtadt

Johann Georg Hamann
Zeitgenössisches Gemälde. Königsberg, Stadtgeschichtliches Museum

Jahren aus der Ferne betrachten, die Möglichkeit vollkommen einsehen." Immer wieder zeigen diese erst jetzt bekanntgewordenen Briefe an Abbt, wie deutlich Möser sich der Neuheit seiner Geschichtsauffassung bewußt war. „Kurz, ich werfe Historie, Geographie und jus publicum über den Haufen. Ist das nicht eine verfluchte Verwegenheit von einem Oßnabrücker?" Und dann formulierte er noch einmal seine Forderungen: „Ich verlange die Geschichte des Volkes und seiner Regierungsform; und sehe den Regenten als einen zufälligen Umstand an, der blos insofern wesentlich wird, als er einigen Stoff zur Veränderung in diesem oder jenem giebt. Insofern spielt er also seine Rolle in der Erzählung; im übrigen ist er nur ein Meilenzeiger, der an der Seite der Heerstraße stehen muß. Sie werden viel Raum gewinnen und mächtig seyn können, wenn Sie solchergestalt tableaux historiques des périodes geben; und dann die Meilenzeiger nachschleppen."

Die Geschichte des Volkes forderte dieser mutige Kritiker der bisherigen geschichtlichen Leitfäden. Dieses Volk sah er nicht als eine beliebig zusammengelaufene Herde, die durch den „contrat social" die Formen ihres Zusammenlebens verstandesmäßig regelte. Er faßte zwar den Menschen nie als Einzelwesen, sondern nur in seinen volklichen und gesellschaftlichen Zusammenhängen. Aber er bedeutete ihm für den Staat nichts ohne den ihm eigenen Boden. Der Grundbesitz ist die tragende Grundlage des Staates. Persönlicher willkürlicher Verfügung ist dieser Besitz entzogen. Das Land gehört dem Staat. Möser verglich ihn mit einer Handelskompanie. Der Bauernhof wird als eine Aktie betrachtet. Ihr Besitzer ist vollwertiges Mitglied des Staates. Er ist verpflichtet, seinen Besitz so zu verwalten, daß er dem Staate Nutzen einbringt. Er hat erhöhte Pflichten auf Grund seines sachlichen Besitzes. Ein Knecht ist nichts anderes als ein Mensch im Staate ohne Aktie. Der Dienst im Staate und die sich daraus ergebende Stellung des einzelnen erfolgt nach sachlicher Wertung der Aktie, des verwalteten, vom Staate in Erbpacht genommenen Grundbesitzes. Menschenliebe und Religion haben hier keine Bedeutung. Es ist nicht angängig, den Aktionisten oder Bürger mit dem Menschen oder Christen zu verwechseln. An die Stelle des Personenrechtes muß das Sachenrecht treten; und die Sache ist vorzustellen unter dem Begriff der Aktie, des Besitzes. Hier wird der Begriff der Nation ganz neu geformt. Er wird Leben, und in der Kritik einer aufklärerischen Schrift über den deutschen Nationalgeist zeigte Möser deutlich diese neue, auf Tatsachen gegründete Anschauung: „Allein am Hofe lebt nicht der Patriot, sondern der gedungene Gelehrte, der sich schmiegende Bediente und der Chamäleon, welcher alle Zeit die Farbe annimmt, welche ihm untergelegt wird." An den Höfen, in den Städten fand Möser den Nationalgeist nicht. Wieder schilderte er bei diesem Anlaß das „güldene" Zeitalter. „Die Zeit, wo jeder Franke und Sachse paterna rura (d. i. sein allodiales, freies, von keinem Lehens- oder Gutsherrn abhängendes Erbgut) baute und in eigener Person verteidigte, wo er von seinem Hofe zur gemeinsamen Landesversammlung kam, und der Mensch, der keinen solchen Hof

besaß, wenn er auch der reichste Krämer gewesen wäre, zur Klasse der armen und ungeehrten Leute gehörte, diese Zeit war imstande, uns eine Nation zu zeigen."

Die abstrakte Theorie des beziehungslosen Sozialkontraktes, die das staatliche und historische Denken des achtzehnten Jahrhunderts beherrschte, ist mit dieser unerbittlichen Bindung an die sachlichen Werte des Bodenbesitzes überwunden. Möser stellte zwar auch noch die Theorie auf, aber er verdoppelte sie. Er setzte zwei Sozialkontrakte ein. Einen, den die ersten Eroberer unter sich schlossen, und einen anderen, den diese ihren Nachgeborenen oder den späteren Ankömmlingen zugestanden haben. Diese Theorie benutzte er aber nur dazu, um die Lehre vom gleichen Recht aller Menschen zu widerlegen. Er bezeichnete es als Erbschleichung, wenn die Minderberechtigten durch Mehrheitsbeschluß die festgelegten Bestimmungen ändern und sich als gleichen Menschen gleiche Rechte mit denen, die den ersten Kontrakt als Eroberer und Besitzer geschlossen haben, beilegen würden. Man sieht deutlich, wie die Erkenntnis der realen Tatsachen seines Berufes, der geschichtlichen Voraussetzung der Lage seiner Mandanten, der Besitzer der Höfe, der Inhaber von Privilegien, der von staatsrechtlichen Verträgen abhängigen Bürger alle Theorien vertrieb, wie ihm unter den Verträgen, Gutachten, Verteidigung und Angriff schreibenden Händen das historische Material zuwuchs, und wie er erkennen lernte, daß Handeln und Denken nicht auseinanderklaffen, sondern daß eines das andere bedingt. Er wurde dabei keineswegs zum bindungslosen Realpolitiker, der sich je nach Sachlage der Dinge umstellen könnte. Er sah zwar die Dinge immer wieder von neuem an. Aber er sah sie nicht nach den Bedürfnissen des Tages und der Stunde, sondern in ihrem historischen Zusammenhang: „Er ringt bis zuletzt mit der naturrechtlichen Theorie auch des Sozialkontrakts. Seine eigene Fassung der Lehre vom Sozialkontrakt dient Möser als wirksame Waffe eben gegen den Geist der mit dem rein persönlichen Sozialkontrakt arbeitenden Demokratie der Französischen Revolution. Allein das Ergebnis dieses Ringens ist nicht eine Vergewaltigung des Historischen durch die Logik eigener Gedanken, sondern in zunehmendem Maße eine andächtige Hingabe an das Wirkliche, um aus ihm das Vernünftige zu lernen. Und eben dieses bedeutet den großen Schritt aus dem herrischen Übermut der Aufklärung zu der wissenschaftlichen Demut der historischen Schule" (Brandi). Diese Demut vor der Macht der Geschichte vermittelte ihm die Beurteilungsmöglichkeit historischer Werte. Er sah die Entwicklung des Volkes mit kritischen Augen. Er stellte nicht nur fest, er ordnete, tadelte und förderte. Der Geheime Regierungsreferendar des Hochstifts Osnabrück beschränkte sich nicht auf die Politik seines Vaterländchens. Er hatte in England gesehen, was Nationalcharakter ist. Er hatte etwas von der politischen Größe eines Volkes gespürt. Hier fand er den Gedanken der Freiheit des einzelnen, den er im Gegensatz zum Despotismus sah, besonders entwickelt. Er bemerkte aber auch, daß die Engländer alle staatlich dachten, daß jeder von ihnen zuerst das große Ganze bedachte und das „allgemeine Wohl zu seiner Privatangelegenheit machte". Er sah hier alle

Poesie, alle Kunst auf den Staat bezogen und das Leben des Volkes durch „große Bewegungsgründe" gestärkt und gefördert. Im Gegensatz dazu fand er die deutsche nationale Entwicklung immer wieder gehemmt. Er behauptete sogar, daß zu allen Zeiten gegen den deutschen Nationalgeist ein „feindseliges Genie" gestritten habe. Wäre die Territorialhoheit nicht gegen die Vereinigung der Städte oder Gemeinwesen zu Handlungskompanien eingetreten — er griff in diesem Zusammenhang Karl den Großen an, dessen „besorgte Eifersucht" schon den Vorfahren kaum ihre Schiff- und Brandassekurationsgesellschaften gegönnt habe — so würde es anders in der Welt aussehen. „Nicht Lord Clive, sondern ein Ratsherr von Hamburg würde am Ganges Befehle erteilen."

So wie er in der Geschichte den Mangel einer einheitlichen Betrachtung erkannte, so bedauerte er die Deutschen, daß sie es nie zum gemeinsamen großen Handeln gebracht haben. Die besonderen großen Ereignisse, die ein Volk erst groß machen, sind seiner Meinung nach den Deutschen nie nachhaltig beschert worden. Für seine Gegenwart sah er besonders dunkel. Es gebe höchstens Vaterstädte und ein gelehrtes Vaterland, „was wir als Bürger oder als Gelehrte lieben. Für die Erhaltung des Deutschen Reichs stürzt sich bei uns kein Curtius in den Abgrund... es ist eine besondere Sache um uns arme Deutsche; ohne Hauptstadt sollen wir ein eigenes Nationaltheater, ohne Nationalinteresse Patriotismus und ohne ein allgemeines Oberhaupt unseren eigenen Ton in der Kunst erlangen". Immer wieder drängte es ihn aus seinem engen Osnabrücker Bezirk, dem er sich freiwillig verschrieben hatte und aus dem ihn keine noch so günstigen Berufsangebote nach Braunschweig, Hannover oder Göttingen wegziehen konnten, in die Weite des ganzen deutschen Landes. Es ist wie der schicksalshafte Kreislauf eines sich langsam mit Beginn und Ende zusammenfügenden Ringes, wenn eine seiner letzten großen Ansprachen vor der breiten Öffentlichkeit sich wieder an den großen Preußenkönig wandte, dem er als junger Student seine ersten poetischen Versuche gewidmet hatte, in dessen Siebenjährigem Kriege er zum erfahrenen Staatsmann und zum Geschichtsschreiber herangereift war. Als Student hatte er den kriegerischen Erfolg des jungen Königs begeistert gepriesen, er hatte ihm aber auch gehuldigt als dem Förderer der Musen und schönen Künste. Als alter Mann antwortet er den Angriffen Friedrichs auf das deutsche Schrifttum: „Es geht mir als einem Deutschen nahe, ihn, der in allem übrigen ihr Meister ist, und auch in deutscher Art und Kunst unser aller Meister sein könnte, hinter Voltairen zu erblicken." Der König sei da, wo er sich als Deutscher zeige, größer, als in dem Wetteifer mit den Ausländern um den Preis in ihren Künsten. Der Osnabrücker Staatsmann empfand mit dem preußischen König aus einer als gemeinsam vorausgesetzten deutschen Verantwortung. Er sprach davon, daß sich der historische Stil in dem Verhältnis gebessert habe, als sich der preußische Name ausgezeichnet habe und „uns unserer eigenen Geschichte wichtiger und werth gemacht". In dem kurzen Aufsatze zeigte Möser noch einmal in seiner klaren, geschliffenen Sprache, worin

er die Eigenarten der deutschen Art und Kunst erblickt. Es gilt, den Weg zur Mannigfaltigkeit der allmächtigen Schöpfung zu wählen und nicht stehenzubleiben bei Einförmigkeit, konventionellem Geschmack und dem sogenannten guten Ton. Deutschland ist nur so zurückgeblieben, weil es von lateinisch gelehrten Männern erzogen ist, die sich lieber mit fremden Mittelmäßigkeiten abgeben, als deutsche Art und Kunst zur Vollkommenheit zu bringen. Aber der Deutsche braucht seine eigene Kunst. Der Historiker und Staatsmann befreit in wundervoller, für die Zeit verblüffender Selbstverständlichkeit die Kunst von ihrer Isolierung durch Ästhetik und Mode. „Der beste Gesang für unsere Nation ist unstreitig ein Bardiet, den sie zur Verteidigung ihres Vaterlandes in der Schlacht singt; der beste Tanz, der sie auf die Batterie führt, und das beste Schauspiel, was ihnen hohen Muth giebt; nicht aber, was dem schwachen Ausschusse des Menschengeschlechtes seine leeren Stunden vertreibt oder das Herz einer Hofdame schmelzen macht ... Der entnervende Gesang, der wollüstige Tanz und die entzückenden oder bezaubernden Vorstellungen mögen Völkern gefallen, denen sie besser als uns dienen und bekommen; in denen aber auch der König nicht die Härte, nicht die Dauer und nicht das Herz seiner Grenadiere finden wird."

Auf diese mutige Schrift fand Möser viel Echo. Friedrichs Staatsminister, Graf von Herzberg, versicherte ihm, daß er mit seinen Ansichten voll übereinstimmen müsse, und Goethe, dessen „Götz von Berlichingen" ein Teil dieser Abhandlungen galt, dankte ausführlich in einem Schreiben an Mösers Tochter: „Auch diesmal hat Ihr Herr Vater wieder als ein reicher Mann gehandelt, der jemand auf ein Butterbrod einlädt und ihm dazu einen Tisch auserlesener Gerichte vorstellt." Mit diesem Wort Goethes schließt unsere Beschreibung eines Lebens, das scheinbar ganz arm ist an äußeren Ereignissen, das nicht weit hinausführte über die engen Bezirke von Stadt und Land Osnabrück, vor dessen innerem Reichtum wir aber immer wieder staunend verharren und dessen wirkende Kraft bis heute noch nicht erlosch.

Möser wurde etwas über 73 Jahre alt. Er war immer gesund. Als er ans Sterben kam, sagte er gleichmütig: „Ich habe den Prozeß verloren." Seine Freunde hatten ihm nämlich widersprochen, als er die ihn quälenden Schwindelanfälle für eine Wohltat der Natur hielt, die dem Körper nützen könne. „Er gab ruhig noch einige Aufträge, ließ seiner vortrefflichen Tochter, der zweiten Hälfte seines Herzens, für alle Beweise ihrer Zärtlichkeit danken und sagte, er sei nun müde und wolle schlafen."

Er liegt begraben in der Marienkirche zu Osnabrück. Seine Heimatstadt setzte ihm ein Denkmal. Die Besten seines Volkes haben ihn nie vergessen und sowohl seinem Amtstitel wie dem Thema seines besten Buches einen Unterton verehrender Liebe gegeben. Sie nennen den Patriarchen von Osnabrück im weitesten Sinne einen Advocatus patriae, einen Fürsprech des Vaterlandes, und ihr Herz schlägt höher, wenn sie den Buchtitel sprechen: „Patriotische Phantasien."

Johann Georg Hamann

1730–1788

Von

Rudolf Unger

Unter den großen Persönlichkeiten, die ein Volk im Gange seiner Geschichte hervorbringt, gibt es eine Gruppe, die der knappen Charakterisierung besondere Schwierigkeiten entgegensetzt. Es sind nicht Helden des Willens und Handelns, deren Bedeutung an ihrer offensichtlichen Wirkung auf das Ganze des nationalen Lebens ermessen werden kann, noch Begabungen, die auf einem Einzelgebiete neue Werte hervorbringen. Weder die schöpferische Allseitigkeit der ganz Großen ist ihr Teil, noch auch jene harmonische Ausgeglichenheit des Wesens und der Gaben, die auch ohne volle Genialität in ihrem engeren Kreise befruchtend und aufbauend zu wirken vermag. Vielseitig, aber sprunghaft, in beständiger Unruhe nie sich vollendend und doch gerade dadurch mannigfach an- und aufregend, weniger genial als dämonisch, weder im Leben noch in Werken eigentlich Gestalter, doch aus den Tiefenschichten der Seele und des Volkstums lebend und schaffend und eben dadurch neues, über sie hinauswachsendes Leben und Seelentum entzündend, greifen sie kraft einer inneren Ursprünglichkeit gewaltig in die Entwicklung ihrer Zeit, ihres Volkes, vielleicht der Welt ein, führen neue Wendungen des Geistes oder der Kultur herauf, wecken und spornen durch den geheimnisvollen Zauber ihres Anrufs und ihrer Verkündigung viele Folger. Und wenn ihnen das Geschick günstig ist, geschieht es wohl, daß auch eine wahrhaft große Führernatur sich durch eine solche dunkel raunende Prophetenstimme aufrufen läßt und deren Ahnung, deren seherisches Gesicht gestaltend in die Wirklichkeit umsetzt: zum künstlerischen, staatlichen, weltanschaulichen Werke. In diesem Größeren erst lebt sich dann ihre Sendung fruchtbar und allseitig aus. So geschah es — um nur einige Namen zu nennen: einem Rousseau, einem Kierkegaard, einem Nietzsche — auch Hamann.

„Wenn mich die Eitelkeit, ein Muster zu werden, anfechten sollte, so würde ich der erste sein, darüber zu lachen. Von der Schuldigkeit, ein Original zu sein, soll mich nichts abschrecken. Ein Original schreckt Nachahmer ab und bringt Muster hervor." Der so von sich schrieb, war gewiß kein Vorbild im Geiste seiner Zeit, der Aufklärung, kein „Muster", weder im Leben noch im Schrifttum, zu bequemer Nachahmung für „Schüler" in irgendeinem Sinne. Aber er war allerdings ein Geist von einer damals — und überhaupt — seltenen Ursprünglichkeit, Selbständigkeit und Eigenart. Und so ist ihm geworden nach seinem Glauben: er hat das überbildete und unschöpferische Geschlecht seiner Zeitgenossen

abgeschreckt, er galt ihnen als Tor oder Sonderling; aber er hat erweckend, aufrüttelnd, befruchtend gewirkt auf Geister von gleicher Ursprünglichkeit und Eigenkraft: auf Herder, Goethe, die Generation des Sturmes und Dranges insgemein, und weiter noch im nächsten Jahrhundert bis auf Baader, Kierkegaard, Nietzsche und die folgenden.

Seinen Ursprung und sein Werden bis zu der entscheidenden inneren und äußeren Krise hat Hamann selbst geschildert mit der hüllenlosen Aufrichtigkeit einer Beichte aus tieferschütterter Seele in den seltsam eindringlichen „Gedanken über meinen Lebenslauf". Väterlicherseits stammte seine Familie aus der Oberlausitz, der Landschaft des großen deutschen Mystikers Jakob Böhme; von der Mutter her aus Lübeck, also aus niederdeutschem Blute. Von seinen Vorfahren ist wenig bekannt: wir wissen nur, daß der väterliche Großvater, Pfarrherr zu Wendisch-Ossig, mit der Tochter eines Pfarrers aus der Nähe von Kamenz, der Geburtsstadt Lessings, verheiratet war, und daß der Vatersbruder und — vielleicht — Pate unseres Johann Georg als Dichter von Kirchenliedern, als Opernlibrettist, namentlich aber als Vollender von Anselm von Zieglers seinerzeit berühmtem Roman von der „Asiatischen Banise" im Schrifttum des ersten Drittels des achtzehnten Jahrhunderts und als Literat in Leipzig und Hamburg eine gewisse Rolle spielte. Die Mutter, eine geborene Ruppenau, scheint, wie so häufig in unserer deutschen Geistesgeschichte, dem Sohne jene tiefe Innerlichkeit und zarte Reizbarkeit des Gemütes vererbt zu haben, welche nicht selten die ausgleichende Ergänzung des herben Wirklichkeitssinnes niedersächsischen Stammestums bildet. So ist Hamann unter den geistigen Heroen Ostpreußens im achtzehnten Jahrhundert, rein auf die Abstammung gesehen, der am wenigsten eigentlich ostpreußische. Als er am 27. August 1730 als Sohn des stadtbekannten, allgemein geachteten und beliebten Baders und Wundarztes Johann Christoph Hamann und dessen Gattin Magdalene Elisabeth in dem freundlich am Katzbach gelegenen Kämmereigebäude der altstädtischen Badestube geboren wurde, war sein Vater noch nicht lange in die Pregelstadt eingewandert. Dennoch ist Johann Georg Hamann sein ganzes Leben hindurch, bis auf einige Reisen seiner jüngeren Jahre und die Todesfahrt am Ende seiner Tage, seinem ostpreußischen Vaterlande nicht nur räumlich treu geblieben: auch geistig hat er sich immer als Altpreuße und als Anwalt „unsrer gebückten und erniedrigten Königsburg" gefühlt gegenüber der Abneigung, die Friedrich der Große die östliche Provinz und deren pietistische Bewohner zuzeiten so empfindlich fühlen ließ. Er liebte Geburtsstadt und Geburtsland mit der innigen Neigung wurzelfester, bodenständiger Naturen zu den Stätten der Heimat und Kindheit; und nur um so treuer, je stärker damals beide unter den Unbilden und Nachwehen des verheerenden Krieges mit den Russen, die Königsberg von 1758 bis 1762 besetzt hielten, und den Härten der halb französischen Verwaltung der Folgezeit zu leiden hatten. Wie denn überhaupt die Treue zur angestammten oder altvertrauten Art in jedem Sinne einen

Grundzug seiner aus den Tiefenschichten des Lebens genährten Wesensart ausmacht.

Der Geist des in schlicht bürgerlichen Formen heiter geselligen Elternhauses, vom jungen Königsberger Pietismus nicht unberührt, obschon bei weitem nicht so streng bestimmt wie derjenige, in dem wenige Straßen entfernt der sechs Jahre ältere Knabe Immanuel Kant heranwuchs, bildete ein wohltätiges Gegengewicht gegen die Planlosigkeit und Unmethodik der lange in Winkelschulen und unter Hofmeisterwillkür verzettelten Schulerziehung, welche auch die Kneiphöfische Domschule unter dem gelehrten und frommen Salthenius nicht mehr ins rechte Gleis zu bringen vermochte. Fleischliche Versuchungen traten hinzu, unreife Vielwisserei und dann auf der altehrwürdigen Albertus-Universität, die der Jüngling 1746 bezog, schöngeistige Neigungen im Zeitgeschmack des französierenden Rokoko, um sein Gehirn vollends zu einer „Jahrmarktsbude von ganz neuen Waren" zu machen. Von der ursprünglich ergriffenen Gottesgelahrtheit ging der junge Studiosus bald zur Rechtswissenschaft über, ergab sich aber auch dieser nur zum Schein. Er schwamm vielmehr ganz im Strome der vom beginnenden Neuhumanismus beeinflußten modischen Zeitinteressen für Schöngeisterei und elegante Belletristik: „Was mich vom Geschmack der Theologie und aller ernsthaften Wissenschaften entfernte", berichtet er selbst, „war eine neue Neigung, die in mir aufgegangen war, zu Altertümern, Kritik — hierauf zu den sogenannten schönen und zierlichen Wissenschaften, Poesie, Romanen, Philologie, den französischen Schriftstellern und ihrer Gabe zu dichten, zu malen, schildern, der Einbildungskraft zu gefallen". Noch als Student arbeitete er in diesem Sinne mit seinen Freunden an einer schönwissenschaftlichen Zeitschrift „Daphne" (1750), die nach Art der moralischen Wochenschriften die Geschmacksrichtung etwa Gellerts und seiner Genossen, der „Bremer Beiträger", gegen die strenge Schulregel der von Gottscheds Anhänger Flottwell geleiteten, noch heute bestehenden Deutschen Gesellschaft Königsbergs vertrat.

An die Studienzeit schlossen sich, nach der damaligen Sitte, Jahre der Tätigkeit als „Hofmeister" (Hauslehrer), die Hamann in baltischen Adelsfamilien verbrachte: erst bei dem Sohne einer Baronin Budberg auf Kegeln in Livland, dann bei den Söhnen des Generals von Witten auf Grünhof in Kurland. Mit vielerlei Wissen beladen, doch ohne wahres Können und Verstehen, charakterlich ungefestigt und seelisch schwankend, vermochte der in tieferem Sinne selbst noch Unerzogene, bei allen pädagogischen Neigungen und aller Liebe zu seinen Zöglingen, diese doch nicht wahrhaft zu führen. „Ich ging wie ein mutig Roß im Pflug mit vielem Eifer, mit redlichen Absichten, mit weniger Klugheit und mit zu vielem Vertrauen auf mich selbst und Zuversicht auf menschliche Torheiten bei dem Guten, das ich tat oder tun wollte", lautet sein späteres Urteil über diese Zwischenzeit gärender Unbefriedigung. Abgelöst wurde das einsame Landleben auf den idyllischen Adelssitzen durch die großstädtischen Eindrücke im befreundeten

Handelshause der Berens zu Riga, wo der empfängliche und lebenshungrige Kandidat, dessen Naturanlage zwischen derber Sinnlichkeit und hochgespanntem Idealismus zwiespältig geteilt war, nun auch in die praktische Sphäre der ihm schon durch seine Universitätsjahre nahegebrachten Aufklärungsbildung tief eintauchte. Durch seinen Freund Joh. Christoph Berens in die volkswirtschaftlichen und Handels-Interessen jenes merkantilistischen Zeitalters eingeführt, übersetzte er 1756 eine wirtschaftspolitische Schrift des Franzosen Dangeuil unter dem Titel: „Anmerkungen über die Vorteile und Nachteile von Frankreich und Großbritannien in Ansehung des Handels und der übrigen Quellen von der Macht der Staaten" und begleitete sie mit einer eignen „Beilage", in der er sein Idealbild von der Bedeutung des recht erfaßten und betriebenen Handels entwarf, hohe Forderungen an die Bildung des wahren Kaufmanns stellte und, im Gegensatz zur eigennützigen „Familiensucht", dem staatsbegründenden rechten „Familiengeist" das Wort redete.

Allein zur selben Zeit, da wir den jungen Kandidaten und Hofmeister so aufgeklärt zweckhaften Nützlichkeitsbestrebungen — wenn auch idealistisch verklärten — sich hingeben sehen, bereitete sich auch bereits langsam und noch halb unbewußt die große Wandlung in seiner Seele vor. Schon aus dem mannigfach zusammengesetzten und widerspruchsvollen Bilde des Hamann der letzten Königsberger und ersten baltischen Jahre hebt sich allmählich, neben den Zügen einer von französischem Geiste beeinflußten „anakreontischen" Galanterie, ja Frivolität, ein seelischer Bezirk von Empfindsamkeit, Schwermut und Hypochondrie heraus. In der Einsamkeit Grünhofs, wohin er aus Riga noch einmal zurückgerufen ward, verstärkten sich diese dunkleren Züge seines Innenlebens durch die Wirkung der Schwermut englischer Dichter oder Erbauungsschriftsteller, um am Sterbebett seiner Mutter und in dem halbpoetischen „Denkmal", das der trauernde Sohn der Heimgegangenen in frommer Pietät setzte (Juli 1756), einen ersten Durchbruch tieferer Schichten seines Wesens hervorzurufen. Freilich wurden diese zunächst nochmals überlagert und zurückgedrängt durch die neuen Antriebe aus dem aufgeklärten Rigaer Lebenskreis des Berensischen Hauses, in dessen Diensten Hamann im Herbst des nämlichen Jahres eine größere Reise antrat, die ihn über Berlin, wo er die Häupter der dortigen Aufklärung kennenlernte, Lübeck, das ihm durch die Verwandten seiner Mutter lieb wurde, Hamburg, Amsterdam im Frühjahr 1757 nach London führte. Ob der eigentliche Zweck dieser Reise mehr in persönlichen Motiven, der Vorbereitung zum kaufmännischen Beruf, der Anregung durch die neuen Eindrücke zu suchen sei, ob sie sachlichen Zielen handelspolitischer oder gar — was dunkle Bemerkungen des „Lebenslaufs" anzudeuten scheinen — diplomatischer Art dienen sollte, steht dahin. Jedenfalls erwies sich der junge Reisende weder der einen noch der anderen Absicht im geringsten gewachsen. In der fremden Umwelt Londons wurde der jugendlich Unerfahrene, in Geschäften kindlich Hilflose, den Versuchungen der Weltstadt wehrlos Preisgegebene bald von seiner

Aufgabe abgedrängt: er stand, den dämonischen Lockungen eines heuchlerischen Verführers mit Not entronnen und vor dem Abgrund der Sünde und des Elends entsetzt zurückschaudernd, in furchtbarer innerer und äußerer Verlassenheit verzweifelnd, dicht vor dem physischen und moralischen Untergang.

Da begab sich an einem Märztag des Jahres 1758 mit dem seinem Gotte so lange Entfremdeten, eitlem Vernunftstolz und selbstischer Weltlichkeit Verfallenen, über inbrünstigem, von Seelennot gesporntem Forschen in der vom Elternhause her altvertrauten, aber nie noch recht verstandenen Heiligen Schrift das solchen auf den inneren Gegensatz gestellten Naturen, in denen ein urtümlicher Drang unwiderstehlich zum Lichte ringt, eigentümliche Erlebnis der „Erweckung", „Bekehrung" und „Wiedergeburt".

Ein solches Erlebnis, wenn es, wie hier bei Hamann, ein wahrhaft seelenerschütterndes und lebenerneuerndes ist, wird im tiefsten Grunde immer Mysterium bleiben und nur ahnendem Nacherleben dessen, der irgendwie Vergleichbares in eigener Seele erfahren hat, sich erschließen. Lassen wir uns daher die Warnung der „Sokratischen Denkwürdigkeiten" gesagt sein: „Einen Körper und eine Begebenheit bis auf ihre ersten Elemente zergliedern, heißt, Gottes unsichtbares Wesen, seine ewige Kraft und Gottheit ertappen wollen", und hören wir vielmehr Hamanns eignen, unmittelbar in oder nach dem Erleben niedergeschriebenen Bericht, der mit seiner unnachahmlichen Sprachgebärde zugleich einen Hauch jener wundersamen Gemütsbewegtheit, in welcher sich der geheimnisvolle Vorgang vollzog, lebendig zu machen vermag: „Unter dem Getümmel aller meiner Leidenschaften, die mich überschütteten, daß ich öfters nicht Odem schöpfen konnte, bat ich immer Gott um einen Freund, um einen weisen, redlichen Freund, dessen Bild ich nicht mehr kannte. Ich hatte anstatt dessen die Galle der falschen Freundschaft und die Unhinlänglichkeit der bessern genug gekostet. Ein Freund, der mir einen Schlüssel zu meinem Herzen geben konnte, den Leitfaden von meinem Labyrinth — war öfters ein Wunsch, den ich tat, ohne den Inhalt desselben recht zu verstehen und einzusehen. Gottlob! Ich fand diesen Freund in meinem Herzen, der sich in selbiges schlich, da ich die Leere und das Dunkle und das Wüste desselben am meisten fühlte. Ich hatte das Alte Testament einmal zu Ende gelesen und das Neue zweimal, wo ich nicht irre, in der Zeit. Weil ich also von neuem den Anfang machen wollte, so schien es, als wenn ich eine Decke über meine Vernunft und mein Herz gewahr würde, die mir dieses Buch das erstemal verschlossen hätte. Ich nahm mir daher vor, mit mehr Aufmerksamkeit und in mehr Ordnung und mit mehr Hunger dasselbe zu lesen und meine Gedanken, die mir einfallen würden, dabei aufzusetzen.

Dieser Anfang, wo ich noch sehr unvollkommene und unlautere Begriffe von Gottes Wort zur Lesung desselben mitbrachte, wurde gleichwohl mit mehr Aufrichtigkeit als ehemals den 13. März von mir gemacht. Je weiter ich kam, je neuer wurde es mir, je göttlicher erfuhr ich den Inhalt und die Wirkung desselben.

Ich vergaß alle meine Bücher darüber; ich schämte mich, selbige gegen das Buch Gottes jemals verglichen, jemals sie demselben zur Seite gesetzt, ja jemals ein anderes demselben vorgezogen zu haben. Ich fand die Einheit des göttlichen Willens in der Erlösung Jesu Christi, daß alle Geschichte, alle Wunder, alle Gebote und Werke Gottes auf diesen Mittelpunkt zusammenliefen, die Seele des Menschen aus der Sklaverei, Knechtschaft, Blindheit, Torheit und dem Tode der Sünden zum größten Glück, zur höchsten Seligkeit und zu einer Annehmung solcher Güter zu bewegen, über deren Größe wir noch mehr als über unsere Unwürdigkeit oder die Möglichkeit, uns derselben würdig zu machen, erschrecken müssen, wenn sich uns selbige offenbaren. Ich erkannte meine eigenen Verbrechen in der Geschichte des jüdischen Volks, ich las meinen eigenen Lebenslauf und dankte Gott für seine Langmut mit diesem seinem Volk, weil nichts als ein solches Beispiel mich zu einer gleichen Hoffnung berechtigen konnte ... Mit diesen Betrachtungen, die mir sehr geheimnisvoll vorkamen, las ich den 31. März des Abends das fünfte Kapitel des fünften Buches Moses, verfiel in ein tiefes Nachdenken, dachte an Abel, von dem Gott sagte: Die Erde hat ihren Mund aufgetan, um das Blut deines Bruders zu empfangen — Ich fühlte mein Herz klopfen, ich hörte eine Stimme in der Tiefe desselben seufzen und jammern, als die Stimme des Bluts, als die Stimme eines erschlagenen Bruders, der sein Blut rächen wollte, wenn ich selbiges beizeiten nicht hörte und fortführe, mein Ohr gegen selbiges zu verstopfen; — daß eben dies Kain unstetig und flüchtig machte. Ich fühlte auf einmal mein Herz quillen, es ergoß sich in Tränen, und ich konnte es nicht länger — ich konnte es nicht länger meinem Gott verhehlen, daß ich der Brudermörder, der Brudermörder seines eingeborenen Sohnes war. Der Geist Gottes fuhr fort, ungeachtet meiner großen Schwachheit, ungeachtet des langen Widerstandes, den ich bisher gegen sein Zeugnis und seine Rührung angewandt hatte, mir das Geheimnis der göttlichen Liebe und die Wohltat des Glaubens an unsern gnädigen und einzigen Heiland immer mehr und mehr zu offenbaren.

Ich fuhr unter Seufzern, die vor Gott vertreten wurden durch einen Ausleger, der ihm teuer und wert ist, in Lesung des göttlichen Wortes fort und genoß eben des Beistandes, unter dem dasselbe geschrieben worden, als des einzigen Weges, den Verstand dieser Schrift zu empfahen, und brachte meine Arbeit mit göttlicher Hilfe, mit außerordentlich reichem Trost und Erquickung ununterbrochen den 21. April zu Ende.

Ich fühle gottlob! jetzt mein Herz ruhiger, als ich es jemals in meinem Leben gehabt ... Ich überlasse mich seinem weisen und allein guten Willen ... Gott hat mich aus einem Gefäß in das andere geschüttet, damit ich nicht zuviel Hefen ansetzen und ohne Rettung versauern und stinkend werden sollte. Alles muß uns zum Besten dienen; da der Tod der Sünde zu unserm Leben gereicht, so müssen alle Krankheiten derselben zur Erfahrung, zum Beispiel und zur Verherrlichung

Gottes gereichen . . . Ich glaube, daß das Ende meiner Wallfahrt durch die Gnade Gottes in das Land der Verheißung mich führen wird . . .

Ich schließe mit einem Beweise meiner eigenen Erfahrung, in einem herzlichen und aufrichtigen Dank Gottes für sein seligmachendes Wort, das ich geprüft gefunden als das einzige Licht, nicht nur zu Gott zu kommen, sondern auch uns selbst zu kennen; als das teuerste Geschenk der göttlichen Gnade, das die ganze Natur und alle ihre Schätze so weit übertrifft als unser unsterblicher Geist den Leim des Fleisches und Blutes; als die erstaunlichste und verehrungswürdigste Offenbarung der tiefsten, erhabensten, wunderbarsten Geheimnisse der Gottheit im Himmel, auf der Erde und in der Hölle, von Gottes Natur, Eigenschaften, großem überschwänglichem Willen hauptsächlich gegen uns elende Menschen, voll der wichtigsten Entdeckungen durch den Lauf aller Zeiten bis in die Ewigkeit; als das einzige Brot und Manna unserer Seelen, dessen ein Christ weniger entbehren kann als der irdische Mensch seiner täglichen Notdurft und Unterhalts — ja ich bekenne, daß dieses Wort Gottes ebenso große Wunder an der Seele eines frommen Christen, er mag einfältig oder gelehrt sein, tut als diejenigen, die in demselben erzählt werden; daß also der Verstand dieses Buchs und der Glaube an den Inhalt desselben durch nichts anderes zu erreichen ist als durch denselben Geist, der die Verfasser desselben getrieben; daß seine unaussprechlichen Seufzer, die er in unserem Herzen schafft, mit den unausdrücklichen Bildern Einer Natur sind, die in der Heiligen Schrift mit einem größeren Reichtum als aller Samen der ganzen Natur und ihrer Reiche aufgeschüttet sind . . ."

Es kann sich, wie gesagt, hier nicht darum handeln, ergründen zu wollen, ob das in solch leidenschaftlichem Seelenerguß zum Ausdruck ringende Erlebnis mehr dem pietistischen Bekehrungstypus oder mehr den Erweckungen etwa eines Paulus, eines Augustin, eines Luther oder Pascal entspricht. So gewiß Hamann mit ihm weit über die Enge und Gedrücktheit des kleinbürgerlichen Pietismus seiner Königsberger Erziehung und Umgebung oder überhaupt des Frömmigkeitstypus Speners und Franckes hinauswächst, so gewiß war er doch wiederum nichts weniger als eine Luthernatur. Wie Luther gründete er hinfort sein geistiges Sein und Handeln unverrückbar auf den christlichen Offenbarungs- und Erlösungsglauben und dessen Bezeugung in der Schrift; in Luther, „unserem Kirchenvater", wie er ihn einmal nennt, fand er Nahrung für sein innerstes Leben, Schutz vor dem Zeitgeist des aufgeklärten Jahrhunderts, Stärkung seines erbitterten Widerspruchs gegen die Anmaßungen der bloßmenschlichen Vernunft. Allein für ihn, den durch die Gefühlskultur des Pietismus, die Verstandeskultur der Aufklärung, die Seelenweichheit der Empfindsamkeit, den damals besonders aus England zu uns herüberwirkenden Drang zur unmittelbaren Sinnenwirklichkeit Hindurchgegangenen, seelisch mannigfach Gebrochenen und — bei aller wirklichen oder scheinbaren Ursprünglichkeit — vielschichtig Spannungsreichen konnte die ungebrochene Seelenstärke des Willenshelden Luther und dessen

tathafter Glaubenstrutz mehr nur ein Wunschziel bedeuten, aus gegensätzlicher Veranlagung leidenschaftlich umworben, denn unmittelbar aneignungs- und nachlebensmögliches Vorbild. Nur in dem einen und allerdings Wichtigsten zeigt er sich dem Reformator unmittelbar verwandt: darin, daß auch er die letzte Einheit, den ruhenden Schwerpunkt für alle die gewaltsam auseinanderstrebenden Spannungen und Gegensätze seines Wesens nunmehr ein für allemal in dem biblischen Erlösungsglauben fand und festhielt, wie es die eben deshalb ausführlich wiedergegebenen Sätze seiner Selbstschilderung für sein gesamtes ferneres Leben gültig bezeugen. Und sodann darin, daß von hier aus der Kampf für „Golgatha und Scheblimini", d. h. für das gläubige Christentum in lutherischem Sinne, gegen den vernunftstolzen Zeitgeist und die von der westlich-romanischen Aufklärung her drohende Bildungs- und Seelenüberfremdung des deutschen Genius hinfort der eigentliche Inhalt seines Daseins wurde.

Dieses ganze fernere Dasein verläuft nun gleichsam im Zeichen jener Ironie, die der Polemiker Hamann, als eine Art christlicher Sokrates des achtzehnten Jahrhunderts, im Kampfe gegen die Sophistik der aufklärerischen Verstandesüberschätzung so meisterhaft handhabte. Die äußere Tatsächlichkeit seines weiteren Lebensganges nämlich hat nur die Bedeutung eines unscheinbaren, den oberflächlichen Blick täuschenden Gefäßes oder Rahmens für jenen bedeutsamen Inhalt: also Vorgänge wie etwa die Rückkehr nach Riga und sodann, nach Entzweiung mit den aufklärerischen Freunden, in die Heimatstadt; häusliches Leben in freier Muße und weitausgreifenden, vielseitigen Studien; später, nach dem Tode des Vaters und mißglückten Anläufen in der Fremde (Kurland bzw. Darmstadt oder Frankfurt a. M.) festen Fuß zu fassen, seit 1767 Berufstätigkeit in den untergeordneten und kärglich besoldeten Stellungen eines Secrétaire-Traducteur und zehn Jahre später eines Packhofverwalters in Königsberg; Gewissensehe und Familiengründung mit einem brav hausmütterlichen, aber bildungsunfähigen Bauernmädchen; Verblödung des einzigen Bruders; wirtschaftliche Schwierigkeiten bei wachsendem Hausstand (ein Sohn, drei Töchter) und allerlei Unerquicklichkeiten mit Vorgesetzten und Verwandten; wundersame Errettung aus der Not durch das Eingreifen eines fremden Wohltäters; endlich, am 21. Juni 1788, das unvermutet rasche, aber sanfte Sterben bei der „christlichen Aspasia", der frommen Fürstin Amalie Gallitzin in Münster, mitten auf einer größeren Reise, die Hamann und seinen Sohn seit dem Sommer des Vorjahres zu jenem hochsinnigen Spender, Franz Bucholtz auf Wellbergen bei Münster, und zu seinem „Jonathan", dem Philosophen Fritz Jacobi in Pempelfort bei Düsseldorf, dem vertrauten Korrespondenten seiner Spätjahre, geführt hatte.

Man könnte zunächst meinen, das Leben eines Sonderlings und gelehrten, doch verkauzten Kleinbürgers fast im Stile Jean Pauls, der ihm ja auch so besondere Verehrung widmete, vor sich zu haben. Und doch birgt dieser äußerlich mehr als schlichte, fast armselige Lebensgang für den zur Tiefe hinabdringenden,

verständnisvollen Blick das gerade in seiner Verhaltenheit seltsam ergreifende Schauspiel eines unabläſſigen, folgerichtigen einſamen Kampfes gegen den mächtigſten aller Gegner, den herrſchenden Zeitgeiſt. Eines Kampfes, der deshalb wahrlich nicht weniger ſchwer und erbittert war, weil er von Hamann auf indirekte Weiſe, mit allen Waffen der Satire, der Ironie, des Witzes, freilich auch wuchtigen Prophetenzornes geführt wurde. Nach der großartigen Hüllenloſigkeit der „Gedanken über meinen Lebenslauf" und der heißen Unmittelbarkeit der „Bibliſchen Betrachtungen", welche beide jenes entſcheidende Londoner Erlebnis bekenntnismäßig-perſönlich ſpiegeln, beginnt mit den „Sokratiſchen Denkwürdigkeiten" die Autorſchaft für die Öffentlichkeit und im Dienſte des „unbekannten", neu-alten Gottes des Glaubens gegen den Götzen der aufgeklärten Vernunft. Es iſt faſt unmöglich, demjenigen, der noch nie eines dieſer Schriftchen Hamanns, von denen keines mehr als wenige Bogen umfaßt, zur Hand genommen hat, von Art und Inhalt dieſer ſeltſamen Schriftſtellerei eine klare Vorſtellung zu vermitteln. Denn ihr Grundweſen iſt ja gerade die abſichtsvolle Verneinung aller logiſch folgerichtigen Gedankenführung und aller begrifflich genauen Ausdruckgebung zugunſten eines, je nach Verſtändnis, Empfänglichkeit und Stimmung des Aufnehmenden, bald reizvoll anregenden oder in der Tiefe aufwühlenden, bald quäleriſch ermüdenden oder neckiſch verierenden ſtiliſtiſchen und inhaltlichen Verſteckſpiels. Es iſt in dieſen barocken Sprachmanieren und Gedankenſprüngen zweifellos — was man früher oft verkannt hat — ein gutes Stück vollbewußter Kunſt wirkſam: jener „mimiſchen Ironie", welche erſtmals in den „Sokratiſchen Denkwürdigkeiten", in Nachahmung des platoniſchen oder pſeudoplatoniſchen Stiles, ſo virtuos hervortritt und hohe Wirkungen nach Seite des erhabenen Tiefſinnes wie des ſatiriſchen Witzes zu erzielen vermag. Anderſeits freilich bekundet ſich in der Unfähigkeit, einen Gedankengang ſtraff feſtzuhalten und klar, folgerichtig durchzudenken und wiederzugeben, doch auch eine gelegentlich faſt bis zu kindlicher Hilfloſigkeit oder krankhafter Gedankenflucht ſich ſteigernde ſchizophrene Veranlagung, die der Magus — als „Magus im Norden" begrüßte ihn 1762 der ihm in mancher Hinſicht geiſtesverwandte Friedrich Karl von Moſer, der „Philo" in Goethes „Bekenntniſſen einer ſchönen Seele" — ſelbſt öfters beklagt hat: „Mir wird bei dem, was ich ſelbſt geſchrieben, ſo übel und weh als dem Leſer, weil mir alle Mittelbegriffe, die zur Kette meiner Schlüſſe gehören, verraucht ſind und ſo ausgetrocknet, daß weder Spur noch Witterung übrigbleibt."

Nichtsdeſtoweniger durfte ſich Hamann, im Blick auf ſeine Zeitgenoſſen, der trotz aller Schwächen unleugbaren Größe und machtvollen Beſonderheit ſeiner Autorart zuverſichtlich bewußt ſein: „Ad oculum et unguem (offenſichtlich und handgreiflich) Wahrheiten und Lügen zu demonſtrieren, iſt meine Sache nicht. Bei mir iſt von Sturmwinden die Rede, die man ſauſen hört, ohne ſelbige anders als an den Wirkungen ſehen zu können, und die in den Lüften herrſchen, ohne daß

man ihre Gestalt, Anfang und Ende mit den Fingern zeigen kann." Ein solcher Sturmwind sind sogleich die „Sokratischen Denkwürdigkeiten für die lange Weile des Publikums, zusammengetragen von einem Liebhaber der langen Weile", die geistsprühende Ouvertüre seines öffentlichen Schriftstellertums (1759): im Gewande ironischen Spottes eine verzweifelt ernste, sarkastisch schneidende Kriegserklärung an den hochmütigen Verstandesdünkel des Zeitgeistes, zugleich aber auch die überlegene Verkündigung genialer Unmittelbarkeit in Erkennen und Leben. Zwei Momente — dies etwa ist der Kerngedanke der phantastischen und doch tief sinnvollen Umwandlung, die unser platonisierender Ironiker hier mit dem Sokratestypus der Aufklärung vornimmt, um ihn zum Träger eigner Strebungen, zum Künder des eignen verstandesgegnerischen Lebensideals zu machen — zwei Momente bilden in ihrem wechselseitigen Bezug die geistige Persönlichkeit des wahren Sokrates, zum Unterschied von den vernunftstolzen und sophistischen Athenern: Unwissenheit und Genie. Während seine Landsleute auf ihre Klugheit und Gelehrsamkeit sich viel zugute taten und selbst mit ihrem Zweifel prunkten, war dem Philosophen sein Nichtwissen zu einer auf Selbsterkenntnis beruhenden Empfindung geworden. Seine Unwissenheit war nicht eine verstandesmäßige, sondern eine sittlich-religiöse; nicht künstliche Lehre wie bei den alten und neuen Sophisten, deren Zweifel nur eine andere Art des Verstandeshochmuts ist, sondern das demütige Bewußtsein der Ohnmacht menschlicher Vernunft und, als praktische Folgerung aus diesem Bewußtsein, die vertrauensvolle Hingabe an die weltüberlegene Weisheit Gottes. Mit anderen Worten: die empfundene Unwissenheit des Sokrates, wie ihn Hamann als sein Vorbild sieht oder sich gestaltet, war die notwendige Voraussetzung und gleichsam nur die antiaufklärerische Kehrseite des fraglosen Glaubens an sein „Daimonion" — seinen Genius: „Was ersetzt bei Homer die Unwissenheit der Kunstregeln, die ein Aristoteles nach ihm erdacht, und was bei einem Shakespeare die Unwissenheit oder Übertretung jener kritischen Gesetze? Das Genie, ist die einmütige Antwort. Sokrates hatte also freilich gut unwissend sein: er hatte einen Genius, auf dessen Wissenschaft er sich verlassen konnte, den er liebte und fürchtete als seinen Gott, an dessen Frieden ihm mehr gelegen war als an aller Vernunft der Ägypter und Griechen, dessen Stimme er glaubte..." Auf den Spuren dieses Sokrates fühlt sich unser christlicher Sokrates selbst zum Kämpfer gegen seine Zeit berufen, und er ist sich auch dessen bewußt, was er als solcher zu erwarten hat: „Wer nicht von Brosamen und Almosen noch vom Raube zu leben und für ein Schwert alles zu entbehren weiß, ist nicht geschickt zum Dienst der Wahrheit. Der werde frühe! ein vernünftiger, brauchbarer, artiger Mann in der Welt, oder lerne Bücklinge machen und Teller lecken: so ist er für (vor) Hunger und Durst, für Galgen und Rad sein Leben lang sicher..."

So folgten sich denn nun fast ein Menschenalter hindurch aus des Magus Feder kleine Schriften mit zumeist recht krausen Titeln, Gelegenheitsschriftchen,

wenn man will, in buntem Wechsel und verwirrender Mannigfaltigkeit der Augenblicksanlässe und Zeitbezüge: sämtlich doch beseelt vom selben kampfesfrohen Geiste ironisch scherzender Aufklärungsfeindschaft und tiefernsten Bekennermutes. Man kann sie, der bequemeren Übersicht halber, nach zeitlichen Gruppen scheiden und die Jahre 1759 bis 1763, 1772 bis 1776 und 1779 bis zum Todesjahre Hamanns als Anfangs- und Enddaten der einzelnen Perioden seines schriftstellerischen Wirkens feststellen, ohne doch über den Gehalt des letzteren damit Wesentliches auszusagen. Dessen Charakter bleibt, bei allem Wechsel der Gegenstände und unmittelbaren Veranlassungen, im Grunde immer der nämliche, der in seinen Hauptzügen bereits gekennzeichnet wurde. Immerhin mag man für den ersten Zeitraum ein Vorwalten des Ästhetisch-Literarischen — freilich in Hamanns Sinne verstanden — anerkennen. Hier hebt sich neben den „Sokratischen Denkwürdigkeiten" besonders noch deren „Nachspiel" heraus, die „Wolken" (1761), eine Art satirischer Verteidigung jener in halbdramatischer Form. Sodann die Sammelschrift „Kreuzzüge des Philologen" (1762) und deren Kernstück „Aesthetica in nuce, eine Rhapsodie in kabbalistischer Prose", das glutvolle Manifest der Reichsunmittelbarkeit des Genius im Gebiete der Kunst, insbesondere der Dichtung, mit dem unvergeßlichen Eingang: „Nicht Leier — noch Pinsel — eine Wurfschaufel für meine Muse, die Tenne heiliger Literatur zu fegen ... Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts; wie der Gartenbau älter als der Acker; Malerei — als Schrift; Gesang — als Deklamation; Gleichnisse — als Schlüsse; Tausch — als Handel. Ein tieferer Schlaf war die Ruhe unserer Urahnen; und ihre Bewegung ein taumelnder Tanz. Sieben Tage im Stillschweigen des Nachsinnens oder Erstaunens saßen sie — und taten ihren Mund auf — zu geflügelten Sprüchen. — Sinne und Leidenschaften reden und verstehen nichts als Bilder. In Bildern besteht der ganze Schatz menschlicher Erkenntnis und Glückseligkeit ... Die Natur wirkt durch Sinne und Leidenschaften. Wer ihre Werkzeuge verstümmelt, wie mag der empfinden? Sind auch gelähmte Sennadern zur Bewegung aufgelegt? ..."

Die zweite Periode der Schriftstellerei des Magus setzt ein mit der Bekämpfung der Herderschen Preisschrift „Über den Ursprung der Sprache" und dem mehrfachen Versuch, den Tiefsinn seiner eignen, an und aus dem göttlichen „Wort" erwirkten und an der johanneischen Logosidee genährten Sprachauffassung den zeitgenössischen Lehren entgegenzusetzen: am wuchtigsten in „Des Ritters von Rosencreuz letzter Willensmeinung über den göttlichen und menschlichen Ursprung der Sprache" (1772). Mit einer späteren Schrift Herders, seines zeitweise von ihm abgeirrten, nun aber reuig zurückgekehrten Jüngers, befassen sich „Christiani Zacchaei Telonarchae Prolegomena über die neueste Auslegung der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts" (1774), die in Form zweier Antwortschreiben an „Apollonium Philosophum", das heißt an Kant, von einem Lieblingsthema Hamanns, gleich dem des Wesens der Sprache, nämlich der Urgeschichte der

Menschheit, im Anschluß an Herders Auslegung des mosaischen Schöpfungsberichtes handeln. „Vettii Epagathi Regiomonticolae hierophantische Briefe" (1775) unternehmen sodann eine tiefgründige religionsphilosophische Deutung des Christentums gegenüber dem ungeschichtlichen Rationalismus des damaligen Religionsverständnisses oder -mißverständnisses.

Im letzten Jahrzehnt seiner Autorschaft beschäftigten den dauernd mit den innersten Zeitfragen Ringenden vornehmlich die an Kants „Kritik der reinen Vernunft", Mendelssohns „Jerusalem oder über religiöse Macht und Judentum" und Lessings Spinozismus für ihn sich knüpfenden sprach- und erkenntniskritischen sowie allgemein religiös-weltanschaulichen Probleme. Der Vernunftkritik hat er eine „Rezension" (1781) und eine „Metakritik" (vollendet Anfang 1784) gewidmet, die er indessen beide nicht veröffentlicht hat, teils aus persönlicher Rücksicht auf seinen „Wohltäter" (durch Förderung bei der Berufssuche) Kant, zum Teil aber auch, weil sie ihm selbst nicht Genüge taten. Die „Metakritik" ist schon als Hauptquelle und Vorbild für Herders gleichnamige Schrift merkwürdig; sie enthält, obwohl in orakeldunkler Sprache, bedeutsame Beiträge zur Kritik und Fortbildung der Kantischen Erkenntnislehre. Dem Streben nach zusammenfassender Aussprache des Ganzen und Wesentlichen seiner Überzeugung endlich, wie es Hamann gegen den Ausgang seines Lebens ergriff, danken „Golgatha und Scheblimini! Von einem Prediger in der Wüsten" (1784) und der erst nach seinem Tode gedruckte „Fliegende Brief" ihre Entstehung. Erstere Schrift, gegen Moses Mendelssohns verstandesdürre Auffassung von Judentum und Christentum gerichtet, deutet nochmals in großen Zügen die Grundpositionen der auf das paulinisch-lutherische Heilsverständnis gegründeten Offenbarungs- und Erlösungsfrömmigkeit des Magus an. Der „Fliegende Brief an Niemand, den Kundbaren" aber, zum Teil auf seiner letzten Reise entstanden und in seiner bruchstückhaften Gestalt ein Sinnbild seines gesamten Schriftstellertums, stellt als „Entkleidung und Verklärung eines Predigers" (in der Wüsten) gewissermaßen abschließende Beichte und Testament in einem dar. Mit ihm bricht, mitten im Absatz, Hamanns gesamte Autorschaft ebenso jäh und scheinbar unvermittelt ab, wie sie einst begonnen hatte.

„Geist der Beobachtung und Geist der Weissagung", heißt es am Schlusse des ersten Entwurfs des „Fliegenden Briefes", „sind die Fittige des menschlichen Genius". Das findet vor allem auf Hamann selbst Anwendung. Wenn man unter dem „Geist der Beobachtung" den wirklichkeitsstarken Sinn für das Sinnenhaft-Greifbare, Tatsächliche, Naturhafte, Ursprüngliche, Elementare in Natur, Geschichte und innerem Leben versteht, unter dem „Geist der Weissagung" aber das spezifische Organ für das Übersinnliche, Übervernünftige, Geheimnisvolle, Göttliche in allem Natürlichen, Geistigen und Seelischen, so macht in der Tat die untrennbare Einheit und daraus erwachsene elementare Kraft von sinnenhaftem Trieb- und Affektleben und intuitiver, ahnender Erfassung des Sinnen- und

Vernunft-Jenseitigen im Zeichen eines dämonisch sonderartigen, ebenso lebensvollen wie barocken Offenbarungsrealismus den charakteristischen Stil und die geschichtliche Größe dieses wundersamen Geistes aus. In Hamann stand all den einseitigen und abstrakten Gehirnmenschen der Aufklärung ein vollsaftiger Sinnenmensch gegenüber, dessen Geist durch innere Problematik und infolge des Durchgangs durch die Verstandesmäßigkeit jenes Zeitalters doch aufgelockert genug war, um mit dem abgründigen Zweifel gegenüber der auf sich selbst gestellten Vernunft zu verbinden innige Empfänglichkeit für alle Offenbarungen oder Ahnungen aus der Welt des Übersinnlichen und Übervernünftigen, für das unmittelbare, persönliche Begegnen mit dem Schöpfer- und Erlöser-Gott der Schrift. Den wesentlichen Inhalt aber und den letzten Sinn all seines Lebens und Strebens hat er selbst mit der symbolischen Devise „Golgatha und Scheblimini", das heißt Christentum und Luthertum, ebenso sinnschwer wie treffend bezeichnet. Betrachten wir die Auseinandersetzung zwischen den Mächten des Pietismus und der Weltzugewandtheit, der aus der Mystik und dem älteren Luthertum überkommenen frommen Innerlichkeit und dem Sinnendrang und der weltlichen Bildung der Aufklärung, zwischen der christlichen Jenseitsgläubigkeit, die seit dem Mittelalter und der Reformationsepoche im wesentlichen ungebrochen bis ins siebzehnte, ja ins achtzehnte Jahrhundert hinein das deutsche Geistesleben beherrscht hatte, und dem seit der Renaissance, seit Spinoza und Shaftesbury allmählich, aber unaufhaltsam vordringenden neuen naturoffenen Alleinheitsgefühl als das tiefste Thema der geistigen und literarischen Entwicklung jener tiefaufgewühlten Epoche, so nimmt Hamann eine schier einzigartige, jedoch nicht leicht mit kurzem Schlagwort zu charakterisierende Stellung ein nicht nur *zwischen*, sondern in gewisser Weise auch *über* den Zeiten, Parteien, Strömungen: eine überschauende und übergreifende Schlüsselstellung: nach rückwärts einem Luther, ja den großen deutschen Mystikern und den Gotteskündern des frühen Christentums die Hand reichend; nach vorwärts über Herder, den Sturm und Drang und den jungen Goethe, den deutschen Idealismus und die Romantik auf Baader, Kierkegaard, Nietzsche und in unser zwanzigstes Jahrhundert prophetisch vorausweisend. Und welcher Heutige noch dürfte sagen: er habe ihn ganz ergründet? Auch für uns und unsere Nachfahren gilt vielmehr, so möchte ich glauben, noch das Bekenntnis, mit dem einst sein Zeitgenosse Fritz Jacobi das unausschöpfbar Weiterzeugende seiner geheimnisvollen Erweckungskraft ehrfürchtig-dankbar anerkannt hat: „Du bist mir ein gewaltiges Zeichen!"

Johann Gottfried Herder

1744—1803

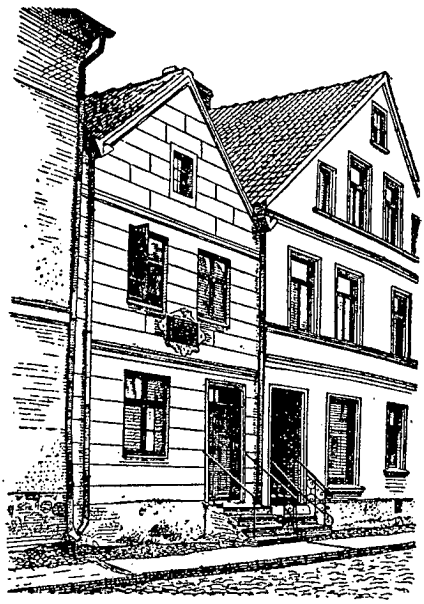
Von

Josef Nadler

Das ostpreußische Städtchen Mohrungen, halbwegs zwischen Elbing und Tannenberg in sanfte Hügel eingebettet, durch Wälder und Seen weltabgerückt, von einer ehrwürdigen Backsteinkirche und einem wunderschönen alten Rathaus behütet, ist Herders Heimat. Sie bedeutet Lebensgemeinschaft mit dem gesamten baltischen Raume, mit Königsberg und Riga, mit Deutschen und baltischen Kleinvölkern aller Zungen, mit lebendig fortwirkenden Urzeiten und einer Zukunft, die gelebt sein wollte. Herders Dasein und Werk hat diese rätselvolle und bedrängende Raumgemeinschaft in ihrer ganzen Breite und Tiefe ausgeschöpft. Mohrungen bedeutete in gewaltigen Schicksalswenden deutschen Ordensstaat, Herzogtum Preußen, Königreich Preußen. Und es hat unter den Deutschen dieses Raumes wenig Wissende gegeben, die sich mit dem Schwung und mit dem Tiefblick Herders in die geschichtliche Bedeutung dieses staatlichen Wandels von fünf Jahrhunderten versenkt haben. Er stand dem Deutschen Ordensstaat mit der Ablehnung seiner zeitgenössischen Landsleute gegenüber und nahm wie diese die altprussischen Vorbewohner in sein Ahnenbewußtsein auf. Der Staat, den der letzte Hochmeister und erste Herzog Albrecht von Hohenzollern in Preußen geschaffen hatte, hat mit seiner ganzen Ideologie einer christlich-protestantischen Fürsorge für die Landeskinder aller Zungen Herders Denken entscheidend beeinflußt, wenn er sich davon auch vielleicht keine klare Rechenschaft gegeben hat. Die Erhöhung dieses Albertusstaates in der preußischen Krone von Königsberg hat niemand klüger und warmherziger als eben Herder aus der Zeitlage und in die Zukunft gedeutet. Zu wievielen Zweifeln und Einwänden ihn auch der von Berlin organisierte brandenburgisch-preußische Gesamtstaat herausforderte: der heimatliche Albertusstaat mit seiner eigentümlichen landschaftlichen, volkhaften, eigenrechtlichen Besonderheit war immer der Boden, auf dem Herder gestanden hat. Mohrungen bedeutete schließlich innerhalb Ostpreußens nicht niederdeutsche, sondern mitteldeutsche Heimat. Mohrungen gehört zu der binnenpreußischen Landschaft, die ihre Bauern und Bürger aus Mitteldeutschland, vor allem aus Schlesien empfangen hat. Es ist daher für Herders Erbgut unwichtig, ob sich die schlesische Einwanderung seines ersten bezeugten Vorfahren urkundlich nachweisen läßt oder nicht. Keiner von den einprägsamen Wesenszügen Herders, die schnell fertige Art, die leicht gereizte, zu jähen Umschwüngen neigende Gefühlslage, der Hang zur Schwermut, das schauhafte Vermögen, gepaart mit Schärfe des Gehörs, die

Unfähigkeit zu begrifflichem Denken, die geschwisterliche Einheit von Weisheit und Anmut, die ganze musische Grundhaltung, keiner von diesen Zügen weist auf eine niederdeutsche oder wenn man will nordische Natur. Sie alle zusammen verkörpern den Menschenschlag, der im mittleren Deutschland von Thüringen bis Schlesien zu Hause ist.

Herders Leben in seiner Anlage und in seinem Ablauf gleicht einem Seelendrama, das unter nur wenigen aber unter den bedeutendsten Rollenträgern und auf den eindrucksvollsten Szenen gespielt wurde. Es ist das große geistige Drama des achtzehnten Jahrhunderts der Deutschen. Herder traf zu Königsberg auf die untereinander vertrauten und entzweiten ostdeutschen Denker Kant und Hamann, trat zwischen beide und schließlich von Kants auf Hamanns Seite. In Straßburg begegnete er Goethe und wurde an diesem so zum Lehrer, wie er selber der Schüler Hamanns war. Zu Weimar verlor er Goethe an Schiller, den Schüler Kants, trat zum letzten Waffengange mit Kant an und gewann an Hamanns wie an Goethes Stelle Johann Paul Friedrich Richter zum Freund und Kampfgenossen, der zu Hamann stand wie Herder und Goethe, der Goethe ebenso wie Schiller und Kant aus den gleichen Gründen bezweifelte wie Herder. Das war mehr als eine rein persönliche und wechselseitige Vertauschung der Plätze unter den größten geistigen Männern ihres Zeitalters. Das war eine geistige Entscheidung unter den Deutschen, der Umschwung einer Epoche, und Herder hat ihn zwischen Hamann und Kant hindurch sowohl auf Goethe zu wie von Goethe weg ausgelöst.



Herders Geburtshaus
in Mohrungen (Ostpreußen)

Herder kam aus dem Volke, aus der bescheidenen Stube eines Lehrers und Kantors. Und was er nach Königsberg mitbrachte, war eine sehr dürftige Bildung, dafür aber eine sehr persönliche Frömmigkeit, ein Herz, das von der Waldnatur seiner Heimat gesättigt war, und ein Lesehunger, der kaum gestillt werden konnte. In dieser Stadt, die sich damals unter allen deutschen mit den größten geistigen Dingen trug, wurde ihm das seltene Glück, daß er an einer so trefflichen Anstalt wie dem Collegium Fridericianum zugleich Schüler und Lehrer sein durfte. Er hat sich hier zu dem ungemeinen Lehrvermögen entfaltet, das später weder gegenüber seinen jüngeren Freunden noch in der Schule und in der Aufsicht über

das Schulwesen eines ganzen wenn auch kleinen Landes versagte. Das Schicksal lenkte die Schritte des jungen Menschen schon in seiner ersten Königsberger Zeit seit 1762 zu den beiden Männern, die zusammen damals und weit über ihre Zeit hinaus Summe und Inbegriff dieser Stadt waren. Immanuel Kant, in jenen Jahren noch selbst ein Suchender, hat als akademischer Lehrer Herder in die Fülle des schulmäßigen Wissens eingeführt. Soweit das Philosophie heißen konnte, war es die Metaphysik von Gottfried Wilhelm Leibniz und seiner deutschen Ausleger, aber auch die Erfahrungsphilosophie der Engländer und Franzosen, Gedankenmassen, die bereits durch den schottischen Denker David Hume in neue Bewegung zu kommen begannen. Wichtiger als das wurde für Herder der Gedanke Kants, daß die Philosophie zur Anthropologie werden müsse, zu einer Wissenschaft vom Menschen, in deren Mittelpunkt die Kunde vom Volk stünde. Johann Georg Hamann ergriff mit der hadernden Liebenswürdigkeit seines Wesens, mit seiner hurtigen Belesenheit und dem stammelnden Tiefsinn seiner Rede in Herder den ganzen Menschen. Hier begegneten einander bei allem Widerspruch der Lebensart zwei Geistesverwandte, wie sie eine glückhafte Stunde nur allzuselten zusammenführt. Gegen Kants Denkschule übte Hamann den neuen Jünger in der gefährlichen Kunst des schauhaften Durchblicks. Hamann wurde Herders Vermittler zum englischen Geiste. Unter Hamanns Handführung und in Hamanns damaligem Blatte, den „Königsbergschen Gelehrten und Politischen Zeitungen", lernte Herder schreiben. Aber weder „Lehrer" noch „Freund" vermögen das Verhältnis auszudrücken, in dem die beiden fortan durch ihr ganzes Leben gestanden sind.

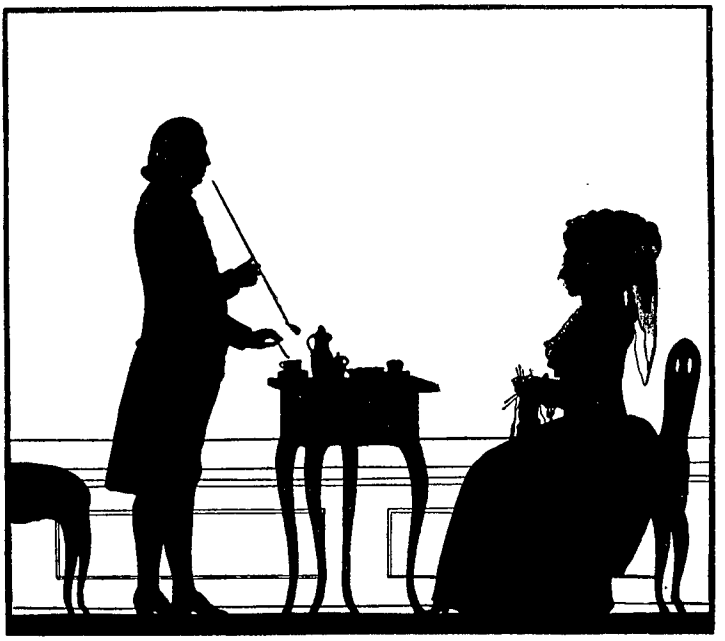
Alle Fähigkeiten in Herder sind durch Hamann aufgeweckt und mit unverlierbaren Vorstellungen gespeist worden. Herder wiederum, der die Gabe des Wortes auf eine seltsame unerschöpfliche Art besaß, hat der dunklen Weisheit, die Hamann nur schwerverständlich über die Lippen brachte, als getreuer Dolmetsch erst den Sinn der Deutschen erschlossen. Hier waren Geben und Nehmen, Offenbaren und Verkünden, Erschaffen und Gestalten zu einer einzigartigen geistigen Ehe vermählt. Und man kann es fast Eifersucht nennen, was Kant und Hamann um diesen gemeinsamen Schüler gegeneinander empfanden, solange er noch ohne sichtbare Wahl zwischen ihnen stand. Vielleicht gab das Gefühl, Herder schließlich an Hamann verloren zu haben, Kants späteren sachlichen Einwänden gegen Herders Denkart jene Schärfe, die aus dem Herzen kommt und menschliche Wärme hat. Herder wurde von Hamanns Hand, ohne daß die es eigentlich wollte und wußte, aus dem Hintergrunde gelenkt, da er 1764 mit den beiden Lehrern die enge Szene Königsbergs verließ und den größeren Schauplatz betrat, der Riga hieß. Die mehrjährige russische Herrschaft in Ostpreußen und das rege deutsche Leben in Lettland ließen diesen Ortswechsel nicht als Klimawechsel empfinden. Der ehemals gemeinsame Freund Kants und Hamanns, der Rigaer Staatsmann Johann Christoph Berens, nahm Herder in seine Hut. Herder war als Lehrer der Domschule nach Riga gekommen, und an der Schule machte er zunächst seine großen

inneren Fortschritte. Daß alles auf die Sprache des Lebens und nicht auf den Bücherton ankomme, daß alles Lernen dem Leben dienen müsse, war weltmännisch gedacht und eher in der Art Kants. Wenn aber Herder seine Schüler vom Hören auf das Lesen und erst vom Lesen auf das Schreiben zu führen suchte, so war in solchen Grundsätzen Hamanns Lehre zu spüren. Und als die Rigaer für Herder, um ihn nicht an einen Ruf aus Petersburg zu verlieren, in einer Vorstadtkirche eine neue Kanzel stifteten, entfaltete sich in Herder völlig Hamanns Geist. Denn er predigte nun weder als Dichter und Staatsredner noch als Schauspieler und Weltweiser, sondern als Redner Gottes „groß im Stillen". Nach der Königsberger geistigen Schule Kants und Hamanns bedeutete die Rigaer Schule des Lebens für Herder unschätzbar Neues: zwischen Deutschland und Rußland einen weiten Überblick über die Völkerwelt von der Ostsee südwärts und landeinwärts; Einsicht in den leicht faßlichen Organismus eines Staatswesens von bürgerlicher Selbstverwaltung; von vielerlei Gegensätzen geweckt die antike Vorstellung vom Vaterland, das gleichbedeutend mit Freiheit ist; aber auch mehr als in Ostpreußen ein zunehmendes volksdeutsches Bewußtsein; und schließlich jenen weltmännischen Schliff, ohne den die Bahn nicht zu durchschreiten war, die sich eben hinter dem Rücken Herders öffnete, als er im Sommer 1769 zu Schiff Riga verlassen hatte. Es war als Urlaub gemeint und wurde ein Abschied.

Die große Szene im Leben Herders und Goethes, in der deutschen Geistesgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, ist die Begegnung zwischen Herder und Goethe Herbst 1770 in dem Straßburger Gasthof Zum Geist. Keines der geläufigen Worte reicht aus, um das, was wir Zufall und Notwendigkeit nennen, an dieser Begegnung auszudrücken. Herder war als Reisebegleiter des Erbprinzen Peter Friedrich Wilhelm von Holstein-Gottorp und Goethe als Student der Hochschule in Straßburg. Die Seereise von Riga nach Frankreich, der Aufenthalt in Paris, die langsame Fahrt von Eutin nach Straßburg, die Bekanntschaft mit seiner späteren Frau Karoline Flachsland hatten Herder an Gedanken und Erlebnissen ungemein bereichert und menschlich zur vollen Reife gebracht. Und wenn ihn auch das Augenleiden, das er in Straßburg heilen wollte, nicht in die beste Stimmung versetzte, so war Herder doch weder vorher noch später so in Form und in solchem Maße er selber wie in diesen Straßburger Wochen. Was sich im östlichen Königsberg von Hamann zu Herder begeben hatte, das begab sich nun im westlichen Straßburg von Herder zu Goethe. Nach seiner Frankfurter Krankheit und Heilung befand sich Goethe in einem solchen Zustande innerer Bereitschaft, daß sich unter der Berührung mit Herders Geist alle Fähigkeiten seiner Natur aufschlossen und in eine neue Richtung, in die seine, wendeten. Hamanns Roll als Meister hatte Herder und Herders Rolle als Schüler hatte Goethe übernommen. Dieser Rollentausch von Hamann zu Herder und von Herder zu Goethe, der zugleich die drei Stufen zur vollen Höhe des achtzehnten Jahrhunderts bezeichnet, setzte die drei Männer untereinander in ein fast mystisches Einverständnis der

Seele. Denn nicht nur, daß durch Herder fortan Hamann die Entwicklung Goethes mit Teilnahme verfolgte und daß Goethe bis in seine letzten Jahre Hamann sich aus der Ferne nahe fühlte, Hamanns Schriften wie einen Schatz hütete und immer wieder sich an ihnen bereicherte: was Herder in Straßburg an Goethe vermittelte, war im wesentlichen Hamanns Gedankengut. Und so wiederholte sich die geistige Zeugung Hamanns in Goethe, wie sie einst in Herder geschehen war. Wenn Herder in Straßburg Goethe in Hamanns Anschauungen vom Wesen der Sprache einführte; wenn er ihn im Sinne Hamanns lehrte, daß Dichtung eine Welt- und Völkergabe sei; wenn er Hamanns Deutung und Wertung des Volksliedes an Goethe weitergab; wenn er nun selber Goethe an England heranführte, wie Hamann ihn ehedem in englisches Wesen eingeweiht hatte; wenn Herder, Hamann weiterdenkend, Goethe an die echten Quellen der Antike verwies und ihm die Ureinheit von Sprache, Dichtung, Mythus deutlich machte: so ist all dies Einzelne und Gegenständliche nicht einmal das Wichtigere. Denn wie hier aus der Fülle einer Persönlichkeit der ganze Mensch des anderen ergriffen und zum Reifen gebracht wurde, dieses Erziehungswerk in seiner umwandelnden Tiefenwirkung, in seiner alles durchdringenden Gesamtheit gab den Ausschlag und ist das große Ereignis des deutschen achtzehnten Jahrhunderts. Für Herder aber war dieses Straßburger Zwiegespräch mit dem ebenbürtigen Jüngeren der einsame Gipfel seines Lebens, durch den die Harmonie seiner Königsberger Lehrjahre und die Kämpfe seiner Weimarer Meisterschaft ihren Sinn, den einen und gleichen, empfangen.

Der Lehrer Hamann hatte ihn nach Riga geleitet. Der Schüler Goethe brachte ihn nach Weimar. In Königsberg hatte Herder sich, seines Zieles noch ungewiß, auf Riga vorbereitet. Der Ort seiner Vorbereitung auf Weimar war das kleine Fürstenstädtchen Bückeburg. Hier wurde er im Frühjahr 1771 Oberprediger, und hierher holte er sich im Mai 1773 in Karoline Flachsland seine Frau. Die Bückeburger Zeit stellte innerlich manches in Frage, was bereits gesichert schien. Sein Glaubensleben nahm fühlbar mystische Züge an. Und zu seinen bisherigen literarischen Arbeiten nahm er nun andere vor, die mit seinem Beruf zusammenhingen. Da wurde er 1776 als Oberpfarrer nach Weimar berufen. Stadt und Land boten ihm einen Wirkungskreis, der seinen vielfältigen Gaben entsprach. Er konnte sich als Seelsorger und Schulmann entfalten. Und da Weimar rasch in die Mitte des geistigen Lebens der Deutschen rückte, fand er einen freien Spielraum auch für seine literarischen und wissenschaftlichen Arbeiten. Aber lebensgeschichtlich wird die Weimarer Szene von jener Verschiebung der Gestalten beherrscht, die Herder schließlich einsam auf seiner Seite machte. In Königsberg war er, der weit Jüngere, zwischen seinen beiden Lehrern emporgewachsen und hatte dazu beigetragen, sie auseinanderzudrängen. In Weimar fügte sich ein weit Jüngerer ins Spiel, und was ein schöpferischer Dreibund zu werden schien, verengte sich zu einer Zweimännerfreundschaft, die ihn ausschloß. Goethes rasche Reife und der Ausgleich des Altersunterschiedes mit den zunehmenden Jahren verwandelte das



Herder mit seiner Frau am Frühstückstisch. Silhouette, um 1790

alte Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler in eine ebenbürtige Freundschaft, in der eher Goethe der Gebende wurde. Sie ergänzten nun einander auf eine schöne Weise, Goethe mit seinem Vertrauen in die Erfahrung, mit seinem Denken vom Besonderen ins Allgemeine, mit seinem Gesamtbilde einer Naturwelt, deren rastlose Selbstgestaltung immer neu erlebt wurde; Herder mit seiner schauhaften Erkenntnis, mit seinem ableitenden Verfahren, mit seinem Gesamtbilde einer Menschenwelt, die sich im Gesetz ihres Werdens erschloß. Das währte so ein Jahrzehnt. Und es schien zu einem steten Nebeneinander auszudauern. Aber die italienische Reise Goethes und unmittelbar darauf 1788 die Herders, jenem ein beglückendes und abermals verwandelndes Erlebnis, diesem unfruchtbar und ohne Gewinn, löste den Gleichklang der Geister. Der Schüler von einst bog aus der nordisch-gotischen Welt, in die der ehemalige Lehrer immer tiefer hineinschritt, weit ab in die südlichen Gefilde einer heiteren Antike. Der Ausbruch des französischen Umsturzes, dessen Gedanken — freilich nicht dessen Taten — Herder billigte, den Goethe aus dem Grunde seines Wesens ablehnte, vermehrte die Fälle wechselseitiger Gegenmeinung. Herders wiederholte Rückkehr zu theologischen Arbeiten ließ für Goethe kaum mehr etwas übrig, an dem er freundschaftlich teilnehmen konnte.

In diese Spannungen trat 1794 mit Schiller der Dritte. Schiller war gegenüber Herder um ebensoviel jünger, als Hamann vor Herder an Lebensjahren vorausgehabt hatte. Doch Schiller war längst über das Alter hinaus, da man Schüler ist. Herder arbeitete zunächst an Schillers „Horen" mit. Doch mit seinen

altdeutschen und nordischen Studien fand er bei Schiller ebensoviel Widerspruch wie dieser mit seiner Forderung nach einer überzeitlichen Kunst jenseits des Tages bei Herder. Indessen das Letzte lag am tiefsten. Schiller war Schüler gewesen, doch der Schüler Kants. Herder aber hatte sich mit seinem Lehrer Hamann immer weiter von Kant fortentwickelt, nicht von dem jungen Kant, der sein Lehrer gewesen war, sondern von dem reifen Kant der „Kritischen Vernunft", dem eben Schiller in die Schule geraten war. Mit diesem Kant stand Herder nun im Kampfe. Wie konnte er da des Schülers schonen, Schillers? So kam es 1796 zum Bruch zwischen Herder und Schiller, und also zwischen Herder und Goethe. Aber welcherlei Persönliches immer den Sinn dieser Umgruppierung auf offener Szene verdunkeln mag, der Sinn ist dieser: Die in Königsberg langsam angedeutete Entscheidung zwischen Hamann und Kant, zwischen Offenbarungsglauben und Vernunftwissen, zwischen philosophischem Realismus und philosophischem Idealismus, wurde nach Weimar hinübergespielt, indem an Hamanns Stelle dessen Schüler Herder trat. Sie reifte um die Jahrhundertwende aus, indem neben Kant nun auch Schiller ins Gefecht gegen Herder trat. Goethe entschied sich für Schiller und zog sich unter die Zuschauer zurück. Doch es ging um weit mehr als um Kants Metaphysik und was davon durch Schiller Grundbestand der klassizistischen Ästhetik geworden war. Es ging um die Behauptung, um Bestand und Verwirklichung der neuen deutschen Welt, die Hamann durch Herder heraufgeführt hatte, die Herder einst durch Goethe zu verwirklichen geglaubt hatte. Es ging um das ewig schaffende Wort, wie es in Sprache, Mythus, Dichtung der echten Volkheit irdische und zeitliche Gestalt annimmt. Herder sah in Goethes Entwicklung seit dessen italienischer Reise einen Abfall von der hohen Kunst in die seichte, verbuhlte Alltäglichkeit einer theatralischen Scheinkultur. Das Werk Goethes, in dem Herder alles Verwerfliche, Falsche, Abtrünnige zusammengefaßt sah, war „Wilhelm Meister". An Goethes Stelle und in Hamanns Geiste fand Herder einen letzten Freund in Johann Paul Richter, der nun um die Wende vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert mit seinem Roman „Titan" diese ganze von Hamann und Herder abgefallene Welt züchtigte. Ihm erschien der Weimarer Klassizismus als innerlich unwahre, die Tat lähmende, der Jugend gefährliche Ausschreitung des nackten und dem Leben feindlichen Geistes. Herder aber schloß 1803 die Augen, ohne zu wissen, daß er die Zukunft für sich hatte, daß in der Romantik die geistige Nachkommenschaft von ihm und von Hamann her die Führung in Deutschland ergriff, ohne zu ahnen, daß Goethe in seinen letzten Jahrzehnten zu dem gemeinsamen Straßburger Erlebnis zurückkehren und sich im Sinne von Hamanns und Herders Volksliedauffassung um eine Dichtung aus der wahren Volkheit bemühen werde.

Der schöpferische Ertrag dieses mäßig gelebten und voll ausgenützten Lebens war hoch. Er gründete sich auf verhältnismäßig wenige, aber ungemein fruchtbare Gedanken der Jugend und stieg von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Es war ein Werk

Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit

von Johann Gottfried Herder

Zwei Seiten vom V. Kapitel des 18. Buches in Herders Handschrift

(Berlin, Staatsbibliothek)

Der vierte Teil der Ideen, zu dem das 18. Buch gehört, erschien 1791. Die gedruckte Fassung der hier wiedergegebenen Stelle ist erheblich kürzer als der Entwurf, der aus dem Jahre 1782 stammen dürfte. Die gestrichenen Sätze wurden anderweitig verwertet, denn sie geben für Herder ungemein charakteristische Gedanken wieder.

Nordische und Slavische Reiche.

Die Geschichte der nordischen Reiche, die bis ins achte Jahrhundert dunkel u. fabelhaft ist, hat mit der Griechischen u. Römischen dennoch den Vorzug, daß sie gleichsam auf eignem Grund u. Boden anfängt u. durch Sagen u. Lieder wenigstens die alte, ungemischte Denkart ihres Volks erklärt. Dem chronologischen Geschichtsschreiber sind freilich diese Quellen nicht zureichend; dem Philosophen u. Geschichtsschreiber der Menschheit aber sind sie ungleich werther, als ihm jede trockne Chronik sagen könnte. Durch sie erhalten wir nicht nur von der Religion und Sprache, sondern auch von den Neigungen u. Sitten der Nation, von ihrem Zustande in der Regierungsform, den Künsten u. Geschäften des Lebens so ursprüngliche, lebendige Begriffe, daß man es kühn wagen darf, diese Lieder u. Sagen, als Beiträge zur Geschichte der Menschheit betrachtet, der Mythologie der Griechen, Römer, Indier u. Sineser weit vorzuziehen, weil sich aus ihnen die Denkart nicht Eines Volks, sondern fast aller Völker Europa's erkläret. So schätzbar die Nachrichten der Römer von Galliern u. Deutschen sind: so geben sie uns dennoch kein philosophisches Gemählde. Hätten wir alte Sagen u. Lieder der Vasken, Galen, Kymren, Deutschen, der Lappen, Finnen, Esthen, Kuren, Preußen u. aller weitverbreiteten Slavischen Völker, wie wir sie durch die einzige Insel Island aufbewahrt, vom Gothischen Stamm u. den drei nordischen Königreichen haben, wie gewißer u. reicher wären wir über den gesamten Zustand dieser Völker. Statt also mit Klagen über den Mangel an historischen Denkmalen anzufangen, wie es der Geschichtsschreiber dieser Nationen thun muß, fängt der Philosoph der Menschengeschichte, dem einige frühere Jahrhunderte wenig gelten u. eine Reihe von Königen nichts gilt, die nordische Geschichte mit Freuden an, weil er in ihr den Stamm gewahr wird, aus welchem mit der Zeitenfolge die ganze Denkart dieser Nationen erwachsen.

Aus den nordischen Sagen u. Liedern lernen wir also, den fremden Ursprung des Volks ungerechnet, daß vor allen andern die Stämme Deutscher Völker so tapfer waren: denn ihre Begriffe von Ehre, vom Werth des Mannes und des Weibes, von der Art, wie man Gott gefalle u. sowohl hier als nach dem Tode

glücklich werde, mußten dergleichen Thaten erzeugen. Wir lernen aus ihnen, wie bei allen rauhen Sitten, im harten Klima dieser Völker, so edle Gesetze, so mancherlei Künste zum See- und Landesgebrauch, nicht nur erfunden werden konnten, sondern erfunden werden mußten, weil z. B. Mann und Weib, Alt und Jung, Freund u. Feind, Richter und Rechtfrager, Fürst und Gefährte, der Beschützer u. der Beschützte so u. nicht anders gegen einander gesinnet waren. Und da diese Gedichte u. Sagen mit dem Himmelsstrich, unter welchem sie galten, mit den Denkmalen, die hie u. da übrig sind, ja selbst mit den spätern Gesetzen und allen Begebenheiten der gewißern Geschichte so ganz übereinstimmen, daß jene diese, diese jene bestätigen u. erklären: so wäre zu wünschen, daß alle merkwürdigen Reste dieser alten Zeit mit so kritischem u. philosophischem Fleiß herausgegeben würden, als wir der freilich angenehmern Mythologie der Griechen Jahrhunderte lang gewidmet haben. Denn die Griechische Mythologie hangt lange nicht so sehr mit großen Ereignissen und Einrichtungen der Völker zusammen, als diese Sagengeschichte. Traurig also, daß auch hier schreckliche Unglücksfälle, am meisten aber die Barbarei christlicher Priester so vieles Licht ausgelöschet haben, das uns über alle Deutsche Völker Europens leuchten könnte.

Da die nordischen Reiche von keinem fremden Volk bedränget wurden: (Denn welche Nation hatte, nach der großen Wanderung in die schöneren südlichen Länder, Lust, diese Weltgegend zu begehren?) so ist ihre Geschichte sehr einfach u. natürlich. Wo die Nothdurft gebietet, lebet man auch lange der Nothdurft gemäß; und so blieben die Einwohner des Landes lange im Zustande der Freiheit u. Eigengehörigkeit, ohne Zusammendrang und ohne gebietenden Scepter. Berge und Wüsten trenneten, das Meer, die Seen u. Flüsse, Wälder, Wiesen u. Felder nährten sie; und was sich im Lande nicht nähren konnte, wagt sich auf die See und suchte anderweit Beute u. Nahrung. Daher hat sich in diesen Gegenden so lange die . . .

lich wurde, mußten dergleichen Sitten erzeugen. Wir lernen aus ihnen, wie ~~warum~~
sich bei allen rauhen Sitten, im harten Klima dieser Völker, so edle Gesetze,
so mancherlei Künste zum See- und Landesgebrauch, nicht nur erfunden
werden konnten, sondern erfunden werden mußten, weil z. B. Mann und
Weib, Alt und Jung, Freund u. Feind, Wirth und Gastfreund, Fürst und
Gefolge, ~~[illegible]~~ der Beschützer u. der Beschützte
so u. nicht anders gegen einander gestimmt waren. Und da diese Gedichte u.
Sagen mit dem Sinnbild, unter welchem sie gelten, mit den [illegible], die
für u. [illegible] sind, ja selbst mit den späteren Gesetzen und alten Sagen
hielten der [illegible] Geschichte so ganz überein stimmen, [illegible]
jene bestätigen u. erklären: so wäre zu wünschen, daß alle [illegible]
Rest dieser alten Zeit mit so kritischem ~~[illegible]~~ u. philosophischem [illegible] heraus-
gegeben würden, [illegible] wie der Freilich angenommen [illegible]. Denn die Griechische
Mythologie der Griechen Jahrhunderte lang gewidmet haben. Denn die Griechische
Mythologie hangt lange nicht so sehr mit den ~~[illegible]~~ großen [illegible] Begriffen
und Einrichtungen der Völker zusammen, als diese Sagengeschichte. Kenntniß also,
daß auch hier schreckliche Unglücksfälle, am meisten aber die Barbarei
christlicher Priester ~~[illegible]~~ so vieles ~~[illegible]~~ Licht ausgelöschet haben, das
uns über alle ~~[illegible]~~ deutsche Völker Europens leuchten konnte —

Als die nordischen Völker von keinem fremden Volk bedrängt wurden:
(denn welche Nation hätte, nach der großen Wanderung in die schönern
südlichen Länder, Lust, sich diese Weltgegend zu begehren?) so ist ihre Ge-
schichte sehr einfach u. natürlich. Wo die Nothdurft gebietet, lebet man auch
lange der Nothdurft gemäß; und so blieben die Einwohner des Landes
lange im Zustand der Freiheit u. Eigenthümlichkeit, ohne [illegible] zusammen-
[illegible] und ihre gebietenden Rechte. Die Berge und Küsten trennten, das
Meer, die Seen, u. Flüsse, Wälder, Wiesen u. Felder nähreten sie; und
was sich im Lande nicht nähren konnte, wagte sich auf die See u. suchte an-
derweit Beute u. Nahrung. Daher hat sich in diesen Gegenden so lange die

V.

Nordische ~~Reiche~~ Reiche und ~~Deutsch...~~ Slavische Reiche.

Die ~~K~~ Geschichte der nordischen Reiche, die bis ins achte Jahrhundert dunkel u. fabelhaft ist, hat mit der Griechischen u. Römischen dennoch den Vorzug, daß sie gleichsam auf eigenem Grund u. Boden anfängt u. durch Sagen u. Lieder wenigstens die alte, ungemischte Denkart ihres Volks erklärt. Für den ~~[illegible]~~ chronologischen Geschichtschreiber sind freilich diese Quellen nicht zureichend; ~~dem~~ dem Philosophen u. Geschichtschreiber der ~~W~~ Menschheit ~~sind~~ aber sind sie ungleich werther, als ihm jede trockene Chronik seyn könnte. Durch sie ~~bekommen~~ erhalten wir nicht nur ~~über die N~~ von der Religion und Sprache, sondern auch ~~von dem Zustande~~ von Meinungen u. den Sitten der Nation, von ihrem Zustande in der Regierungsform, den Künsten u. Geschäften ~~des~~ Lebens so ursprüngliche, lebendige Begriffe, daß man es diese Menschheit bewegen ~~doch~~ diese Lieder u. Sagen, als Beiträge zur Geschichte der Menschheit weit vorzügachtet, der ~~M~~ Mythologie der Griechen, Römer, Indier u. Sineser fast aller Völker hen, weil sich aus ihnen die Denkart ~~Geschichte~~ nicht Eines Volks, sondern ~~f~~ fast aller nördlichen u. Deutschen Europa's erklärt. So schätzbar die Nachrichten der Römer von Galliern u. Deutschen sind: so geben sie uns dennoch kein philosophisches Gemählde. Hätten wir alte Sagen u. Lieder der ~~Celten~~ Celten, Galen, Cymren, Deutschen, der Lappen, Finnen, Esthen, ~~durch~~ Curen, ~~u~~ Preußen u. aller weitverbreiteten Slavischen Völker, wie wir sie vom Gothischen Stamm in den drei ~~der~~ durch die einzige Insel Island aufbewahrt, ~~in~~ nordischen Königreichen haben, wie gewisser u. weiser wären wir über den gesamten Zustand dieser Völker. Statt also mit Klagen über ~~die~~ den Mangel an historischen Denkmalen anzufangen, wie es der Geschichtschreiber dieser Nationen Jahrhunderte thun muß, fängt der Philosoph der Menschengeschichte, dem einige frühere Jahrhunderte wenig gelten u. eine Reihe von Königen nichts gilt, die nordische Geschichte mit Freuden an, weil er in ihr den Stamm gewahr wird, aus welchem mit der Zeiten folge die ganze Denkart ~~der Nation~~ dieser Nationen erwachsen.

Aus den nordischen Sagen u. Liedern lernen wir also, den fremden Ursprung des Volks ungerechnet, daß vor allen andern die Stämme Deutscher Völker so tapfer waren: denn ihre Begriffe von Ehre, vom Werth des Mannes u. des Weibes, von der Art, wie man Gott ~~gefällt~~ gefalle u. sowohl hier als nach dem Tode glück-

ohne geschäftige Vielseitigkeit auf vielen Gebieten, von gedrängter Fülle auf wenigen, doch von da nach allen Seiten ausgreifend. Es kommt selten vor, daß ein Mensch so wie Herder sich mit dem ersten Werk einen Lebensarbeitsplan von solcher Weitsicht entwirft und ihn mit gleicher Folgerichtigkeit bis an den letzten Tag, der ihm gegönnt ist, durchführt. Dieser literarische Erstling Herders war die Doppelschrift aus seiner Rigaer Zeit: „Über die neuere deutsche Literatur" (zwei Sammlungen 1767 und in zweiter Auflage 1768) und „Kritische Wälder" (drei Sammlungen 1769). Man erkennt unschwer, wie hier Lehre und Beispiel beider Lehrer wirksam waren, Kants analytisches Verfahren und Hamanns auf Geist und Wesen der Dinge dringendes nachschaffendes Vermögen. Es war aber auch ebenso deutlich zu spüren, daß Hamanns Mitgabe bereits überwog. Das Thema der Literaturschrift hieß bereits: Sprache als Grundlage der Literatur und das Verhältnis der deutschen Literatur zu den ihr gemäßen fremden. Schon hier ist aus Hamanns Anregungen der Kerngedanke von der ursprünglichen Einheit von Sprache, Mythus, Dichtung entwickelt. Schon hier ist Herder von der morgenländischen Dichtung gefesselt, und schon hier wird die entscheidende neue Vorstellung vom Volkslied erläutert. Die „Wälder" sind eine kunstwissenschaftliche Schrift. Sie gründet im Sinne Hamanns die Kunstlehre auf die Physiologie und Psychologie der menschlichen Sinneswerkzeuge. Sie erörtert Wesen und Aufgabe der Geschichte als Geschehen, Forschung und Darstellung. Sie arbeitet schon mit dem Begriff Klima und Generation. In beiden Schriften aber erscheint zum erstenmal die lateinische Sprache als die Verderberin der deutschen Geistesentwicklung. Von diesen beiden Rigaer Schriften her öffnet sich der dreifache Weg, den Herder mit seiner Lebensarbeit ausgeschritten ist: Sprache, Geschichte, Dichtung.

Sprache war für Herder anfänglich gemäß der Anschauung Hamanns das geoffenbarte göttliche Wort, das Wort vom Anbeginn. So ist es denn auch zu verstehen, wenn Herder zunächst dem Sprachproblem von der Bibel her nachsann. Seine „Archäologie des Morgenlandes" (1769) und seine „Unterhaltungen und Briefe über die älteste Urkunde" (1771) waren so gemeint. Seine umwälzende Straßburger „Abhandlung über den Ursprung der Sprache" (1772) hat die Frage dann auf ihre weltliche und verstandesmäßige Seite gewendet. Wie kommt der Mensch zur Sprache? Herders Antwort lautete: Weder durch göttlichen Unterricht noch durch menschliches Übereinkommen, sondern durch seine menschliche Natur, die ihn zuerst durch sein geistiges Vermögen die Merkmale der Dinge unterscheiden läßt und die ihn dann nötigt, diese Merkmale durch Töne zu bezeichnen. Aber mit dieser Antwort, die gemäß der Bibel eine örtlich begrenzte und einmalige Sprachfindung annahm, hatte Herder sich eine neue Frage gestellt. Wie werden aus dieser einen Ursprache die vielen Sprachen der Völker? Durch die Entwicklung des Menschengeschlechtes selber, durch seinen Gesellschaftscharakter, durch seine Spaltung in verschiedene Gruppen, durch räumliches Beisammenbleiben und durch räumliche

Trennung. Herders Schrift, in seiner eigenen geistigen Fortbildung von unabschätzbarer Bedeutung und Wurzel aller seiner weiteren Arbeiten, legte den Grund zur modernen Sprachforschung und Sprachphilosophie. Die Schrift setzte aber auch in dem Überzeugungsverhältnis zu Hamann und zu Kant die ersten persönlichen Grenzen. Diese Verneinung des göttlichen Wesens der Sprache mußte Hamann wie einen Abfall von seiner Lehre empfinden. Die drohende Spannung wurde von beiden Seiten ausgeglichen. Hamann milderte seinen ersten abwehrenden Angriff, und Herder machte, was den Offenbarungscharakter der Sprache anlangte, Zugeständnisse in seinem neuen Buch „Älteste Urkunde des Menschengeschlechts" (1774), das die Bibel zwar als reines Literaturwerk erläuterte, aber doch zur buchstäblichen Treue gegenüber dem geoffenbarten Wort zurückkehrte. Und im Geiste Hamanns war die Gedankenfolge gedacht, daß die göttliche Uroffenbarung mittelbar durch die Mythen und Religionen der Völker alle Zeiten und Räume hindurch gewirkt habe. Mit Kant aber konnte es, da Herder bis zu diesem Punkte vorgeschritten war, keinen Ausgleich mehr geben. Mit den entwicklungsgeschichtlichen Abschnitten der Sprachschrift und mit den Hinweisen auf die fortwirkende Uroffenbarung in der „Ältesten Urkunde" war der Ansatz zu der geschichtsphilosophischen Reihe seiner Arbeiten gegeben. In dieser Richtung verfolgte Herder nun seinen Weg weiter.

Diese seitliche Verschiebung der Wegrichtung erfolgte in dem gleichen Bückeburger Jahr 1774 mit der kleinen Schrift „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit". Sie war zunächst im Sinne Hamanns eine Kampfschrift gegen das aufgeklärte, ungläubige achtzehnte Jahrhundert. Hier wurde zum ersten Male der Vorwurf erhoben, den fortan Generation um Generation immer lauter weitergab, der Vorwurf gegen die Mechanik und gegen eine Zeit, die noch kaum die erste Maschine kannte. Und hier fiel das Wort, das dann Arndt mit lodernder Leidenschaft wieder aufgriff, das Wort, daß die Herrschaft des Denkens den Trieb des Lebens schwäche. Indem aber Herder nach einem hellen Gegenbilde zu dem dunklen des achtzehnten Jahrhunderts suchte, stieß er auf das Mittelalter, und so wurde aus einer Anklage der Gegenwart eine Verteidigung jener Vergangenheit, die damals noch völlig außerhalb des Verständnisses des protestantischen Deutschland lag. Die Schrift war aber weit mehr als beides, als Anklage und Verteidigung. Sie war ein umfassender Arbeitsentwurf für die nun zu schreibende Menschheitsgeschichte. Herder wiederholte sich zu neuem Gebrauch die frühen Gedanken von der Gleichheit im Ablauf der Altersstufen beim Menschen, bei Völkern, bei der ganzen Menschheit. Und er erinnerte sich nun in seiner Bückeburger Frömmigkeit an den frommen Satz Hamanns, daß der Mensch das Werkzeug Gottes zu unerkannten Zwecken sei. Und so entwarf er sich in rohen und noch unfertigen Linien eine geschichtliche Skizze der Menschheitsentwicklung. Kleine Arbeiten, zu denen ihm gelegentliche Preisaufgaben Anlaß wurden, vertieften ihn in Einzelheiten und bemerkenswerte Themen der deutschen Geschichte,

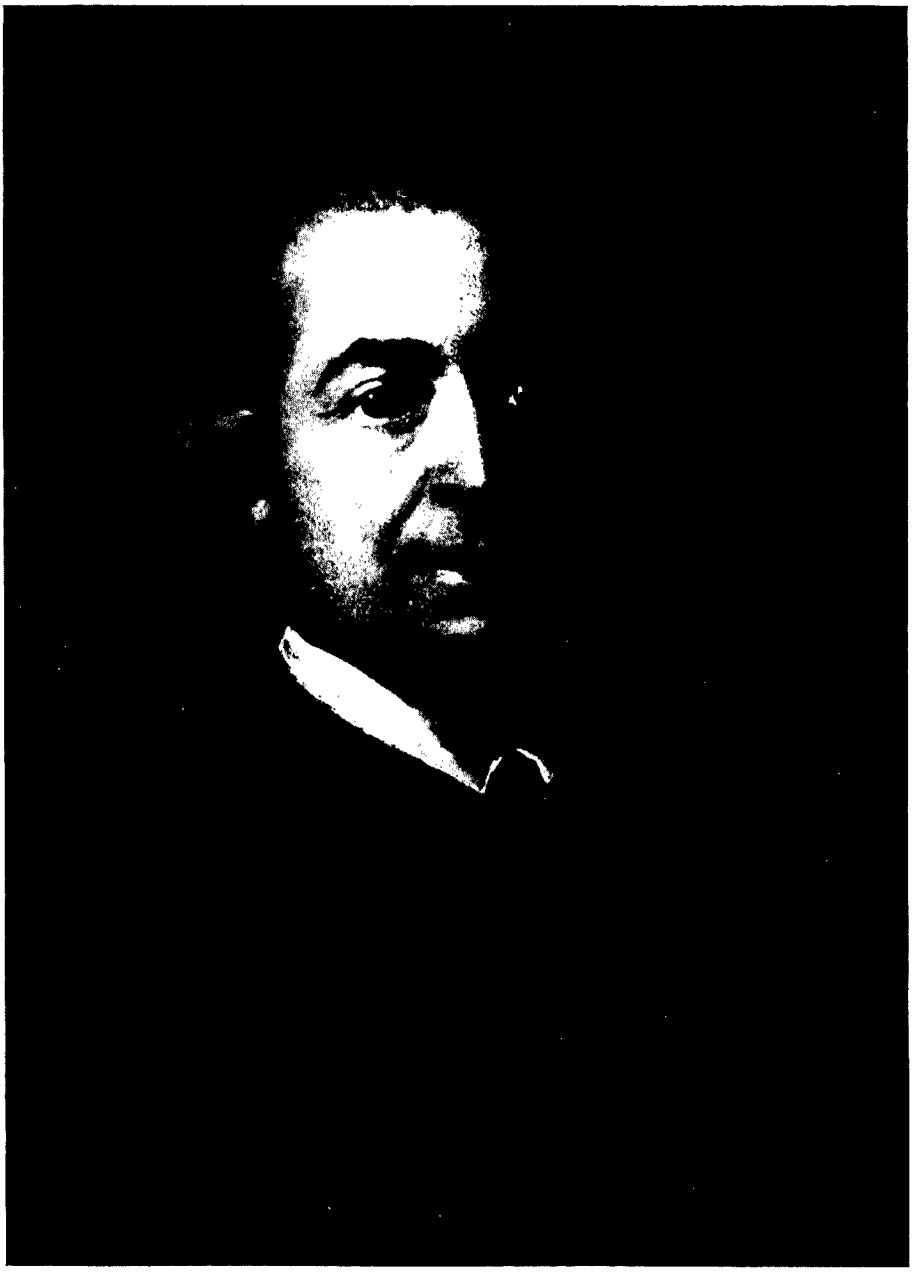
so „Wie die deutschen Bischöfe Landstände wurden" oder die lateinisch geschriebene Abhandlung über die Ursachen des raschen Niederganges des Karolingischen Hauses. Aus religiösen Untergründen erhielt sein geschichtliches Denken manchen Zuwachs, so durch die Vorstellung von der Seelenwanderung und durch „Maran Atha" (1779), „Das Buch von der Zukunft des Herrn". So erschien denn 1784 bis 1787 Herders mächtige geschichtsphilosophische Anthropologie, der Inbegriff seiner Lebensarbeit, die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit". Das Werk ist Erträgnis der Lehrzeit bei Hamann und Kant. Und es steckt in ihm die ganze Fülle der europäischen Wissenschaft seiner Zeit, die Herder mit Hamannscher Belesenheit genützt hat. Die Straßburger Sprachschrift und die Bückeburger Geschichtsschrift sind in den „Ideen" mit allen ihren Keimen zu einem wahren Weltbaum aufgegangen. „Geschichtsphilosophie", das trifft im Grunde auf Herders Werk nicht zu. Denn es ist in Wahrheit ein Werk der Erfahrungswissenschaft. Herder gab auf induktive oder, mit Kant zu reden, auf synthetische Weise das ganze unbegrenzte Bild des Menschen in seinem menschlichen Kosmos. Das Schicksal der Menschheit kann nur aus dem Buch der gesamten Schöpfung gelesen werden. Und daß der Mensch ein Gewächs der Natur ist, daß die Gesetze der Geschichte also höhere Naturgesetze sind, eben das zeigte Herder, indem er wie einen Stufenbau den kosmischen und irdischen Wohnraum des Menschengeschlechts, die Geschwisterschaft des Menschen mit den übrigen Erdengeschöpfen, indem er den Organismus des Menschen, seinen Beruf zur Humanität und zur Unsterblichkeit darstellte und die Stufenleiter wie unterhalb so oberhalb des Menschen ahnen ließ. Er versuchte eine Rassenkunde des Menschen. Unter dem Antriebe der beiden großen Bildungskräfte der Menschheit, Natur und Kultur, ließ er in einem großartigen Weltgange die Entwicklungsgeschichte der Menschheit sich abrollen vom Morgenlande, von den Griechen und Römern her in das neue christliche Europa und in die festgefügte Hierarchie des Mittelalters. Mit der Völkerkunde Europas

Von
Deutscher
Art und Kunst.
Einige fliegende Blätter.
Hamburg, 1773.
Bey Bode.

Titelblatt des von Herder herausgegebenen Bandes „Von Deutscher Art und Kunst"

aber, in der Herder keines der kleinsten Völker vergaß, wog er die verbrauchten und die erneuerungskräftigen geschichtlichen Mächte des Erdteils gegeneinander ab und stellte so Europa eine Prognose, die im neunzehnten Jahrhundert selber diesen Erdraum an vielen Stellen in Bewegung brachte. Und nun vom Anblick des gesamten menschlichen Kosmos wahrhaft wissend geworden und darum gerecht, von der nahenden Jahrhundertwende zu einer Rechenschaft gedrängt, konnte er zu jener Bückeburger Geschichtsschrift zurückkehren und abermals fragen: Was ist es mit dem achtzehnten Jahrhundert? Die Antwort fiel in seiner freien Schriftenfolge von 1801 „Adrastea", die er nach der Doppelgöttin der Wahrheit und Gerechtigkeit nannte. An den drei Kulturkreisen, dem französischen Ludwigs XIV., dem englischen unter Wilhelm und Anna, dem nordischen unter August von Polen und Karl XII. von Schweden sichtete Herder die gesamte geistige Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts nach Wirkung und Gültigkeit.

Herders dichterisches Werk hatte in seinen Sprachanschauungen die Wurzel und empfing durch seine geschichtlichen Arbeiten Sinn und Bedeutung. Herder war einer der größten Erzieher zur deutschen Nation. Alle seine Dichtungen sind ein Werk dieser Erziehung. Seine beiden Rigaer Schriften untersuchten in dieser ausgesprochenen Absicht die Bedingungen, die für die Bildung einer Nationalliteratur und für die Schule in fremden Literaturen gelten müssen. Dieser Absicht dienten die immer wieder aufgenommenen literarhistorischen Arbeiten, die Sammlung „Von Deutscher Art und Kunst" (1773) gemeinsam mit Goethe und Möser, die Untersuchungen zur Kunstpsychologie und Kunstlehre, die am Kunstwerk mit Vorliebe die Wechselwirkung zwischen Schöpfer und Empfänger erläutern. Aber Herder wußte in solchem Maße um das Wesen des Erziehens und Bildens, daß er alle Kraft in das Vorbild des Geschaffenen legte. Herder war ein Dichter. Aber er war es auf besondere und fast einzige Art. Er war Lyriker und er war es ausschließlich. Dafür zeugen freilich die eigenen Gedichte nicht, die bis auf die Parabeln und Paramythien nur Persönlichkeitswert haben. Aber gerade die Paramythien, die in freiem schöpferischem Spiel aus Motiven der alten Mythe neue Gebilde von anmutiger Zartheit und feinem Tiefsinn schufen, weisen auf die besondere Gnade seines dichterischen Wesens. Es ist schwer, dafür einen Ausdruck zu finden. Weder Nachdichtung noch Übersetzung sind das rechte Wort dafür. Was er in die Hand nahm, wurde wieder neu, sofern es vor Alter unansehnlich war, wurde im Ohr vertraut, sofern es sonst in einer fremden Sprache redete, wurde vollkommen, sofern es vordem unfertig war, und wem immer es gehören mochte, durch die Berührung dieser Hand wurde es völlig ihr Eigentum. Herder war kein Nachtöner, er war ein Neutöner, mochte er nun wiederherstellen oder übersetzen. Erweckt wurde ihm dieses Vermögen durch das Volkslied. Herder hat die Frage Ursprache — Urdichtung von neuem und nun aus der letzten Tiefe mit seinen Arbeiten über das Volkslied aufgegriffen. Hier ist das östlichste seiner Erlebnisse. An den Merkmalen der ursprünglichen Sprache, wie sie ihm aus dem Munde der



Johann Gottfried Herder
Gemälde von Anton Graff, 1785. Aus dem Freundschaftstempel im Gleimhaus zu Halberstadt

Abendgesellschaft bei der Herzogin Anna Amalie von Weimar; ganz rechts Herder
Aquarell von Georg Melchior Kraus, um 1790. Weimar, Bibliothek

Letten und Esten entgegenklang, wurde ihm deutlich, was Volkslied eigentlich ist. Und an den Liedern Ossians, mochten sie nun unecht oder echt sein, klärte sich ihm die Poetik des primitiven Liedes ab. Lebendigkeit, Sinnlichkeit, lyrische Handlung, das Musikalische und Tanzmäßige, Gegenwart der Bilder, Gleichnis der Worte, Silben, Buchstaben, kraftvoller Gang der Melodie erkannte nun Herder als die artbildenden Merkmale des Volksliedes. Und die zwei Bände „Volkslieder", mit denen er 1778 und 1779 ein umfassendes Liederbuch aller Völker und Zeiten herausgab, sind nicht einfach eine besitzmäßig unbeteiligte Sammlung fremden Gutes. Sie sind sein Eigentum so gut wie irgendein Werk seinem Schöpfer gehört. Herder hat dieses Werk im wörtlichsten Sinne künstlerischen Sprachgebrauchs „geschaffen", indem er es aus der Zerstreuung des Nichtvorhandenseins ins Dasein rief und indem er die Sammlung als ein Ganzes und in vielen ihrer einzelnen Gebilde mit seinem Wort geprägt hat. So hat Herder die altgriechische Anthologie nachgedichtet, so aus dem Bestande der römischen Lyrik vor allem Horaz, so aus der rabbinischen Dichtung ausgewählte Stücke. Und in gewissem Sinne ein Gegenstück zu den Volksliedern war das große lyrische Buch „Terpsichore" (1795 und 1796), die das lyrische Werk des besten Barockdichters Jakob Balde in stilvollen deutschen Versen wiedergab und zusammen mit Übertragungen aus dem europäischen Humanismus, aus der neueren Lyrik der Italiener und Engländer die werdende Weltliteratur der Bildungsdichtung anschaulich machte. Abschluß und Krone dieser neugestaltenden Dichtung waren die Romanzen vom „Cid" (1803), die über eine französische Zwischenfassung hinweg mit untrüglicher Witterung Vers und Ton der spanischen Romanze trafen und mit ihrer eigenartigen Mischung mittelalterlicher Heroik und moderner Empfindung eine ganz neue Schöpfung wurden. Völlig frei aber und aus Eigenem wies Herder mit seinen lyrisch-dramatischen Dichtungen in die Zukunft. Kantate und Oratorium waren ihm aus der Kunstübung des achtzehnten Jahrhunderts geläufig, und er hat einige schöne Dichtungen dieser Art geschaffen. Sie führten ihn zum musikalischen Drama, dem er mit seinem „Brutus" und „Philoktetes" (1774) und mit seiner „Ariadne" (1803) näherzukommen suchte, dessen Kunststil er wiederholt umschrieb und voraus entwarf und dessen Vollender — Richard Wagner — er in ergreifenden Sätzen der „Adrastea" als den noch unbekannten Meister der Zukunft vorausahnte. Mit einem Stück dieses Stiles, „Admetus' Haus", schuf er sich selber und seiner Frau das Mysterium des Opfers füreinander und des Todes, als sich der Schatten des Abschiedes schon auf ihn zu senken begann.

Mit drei Schriften aus seinen letzten Jahren hat Herder seine Stellung in der Zeit und gegenüber der Zukunft bezeichnet. Es waren Kampfschriften sowohl gegen Kant wie gegen die neuen Verbündeten Goethe und Schiller. „Vom Geist des Christentums" (1798) bezeugte, wie weit Herder schon durch seine volksdeutschen Arbeiten der letzten Jahre im germanischen Gedanken vorwärtsgedrungen war. Da hieß das Christentum eine Lehre nicht der Schwärmerei, sondern der

Begeisterung. Da wurde vor der empfindsamen Überschätzung der ersten Juden- und Römerkirche gewarnt. Da wurde Trennung von Staat und Kirche gefordert. Da fiel das Wort, in Sprache wie in Gebräuchen müsse der alte Judaismus der Kirche germanisiert werden. „Die Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft" (1799), eine freundschaftliche Anleihe bei Hamann, ging aus der Abwehr zum Angriff gegen Kant vor. Mit dem Hinweis darauf, daß der Mensch aus der Ganzheit seiner Natur denkt, daß alle Begriffe vor der Vernunft durch die Sprache aus der Erfahrung gewonnen werden, wurde Kants Idealismus überhaupt bestritten und der Versuch „hinter die Erfahrung zu transzendieren" als unmöglich abgewiesen. „Kalligone" (1800) wandte sich gegen die Ästhetik Kants ebenso wie gegen die Schillers, gegen die Überschätzung der Form, des Verstandes und der Sittlichkeit in Sachen der Kunst, gegen die Trennung des Erhabenen vom Schönen. Herder bestimmte das Schöne als wirklichen Ausdruck des Seins, nannte Form und Inhalt, Erhabenes und Schönes eine untrennbare Einheit, feierte die Natur als vernunftvolle Künstlerin, den Menschen als höchstes Kunstgeschöpf und bezeichnete die Kunst als das Streben des Menschen, die Natur sich und sich der Natur harmonisch zu machen.

Herders umfassende Tätigkeit als Denker, Dichter, Seelsorger und Schulmann wurde von einem Punkte aus bewegt. Er hat erkenntnismäßig von der Sprache her den Vorstellungen von Volk, Geschichte und Dichtung einen neuen und endgültigen Sinn gegeben. Damit bewirkte er die Umwälzung der Erfahrungswissenschaften durch seine „Ideen", gab er der Geschichte, der Erdkunde, der Anthropologie die neue entscheidende Richtung, begründete er die Sprachphilosophie, die geisteswissenschaftliche Literaturgeschichte und Volkskunde. Für die Kunstlehre ergab sich daraus ein neuer Grundbegriff der Kunst und des Künstlers, eine Neugliederung der Kunstgattungen von den Sinnen her und aus der geistig-leiblichen Natur des Menschen, Lyrik als bewegte Ausdruckskunst, die kunstwissenschaftliche Begründung des Musikdramas und der Kritik als eines nachschaffenden Kunstwerkes. Für die deutsche Geistesgeschichte folgte eine Umwertung entscheidender Epochen, so des Mittelalters und des Barocks. Zeitgeschichtlich wirkte Herders Leistung sich aus in der Verdeutlichung und Verbreitung von Hamanns Ideen, in der Wegleitung Goethes und Grundlegung der Romantik, in der Sicherung der naturhaften und ursprünglichen Lebenskräfte gegen die unbefugten Ansprüche der Vernunft und des Geistes, wie sie als Gefahr in Kants Denkweise lauerten. Für die Nation aber brachte Herders Lehre, daß das Volk der Nährboden aller Kulturvorgänge sei, daß in den Mundarten der wahre Sprachgeist ströme, daß alles Geschehen seine Kraft aus dem Volk und seiner Heimat ziehe, den ersten Umschwung zu sich selber. Herder hat in einem Zeitalter neuandringender Fremde und beginnender Übergeistigung das gesunde Gleichgewicht zugunsten der sinnlichen und ursprünglichen Natur des Menschen wiederhergestellt, den Deutschen auf seine Volkheit und auf die nordländischen Wurzeln seines

Wesens zurückgeführt. Herder ist für das östliche Mitteleuropa und für das deutsche Volk ein Mann des Schicksals. Denn seine „Ideen" haben sehr viel mitgeholfen, die Völker baltischer, slawischer und magyarischer Zunge aus ihrem nationalen Schlummer aufzuwecken.

Herders persönliche Gestalt ist uns in nicht wenigen Bildnissen und Büsten aufbewahrt: im Schattenriß und in behaglicher Häuslichkeit mit seiner Frau; das Bild beherrschend im Kreise der Weimarer Hofgesellschaft und mit seinen Reisegefährten in einem italienischen Villengarten; von Anton Graffs Hand als Vierzigjähriger, der Mann der „Ideen", lebendig und geistvoll; als Fünfzigjähriger von der Hand Johann Friedrich Tischbeins, überlegend und sicher, aus der Zeit der beginnenden Spannungen mit Goethe und Schiller; Büsten von Martin Klauer und Alexander Trippel aus den achtziger Jahren. In der freien Schöpfung Gerhard von Kügelgens, die nach Herders Tode entstanden ist, dem bedeutendsten Versuch, Herders Geistnatur geschichtlich herauszuarbeiten, hat Karoline Herder ihren Mann am getreuesten wiedererkannt. Wir möchten an die letzte Urkunde nach dem Leben glauben, an die Zeichnung Anton Graffs. Sie zeigt den Kopf eines Menschen, der das Leben hinter sich hat, in dessen Zügen die angeborene Güte und Liebenswürdigkeit nach den Kämpfen der letzten Jahre wieder reiner heraustreten, ein mehr beseelter als vergeistigter Kopf, aus dem zwei wissende, aber gute Augen leuchten.

Johann Heinrich Pestalozzi

1746—1827

Von

Aloys Fischer

Der große geschichtliche Hintergrund und Zusammenhang, in dem sich Pestalozzis Leben, Persönlichkeit, Werk vollendeten, ist durch die Tatsachen und Bewegungen gekennzeichnet, in denen der längst angebahnte Bruch der sozialen Struktur des universalchristlichen Europas allgemein wurde und der konstruktive Neubau mit dem Ziel einer alle Menschen schon im Diesseits gleich befreienden, befriedenden und beglückenden Ordnung aus der Phase der Utopie, Träumerei, philosophischen Diskussion in die politische Wirklichkeit trat. In verschiedener Gestalt hat die Politik das Gesicht der ganzen Epoche bestimmt: gegen die Not im Gefolge des Ancien régime, der überfällig gewordenen Staatsordnung des fürstlichen Absolutismus, der erbständischen Gebundenheit, der Bauernhörigkeit und des Zunftzwanges empörte sich der politische Wille in revolutionären Bewegungen, die auf die große Französische Revolution vorbereiteten und von ihr wieder ausstrahlten. Die Revolution vernichtete zwar den Absolutismus, bahnte der staatsbürgerlichen Freiheit Wege und leitete die Staatsidee aus den Geleisen des Obrigkeits- und Polizeistaates in die Entwicklung zum verfassungsrechtlichen Volksstaat über, vermochte jedoch nicht, die sozialen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu beheben; sie zerstörte mehr als sie aufbaute und führte den Menschen vor solche Abgründe in ihm und um ihn, daß das politische Mittel der Weltverbesserung in dieser Form als untauglich, ja falsch für die sozialen und kulturellen Befriedungsaufgaben auch von seinen noch lebenden Anhängern und Verteidigern aufgegeben werden mußte. Die Revolution wurde gebändigt und abgelöst durch die Diktatur Napoleons, auch sie ein Versuch der Verbesserung und Befriedung der Völker mit politischen Mitteln, durch die gewaltsame Umwandlung Europas in eine Provinz Frankreichs. Allein trotz der Entfesselung gewaltigster Energien und fruchtbar nachwirkender Anregungen entwertete sich das politische Mittel auch in dieser Gestalt, entartete zur unerhörten Despotie und forderte das politische Mittel in mannigfach neuen Formen heraus: als Restauration des Ancien régime, als Kampf der Nationen um ihre Freiheit und ihre staatliche Souveränität.

Im ganzen vermochte die Politik nicht, Europa eine neue Stetigkeit zu geben, nach der es fieberhaft suchte, sie steigerte nur die Unruhe, die über dem Ausgang der vorrevolutionären Welt gebrütet hatte, in immer neuen Umstürzen, Unruhen, Kriegen, in Spannungen zwischen immer neuen Parteien,

Koalitionen und Gruppen, die alle allen Erlösung und Rettung versprachen und doch nur die Macht letzten Endes in ihrem Interesse wollten.

Pestalozzi stand und wirkte in dieser Zeit als eine völlig anders geartete Kraft. Daß er Schweizer war, nach der eigenen Aussage zutiefst verbunden mit einem Land, dem die volksstaatliche Daseinsform seit Jahrhunderten geläufig war, Zögling des Züricher Carolinums (1757—1765) in seiner Glanzzeit unter bedeutenden, über die Schulstube hinaus blickenden und öffentlich wirkenden Vertretern des langsam aus den westlichen Kulturländern vordringenden neuhumanistischen Geistes, gab seinen Interessen die Wendung zu den allgemeinen Angelegenheiten, zu dem „freien Forschen nach den Ursachen der Landesübel und dem lebendigen Eifer, ihnen abzuhelfen", hätte ihn also zu einem im geläufigen Sinne des Wortes politischen Leben und Beruf führen können. Aber das Ahnenerbe im Nachkömmling ehrenfester Pfarrherren, und um ihres evangelischen Glaubens willen aus der Heimat am Comer-See ausgewanderten Bergbauern, deren Bild in seiner äußeren Erscheinung („der schwarze Pestaluz") unverkennbar ist, bestimmte die Richtung seiner Entwicklung stärker. Die ererbte Neigung zu grüblerischer Selbstversenkung und einem Leben aus letzter Tiefe führte ihn von der leicht angefaßten Existenz erfolgreicher Klugheit und Tagesgeschäftigkeit zu den ewigen Fundamenten der Gemeinschaft. Nicht blind oder unempfindlich für die Härten, Ungerechtigkeiten, Unterdrückungen des überlieferten Systems, das namentlich auf den duldenden Massen lastete, hat er in seiner Jugend in der Gemeinschaft seiner Altersgenossen in der „Gerwe" selbst an die Erlösung der Welt durch die Politik geglaubt, sich dem Natur- und Freiheitsevangelium westlich-demokratischer Gesinnung erschlossen, sich an Rousseau, an Deklamationen über griechische und römische Freiheitshelden, an Studien über die altehrwürdige volksstaatliche Eidgenossenschaft und an neuesten gärenden Ideen des „poetischen Tyrannenhasses" berauscht. Man kann das ganze Leben Pestalozzis beschreiben als eine Kette von Versuchen, Anschluß und Einfluß zu gewinnen auf die Strömungen, Kreise und Kräfte der Epoche: von der Zeitsorge erfüllt wie er selbst, stellten sie die erst später so genannten sozialen Fragen in den Mittelpunkt ihrer Arbeit, sei es, daß sie als zerstörende Kritiker und politische Sozialrevolutionäre im Glauben an „Volk", „Natur", „Freiheit" die Utopie einer besseren Gesellschaftsordnung, den Idealstaat als Aufgabe des Zeitalters betrachteten, sei es, daß sie als Gegenspieler der drohend sich vorbereitenden und dann erobernd ausgreifenden Revolution im besten Sinn konservative Reformer wurden, als bauernfreundliche Physiokraten, volksfreundliche Fürsten, Bauherren einer neuen Freiheit der großen Völker. Die Volksverbesserung wurde die Aufgabe auch seines Lebens; aber er sah und suchte sie mit instinktiver Gewißheit von Anfang an und aus den Erfahrungen seines Schicksalsweges lernend mir immer klarerer Bewußtheit aus anderen Tiefen als die Heerlager der Politiker. Die Politik, der gewaltsame Umsturz oder die Gewalt der Diktatur ändert wohl

die „Verhältnisse" (insofern in der Geschichte nicht zu entbehren, wenn die Beharrung überfälliger Verhältnisse zum Hindernis wird), aber „nicht die Verhältnisse machen den Menschen, sondern der Mensch die Verhältnisse". Tiefer als die meisten seiner Zeitgenossen erblickte Pestalozzi die Ursachen des „Elends", unter dem Europa in seinen Jugend- und Mannesjahren litt, nicht nur in den politisch-sozialen Verhältnissen, gegen die mit politischen Mitteln anzugehen sinnvoll war, er sah sie in der Überordnung und Überbetonung der Verhältnisse über den Menschen, gegen die mit einer politisch bewirkten Änderung der Verhältnisse nichts getan ist. Die Tatsache einer gesellschaftlichen Ordnung als solcher ist ihm nie Zwang und Unnatur gewesen (wie den Rousseauisch bestimmten Freiheitsschwärmern, die letzten Endes anarchisch fühlten), die Beschränkung der individuellen Freiheit durch das Gesetz nicht nur Hemmung und Verkümmerung, die geschichtliche Entwicklung nicht nur Abfall und Niedergang; der gesellschaftliche Zustand (wie er später klar darlegt) ist eine Veranstaltung der Natur selbst in der Entwicklung des Menschengeschlechts, das nicht nur auf Freiheit, sondern auf ein Gesetz der Freiheit angelegt ist, ist für den Menschen eine notwendige Hilfe. Über den Wert einer Gesellschaftsordnung entscheidet der Mensch, der als Werk seiner selbst freie Sittlichkeit ist. Pestalozzi lehnte die in seine Lebenszeit fallenden Bestrebungen der Schweiz, des französischen Volkes, der von Napoleon beherrschten Nationen, sich mit politischen Mitteln der Revolution, des Krieges, der militärischen Gewalt um eine Neuordnung ihrer Verhältnisse zu bemühen, nicht etwa unbedingt und in allen Fällen ab. So sehen wir ihn den Ausbruch der Französischen Revolution mit Sympathie begrüßen, mit tätiger Teilnahme die mäßigen Forderungen des Landvolks von Stäfa gegen den Rat von Zürich unterstützen, und in den Tagen der „helvetischen Republik" war er publizistisch tätig. Aber zutiefst war er doch davon überzeugt, daß nicht ein Kulissenwechsel der Macht, sondern allein die innere Bekehrung des Menschen die Grundlage befriedigender und befriedender Verhältnisse schaffen kann, nach denen sich das Zeitalter sehnte.

Nicht der politische Mensch gestaltet, beherrscht, bestimmt den sittlichen Menschen, sondern dieser jenen. Das ist die Erkenntnis, von der aus Pestalozzi seiner Zeit dient. Er hat in der Jugend in einer bei aller Dürftigkeit von Liebe und sorgender Frauengüte erfüllten Häuslichkeit die Gemeinschaftskraft und die Größe des Menschen in der schlichten Seele erfahren, er hat selbst durch die Kraft seiner Liebe Gemeinschaften gehalten und gewirkt, um diese Fundamente der Wohlfahrt zu übersehen. Er ist von einer unkonventionellen und unkonfessionellen Religion ganz und gar durchdrungen und getragen, um das irdische Wirken des Menschen losgelöst von den ewigen Grundlagen der Natur allein auf Vernunft und kluge Gewalt zu gründen. Auch er will an der Besserung der Verhältnisse arbeiten, aber nicht mit neuen Staatsformen, veränderter Gesetzgebung, Besitz- und Wirtschaftsordnung, mit reformierender Gewalt, sondern durch den Abstieg

zu den Tiefen der menschlichen Natur, die all das erzeugt, und wenn es fehlerhaft ist, nur durch ein Selbstmißverständnis erzeugen kann. Denn in seinem Wesen ist der Mensch Sittlichkeit, seine Natur entfaltet sich folgerichtig nur in einem Leben und in Ordnungen, die den Stempel der Sittlichkeit tragen. Soweit der einzelne nicht Kraft und Klarheit genug besitzt, seine wahre und ganze Menschennatur ins Spiel zu setzen, soweit jeder Mensch in den Phasen der Kindheit, Jugend, Unmündigkeit der Anleitung, Stütze und Orientierung bedarf, als Werk seiner selbst sich zu vollenden, ist die Erziehung berufen, ihn zu leiten. Der Ansatz zur Weltumkehr und Erneuerung, nach der das Zeitalter Ausschau hielt, wird von Pestalozzi in die innere Bekehrung des Menschen zu seiner naturgemäßen, sittlichen Bestimmung gelegt und in die — im weitesten Sinn des Wortes — erzieherische Arbeit an der eigenen Veredelung. Der pädagogische Genius wird zum Sozialreformer. So behielt er die Freiheit, der Politik unmittelbar zu dienen, wo sie sowohl in ihren Zielen wie in ihren Mitteln dem Gericht des sittlichen Gewissens standhielt, sie zu kritisieren, wo sie sich unter dem Deckmantel von Ideologien aller Art nur als Fortsetzung des tierischen Kampfes aller mit allen enthüllte, ihr mittelbar zu dienen, wo eine Aufbaupolitik — von der gleichen sittlichen Überzeugung getragen, die ihn selbst beseelte — die Erziehung als eines ihrer Instrumente im Geist der sittlichen Selbstverantwortung arbeiten ließ.

Gewiß hat Pestalozzi in vielfacher Verbindung mit den produktiven Kräften seiner Zeit gestanden, tiefer und ausgebreiteter, als man bei seinem jahrelang einsiedlerischen Leben lange geglaubt hat, die geistigen Auseinandersetzungen teilnehmend miterlebt, aber auch die genaueste Erforschung seiner Beziehungen zu den politischen Patrioten, zu Rousseau, den Physiokraten, zur Kantischen Philosophie hat immer wieder davon überzeugt, daß seine Welt nicht übernommen, daß sie nicht die Kreuzung zeitgenössischer Anregungen aller Art auf dem Boden seiner Individualität war, sondern eigene Schöpfung, Offenbarung der Eigenart seiner Menschlichkeit: sie ließ ihn die gleichen Fragen, die andere als politische, wirtschaftliche oder philanthropische empfunden haben, als im reinsten und umfassendsten Sinn des Wortes sittlich erleben und auf dem Boden einer religiösen Menschenbestimmung mit der Genialität des Herzens um ihre Lösung ringen.

Man kann den Lebenstag Pestalozzis nach den Hauptstätten seiner Wirksamkeit, Neuhof (1771—1798), Stans (1798), Burgdorf (1798—1804), Münchenbuchsee (1804), Iferten (1805—1825), Neuhof (1825—1827), in mehrfacher Hinsicht beschreiben: als die Stationen, in denen er selber zu seinem inneren Beruf als Prediger der Erziehungsverantwortung in den Eigenerfahrungen der Vaterschaft, des Waisenfürsorgers und Kinderpflegers, des Schullehrers, Lehrerbildners und Erziehungsorganisators reifte und sich zu den Grundlagen seines nie einheitlichen und abgeschlossenen, aber doch erkennbaren Systems der Volkserziehung hindurchexperimentierte. Man kann dasselbe Leben und die in ihm sich gestaltenden Ideen am Leitfaden seines literarischen Schaffens verfolgen, das,

anfänglich Begleitung der praktischen Wirksamkeit als Landwirt auf einem als Mustergut gedachten „neuen Hof", schließlich einer Erziehungsanstalt für arme Kinder, zugleich zur Erwerbsarbeit und Menschlichkeit, dann fast zwei Jahrzehnte lang im Notberuf des Schriftstellers geübt wurde, im späteren Alter wieder zur Bekanntmachung, Verteidigung und Rechtfertigung seiner pädagogischen Reformen aus der praktischen Wirksamkeit als Erzieher floß. Aber immer muß man die eigentümliche Doppelzielung seiner Lebensarbeit sehen: die immer erneute Ausscheidung ihm wesensfremder Anregungen, Zeiteinflüsse, Selbsttäuschungen, die kritische und selbstkritische Abkehr von ursprünglich verfolgten oder doch wenigstens auch für möglich, gut und brauchbar gehaltenen Idealen, Richtungen, Kräften, den innerlich konsequenten Aufbau einer pädagogischen Welt auf einer allen zeitlichen Schwankungen der Meinung entrückten ewigen Philosophie des Menschen.

Schon im Jüngling war bei allem Gleichlauf seiner Absichten und Ideen mit den politisierenden Freunden der Keim einer unpolitischen Entwicklung des Denkens und der Leidenschaft erkennbar: „Daß doch jemand einige Bogen voll einfältiger guter Grundsätze der Erziehung, die auch für den gemeinen Bürger und Bauern verständlich und brauchbar wären, drucken ließe" ... ist der emphatische Wunsch, in dem ihn seine Natur ihm selbst noch undurchsichtig überwältigt. Nach Lockerung seiner Beziehung zu den politischen Schwarmgeistern, in der Zeit seiner Verlobung ist es wieder der Gedanke einer Verbesserung der Erziehung, der sich ihm als Erlösungsmittel aufdrängt, auch wenn er selbst das Bewußtsein hat, „in Ansehung der Auferziehung der Kinder noch viel nachdenken zu müssen". Wie er selbst den Ruf „Zurück zur Natur!" praktiziert und Bauer wird, so träumt er: „Wenn ich einst auf dem Lande bin und einen Sohn eines Mitbürgers sehe, der eine große Seele verspricht und kein Brot hat, so führe ich ihn an meiner Hand und bilde ihn zum Bürger, und er arbeitet, ißt Brot und Milch und ist glücklich". Aber all das bleibt noch Programmatik, bis die Geburt seines Sohnes Jaqueli (13. 8. 1770) ihn praktisch vor die Aufgabe der Erziehung stellt, bis der Fortgang der Revolution ihn über die Abgründe einer erlösenden Neuordnung mit nur politischen Mitteln, die er instinktiv immer geahnt und vielfach schon ausgesprochen hat, endgültig belehrt und von aller unmittelbar politischen Wirksamkeit trennt.

Nicht eigentlich überrascht und enttäuscht von den Greueln des Terrors, wie Schiller oder Klopstock, spricht er aus, daß es auch „Verirrungen der Freiheit" gibt und nur „das, was am Freiheitswunsch der Menschheit wahr ist, mit Redlichkeit verfolgt werden darf", tritt er „von allem, was geschieht, zurück und muß für sich selbst unter den Schreckniſſen, an denen wir keinen Teil nehmen, die von allen Begegniſſen unabhängigen Wahrheitsfundamente suchen, die mit keinem Zeichen weder der demokratischen noch der aristokratischen Zeitwut gebrandmarkt" sind, „zertritt er den Geist des Anspruchs im Volk, sondert das

Wesen des Freiheitsgenusses von dem Irrtum der harten, tierischen Form, in welchem das Zeitalter diesen Segen unserer Väter anspricht, zeigt er, daß Demokratismus eine Lüge ist und ein Zustand, der nirgends existiert".

Schritt für Schritt mit der Lösung vom Glauben an die Allmacht der Politik (der Führer seines Zeitalters, Napoleon, hat das Wort geprägt: „Das Schicksal ist die Politik") war in Besinnung und Versuch der Weg zu einer Umordnung schon in Angriff genommen worden, nicht nur gegen die Verirrungen der Macht, weit „entscheidender gegen den allgemeinen Weltgeist des Zeitalters" in der Entdeckung der lebenseinigen Familie, dem Hausglück, in dem alle Gemeinschaften, auch der Staat, nicht nur ihre natürliche Grundlage haben, sondern auch das Modell ihrer Lebensformen suchen sollen, in der Entdeckung der Arbeit als des ältesten, besten und sichersten Erziehungsmittels der Menschheit, in der Sicherheit der sittlichen Kräfte, die, tiefer als Klugheit, Anpassung und Gewalt in der Natur des Menschen liegend, diese immer wieder antreiben und befähigen, durch allen „Kot" sich in der Liebe, Wahrheit und Gerechtigkeit strebend zu erheben. Jetzt, auf dem Höhepunkt der politischen Revolution spricht er aus: „Ich enthülle das Wesen der Liebe und des Wohlwollens und gehe tief in das Wesen der Grunderkenntnis aller menschlichen Kraft gegen seine tierische Gewaltsamkeit hinein."

Titelblatt der ersten Ausgabe von Pestalozzis berühmter Dorfgeschichte mit einem Kupferstich von Chodowiecki

Ist die Erziehung die Wegweisung für den Menschen zu sich selbst, die Leitung zum Menschen als Werk seiner selbst, so muß sie wissen, was der Mensch ist — vor allem, wozu konkrete Geschichte, Gesellschaft, Macht ihn immer wieder machen, was er als „Natur" ist, „wessen er in dieser Stellung bedarf, was ihn

in seiner naturhaften Wesenheit erhebt, erniedrigt, stärkt, schwächt". Der Mensch als Natur ist ein Inbegriff von Segenskräften, den „spezifisch menschlichen Grundanlagen, die jeder einzelne wirkliche Mensch auf eigenartige Weise eingepflanzt in sich trägt, die ohne Verkünstelung und Beirrung, nach einer in ihnen selbst" — also wieder in der „Natur" — „liegenden Ordnung entfaltet, die Bedürfnisse der Natur im Innersten befriedigen, den Menschen glücklich, sein Leben richtig machen". „Allgemeine Emporbildung der inneren Segenskräfte der Menschennatur zur reinen Menschenweisheit ist der allgemeine Zweck der Erziehung auch noch der niedersten Menschen." Um die Erforschung dieser Natur müht sich Pestalozzi von der „Abendstunde eines Einsiedlers" (1780) über die „Nachforschungen" (1799) bis zu den Altersschriften über Methodik und Erziehungskunst (seit 1800). Die Menschenbildung, die Bildung des Menschen als solchen, die Uraufgabe und der Grundsinn aller Erziehung kann nicht von bestehenden oder geforderten besonderen Verhältnissen des Standes, Berufes, Staates aus entwickelt werden, sie muß aus der sittlichen Wesenheit des Menschen erfolgen.

So gewiß Pestalozzi lebenslang die Erziehung als Gang der menschlichen Selbstvervollkommnung unter die gleiche Naturkategorie gestellt hat wie Rousseau, so gewiß ist, daß er doch von Anfang an mit einem anderen Begriff und Bild der Natur lebte und dachte wie dieser, der die Anarchie des Gefühls und wechselnden Impulses, die souveräne Willkür des Individuums allein für Natur erachtete. Natur ist ihm schon in der ersten Niederschrift der „Abendstunde" etwas völlig anderes als den „Naturalisten" seiner Zeit oder später, nicht die äußere Gegebenheit der Dinge, nicht die psychologische Gegebenheit der Kräfte, die, sich entwickelnd, entfaltet und zu immer größeren Leistungen emporgebildet werden wollen und sollen. Natur ist, in einem fast mystisch-pietistischen Sinn gesehen, das Ganze, in dem alles einzelne nur eine teilgeschöpfliche, eine mitgeschöpfliche Existenz und Bestimmung hat, und speziell die Natur des Menschen enthüllt sich aus dieser seiner mitmenschlichen Existenz, die ihn zu der als solche sittlichen Aufgabenerfüllung der Teilnahme, des Wohlwollens, Dienens, Sichselbstüberwindens (als maßlos überwuchernden Einzelanspruch) befähigt. Die Natur, in der sich reines Menschentum und reine Menschenweisheit gewissermaßen unabhängig von aller Geschichte dartun, sind die Urbeziehungen von Vater und Sohn, Mutter und Kind, Eltern, Geschwistern und Nachbarn, ist die in ihnen intendierte Entsprechung von Liebe und Vertrauen, Hilfe und Dankbarkeit, Fürsorge und Anhänglichkeit und in ihnen grundgelegte Sittlichkeit der Gemeinschaft. „Die häuslichen Verhältnisse der Menschheit sind die ersten und vorzüglichsten Verhältnisse der Natur, alle andere spätere und (scheinbar) höhere Ordnung kann nicht anders gewonnen werden denn durch die Verknüpfung von Familie und bürgerlichem Verein, von Ordnung im Haus und im Staat." Die als Naturgemeinschaft betrachtete Familie ist nicht nur soziologisch, geschichtlich,

politisch der Mutterboden, aus dem die Völker, Staaten, Gesellschaften erwachsen, sie ist auch der Ursprungsort des spezifisch menschlichen Geistes. „Der befriedigte Säugling lernt seine Mutter lieben, ehe er das Wort dafür hat und es ihm als Pflicht mit diesen oder jenen Gründen gelehrt werden kann; der Sohn, der seines Vaters Brot ißt, nimmt den Segen dankbarer Gesinnung lang vor ihrem Namen in sein Herz auf." „Erst bist du Kind, Mensch, dann Lehrling deines Berufs. Kindertugend ist der Segen deiner Lehrlingsjahre." „Wer von dieser Ordnung der Natur abgeht und Standes-, Berufs-, Herrschafts- oder Dienstbarkeitsbildung unnatürlich vordrängt, der lenkt die Menschheit ab."

Mit diesen Erkenntnissen wird nicht etwa nur der Wert und die grundlegende Bedeutung der Familienerziehung als einer der vielen Formen der Erziehung ausgesprochen (Gedanken, die er später immer wieder und sehr viel eindeutiger ausführt, in „Lienhard und Gertrud" und in der Zeit, da er die Bildung des Volkes in „die Hände der Mütter legen" wollte), er wollte damit die reine Naturbildung der Menschheit, den Ursinn von Menschenbildung überhaupt treffen. Denn in einer sehr eigentümlichen Wachstumsverschlingung entspringt aus Kindersinn, Dankbarkeit, Gehorsam, kurz, aus dem Glauben des Kindes an seinen Vater der Glaube an Gott, den Vater des Vaters, immer neu, wie anderseits menschlicher Vatersinn wurzelhaft mit dem Glauben an Gott verbunden ist. Mit dem Gottesbewußtsein aber ist die Idee der sittlichen Ordnung des Menschendaseins geboren.

*

Die Philosophie des Menschen, die der Einsiedler in den Gedanken seiner „Abendstunde" in Umrissen festlegte und die ihn schon hoch über politischen Betrachtungsebenen zeigt, war aus der in seiner Natur und Lebenshaltung Fleisch gewordenen Bergpredigt hervorgewachsen, aus der Gewißheit, daß die Wahrheit des Christentums mit der von den Schwärmern für reine Natur und reine Vernunft gesuchten innersten Weisheit der natürlichen Ordnung sich decke (anima naturaliter christiana), daß demgemäß die Rückkehr zur Urverfassung des Lebens in organischen Kreisen, vor allem zum Hausglück mit seinen inneren Segnungen und seiner durch das Vertrauen auf Gott gehobenen Selbstbescheidung in das Sittlich-Richtige unter dem Menschenmöglichen das Heilmittel für die Schäden und Leiden der zerrissenen Zeit sei. Aber als sie Pestalozzi schrieb, hatte er weder alle Abgründe des „Kotes" noch alle Wunder des „Engelgangs der Liebe" erfahren. Die Nachtseiten der menschlichen Natur traten dem umgeschüttelten Mann aus der eigenen Seele, aus dem drastischen Bilderbuch der Revolution, aus manchen Enttäuschungen lauteren Wollens so brutal entgegen, daß er die im enthusiastischen Glauben jüngerer Jahre allzu vereinfacht gesehene Aufgabe der „Nachforschung über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechtes" wieder aufnahm, nicht, wie manche meinen, unter innerem Bruch, durch Übernahme des Kantischen Ethizismus, des Fichteschen Idealismus oder anderer

fremder Weltanschauungen, durchaus seinem eigenen Wesen treu, das nur gründlicher und kritischer von dem Bergmann seiner eigenen Tiefe durchforscht wurde. Man mißversteht die Schrift, wenn man in ihr eine der vielen in seinem Jahrhundert üblichen Geschichtsphilosophien erblickt, die drei Zustände, die er unterscheidet, den tierischen, gesellschaftlichen, sittlichen als historische Begriffe von Phasen betrachtet, die im Gang der Geschichte eines Volkes — allgemein der menschlichen Gattung — sich ablösend aufeinanderfolgen, oder als biographisch-psychologische Begriffe, als die in Kindheit, Jugend, Mannesalter sich darstellenden Stadien der persönlichen Entwicklung. Gewiß schillern seine Ausführungen nach allen diesen und noch einigen anderen Seiten; aber an den entscheidenden Überlegungen entdeckt man, daß der Mensch in jeder Phase und Lage seiner Geschichte, in jedem Augenblick seines persönlichen Lebens als tierisches Lebewesen, Gesellschaftsmitglied und sittliche Potenz zugleich existiert, oder auch — gegen alle Logik einer persönlichen Entwicklung oder alles angebliche Phasengesetz der Geschichte — sich wesentlich einseitig und dann zugleich „unnatürlich" aus den Kräften eines dieser ihm möglichen Zustände auslebt. Die drei Zustände stellen sich somit als die Wesensschichten der menschlichen Natur dar; ihre Bedeutung für die Kennzeichnung von geschichtlichen Zeitaltern oder Lebensphasen des Individuums ist durchaus abgeleitet. Die Folge der Zustände ist nicht primär eine zeitlich-geschichtliche, sie ist eine wertmäßig-sachliche. Der Mensch ist auch in seiner geschichtlichen Existenz jederzeit Tier, Sozialglied, sittlicher Geist gewesen; insofern ist kein Zustand in dem Sinne überwunden worden oder überwindbar, wie der Fortschrittsgedanke in seinem Glauben, es herrlich weit gebracht zu haben, meint, er ist auch im persönlichen Leben nicht in dem Sinn überwindbar, daß der vollendet sittliche Mensch aufhören würde, Tier und Gesellschaftsexistenz zu sein und doch Mensch bliebe. Das Wesensgesetz der Gattung setzt dem Menschen eben diese Bestimmung: Ausformungen zu suchen, in welchen das richtige Verhältnis dieser drei Seiten seiner Natur den Stil bestimmt, die deutlich als dienend empfundenen nicht verleugnet, unterdrückt, übersprungen, vergewaltigt werden und die ganze Auszeugung doch das Gepräge der sittlichen Kraft trägt. Nur als das richtig proportionierte Ineinander der einander unentbehrlichen Seiten seiner Natur ist der Mensch Mensch, „das hohe Wunder im chaotischen Dunkel der Natur . . . das von Anfang an war und immer so ist".

Der tierische Zustand wird überwiegend als Folge der „Selbstsorge", der naiven Selbstsucht des Erhaltungstriebes geschildert, durch Erscheinungen gekennzeichnet, die an Hobbes' Status naturalis, an den Kampf ums Dasein der späteren naturalistischen Gesellschaftslehre erinnern. Aber ebenso bestimmt werden Erscheinungen als zu ihm gehörig bezeichnet, die einem ursprünglichen, nicht aus wohlverstandenem Eigennutz herleitbaren „Wohlwollen" entspringen und mit Rousseaus Verherrlichung des Naturzustandes sich berühren, übrigens sehr

Johann Heinrich Peſtalozzi mit ſeinem Enkel Gottlieb
Gemälde von Guſt. Friedr. Ad. Schöner, 1805. Zürich, Zentralbibliothek

Schloß Ifferten im Kanton Waadt, Pestalozzis-Institut 1805—1825
Zeitgenössisches Gemälde im Schloß Ifferten (Yverdon)

fein und tief schon in den Betrachtungen der „Abendstunde" dargelegt waren. Wird der Zustand auch als tierisch bezeichnet, so ist er doch der natürliche Zustand des Menschentiers, nicht der des Wolfs oder der Koralle, und eben als Menschentier prägt der Mensch auch in vorbürgerlichen und vorsittlichen Phasen seine Existenz, sein Wesen aus. So entwickelt der Mensch im „tierischen Zustand" tierische „Unschuld", Anhänglichkeit, Dankbarkeit, Liebe, ja natürliche Religion, sofern er nicht durch Erfahrungen, Menschen, Umstände sich in Existenz und Sicherheit bedroht fühlt, wird er andererseits sofort die „Wildheit des Tieres" betätigen, wenn Leben, Eigentum, Ansehen gefährdet sind. Er tut das eine nicht, weil es gut, recht göttlich ist, sondern weil ein Hang zum Wohlwollen, reine Sympathie und Hilfsbereitschaft ohne Reflexion als naturgegebener Trieb ihn bestimmen, er tut das andere ohne Bewußtsein des Bösen und der Sünde, weil der Urtrieb der Selbsterhaltung nicht anders kann. Der tierische Zustand ist diesseits von Gut und Böse, Keim zu den entgegengesetzten Möglichkeiten, unreflektiert natürlicher Ausdruck und darum in seiner Richtung schwankend nach Umstand und Reizung, gesetzlos und in sich widerspruchsvoll.

Der gesellschaftliche Zustand (in den ersten Teilen der „Nachforschungen" noch nicht immer vom tierischen unterschieden, sondern mit ihm zum Naturzustand zusammengefaßt und dem sittlichen entgegengesetzt) wird weniger durch die Tatsache der sozialen Verbundenheit als durch die Existenz von Zwangsrecht und Gesetz und die auf Macht beruhenden andersgesetzlichen Lebensordnungen gekennzeichnet. Richtiger wäre der gesellschaftliche Zustand als bürgerlich-staatliche Legalität zu bezeichnen. Das Leben des Menschen ist nicht mehr naiver Ausdruck seines mehrspältigen Wesens, sondern durch erzwingbare Normen geregelt, die — einerlei, ob immer richtig oder nicht —, im Laufe der Geschichte hier so und dort anders gekommen, den Menschen nach sich ausrichten, insbesondere in der Absicht, die Exzesse der tierischen Selbstsorge zu unterbinden, den Kampf aller mit allen in einem rechtsgeordneten Zustand zu beenden, in dem jeder weiß, wie weit er ungestraft den tierhaften Antrieben folgen darf nach den für alle gleich „gesetzten" Normen, einerlei, ob eines Despoten, einer herrschenden Schicht, einer Volksversammlung. Auch der gesellschaftliche Zustand ist menschlich, sein Prinzip, der Zwang durch das Gesetz, kann nicht entbehrt oder überflüssig gemacht werden (wie eine Freiheitslehre will und verheißt, die den tierischen Zustand in den anarchischen verkehrt, als den wahren Naturzustand empfindet). „Nicht die Macht, der Mensch, der sie in der Hand hat, ist schuld an dem Verderben meines Geschlechts." Auch die geschichtlich entwickelte Verschiedenheit von Besitz, Stellung, Stand, Rechtsfülle ist nicht als solche „unnatürlich", „unmenschlich" und wert, durch die „Gleichheit" überwunden zu werden. „Der Mensch ist schon in seiner Höhle nicht gleich." „Der Schwächere wird, ob er will oder nicht, zu dem Starken sagen: Sei du mein Schild!, zu dem Listigen: Sei du mein Führer!, zu dem Reichen: Sei du mein Erhalter!" Da der gesellschaftliche Zustand — ebenso

wie der tierische — zugleich notwendig ist und „doch nicht schon selbst die Übereinstimmung der berechtigten Naturansprüche mit den gesetzlichen Forderungen" bewirkt, muß sein Prinzip, das Gesetz, noch einer anderen Deutung fähig sein: der Durchdringung sowohl der Tierheit wie des positiven Gesetzes und auf ihm beruhenden Gesellschaftsbaues mit dem Geist des Sittengesetzes der Sittlichkeit, „die nicht unter zweien ist". „Ich vervollkommene mich selbst, wenn ich mir das, was ich soll, zum Gesetz dessen mache, was ich will." Nur als sittlich Handelnder ist der Mensch ganz in Übereinstimmung mit sich selbst, sind die tierische und gesellschaftliche Seite in ihrem Recht und ihrer Bestimmung entwickelt, die, jede für sich genommen, zwar auch menschlich blieben, aber nicht vollmenschlich, zu Entstellungen und Verkrüppelungen des Menschenwesens und zu einer Unnatur der Lebens- und Gesellschaftsverhältnisse führen.

Pestalozzi hat nicht aus Büchern, kaum aus dem Austausch mit Menschen zu lernen vermocht; auch diese ethische Anthropologie ist aus der Selbsterfahrung geschöpft, die ihn die Kraft des sittlichen Willens „im Innern seiner Natur selbständig, in keiner Weise als Folge irgendeiner anderen Kraft seines Wesens" erleben ließ, als „höchste Anstrengung, auch gegen uns selbst die Hand aufzuheben zu einem unbegreiflichen Kampfe"; sie ist ihm aus der „inneren Entwicklung der reinsten Gefühle der Liebe" zugeflossen, als Offenbarung der „ganz anderen Seite", das Bekenntnis einer großen Seele, die sich in ihrem irdischen Wirken in der Einsamkeit des persönlichen Gewissens und dem letzten Sinn ihrer wesentlichen Kraft, der Liebe, mit einer überirdischen und ewigen Ordnung des Seins verbunden fühlte. Trotz aller Anklänge an Kants Autonomiebegriff ist der sittliche Zustand Pestalozzis nicht das chemisch reine Erlebnis der Pflicht, nicht Ausdruck einer gewissermaßen nur sich selbst garantierenden Wertordnung, sondern die religiöse Selbstgewißheit, allein durch reine tätige Liebe am Gesetz der Welt teilzuhaben und Gott zu wirken.

*

Der Didaktiker Pestalozzi sucht nun, die „Mechanik" im zielstrebigen Gang der menschlichen Natur in ihrer Entwicklung zur Humanität der Sittlichkeit in einem „sozietätischen" Leben zu ergründen und als Erziehungskunst herauszustellen. Erst in dieser Epoche seines Lebens treten Unterricht und Schule — immer im ganzen der Menschenbildung gesehen — stärker in den Vordergrund, während ihm früher die Wohnstube, Arbeitsstätte, ganze Individuallage eines Menschen eine getrennte Schule nicht unbedingt zu erfordern, ja diese durch ihre Inhalte und Atmosphäre die Einheit der Erziehung zu zerreißen und mit Unnötigem zu belasten schien. Er hat fast immer in Anstalten, nicht Stundenschulen wirkend, den erziehenden Unterricht praktiziert, ehe Herbart aus der Anschauung von Pestalozzis Praxis deren Formel prägte. Er begründet nun in einer Reihe sich rasch folgender, immer verbessernder und erweiternder Werke, unterstützt von einem verstehenden

Kreis von Mitarbeitern, die seine Intuition durch das ihm mangelnde Detail ergänzen, „die Erziehungskunst wesentlich und in allen ihren Teilen als eine Wissenschaft, die aus der tiefsten Kenntnis der Menschennatur hervorgeht und auf sie aufbaut", „eine Elementarmethode, die den menschlichen Unterricht psychologisiert". Es ist eine Pädagogik des formalen und totalen Humanismus, durch welche „die inneren Kräfte ausgebildet, nicht Kinder einem äußerlich beschränkten Ziel der Kultur, Sittlichkeit, bürgerlichen Brauchbarkeit angepaßt", „die Buchstabier-, Schreib- und Katechismusschulen in Menschenschulen umgewandelt werden". Im gleichen Geist, wie der vom antiken und deutschen Klassizismus beseelte Neuhumanismus tätig, sieht Pestalozzi schärfer und richtiger als dessen meiste Vorkämpfer und Vertreter, daß eine Schule menschlicher Kraft- und Persönlichkeitsbildung nicht das Vorrecht bestimmter Bevölkerungsklassen und nicht an bestimmte Bildungsmittel gebunden ist, daß alle Kinder in allen Schulen und mit allen Fächern so gelehrt werden können, daß nicht die Menge des Stoffes, der gemeinnützigen Kenntnisse, der wissenden Orientierung, sondern die geschulte, sittlich angewandte und verantwortliche Kraft der Maßstab ihres Bildungswertes ist, daß auch „Bettler wie Menschen leben lernen".

Dazu muß der planmäßige Unterricht „die ewig sich selbst gleichen Entfaltungsmittel" der menschlichen Natur ins Spiel setzen, die drei Grundrichtungen des Lebensausdrucks der leib-seelischen Einheit Mensch, die Grundkräfte des Geistes, Herzens und der Kunst, oder wie Pestalozzi mit symbolisch anschaulicher Kürze meistens sagt: Kopf, Herz und Hand in einheitlichem Gebrauch ausbilden, nicht eine dieser Kräfte als seine Domäne allein bevorzugen, muß er nicht nur die aufnehmenden, nachbildenden Wirkungsformen aller dieser Kräfte pflegen, sondern auch ihren aktiven, spontanen, produktiven Möglichkeiten Spielraum schaffen, Anregungen geben, Aufgaben stellen. „Nur was den Menschen in der Gemeinkraft seiner Menschennatur ergreift, ist für ihn wirklich, wahrhaft und naturgemäß bildend." „Die Einheit der Kräfte ist unserer Natur, unserem Geschlecht als wesentliches Fundament aller menschlichen Mittel zu unserer Veredlung göttlich und ewig gegeben." „Auf der Harmonie der Kräfte beruht die Gemeinkraft der Menschlichkeit." Bleibt auch zweifelhaft, ob Pestalozzi die Identität der seelischen Energie in den drei Grundkräften, die Einheit in einer Gemeinkraft als eine Tatsache behaupten oder nur die Forderung der Vereinheitlichung, ihrer verhältnisrichtigen Zusammenfassung in der Lebenstat als Ziel hinstellen wollte, Einheit und Totalität als Normen der Bildung hat er bestimmt erkannt, damit die Milieupädagogik, die er noch in „Lienhard und Gertrud" für ausreichend hielt, überwunden. „Die Realansprüche der individuellen Existenz unseres Geschlechts als Ansprüche der Menschennatur selber müssen den Ansprüchen der Kollektivexistenz derselben allmählich vorangehen."

Mit der Erkenntnis der Gemeinkraft oder der Harmonie aller Kräfte als Kern der menschlichen Tätigkeit erweitert er den Lehrplan der Schule zum Plan der

Menschenbildung durch die Schule. Ob man für die Ausgestaltung mehr die Situation der Anschauung, des Erlebnisses oder der Arbeit bevorzugt — wie er selbst darin wechselte —, ist von nachgeordneter Bedeutung und von den nie ganz zu rationalisierenden Gelegenheiten abhängig, die die Schularbeit als lebendige Tat von jedem noch so geistreichen Mechanismus des Büros oder der Technik unterscheidet.

Der methodische Weg der Geistes-, Herzens- und Handbildung ist durch die Spontaneität des Lebens vorgezeichnet. Der Mensch wird als Ganzer durch das tätige Leben geformt, nicht durch das Wort und die abstrakte Inspiration. In der handelnden Begegnung mit den Dingen und Aufgaben seiner jeweiligen Lage, seiner großen oder kleinen Welt, im tätigen, nicht konversierenden Umgang mit wenigen oder vielen, immer verschiedenen Mitmenschen wachsen in der ständigen Übung seine Kräfte, alle immer in der erforderlichen Gruppierung zusammenwirkend, jede darum in ihrem Sinnbezug durchsichtig; aus den selbstgemachten Erfahrungen über Folgen und Wirkungen des eigenen und des fremden Tuns werden die in der Menschennatur schlummernden Keime zur Bewertung, Regelgebung und Zielsetzung des Handelns geweckt, berichtigt, gefestigt. Das „Wort", Gleichnis und Behelf aller Lehre, zuzeiten als einziges Mittel des Unterrichts kultiviert, ist gewiß nicht nichts, es kann seinen Bildungsbeitrag aber doch immer nur leisten, entweder wenn es selbst Tätigkeit ist, produktiver Ausdruck einer Erfahrung, Situation, eines Wunsches, Willens, Gedankens oder wenn tätige Erfahrung schon die Aufgeschlossenheit für seinen weiter reichenden Sinn geschaffen hat. Ohne Rücksicht auf alles, was herkömmlicherweise (und gewiß nicht ohne Grund) in Schulen gelehrt wurde, sucht Pestalozzi durch Aufzeigung der bildungsfähigen Kräfte der Menschennatur das Apriori aller möglichen Systeme der Bildungsstoffe sicherzustellen. Ohne Rücksicht auf die gerade in seiner Zeit vielgeschäftige Methodengläubigkeit und ihre Kunstgriffe sucht er „ohne Künstelei" den seelischen Entwicklungsgang als Grundlage aller Methoden zu klären. Wird die Menschennatur durch die Beständigkeit ihres Wesens durch alle Schichten von der tierischen zur sittlichen als Einheit erhalten, ist sie in deren drei Grundkräften als deren Gemeinkraft oder mindestens deren Harmonie einheitlich tätig, so ist die Bildung dieser Natur durch den Zusammenhang in der Betätigung der Grundkräfte von den ersten unwillkürlichen, sinnlich anschaulichen bis zu den höchsten abstrakt begrifflichen, wertenden und willkürlich handelnden Akten zu erstreben. So reift die Elementarmethode: einheitliche Entwicklung der seelischen Kräfte nicht von einem fertig vorgegebenen System der Kultur oder einer kinder- und jugendgemäßen Auswahl ihres Überlieferungsbestandes aus, sondern von der Anschauung her, die als solche Ausgang und Fundament auch fertiger Kulturen war, durch die wesentlichen Kategorien und Gesichtspunkte, deren sich der Mensch im Fortschritt von der Anschauung zur Kultur bedient hat und immer wieder bedienen muß, unter denen er eben als geistige und sittliche Potenz seine Auseinandersetzung mit

der Welt der Gegebenheiten wirkt, sich und seine Welt gestaltet. Bildung soll nicht einen fertigen Bestand weitergeben, sondern die stete Wiedererzeugung kulturellen Lebens gewährleisten. Dazu ist der Rückgang auf die natürlichen, d. h. eben schlechthin menschlichen Bedürfnisse und Kräfte nötig, die im Laufe der Geschichte zur Entstehung von Wissenschaft, Kunst, Technik, Religion, Sittlichkeit, Recht, Staat in bestimmter, wenn auch immer anderer Gestaltung geführt haben, demgemäß immer wieder führen müssen. Kultur als objektiver Geist und weiterzugebender Besitz ist doch nichts anderes als die ausgestaltete Folge von Fragen, die der Mensch als solcher durch seine Lage genötigt und sein Geist befähigt ist, an die Dinge und das Leben zu stellen, von in ihm selbst liegenden Gesichtspunkten seiner Auseinandersetzung mit der Welt. Wissenschaften sind historisch-methodische Entfaltungen der Urform des Denkens, die „im Chaos der Eindrücke flutende" Gegenstandswelt in ihrer (nach dem jeweiligen Bedürfnis und Zusammenhang wechselnden) „Wesentlichkeit" klar zu erfassen und mit der höchsten Bestimmtheit und Kürze wörtlich darzulegen. Kunst als System (bei Pestalozzi ebenso Handwerk und Technik wie die schönen Künste umfassend) ist die entfaltete Herrschaft über den Bewegungsapparat des Körpers, um diesem den Ausdruck in allerlei Werken zu ermöglichen und den Antrieben des Herzens zu handelnder Verwirklichung zu verhelfen. Staat und Gesetz, Sittlichkeit, Glaube, Religion erwachsen immer neu aus der natürlichen Fähigkeit, „die Ansprüche der tierischen Selbstsucht der Freiheit des Willens und des gereinigten Wohlwollens zu unterwerfen". So muß alle Methode ausgehen von der Selbsttätigkeit angeborener Grundvermögen und ihren im tätigen Leben immer neu gestalteten, in der Geschichte der Kultur material variierten allgemeinsten und formalen Funktionsmöglichkeit, von der Anschauung.

Anschauung hat bei Pestalozzi nicht nur einen weiteren, sondern einen anderen Sinn als die in der Didaktik vorher benutzte und seither gepflegte „Anschaulichkeit". Sie bedeutet nicht bloß das „vor Augen stellen" oder „vor Augen haben" der Dinge, allgemein: die Betätigung aller Sinne an den ihnen zugänglichen Objekten, Modellen, Abbildern, die Illustration an sich nicht sinnlicher Sachverhalte und Zusammenhänge durch annähernde, symbolische Verbildlichung, graphische Darstellung, kurz, nicht das, was der Anschauungs- und Beobachtungsunterricht meint. Anschauung reicht über das Gebiet der sinnlichen Wahrnehmung hinaus, steckt in der reinen und kategorialen Anschauung ebenso wie in der unmittelbaren und unreflektierten Berührung mit der Selbstgegebenheit aller Gegenstände, bedeutet Aktualität des Gefühls und der eigenen Tat, die Innewerdung auch noch der Wirklichkeit „von Tugend, Glauben, Liebe, über die man nicht reden, sondern die man Kinder *sehen* lassen müsse", um sie zum gleichgerichteten Versuch der eigenen Kräfte zu erregen. Solche „Anschauung" ist nur durch methodische Kunst zu gewinnen, durch die in „das immer wieder verfließende Meer verwirrten Eindrücke", die alles nur „dunkel vor Augen stellen", Klarheit und Ordnung, Übersicht und Zusammenhang getragen und so die

Welt erst aufgebaut wird. Jeden in der sinnlichen Erfahrung an uns herantretenden Stoff in der Kunst der Anschauung nach den Leitideen Form, Zahl, Wort als Einheit eines bestimmten Gegenstandes erfassen, ihn fortschreitend nach seinem Form- und Zahlzusammenhang klärend bestimmen und solche Auseinandersetzung des Geistes mit den chaotischen Gegebenheiten des Stoffes begrifflich festlegen und sprachlich umschreiben zu können, heißt „als gebildeter Mensch sich benehmen". Mag die Auswahl der Elementarpunkte anfechtbar sein, die Gruppierung des Bildungsgutes nach ihnen wieder aufgegeben, die Hilfsmittel der Methode als eine Reihe von Künsteleien, die dem Interesse der Kinder rasch entgleiten, schon im Ansatz verfehlt mehr Fessel als Förderung des Unterrichts geworden sein — die Richtung des didaktischen Denkens auf Erregung und Übung der letzten, in solchem Sinn elementaren Hinsichten, aus und in denen der Mensch seine Welt aufbaut, ist unverlierbar geblieben — die einzig tragfähige Grundlage einer Didaktik als Wissenschaft.

*

„Es ist für den sittlich, geistig und körperlich gesunkenen Weltteil keine Rettung möglich als durch die Erziehung", hat Pestalozzi nach dem Sturz Napoleons geschrieben und den sein Leben in immer anderer Fassung durchziehenden Plan einer Nationalerziehungsanstalt wieder empfohlen. In Verbindung mit Gedanken zum Verfassungs-Volksstaat versucht er noch einmal die Rolle der Menschenbildung auch für den Staatsaufbau zu bestimmen (wie schon in den „Nachforschungen", die als „Dazwischenkunst der Menschennatur zwischen die im Streit stehenden Meinungen von dem bürgerlichen Recht der Menschen" in die Politik der Revolution hatte eingreifen wollen). Er glaubt, jetzt günstigere Umstände für das Verständnis seiner Botschaft in der Schweiz zu finden, nachdem Europa erlebt hatte, daß „Napoleon die Entnatürlichung des gesellschaftlichen Zustandes und seines Mittelpunkts, der Souveränität, auf das äußerste getrieben, indem er das Kind im Mutterleibe als Staatsgut behandelt und es zu aller Schlechtigkeit des Menschendienstes erniedrigt, ehe es die Mutter zur heiligen Höhe des Gottesdienstes und durch diese zur Göttlichkeit des Menschendienstes erheben konnte". Die große geschichtliche Auswirkung Pestalozzis ist unterdessen schon in Deutschland in Fluß geraten und weiterhin über Deutschland erfolgt. Die deutsche Freiheits- und Einigungsbewegung ist durch Pestalozzis pädagogische Ideen wesentlich mitgestaltet worden. Die Volksbildung als Grundlage gesunden Staatslebens, diese Vision Pestalozzis, ist durch die Bauherren des neuen Preußen-Deutschlands eine Selbstverständlichkeit geworden. Kaum einer der großen Führer jener Zeit ist ohne persönliche oder geistige Berührung mit Pestalozzi gewesen; sie fühlten ihn, wie Fichte, Humboldt, Freiherr vom Stein, Nicholovius, Süvern, als Mann gleicher Absicht und Prägung wie sie selbst, sie wurden, wie die Jüngeren, Herbart und Fröbel, schon von ihm mitgeformt, oder sie waren, wie die vielen

großen und kleinen Pestalozzianer, die ausdrücklich in seine Schule geschickt wurden, von vornherein entschlossen, die eigene, oft recht bedeutende Persönlichkeit ehrfürchtig hinter die Ziele seines Genies zurückzustellen. „Weckung aller Kräfte", „Hilfe zur Selbsthilfe" und andere Parolen seiner Menschenbildung konnten von den Männern der Wiederaufrichtung eines zusammengebrochenen Volkes und Staates auch als Losungen für ihre Mission verstanden und genutzt werden, wie Stein an Pestalozzis Methode rühmt, „daß sie die Selbsttätigkeit des Geistes erhöhe, den religiösen Sinn und alle edleren Gefühle des Menschen erhöhe, das Leben in der Idee fördere und den Hang zum Leben im Genuß mindere und ihm entgegenwirke". Die unlösliche Gebundenheit des Menschen an das Tier in ihm macht dessen dauernde Zähmung durch den Zwang des Gesetzes als Vorstufe und Bedingung seiner „sittlichen Selbstbestimmung aus Wahrheit und Recht" notwendig, aber die ebenso dauernde Gefährdung der Staatsordnung selbst durch die Ausbrüche des Tieres im einzelnen, in den Massen, bei hoch und niedrig macht die Vertiefung des gesellschaftlichen Zustandes durch die stille Bildungsarbeit unentbehrlich. So wird sie schöpferischer politischer Faktor, wie Pestalozzis politisches Denken am Anfang und am Ende Erziehung war. Der soziale Gedanke in seinem Leben ist der Nährboden für den Nationalhumanismus der deutschen Volksbildung geworden. Wenn er von den Kindern der Armen schreibt: „sie spinnen so eifrig, als kaum ein Taglöhner spinnt, aber ihre Seelen taglöhnern nicht" — so hat er in der Tat das Ziel aufgewiesen, in dem die Menschenbildung alle Berufs- und Standesbildungen sowohl unterbauen wie überwölben, ein Volk *einen* kann; als sittlich strebende Kraft ist der Gelehrte nicht mehr und nichts anderes als der Ungelehrte, der Knecht nichts anderes und nicht weniger als der Herr, und nur als sittlich strebende Kraft ist der Mensch in der Bildung seiner selbst begriffen.

Im Aufschwung Deutschlands zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts war diese auf die sittliche Gleichachtung von Mensch zu Mensch gegründete Gemeinsamkeit des Volkes lebendig, durch Pestalozzis Ideen und von seinen Gründungen aus wurden sie immer wieder gestützt von Männern, die unbewußt in seinen Spuren wandelten oder bewußt zu ihm zurückriefen, den Anzeichen der Erschlaffung der erziehenden Kraft eines reich gegliederten und kunstvoll durchdachten Bildungssystems und seinem Mißbrauch entgegengesetzt. Es ist nicht Zufall, daß der nationale Aufbruch der deutschen Gegenwart Pestalozzi als Symbol auch seines pädagogischen Wollens empfindet. Gewiß, Pestalozzis Volksbegriff war ein historisch-psychologischer, ein sozialer, kein biologischer; seine politischen Meinungen haben den Staat nicht als den ersten Schöpfer der Gemeinschaft, sondern als die letzte Entfaltung der Naturform der Familie gesehen, haben die Übertreibungen des kollektivistischen Prinzips durch die Berechtigung besonderer Einzelansprüche und vor allem durch die Unterstellung jeder Gemeinschaft bei der Verwendung des einzelnen für ihre Zwecke unter das sittliche Gewissen beschränkt — aber daß die deutsche Erneuerung eine Tat des Volkes werden müsse,

zu der die politische Revolution nur die Möglichkeit schuf, und daß sie diese Tat nur werden kann in einer Wiedergeburt der Erziehung, kann Pestalozzi uns heute mit dem gleichen Recht sagen wie seiner Zeit. Den humanistischen Individualismus unserer klassischen Zeit hat er für seine Person schon überwunden, ihm die soziale Wendung gegeben, von der die pädagogische Arbeit des neunzehnten Jahrhunderts schließlich gezehrt und gelebt hat. Ein zugleich nationaler und sozialer Humanismus ist die Leitlinie, die wir ihm im Ringen um Aufgabe und Gestaltung der deutschen Bildung der nächsten Zukunft verdanken können. So mannigfaltig seine literarischen Werke, seine praktischen Schöpfungen auch waren, der historische Betrachter nur dieser Einzelheiten wird allzu leicht den Eindruck von Bruchstücken einer großen geistigen Welt erhalten, wenn er nicht die Einzelheiten der Schicksale, Werke, Versuche durch das verbindet, worin Pestalozzi ganz war: die Kraft seiner gläubigen und dienenden Liebe. Pestalozzi war ein evangelischer Mensch, vielleicht nicht im Sinne des Bekenntnisses und seiner Kirchen, aber in Geist und Nachfolge des Neuen Testamentes, der sein Volk als den „Nächsten" empfand, den er lieben müsse, und der seine Liebe dahin verstand, in einer tief durchdachten Erziehung jedem zu der gleichen Freiheit und Würde des Menschen Wege zu bahnen, die er selbst geführt worden war.

Goethe in der Campagna
Ausschnitt aus einem Gemälde von Joh. Heinrich Wilhelm Tischbein, 1787.
Frankfurt a. M., Staedelsches Kunstinstitut

Goethe

1749–1832

Von

Wilhelm von Scholz

Am 8. April 1695 wird zu Striegau in Schlesien ein Kind geboren, das seine Zeit lange überleben soll. Es ist angehörig dem Grenzlande und dem Stamme, der neben den Schwaben einen besonders bedeutenden Anteil an der deutschen Dichtung hat — aber im Gegensatz zu den Schwaben wie zu den anderen deutschen Urstämmen in geschichtlicher Helle erst geworden ist.

Schlesien ist kolonisiertes ehemaliges Slawenland. Es hat in seinem fruchtbaren Volksboden manchen aufgenommenen Keim rascher gereift als die alte langbesiedelte alemannische Erde; wohl einmal zu rasch, so daß er zu einer Jahreszeit aufbrach, die noch rauh und kalt war, in der noch nichts gedeihen konnte.

Auch dies Kind tritt von seiner Umwelt aus gefährdet ins Leben. Es ist ein großer Dichter und eilt seiner geistigen Altersschaft um fast drei Jahrzehnte voraus. Es ist tot, als sein erster Zeitgenosse, der erste seiner Schar, der gleichwohl nichts als ein Vorläufer ist, geboren wird. Es modert in seinem Grabe seltsamer zwiefacher Auferstehung ins Unvergängliche entgegen; und über dem Erdboden tummeln sich, bis sein Gebein Staub ist, nur Dichtersleute, die kaum Vorläufer sind, die nie über ihr engstes Zeitalter hinausgelangen werden.

Endlich, über ein Vierteljahrhundert nach seinem Hingang, wird der Tote wieder erweckt, wird das von ihm erneut ans Licht gerufen, was der Seelenwanderungsgläubige für Wesen, Seele, Geist, Persönlichkeit des Menschen hält — was aber vielleicht nur die Auswirkung des eigensinnigen Willens der Natur ist, ein Bestimmtes, das ihr einmal mißlang oder nicht zur Vollendung gedieh, in einer zweiten Geburt dauerhafter zu schaffen und durchzusetzen. Am 28. August 1749 tritt der Vollender desselben Keims ans Licht der Welt und nun im geschützten alten deutschen Lande, am Main, in Frankfurt.

Der Landarzt Günther, Johann Christian Günthers unbeugsam harter Vater, der für eine Ausnahmenatur wie seinen Sohn nicht mit tieferem Verständnis begabt war, hat in einer Beziehung richtig über den genialen Johann Christian geurteilt. Mehrere Jahre nach dem Tode des Sohnes, der aus seinem vertanen kurzen Leben sichtbarer und sichtbarer als eine bleibende geistige Gestalt heraufwuchs, schrieb der Alte an Steinbach, den Verfasser der ersten chronikartig trockenen Günther-Biographie: sein Sohn sei allein selbst ‚fortunae suae sinistrae faber' gewesen. Wir fühlen durch, wie der starre Mann mit diesem kalten, vorwurfs-

vollen Wort seinen eigenen nicht unbeträchtlichen Schuldanteil an dem Geschick des Jungen auslöschen möchte.

Aber freilich: der geistige Sohn und Erbe Günthers urteilt kaum freundlicher. In einem viel höheren Lebensalter, als es Günther je erreicht hat, schreibt er den für die Literaturgeschichten zum Aufklebezettel gewordenen Satz: „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten."

Dabei hat Goethe das Vollmaß des Lobes, das er — wenn wir von den Griechen und Shakespeare absehen — überhaupt zu spenden pflegte, für die Dichtung Günthers, „der ein Poet im vollen Sinne des Wortes genannt werden darf; ein entschiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtnis, Gabe des Fassens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmisch bequem, geistreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet; genug, er besaß alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern seine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zustände durchs Gefühl zu erhöhen, und mit passenden Gesinnungen, Bildern, historischen und fabelhaften Überlieferungen zu schmücken. Das Rohe und Wilde daran gehört seiner Zeit, seiner Lebensweise und besonders seinem Charakter oder, wenn man will, seiner Charakterlosigkeit..."

Johann Christian Günther.
Nach dem Titelkupfer zur 6. Ausgabe seiner Gedichte, 1764

Uns fehlt in dieser Kennzeichnung, zumal sie in jener berühmten Zeitalterdarstellung von „Dichtung und Wahrheit" steht, eins, das Wort: nach trostloser Dürre und Unfruchtbarkeit, nach einem Jahrhundert, in dem kleine Verstände in scholastischem Lehrstreit lagen oder die Poesie ihre Sehnsucht, über die Alltagsnüchternheit sich zu erheben, in formlosem Schwulst zu befriedigen suchte, erwacht hier das erste Genie! kündigt sich hier ein Frühling an! bricht hier die erste Blüte auf! erklingt hier schon die Verheißung der kommenden großen Weltzeit der deutschen Dichtung.

Ein steiniger Acker ist der Boden, der diesen Keim hervorbrachte. Das unbewußte Dichtertum ist sein Antrieb. Sein Leben — dessen Einzelheiten: Schule und schließlich Universität (Jena), Liebschaften, Trunkenheit mit trunkenen Kumpanen, verscherzte Hausmeisterstellen, Armut, Not, Krankheiten neben dem Schaffensglück unwichtig sind — ist das Erfrieren in kalter Zeit und in geistigem Alleinsein, das keinen ausgesandten Strahl wärmend zurückbekam.

Charakterlosigkeit? Man setze welches Genie aus einer sich erfüllenden oder der Erfüllung nähernden Epoche man will in solche Entbehrung jedes geistigen Genossen, solchen Mangel an Leistungswettstreit, solches Fehlen eines Kulturbodens und sehe! Noch an dem freiesten, selbstsichersten Charakter wird man erkennen, welche gewaltige Stützstreben ihm eine gute Weltzeit bot. Günthers Charakterlosigkeit ist die Kehrseite seines verlassenen Genies. Kein Vorbild gewiß! ein Vorwurf noch weniger — lehrend, daß die Gesamtheit den großen Einzelnen tragen, halten, schützen muß; auch vor den Gefahren in ihm selber!

Günthers dauernde Bedeutung: Goethe!

„Die geheime Liebeskunst, so ich ziemlich ausstudieret
und, verböt' es nicht die Zeit, einst in Deutschland aufgeführet,
schenk' ich dem geschickten Kopfe, der nach mir die Laute nimmt
und sie mit gelehrten Griffen nach der griechischen Zither stimmt."

Er vermacht sich ihm, dem Kommenden, den er ahnt, der er ist. Er gewinnt für die geschichtliche Entwickelung seine Bedeutung dadurch, daß der spätere Sieg unter seinem Zeichen erfochten, mit seiner Sprache, seiner Art, das Leben zu erfassen und im Ausdruck zu gestalten, der Gipfel erklommen wird; daß er den Weg zu diesem höchsten Sichtpunkt zu bahnen begonnen hat.

Der neunzehnjährige, in gedrückten Verhältnissen aufgewachsene Schüler schließt ein Hochzeitscarmen mit den archaisch-unbeholfenen Versen:

„Damit, wenn dermaleinst die Leiber längst verwesen,
die Enkel eure Glut noch aus der Asche lesen"

Verse, die er, nun Goethe, auf der Höhe eines sonnigen Lebens und Schaffens, zur klassischen Vollendung umbildet:

„Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
zu ihrer Lust noch unsere Liebe dauern!"

Aber nicht erst auf seinem zweiten Erdenwege erreicht er die Vollkommenheit dieser Sprache. Auf seinem ersten schon, noch als der arme Unglückliche, dichtet er herrliche Vollendung:

„Die Sonne geht in Gold und führt die Pferde trinken,
der Berge Schatten wächst, die durstigen Gipfel winken
bereits der kühlen Nacht, der muntre Hesperus
weckt seine Brüder auf; Schweiß, Arbeit und Verdruß
fällt mit den Kleidern hin. Die Träume kommen wieder . . ."

*

„Die Größe deiner Majestät
erkenn ich aus den kleinsten Dingen,
dein Arm, der über alles geht,
kann Wasser aus dem Felsen zwingen.

Du sprichst ein Wort, so wird es Licht!
Bedroh' das Meer, es regt sich nicht;
befiehl, so wird die Flut zu Flammen!
Du winkst, so steht der Sonnenlauf,
so tun sich Tief' und Abgrund auf
und werfen Erd' und Stern' zusammen."

*

„Liebe! Mindre doch die Plagen,
denn ich kann sie kaum mehr tragen,
und die Kräfte treuer Brust
schwinden unter Schmerz und Lust!
Oder binde mir so lange
durch den Schlummer Geist und Sinn,
bis ich meinen Schatz umfange,
dem ich längst versehen bin."

*

„Schweigen will ich mit dem Munde,
da das Herz nicht reden darf:
das Verhängnis dieser Stunde
handelt etwas gar zu scharf.
Ich soll reimen und nicht wissen,
was ich diesmal reimen soll:
fülle nur mit deinen Küssen
die gesuchte Strophe voll! . . ."

Aber der erste Lebensweg, den er geht, ist zu kurz, als daß er aus diesen ihm von der Natur gegebenen Vollendungen noch das bauen könnte, was über ihn hinaus sich erhebt. Er fühlt den Jünglingstod schon Jahre vorher:

„Freilich ist's ein harter Stoß, und ein Kelch voll Myrrh' und Gallen,
wenn ein junger Baum verdorrt und die ersten Blüten fallen.
Freilich braucht es tapfre Füße, sonder Gram dahin zu gehn,
wo die Träger unser warten und die Bahren fertig stehn!
Doch da Schickung und Gewalt keinem etwas Neues machen,
und das alte Muß erklingt, nehm' ich unter Scherz und Lachen
meinen Abschied von der Erde, wie ein Gast bei später Zeit
lustig von dem Schmause wandert und noch manchen Jauchzer schreit.
Könnt' ich leben, nähm' ich's mit; muß ich fort, ich bin's zufrieden . . ."

Ja, der Vierundzwanzigjährige verfaßt schon seine seltsame Grabschrift, die vielleicht nie auf einem Stein aber auf dem Titelkupferstich zu seinen unsterblichen Gedichten Platz fand:

„Hier starb ein Schlesier, weil Glück und Zeit nicht wollte,
daß seine Dichterkunst zu Reife kommen sollte.
Mein Pilger! lies geschwind und wandre deine Bahn,
sonst steckt dich auch sein Staub mit Lieb' und Unglück an."

Voller magischer Kräfte, das wußte er, ist sein Staub. Noch geheimnisvollere wirkende Kraft der Natur, ein so und so bestimmtes Einzelwesen dieser magischen Gewalt hervorzubringen, wird durch seinen vorzeitigen Tod frei und sucht neue Verleiblichung, um sich sichtbar zu machen.

*

Das Jahr schreitet fort und wird wärmer, die Sonne nimmt ihren Bogenlauf über den Himmel höher und höher hinauf. Der Winter, der nach Günthers Tode wieder eingekehrt war, weicht. Klopstock, Lessing, Wieland, Claudius, Herder werden geboren und wachsen schon in einer reicheren Genossenschaft auf. Sie sind härter, derber, widerstandsfähiger als der wilde Gesell mit der zartesten Seele, Günther, war. Sie sind jeder ein Johannes für den kommenden Heilbringer. Aber Günther ist ihm näher als sie alle.

Dann tritt Goethe ins Dasein. Es geht auf die höchste Höhe des Dichtungsjahres.

In dem unendlich reichen, bei der Fülle alles von der Forschung zutage geförderten Wissens davon kaum mehr übersehbaren Leben Goethes, das oft und von verschiedenen Gesichtspunkten aus erzählt wurde, ist einmal mit schicksalhafter Gewalt, über alle Zweifel Goethes selbst und seiner Angehörigen hinweg, dem größten Deutschen von seinem guten Dämon der Weiterweg so entscheidend gewiesen worden, daß wir an dieser Wende halten müssen, um zurück und vorwärts blickend Leben, Mann und Werk zu verstehen.

Der Befehl des Geschicks wirkt sich sichtbar aus am 7. November 1775, als der sechsundzwanzigjährige junge Frankfurter Jurist der für einige Wochen ausgesprochenen Einladung des eben vermählten kaum zwanzigjährigen Herzogs Karl August, mit dem ihn schon rasche Zuneigung verbunden hatte, folgend, selbst von Jugend, Schönheit, erstem Ruhm strahlend, in Weimar eintrifft. Der Seelenwirbel und -strudel, wie er stets wichtige Entscheidungen im Leben vorzubereiten pflegt, hatte freilich ehelängst eingesetzt.

*

Was vorangegangen war, ist bald erzählt. Während in der ersten Menschwerdung dieses deutschen Genius den Knaben eine kleinste Landstadt abseits der Kultur und ein ärmliches Elternhaus, das unter einem hartsinnigen Vater stand, aufgenommen hatte, erblickte das Kind Goethe nun in wohlhabenden, fast patrizischen Verhältnissen als Sohn eines zwar pedantischen, auch strengen aber sehr gebildeten Vaters, der etwas von Erziehung verstand, und einer klugen,

liebevollen, lebensfrohen jugendlichen Mutter das helle Licht einer großen betriebsamen, in schöne Landschaft gebetteten Reichsstadt. Der junge Goethe wächst behütet und doch frei, seinem eigenen Werden überlassen und doch inmitten von Kunst, Wissenschaft, Anregung durch Persönlichkeiten, geschichtlich bedeutsame Eindrücke und Bildungsmittel aller Art auf.

Er wird frühzeitig für die Hochschule reif, geht nacheinander auf die Universitäten Leipzig und Straßburg und kommt in beiden Städten mit entscheidenden Männern des Geistes in erziehliche Berührung. Eine nicht ungefährliche Erkrankung in Leipzig steigert den in ihm liegenden Ernst und entzügelt vielleicht doppelt die kraftvolle geniale Sturm- und Drangzeit des Straßburger Studenten. Freundschaften, Liebschaften reifen ihn.

Im Juni 1775 wird die erste Schweizreise unternommen, die bis auf den Gotthard führt. Die übergroße Natur faßt die verwandte Seele des Dichters und macht seine innere Größe ihm zu stetem, bald bewußtem Besitz.

Wohinaus sollte dieses Leben laufen? Auf eine Tätigkeit als Rechtsanwalt in Frankfurt? auf städtisches Beamtentum?

Auf ein Leben als Dichter? als Berufsdichter? Diesen uns Späteren vorbehaltenen segensreichen Stand gab es zu Goethes Zeiten nicht, davon konnte niemand leben. Weder die Theater noch die Verleger, die selbst sich kaum der Nachdrucker zu erwehren vermochten, ernährten ihre Dichter. Die mußten alle Pfarrer oder Bibliothekare, Archivare, Hofmeister oder sonst etwas Bürgerliches sein. Selbst der Beruf des angestellten Theaterdichters taucht erst später auf.

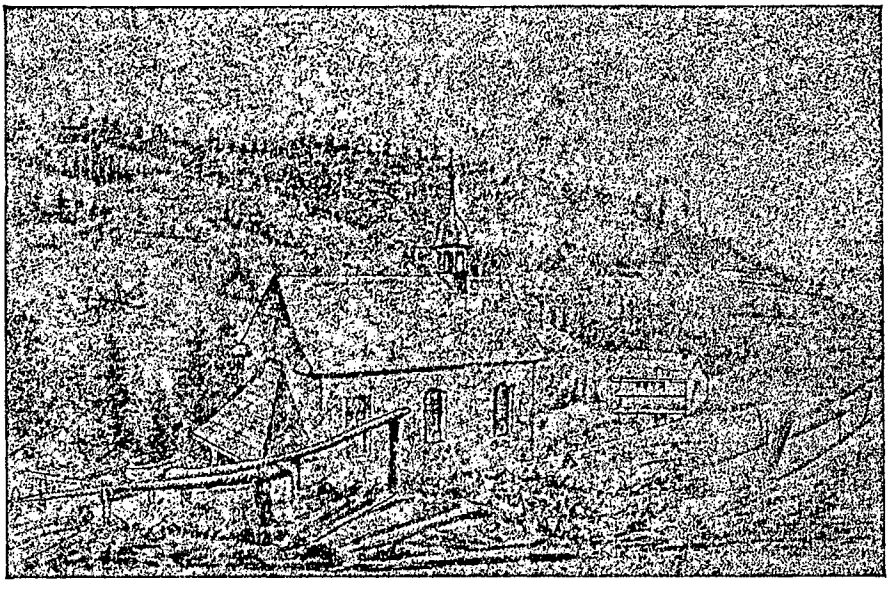
Der sechsundzwanzigjährige Goethe, der jetzt Entscheidungen in seinem Leben zu treffen hat, ist aber schon ein berühmter Mann: Götz von Berlichingen, Clavigo, Werther sind erschienen, haben Stürme der Begeisterung und der Gegnerschaft erregt. Geschrieben ist noch viel Wichtigeres: Anfänge des Faust, der Egmont, herrlichste Gedichte, der Ewige Jude, Vorzeichen größter Prosa.

Wohinaus sollte dies Leben laufen?

Zweifel, was mit dem eigenen Dasein zu beginnen sei, Zureden und Widerraten hatten Wirrnis erzeugt. Ein erster Versuch des Schicksals, das junge Genie in die ihm gemäße Bahn zu locken, war vorangegangen.

Das Schicksal knüpft hier wie so oft das, woraus es Wichtiges und Großes gestalten will, leicht und spielend an, daß es fast ein Zufall scheint. Goethe fährt, macht den Besuch am Hofe des jungen Fürsten und entscheidet damit nicht nur sein eigenes Leben, die wesentliche äußere Form, in der sein Erdensein sich entwickeln wird, entscheidet ein gut Teil seiner Dichtung, viele seiner Stoffe und, durch das Hineinwirken der von Weimar bedingten Lebensart in die Gestaltung, ja selbst in Sprache und Stil, die schließlich vollendete einheitliche Erscheinung seiner Persönlichkeit und seines Werkes.

Aber er entscheidet mit seinem Eintritt in Weimar noch mehr: im engsten Zusammenhange mit seinem persönlichen Leben, durch das Glück, daß sein Kommen



Die Kapelle „Maria zum Schnee" auf Rigi-Klösterli.
Zeichnung von Goethe, 18. Juni 1775 (erste Schweizer Reise)

bald die stärksten Geister und Dichter einmal gleichzeitig auf engstem Raum um eine Zentralsonne bindet und zu gegenseitigem Geben, gegenseitigem Austausch zwingt — das Los unserer Dichtung, die für mehr als ein Menschenalter einen Mittelpunkt, eine Residenz hat, in der die Kräfte sich aneinander steigern, sich befruchten, sich vervielfachen. Ein Gipfel, ein geistiger Olymp entsteht.

Spielend hat es das Schicksal eingefädelt, ein Besuch für Wochen, der mit toller Lustigkeit und Ausgelassenheit beginnt — und fast zwei Menschenalter der Größe und Herrlichkeit haben damit angefangen.

Ein Besuch für Wochen — und Goethe hat die Stadt betreten, in der er nach Vollbringung des Höchsten, was je einem Menschen zu leisten gegeben war, ins Ewige eingehen und sein Irdisches zurücklassen wird; der Stadt mit seinem Heimsinken an die Erde, mit seinem Ruhen in ihren Mauern noch einmal eine letzte mythische Bedeutung schenkend — wie der sterbende Oedipus am Ende seiner Wanderung dem kleinen Kolonos.

Wenn auch in dem von Sinn und Bedeutung fast überlasteten höchsten deutschen Leben viele entscheidende Tage gewesen sind, an denen ein Zeitalter begann — man denke an den Tag des Aufbruchs nach Italien, die wichtige Stunde, in welcher das Sicherschließen von Goethe und Schiller geschah! — so ist doch nächst dem Augusttage, der ihn der Welt verliehen, der Novembertag seines Eintrittes in Weimar der allerbedeutsamste. Und Hermann Grimm hat recht zu sagen: „Von Goethes Eintritt in Weimar ab läuft das Jahrhundert, das Goethes Namen trägt."

Gewiß wird der Astrolog von dieser Stunde der Ankunft Goethes an der Ilm ein so erfülltes, so grüßendes Horoskop entwerfen, einen von so günstigen Stellungen der Planeten geradezu aufleuchtenden Symbolkreis zeichnen müssen, wie es der des 28. August 1749 mittags zwölf Uhr war. Wir aber wollen in dem schließlich vollendeten Leben und Werk Goethes ebenso erkennen, daß an diesem 7. November 1775 eine starke innere Schicksalskraft nach Jahren unbewußten Suchens das vorbestimmte äußere Schicksal fand und festhielt, um in ihm volle Erscheinung zu werden:

„— bist alsobald und fort und fort gediehen
nach dem Gesetz, wonach du angetreten."

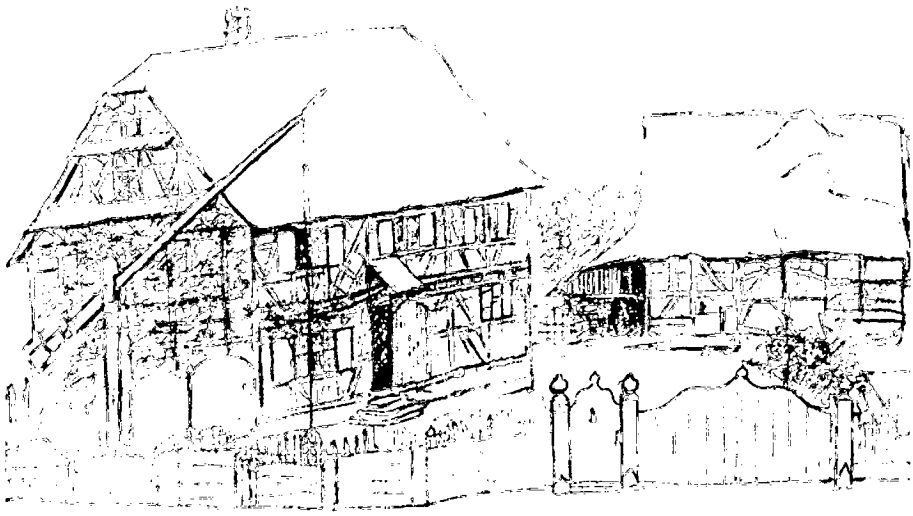
*

Bei kaum einem anderen Dichter finden sich so häufig, so deutlich, so sprechend die Worte, in denen von innen der dunkle Drang redet, der sich des rechten Weges bewußt ist — des rechten Weges nicht im bürgerlich-moralischen Sinn des guten Menschen, sondern im höheren, im kosmischen Sinn des rechten, des vorbestimmten, des zur Erfüllung führenden Weges, im Sinne der Einheit von Willen und Schicksal.

Diese Einheit, in der allein sich gleichzeitig auch Verdienst und Glück verketten, scheint mir die wesentliche Vorbedingung aller und jeder menschlichen Größe zu sein. Das Große entsteht nur da, wo der innere Drang schon, das Notwendige erfühlend, den Menschen in die Richtung weist, in die ihn sein Schicksal haben will: das nun nicht einen Widerstrebenden oder Zaudernden mühsam, unter Hemmungen und Straucheln, vorwärts bewegt, sondern einen des Schicksals Willen und Wink Ahnenden leicht und sicher leitet.

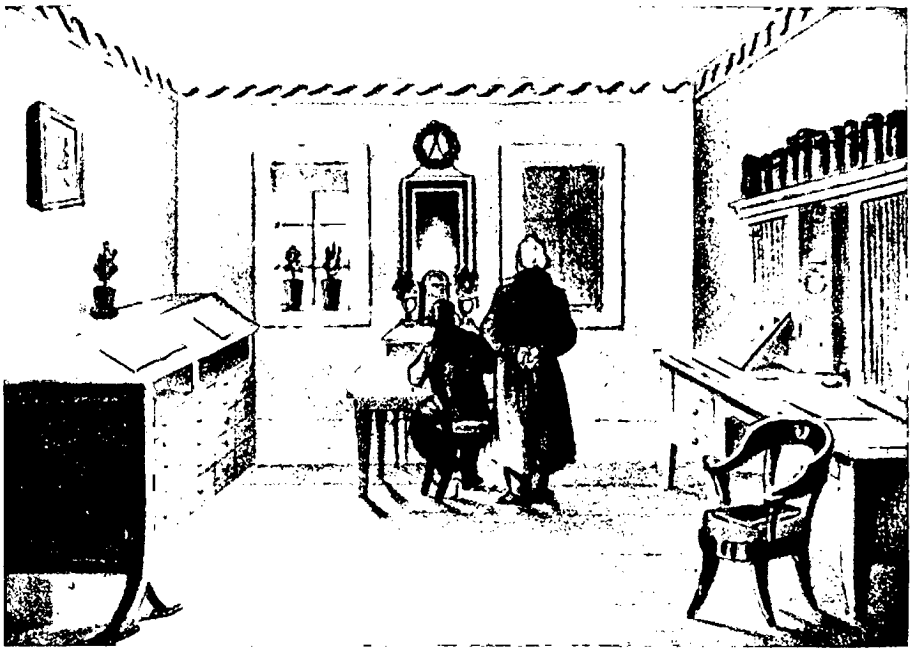
Freilich ist es immer müßig, sich die Frage vorzulegen, wie ein Leben sich gestaltet hätte, wenn irgendein bestimmtes Ereignis nicht eingetreten wäre, wenn also hier Goethe den väterlichen Bedenken gegen Weimar und dem väterlichen Wunsche, daß der Sohn erst in Italien einen neuen weiteren Gesichtskreis gewinnen sollte, folgend, die Einladung Karl Augusts abgelehnt hätte. Die Frage ist müßig, denn Willensfreiheit, sagt der Aphorist mit Recht, hat man nur vor dem Entschluß — ist der Entschluß aber einmal gefaßt, hat man sie niemals gehabt. Und doch erhöht auch das nur rasche Auftauchenlassen dieses müßigen Gedankens für uns sofort die Gewißheit, daß Goethe mit nachtwandlerischer Sicherheit dem ihm Gemäßen, Notwendigen, dem ihm Bestimmten zustrebte und es ohne Umwege zu erreichen suchte, als er nach Weimar ging; daß seine immer dem Schicksal gleichgerichtet bewegte Seele in dem Übermut, der Laune und Lustigkeit, die ihn in Weimar bei seinem jungen herzoglichen Freunde erwarteten und ihn besonders lockten — schon die wohltätigen, starkmachenden und zugleich beruhigenden, die beharrenden Verhältnisse, die Grenzen und Umschränkungen

Goethe im Alter von 40 Jahren
Fragment einer Tonbüſte von Martin Gottlob Klauer, um 1790.
Weimar, Goethe-Nationalmuſeum



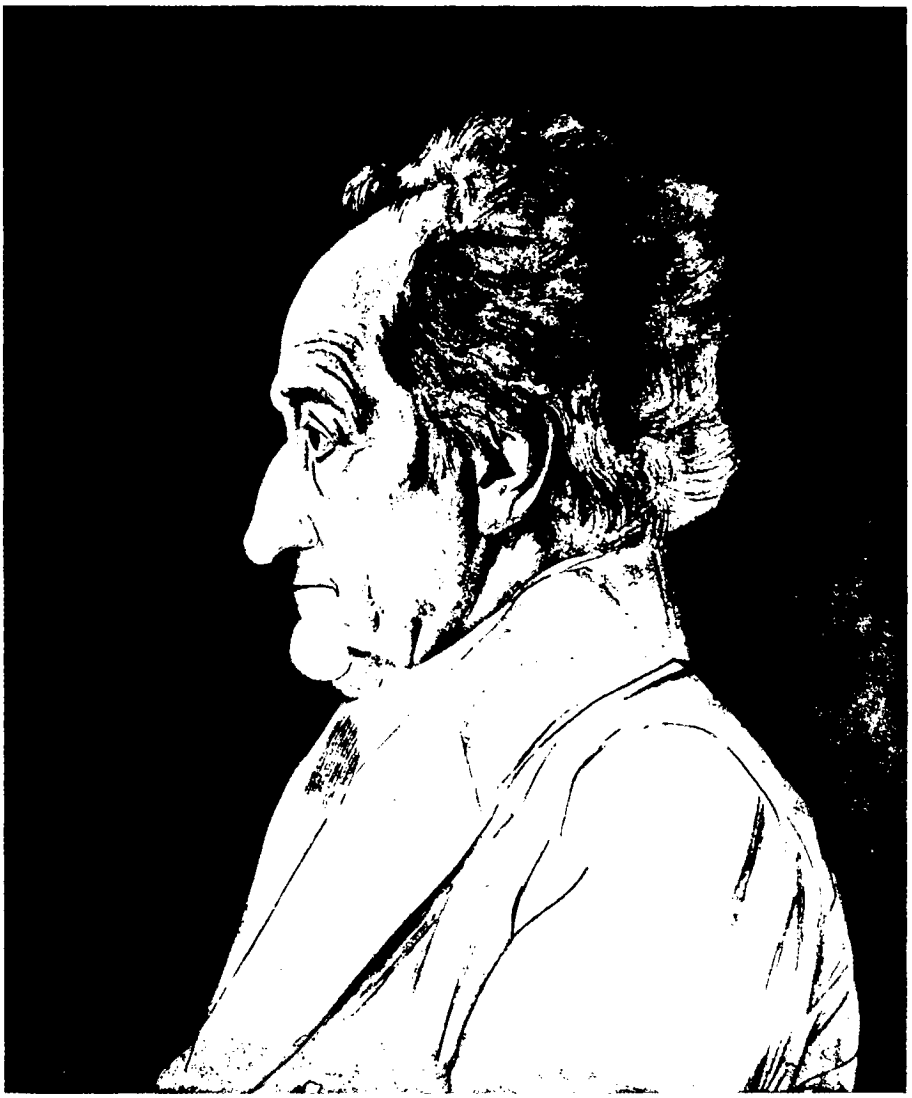
Das Pfarrhaus von Seſenheim
Rötelzeichnung von Goethe, 1770. Weimar, Goethe-Nationalmuſeum

Die ſchlafende Chriſtiane
Zeichnung von Goethe, um 1789. Weimar, Goethe-Nationalmuſeum



Goethe diktiert in seinem Arbeitszimmer seinem Sekretär John
Kolorierte Lithographie

Goethes Haus am Frauenplan in Weimar
Kupferstich von Ludwig Schütze, um 1827



Goethe im Alter von 77 Jahren
Kreidezeichnung von Ludwig Sebbers, 1826. Original verschollen

verborgen fühlte, die der wild und anmutig schweifende genialische junge Stürmer und Dränger notwendig für seine Entwicklung brauchte.

Die Verhältnisse von Hof und Staat umspannten damals noch den Kreis des Menschlichen, der hier dem Dichtergeist am ehesten mit Sinnbildkraft und Nähe Erscheinung werden konnte; hier waren die Vorgänge des Lebens mit dauernden Gedanken befestigt und wiederkehrend gestaltet; hier walteten als Vorbild für den in immer neuer Fülle gebärenden Geist sichtbare Ordnung und Gesetz und lehrten ihn, sein Gesetz in sich finden.

Aber was uns ergreift: es ist in diesem Genius und Schöpfer, der mehr Schicksalsmann war als ein Napoleon Bonaparte, nicht nur der verstandesmäßige Vorgang, daß er, immerhin mit innerer ahnender Sicherheit, die ihm gemäßesten Bedingungen aufsucht; sondern daß er sie mit den tastenden Fangarmen der Seele geradezu herbeizieht und dann, wenn sie da sind, wenn sie sichtbar auf ihn zukommen, auch mit dem erkennenden bewußten Willen zu fassen und zu halten versteht — nicht, wie so mancher Ikarus des Geschicks in Tat und Kunst vor unerflogenen nebelumhüllten Gipfeln abstürzt.

Mag es Vernünftelei einfach mit der Eigenart des Zeitalters erklären, in welchem die Fürsten bedeutende Männer an sich und ihren Hof zu binden suchten: daß schon vor Weimar Goethen eine hervorragende Stelle in fürstlichem Dienst winkte — uns erscheint es als das geheimnisvolle Geschehen, wie das zugeordnete Schicksal einen bedeutenden Menschen zu umspielen beginnt, im tiefsten Einverständnis mit dem ihm selbst noch verborgenen Innersten seines Wesens, und ihn sich allmählich gewinnt.

Goethe antwortet Kestnern, von dem dieser erste Ruf zu seinem vorbestimmten Schicksal an ihn kam: „Die Talente und Kräfte, die ich habe, brauche ich für mich selbst gar zu sehr; ich bin von jeher gewohnt, nur nach meinem Instinkt zu handeln; und damit könnte keinem Fürsten gedient sein!"

Dieser von sich selbst wissende Instinkt, der hier richtig handelt und sich sogar in die begründenden Worte dieses Handelns eindrängt, wirkt dem Kommenden folgsam, indem er Goethen noch nicht sich binden läßt; denn fast genau ein Jahr später, 1774, bringt das Geschick den Dichter in die erste Berührung mit Karl August.

Wir sind alle in unserer Beziehung zum Dasein so durch den Verstand eingestellt — ich möchte sagen: beirrt —, daß vielleicht manchem der Einwand naheliegt, es sei nicht schwer, ein gelebtes, ein vollendetes Schicksal auch von der Seite einer Vorherbestimmtheit, einer inneren Notwendigkeit aus darzustellen; zumal, wenn man bereit ist, eine gewisse Gewaltsamkeit anzuwenden. Aber gerade Goethes Leben, über das er selbst so viele Äußerungen seines innerlich und äußerlich gleich notwendigen Verlaufs getan, bietet immer wieder kleine bedeutsame Züge, an denen sich sein schicksalhaftes Wesen erkennen läßt. Auch die nächste Verfestung von Goethes Bindung an Weimar geschah früher durch die Tat als

durch Erkenntnis und Entschluß: während Goethe unentschieden war, ob er in Weimar bleiben sollte und ihm noch die Möglichkeit, nach Frankfurt zurückzukehren, vor Augen stand, macht er den Anfang mit seiner amtlichen Laufbahn und nimmt, zunächst als Gast, einen Platz im Geheimen Rate ein.

Bei einem Leben, das wir so aus seiner innersten Bestimmung heraus sich entwickeln zu sehen glauben, drängt sich naturnotwendig die Frage auf, warum wohl Goethe — dem der Instinkt erst den Fürstendienst widerraten hatte — bei seiner Beziehung zu Karl August und Weimar in rascher Folge stets festere Bindungen eingeht. Es gibt keine Entscheidung in Goethes Leben, die neben, mit, über allen anderen Gründen nicht ihre Ursache oder zum mindesten ihre sinnbildliche Verdeutlichung in einem Menschen hatte, einem persönlichen, in Seelenanziehung oder -abstoßung zu Goethe stehenden Menschen. Goethe, dessen Reifen es war, sich in den acht Jahrzehnten, die ihm gegeben, in die Welt zu verwandeln, die sichtbare und unsichtbare, der mit Wolken und Steinen, mit Farben und den Entwicklungen der Tiere und Pflanzen lebte, ist als Dichter wie als lebender und leidender Mensch immer im fast antiken Sinne auf den Menschen eingestellt gewesen — den Menschen, der mit Menschen in engem Raume sich von ihnen empfängt, sich ihnen gibt oder sich in ihnen spiegelt; dem kein Frühling Frühling ist ohne ein geliebtes Mädchen, kein Lebenskampf begreifbar wird ohne den sichtbaren Gegner, der die Menschheit nicht verblaßt und abstrakt sieht, sondern in den ihn umgebenden Freunden, Mitstrebenden, Gleichgültigen und Feinden.

Karl August.
Silhouette von Friedr. v. Anthing, um 1780

Zwei Menschen vollenden in Goethes Seele die dauernde Bindung an Weimar: Karl August und Frau von Stein — der Freund und die Geliebte der Fürst, noch ein herzlieber Jüngling und Genosse und schon der Inbegriff des tätigen, gebietenden, waltenden Mannes, und der Inbegriff der liebenden Frau, die zugleich Geliebte und Muse ist. Beide einander in Goethes Herzen damals so nah, daß er sie später in einem seiner schönsten, schwebendsten, sich verwebendsten Gedichte mit einander vertauschen konnte. Es hieß nicht immer: „wie des Freundes Auge mild über mein Geschick", sondern ursprünglich „wie der Liebsten Auge".

Diese beiden Gestalten, in denen sich für Goethe Weimar darstellte, stehen vor einem Hintergrund vieler, aus dem noch einzelne wie Wieland heran

treten; aus dem sich bald mit Anziehung und Abstoßung das ganze Wesen Weimars Goethen nähert und ihn selbst mit dem, was ihm zunächst fremd ist, fesselt.

Alle die Werte und Bestimmungen für Goethes Vollendung, die in Weimar — Staat, Hof, Land und Volk — lagen, waren damals wirkend, ihn hinzuführen und ihn zu gewinnen, ausstrahlend von Menschen, in denen sie sich verkörperten.

Es ist ja mit Händen zu greifen, daß dieser weiteste und schweifendste Geist die Bindung an den Boden brauchte wie kein anderer und an einen Boden, der ihn zu halten vermochte, wenn er zur Fülle und Weite auch das Hinauf finden, wenn er die Lebenspyramide erbauen sollte. Nur von engem Raum aus, nur in der von innen oder außen gefundenen Sammlung ist die Höhe zu gewinnen.

Alles hatte Goethe in sich unmittelbar, und selbst die sichtbare Welt, die er durch das lange Dasein ehrfurchtsvoll in seine inneren Bilderkammern einströmen ließ, scheint schon in ihm geruht zu haben, so leuchtet ihr Wesen aus ihm zurück. Auch hier, wie bei Wollen und Schicksal, betont er selbst die Einheit, die unlösbare Einheit:

„Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken!"

Aber zu dem einen, der Sammlung, braucht er den Zwang — den er, wie alle großen Männer, als Ergänzung seines naturgegebenen Wesens selber sucht und schafft — braucht er Weimar, diesen kleinen Fleck Erde, in dem er sich schon so früh einwurzelt und von dem er nicht weicht das halbe Jahrhundert, das ihm noch in seiner unendlichen Welt zu leben gegeben ist. Er war wie eines jener wunderbaren Meerwesen, die, in ihrer Jugend freischwimmende Tiere, plötzlich sich an den Grund klammernd für die Hauptzeit ihres Daseins festgewurzelte Pflanzen werden. Ist nicht das Weiteste noch von seinen Reisen: Italien, Schweiz, Böhmen, die französische Kampagne immer fühlbar um diesen einen Mittelpunkt geordnet, von ihm zusammengehalten: Weimar? Ist nicht das Beharren und Sichgegründetwissen für Zeit und Leben in einem Punkt des unendlichen Alls gerade das, was die freieste Betrachtung erst möglich macht? Goethe hatte in der neuen Wahlheimat, an der Stelle, wo er dort stehen sollte, wirklich in der Nußschale die Welt. Es ist dies Thüringer Ländchen mit seinen geringen Erhebungen und seinen bescheidenen Bergwerken, was Goethen Gebirg und Stein der ganzen Erde begreifen und ihn in den gewaltigen Urgesteinmassiven der Alpen so die Verwandten erkennen lehrte — wie er den Mephisto in dem Gespensterwesen auf den pharsalischen Feldern die guten Vettern und Muhmen der Brockenhexen grüßen ließ. Seine vielleicht allertelluriscHeSte und allerkosmischeste Schöpfung, die wenigen grandiosen Seiten über den Granit, sind auch aus Weimar-Thüringen geboren!

Man muß den Begriff Weimar im Hinblick auf das Unendliche, das er für Goethe bedeutete, in der Fülle dessen nehmen, in dem Goethe sich ihm verband:

als Verwaltender, Sorgender, Regierender, Verantwortlicher, als der, zu dem alle Fragen, alle Wünsche, alle Leiden, alle Notwendigkeiten und Möglichkeiten eines Landes und Volkes kommen; dem alle Erscheinungen des Lebens sich als Tatsachen gegenüberstellen und seinen Kopf, seine Hand, sein Herz verlangen.

Es war Goethes tiefstes Wesen, daß er die Welt nur durch die Tat begriff. Man kann es auf jeder Seite seines Werkes lesen; auch wenn er es nicht ausdrücklich mit dem „Im Anfang war die Tat!" uns zugerufen hätte. Hat er doch selbst mit seinen Gedanken über das Letzte, über das „nach dem Tode" nichts Besseres und Schöneres gewünscht und gefordert als: tätig zu sein! Ihn tätig sein zu lassen, verpflichtet er auch das Jenseits. Nun: wo hätte sich für den Mann, der das Leben und die Welt nur durch das Mittel der Tat begriff und erfaßte, ein näherer Weg ins Herz des Lebens und der Welt gezeigt als in dem verantwortungsreichen Amt, das Goethen hier erwartete, das ihn magisch an sich zog und sich ihm öffnete? Straßen- und Ackerbau, Forstwirtschaft und Bergbau, Handel, Gewerbe, Wissenschaft und Kunst, Gesundheitswesen, Erziehung und selbst Kirche, menschliche und soziale Nöte, Zeitelend, Krieg und Volksgefahr warteten auf ihn, drängten sich zu ihm und zwangen ihn, sich denkend, helfend, rettend, fördernd in jedes Einzelne zu versenken, es zu erfassen, zu verstehen, ja liebzugewinnen. So erfüllte die Welt Geist und Herz des Tätigen und gab ihm die unendlichen Stoffe und Anschauungen für sein Werk.

Charlotte von Stein.
Silhouette, um 1780

Aber sie drängte ihn auch in die Mitte, wo es das Gleichgewicht zu halten, die Gerechtigkeit zu üben gilt, wo die Einseitigkeit der zufälligen Eindrücke, Freund- und Feindschaften, der Parteilichkeit und der ererbten, übernommenen Stellungnahmen aufhören muß und von selbst aufhört.

Er sah nicht nur das Lebensganze, sondern er sah es von einem entschiedenen Mittelpunkte, zu dem es in Strahlen herankommt; er, nach allen Seiten tätig, nach allen Seiten durch die Tätigkeit begreifend und verstehend.

Man möchte fast meinen, daß die in Weimar und durch Weimar zu findende Vollendung Goethen entweder als eine plötzliche Erscheinung vor Augen gestanden haben oder ihn dunkel wie mit Schicksalswind angesaugt haben muß, daß er das hier auf ihn wartende Leben ergriff.

Goethen, dem sich alles, was ihm begegnete, stets auch in Menschen darstellte, den Dramatiker und Epiker muß der Menschenkreis, der sich ihm in Weimar

öffnete, immer mehr in sich hineingezogen haben. Nicht als bewußter Stoff, nicht als Beobachtungsfeld — wohl aber mit den erregenden, lockenden und abstoßenden, spielenden, lebendigen Kräften, die in einem solchen, auf engem Raum zusammengezwungenen Menschenkreise nicht fehlen können. Was der Dichter sonst nur in dem Engsten der Familie erlebt, das erlebte Goethe hier in der bunten Vielfältigkeit eines Hofes, in dem doch die Fäden nicht weniger fest geknüpft sind und jedenfalls Verschiedenartigeres und weiter Auseinanderliegendes gebunden wird als in der Familie. Schönstes und Gültigstes in Goethes Werk bestätigt auch diesen Sinn von Weimar für ihn und für uns.

Noch wage ich ein Letztes, Größtes herauszulesen als Gabe von Weimar: die Gabe, die er selbst das höchste Glück der Erdenkinder genannt hat, die Persönlichkeit. Es klingt in diesem Zusammenhange fast banal, an das Schillersche Wort zu erinnern, daß der Mensch mit seinen größeren Zwecken wachse, oder an das alte Sprichwort, daß Gott dem, dem er ein Amt gibt, auch den Verstand dazu gebe. Aber sicher ist, daß das Maß an Verantwortung, an Wirken und Tätigkeit, an Besitz und Macht, an Leben, das der Hand zu gestalten gestattet wird, den Reichtum und die Fülle einer Persönlichkeit bedeutsam beeinflußt; ihr auch ein tragendes, weit dem Mittelmaß entrücktes Gefühl von sich verleiht, das nun wieder steigernd einströmt in alles neu zu Schaffende, es kühner, stolzer und freier macht, weil die Persönlichkeit, die von der Weite ihres Waltens erfüllt ist, immer mehr, immer sicherer von dem Bestimmtsein durch Zeit, Umstände, Menschen dazu übergeht, sich nur noch durch sich selbst, durch ihr — in jeder untergeordneten Lebenslage gedrücktes und verhülltes — jetzt befreites Eigenwesen bestimmen zu lassen.

Über dem stürmenden ungezügelten Jüngling Goethe stand ein Schatten, eine Gefahr, die seiner Persönlichkeit drohte: die pedantische, unfrohe Persönlichkeit des Vaters. Über jedem Menschen stehen die Schatten seiner Eltern und suchen ihn nach sich zu bilden und zu entwickeln. Die Eltern sind nicht nur Keim in uns, sie sind auch die frühesten uns formenden Bilder, die wir vor Augen behalten, die immer wiederkehren. Es ist am alten Goethe manchmal deutlich zu sehen, wie der Schatten des kaiserlichen Rates für kurze Zeit das Leuchten der Sohnespersönlichkeit verdunkelt.

Dem drohenden Wiederkehren eines Vorfahren und seines unerfreulichen Wesens in uns zu entfliehen, gibt es nur einen Weg: sich gerade das ins Leben zu werfen, was jenem gefehlt hat. Die reiche umfassende Tätigkeit, die Weimar, stets wachsend und gesteigert, dem Sohne brachte, hätte sicherlich auch den mürrischen Mißmut und die Pedanterie des kaiserlichen Rates zu bannen gewußt, wenn sie in dessen Leben gefunden hätte.

Das Wunder, das Goethe ist, der Schöpfer, der auf allen Stufen der Pyramide, in jedem Jahrzehnt das diesem Alter gemäße Höchste leistet, den jede Epoche seines Lebens allein unsterblich gemacht hätte — dies Wunder ist vielleicht nur

durch Goethes einzigartige Stellung zu und in Weimar davor bewahrt worden, vor dem Ende sich zu verlieren, vor dem Ende zu erlöschen. Auch noch der Greis Goethe ist durch die Fülle seiner Tätigkeit ein Lebendiger, Großer, einer, der schaffend neben den schon hinabgestiegenen, vergangenen Gestalten seines eigenen Daseins als Letzter überbleibt, bis er ihnen, ihre Reihe schließend, langsam folgt.

Wenn wir heute zu erkennen glauben, daß all dies Goethe von Weimar empfing, oder besser: daß Goethe für all das in ihm Liegende von den besonderen Umständen Weimars die Möglichkeit empfing, es wachsen und ausreifen zu lassen, dann können wir bei diesem nur nach seinem Instinkt handelnden Genius nicht daran zweifeln, daß die ganze noch verhüllte Zukunft — um Goethe und in ihm — wirksam war: als ihn der Herzog in Frankfurt aufsuchte — ihn nach Mainz einlud — in Karlsruhe wiedersah — nach Weimar rief; als Goethe die Einladung annahm — kam — sich halten und binden ließ: völlige Einheit von innen und außen, innerem und äußerem Schicksal, von Wollen und Bestimmung — am stärksten sich auswirkend an jenem 7. November 1775, dem Tage seines Einzuges in Weimar, das nun durch ihn war: „wie Bethlehem in Juda klein und groß".

*

Und wie zum Zeichen dessen, daß er diesen Fleck Erde schicksalbestimmt gesucht, um sich ganz mit ihm zu verbinden, hat er die Bauten und Räume in ihn hineingestellt, an denen ein Licht seines inneren Lebens hängenbleiben und uns Nachgeborenen seine ewige Gegenwart fühlbar machen konnte. Irgendwo auf der Erde will auch der weiteste und umfassendste Geist, der zu den Menschen aller Zonen und zu den kommenden Jahrhunderten spricht, irdisch noch ein wenig nachwirken, in liebender Erinnerung der Enkel mit den Dingen, die er berührt, eine Spanne Zeit noch leben.

Der Leser möge einen Augenblick die Stätten vor seinem Geist auftauchen lassen, die Heiligtümer unseres Volkes sind, und in ihren Räumen die unvergangenen Spuren von Goethes Dasein fühlen.

Die Stille und Einsamkeit der Arbeit, der Beschauung des flüchtigen bewegten Lebens, des genießenden Einatmens alles Daseins, des forschenden Durchdringens der Erscheinungen und der Wille zur höchsten herrschaftlichsten Form der äußeren Lebenshaltung, die kein Fürst an Mannigfaltigkeit, an innerer Großheit, an würdiger Schönheit überbieten kann, keiner an seelischer Fülle je erreicht hat, kommen aus diesen beiden Goetheschen Häusern auf uns zu, begleiten uns, indessen wir in Gedanken noch durch die stillen Straßen der Stadt und die verlassenen Parkwege gehen.

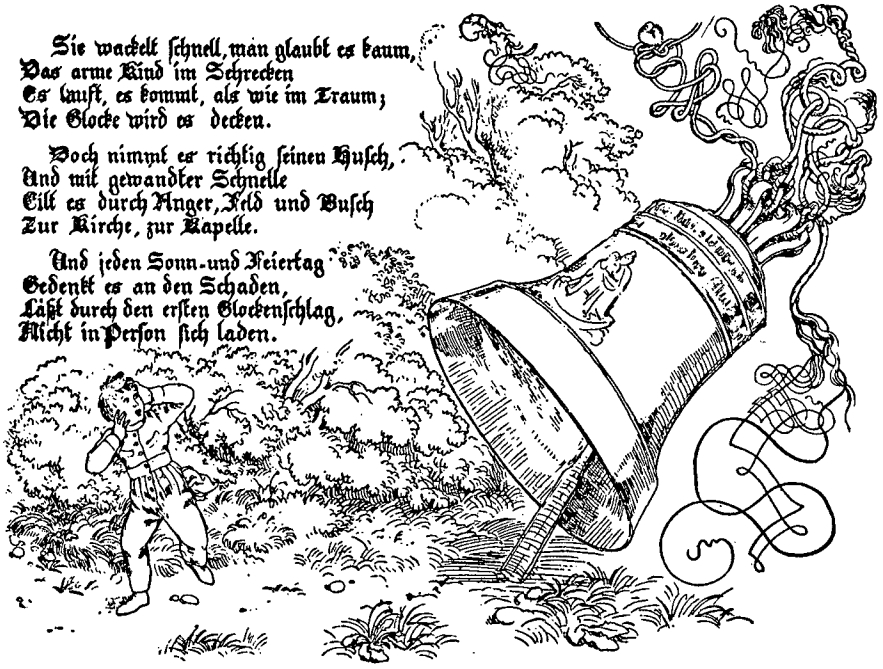
Da reden plötzlich wie Brunnen mit vernehmlicher Stimme die Symbole, die Stilzeichen, die spielend und sein ganzes Leben in Erinnerungen wiederholend Goethe als einen Stationenweg aufgestellt hat. Geniussäule und römisches Haus

ſprechen vom Klaſſiker und lächeln auf den jungen Idylliker zurück, von dem die Naturbrücke über die umgrünte Ilm, das Borkenhäuschen künden — in der künſtlichen Ruine ſammelt ſich das romantiſche Weſen des Balladendichters, und am Tempelherrenhaus, wie an einem gemalten Proſpekt, geht der unſterbliche Dichter der Geheimniſſe vorüber — geht zu den Blöcken und Felſen, die der Geolog in die Uferabhänge eingraben ließ, er, der ernſte Betrachter des älteſten Schöpfungsgenoſſen, des Steins.

In die Natur, die ewig junge, grünende, tritt, wie im Geiſte dieſes Mannes, der Stil, ſich unlöslich mit ihr vereinend. Er ſteht ſichtbar vor uns in dieſen einfachen, an einen ganz beſchränkten Formenausdruck gebundenen Zeichen, die uns ſeltſam rühren; die bildneriſch eine ſtammelnde unbeholfene handwerksmäßige Sprache ſprechen — und die doch den Flug und die Kraft eines Genius in ſich tragen wie ſonſt nur Werke großer bildender Künſtler. Verehrend erkennt man, wie ſchlicht er, der ſich am 7. November 1775 in dieſes kleine Weimar einwurzelnde Weltgeiſt, das Daſein, die Formen und Symbole ſah, die doch in ſeinem Wort der Ausdruck des Höchſten und Tiefſten im Menſchenleben geworden ſind.

*

Es wäre ohne Sinn, wollten hier auf einem durch das Nebeneinanderſtehen ſo vieler bedeutender Deutſcher eingeengten Raume äußere Tatſachen, Jahres-



Holzſchnitt von Neureuther zu Goethes Gedicht „Die wandelnde Glocke", um 1830

zahlen und Titel aller unsterblichen Dichtungen Goethes aufgeführt werden. Über kein Leben eines Mannes geben alle Büchereien in Deutschland, vielleicht in der Welt, so bereitwillige und erschöpfende Auskunft wie über das Goethes.

Es war hier nur die Aufgabe, den Sinn dieses Lebens anzudeuten, das gütige Einwirken des Geschickes und das eigene Verdienst des Mannes am Zustandekommen dieses Lebens zu zeigen; darzutun:

wie es zu letzter Vollendung aufsteigen konnte, weil es vom Walten der Welt gefordert war und nach erstem Mißlingen in Günther nun so in die Zeit gestellt wurde, daß sich die Bahn ihm weithin ebnete;

wie es in einem entscheidenden Anerbieten des Schicksals und dem noch entscheidenderen sicheren Ergreifen des Gebotenen durch Goethe seine Wendung auf das höchste Ziel erhielt;

wie es von dem unablässig Strebenden, der die Gunst seiner Lage und seines Daseins begriffen und als stärksten Antrieb in seinen Willen, seinen Geist, sein Schöpfertum hineingenommen hatte, vorbildhaft für jeden Menschen, der sich vollenden will, gelebt wurde;

wie es damit zum größten, stolzesten Besitz seines Volkes in der Welt geworden ist — mythisch schon und den Erdkreis erschütternd, als es am 22. März 1832 in Weimar endet.

Schiller

1759—1805

Von

Franz Schultz

Die Zeiten eines Für und Wider in Angelegenheit Schillers gehören einer abgelaufenen Entwicklung des geistigen Lebens in Deutschland an. Es gibt für ihn, soweit die Ganzheit seiner Erscheinung in Betracht kommt, nur noch bejahende Bereitschaft. Dies schließt nicht in sich oder sollte nicht in sich schließen, daß er nun als feste Größe oder gar als Selbstverständlichkeit hingenommen werde. Wäre dies, so würden die Kräfte, die er zu vergeben hat, sich aufheben; nichts weniger könnte von der gegenwärtigen Zeit zugelassen werden. In der Richtung solcher Gefahren für ihn und für uns lag schon die Haltung, die das neunzehnte Jahrhundert ihm gegenüber vielfach einnahm. Eine neue deutsche Selbstbesinnung befreit sein Bild von Übermalungen, die es verunklärt haben, und lehrt den rechten Gebrauch dieses teuren Vermächtnisses. Erleichtert wird das durch die mythische Überhöhung, die Schillers Gestalt gewonnen hat; damit ist ein ständig wirkender Antrieb gegeben, der, gleichviel wie Schiller „eigentlich" gewesen ist, mithilft, unendlich Licht mit seinem Lichte zu verbinden. Aber auch wer ihm mit dem Willen des Forschenden naht, trägt, je tiefer er gräbt, um so reineres Metall davon, und am Anfang wie am Ende jeder ernsthaften Beschäftigung mit Schiller steht das Staunen.

Längst wurde erkannt, daß die Einheit der Schillergestalt nicht so natürlich gegeben sei wie die Goethesche. Stehen bei diesem alle Gebiete seiner Betätigung in einem inneren und wuchshaften Zusammenhange, so stellt sich bei Schiller solche Berührung mit einer Mitte für unsere Erkenntnis nicht von selbst ein; aufbauendes Verstehen mußte diese Einheit, die eher eine Zusammenbindung ist, erst sichtbar werden lassen.

Freilich, wer wollte leugnen, daß auch bei ihm Leben und Werk trotz allen inneren Auseinandersetzungen und scheinbaren Widersprüchen sich als ein sinnvoll geordnetes Ganzes darstellen, das einen göttlichen Gedanken widerspiegelt und eine vorbedachte Sendung in sich schließt. Aber da Schiller selber denkerisch begnadet war, da er selber die Entgegensetzung im Gedanklichen liebte und mit Begriffen selbstherrlich zu schalten verstand, begreift es sich, daß man ihm auf diesem Wege folgte und ihn mit Hilfe begrifflicher Aufspaltungen und Spiegelungen zu erfassen strebte. Doch kehren wir auch bei ihm von allem geistigen Feuerwerk zu der Klarheit, Reinheit und Einheit zurück, die seinem eigenen innersten Bedürfnis entsprachen!

Die menschlich-persönliche Erscheinungsform, die unter dem Namen Schiller ihren Platz in der Geschichte des deutschen Geistes einnimmt, hat wie nur eine ihre Wurzeln in der Tiefe des deutschen Volkstums und der deutschen Geschichte. Aber die Frage nach der Herkunft der Familie Schiller, insbesondere auch die Herkunft der mütterlichen Ahnen des Dichters, hat den Deutschen weniger und später Anlaß zum Nachdenken und Nachforschen gegeben als die Frage nach der Familienverzweigung und dem Stammbaume Goethes, und doch sind gerade für Schiller aus dieser Richtung noch manche Erklärungen zu erwarten. Das Wissenwollen um die Schillersche Erbmasse und sein Ahnenerbe spitzte sich zeitweilig zu auf das Entweder-Oder eines bayrisch-katholischen oder eines schwäbisch-protestantischen ältesten Herkunftscheines. Diese Frage ist entschieden: Von einem bestimmten Zeitpunkt an kann man die väterlichen und mütterlichen protestantischen Ahnen des Dichters in bürgerlichen Berufen im Schwäbischen nachweisen. Was solchen Feststellungen vorausliegt, verliert sich im Dunkel. Von seinen mütterlichen Vorfahren her besaß er einige Tropfen katholischen Blutes. Da mag es reizen, aus den geistigen Bekundungen des Dichters und Denkers dem religiösen und glaubensmäßigen Erbgut über urkundliche Feststellungen hinaus nachzutasten. Ist die Rolle, die der ihn zugleich anziehende und zur Abwehr aufrufende Katholizismus in seinen Werken spielt, im „Carlos", im „Geisterseher", in der „Maria Stuart", in der „Jungfrau von Orleans", in den „Maltheſern", in dem Gedichtentwurf „Deutsche Größe", auf die religiöse, bildungsmäßige und geistesgeschichtliche Rückwirkung und Gegensatzstimmung eines urschwäbischen Protestantentums zurückzuführen? Oder rührt sich in solchen Erscheinungen nicht vielleicht eine alte Quelle seiner Herkunft, von der ihn freilich bereits eine lange Reihe geistig anders bestimmter Ahnen trennte? Wie dem auch sei, die sichere Beglaubigung der unmittelbaren väterlichen und mütterlichen Vorfahren des Dichters als Schwaben und der schwäbische Umwelteindruck aus Landschaft und Geschichte — das sind jedenfalls feste Stützen, und sie genügen beinahe, um Schiller mit deutschem Wesen, deutschem Schicksal, deutscher Geschichte, deutscher Gaubensspaltung in greifbare und anschauliche Verbindung zu bringen.

Fragt man, welche schwäbischen Stammeseigenschaften bei ihm erscheinen mögen, so darf auch die Frage nicht unterlassen werden, welche sonst am Schwabentum hervortretenden Eigenschaften an ihm nicht sichtbar werden. Und da meldet sich der Umstand, daß nicht nur von väterlicher, auch von mütterlicher Seite ein fränkischer Beisatz in seinem schwäbischen Blute vorhanden war. Es wäre verwegen, damit die Tatsache erklären zu wollen, daß der Schwabe Schiller das deutsche Drama auf seine Höhe führte, während sonst gerade die Begabung zum Dramatischen dem schwäbischen Stamme nicht vornehmlich eigen ist. Soll es uns jedoch verwehrt sein, bei dem Kämpferischen und Ritterlichen in Schiller an den Stamm zu denken, aus dem ein Wolfram von Eschenbach und Ulrich von Hutten hervorgingen? Gerade die Linie zu dem deutschen Idealbilde, das Ulrich von Hutten

darstellt, hat bereits Schillers schwäbischer Landsmann D. F. Strauß gezogen. Der Umstand, daß sie ähnliches Jugendschicksal, der Ausbruch aus unerträglich gewordenen Verhältnissen, verbindet, würde dann nur das Wort bewähren, daß Schicksal und Gemüt die beiden Seiten einer und derselben Sache sind. Dies Gemüt spricht bei ihnen im Sichdurchdringen und wechselseitigen Sichbeziehen von Handeln und Idee, sei es im Leben, sei es in literarischer Schöpfung, im Feuer der hochtönenden Rede, die dennoch nicht eitel ist, in der Größe und den Fernzielen von Entwürfen bei Geringfügigkeit der Mittel, durch die sie vollbracht werden könnten, in dem immer vorausweisenden und vorausgreifenden Erregungs- und Spannungszustand, der vom nächsten Tage Neues und Besseres erwartet ... Von dem anderen Franken, Wolfram, hat man sagen dürfen, daß er die Welt „verritterlicht" habe; Schillers Menschen aber werden heute mit schlagendem Bilde „Soldaten Gottes", „Soldaten des Weltalls" genannt. So mag auch von fränkischen Stammesausprägungen ein gewisses Licht auf Schiller fallen. Es trifft auf die schwäbische Erbmasse.

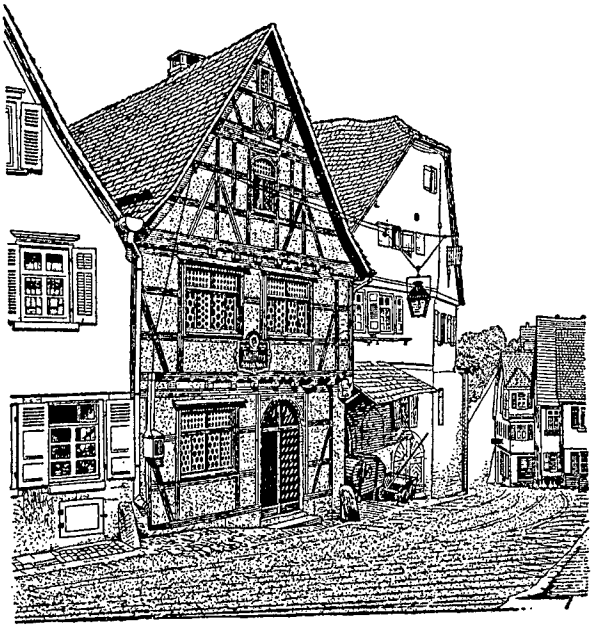
Schillers Schwabentum — wer möchte diesem nährenden Mutterboden seines Geistes und seiner Seele den Vorrang absprechen vor allen Großmächten, die sonst noch seine innere Welt geschichtet und geschlichtet haben! Freilich die Weite der Rundsicht, die Schiller schließlich umschreibt, macht jeden Rückblick auf landsmannschaftliche Bedingtheit vergessen, es sei denn, daß das Schwäbische stellvertretende Geltung für den Hochflug des deutschen Geistes überhaupt gewinnt. Das Schwäbische Schillers ist wie das Schwäbische Hölderlins, Hegels, Schellings der Beitrag zur Stiftung jener Ordensgemeinschaft der Geister, die als „deutsche Bewegung" vom letzten Drittel des achtzehnten bis nach dem ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts die längst vorbereitete Loslösung des deutschen Geistes von ausländischer Bevormundung vollzogen, die Selbstgeltung dieses Geistes sogleich ins Ungemessene, kaum noch zu Überbietende erhoben, ja eine reine Darstellung des deutschen Geistes in einer neuen Ausbildungsform überhaupt erst boten und mit dem Wesentlichen und Ganzen der so in Erscheinung tretenden Ausbildung den Boden für jede staatlich-politische Einigung bereiteten. Ist Schillers Schwabentum auch nur ein Pfeiler im Gesamtgefüge deutscher Geistigkeit und deutschen Wollens in jener Zeit ihres vollen Aufbaues und Ausbaues, so mag sich unter dieser Voraussetzung erwägen lassen, was eigenständige Kenner schwäbischen Volkstums über sein „Bodengefährt" auszusagen wissen.

Über das Schwäbische scheint der Weg zu den in seiner Natur beschlossenen Gegensätzlichkeiten zu führen. Eine schwäbische „Doppelnatur" wird in der ganzen schwäbischen Geistesgeschichte sichtbar: auf der einen Seite ein geistiges, und so oft ja auch ein persönliches Wanderer- und Abenteurertum mit dem Drang in Höhen und Tiefen, auf der anderen Seite eine seßhafte Weltfremdheit, ein manchmal linkisches und unbeholfenes Pfahlbürgertum mit Enge und Eingesponnenheit.

Beides erscheint an Schiller und liegt bis in seine späteste Zeit hinein bei ihm in geheimem Widerspruch. Sein Freiheitsdrang und seine Freiheitsvorstellung stehen nicht außer Bezug zu dieser schwäbischen Doppeltheit. Hat in den Schwaben der Drang zu persönlicher Freiheit und Unabhängigkeit „eine verbissene Neigung zur Auswanderung" erzeugt, das unabweisbare Bedürfnis, aus bürgerlicher Enge heraus die Gipfel schroffer Unabhängigkeit zu ersteigen, so findet bei Schiller dieser in seinem Stamme verwurzelte Trieb seine besondere Auswirkungsmöglichkeit an der persönlichen, mit der Landesgeschichte zusammenhängenden Lage, in die der junge Mensch sich hineingestellt fühlte: an der Gedrücktheit und Bedrohtheit eines von früh an nicht auf die Sonnenseite gestellten Daseins, an der Gebundenheit durch landesherrliche Gnade und Willkür wie späterhin durch den Zwang, als er bereits die dichterische und dramatische Kraftprobe abgelegt hatte, sich vor der Starrheit und dem Nützlichkeitssinn des hochmögenden Mannheimer Theaterleiters Dalberg beugen und demütigen zu müssen.

Dem Leben des am 10. November 1759 gleichsam zwischen den Feldlagern in Marbach geborenen Soldatenkindes waren Unruhe und Unsicherheit von früh an mitgegeben. Kleinstaatliche süddeutsche Geschichte mit der über die Untertanen im Krieg und Frieden selbstherrlich schaltenden, in das Getriebe deutscher Zerrissenheit eingefügten fürstlichen Staatslenkung stand als Unstern über diesem Leben. Die frühe Bedrohtheit hat sich aus seinem Unterbewußtsein nie mehr ganz herausschwingen lassen. Hier liegt der „Bruch" in Schiller. Es wird heute deutlich, wie sehr dieser Bruch nicht eine besondere und persönliche Angelegenheit des Einzelmenschen, sondern letzte Verbundenheit mit deutscher Entwicklung und deutschem Schicksal darstellt. Noch 1799 zog das Gedicht „Das Glück" wehmütig die Summe, wenn es, freilich ohne des Gemeinschaftsschicksals zu gedenken, den, dem schon vor des Kampfes Beginn die Schläfen bekränzt sind, jenem anderen Manne gegenüberstellt, der sein eigener Bildner und Schöpfer ist; aber „was ihm die Charis neidisch geweigert, erringt nimmer der strebende Mut". Doch nur aus diesem, der frühen Selbstsicherheit und Selbstverständlichkeit entratenden Willen zur Überwindung und Austilgung jugendlicher Mängel, Bedürftigkeiten und Schönheitsfehler konnte der erlösende Gedanke kommen, der Menschheit und dem Volke die verlorengegangene Einheit von Natur und Geist, von Sein und Streben über die Sendung der Kunst wiederzugewinnen. Nur auf diesem Boden konnte die Entgegensetzung von „Naiv" und „Sentimentalisch" als der beherrschenden Grundrichtungen aller Dichtung entstehen. Nur dadurch, daß dem jugendlichen Dasein des schwäbischen Kleinstaatlers und Kleinbürgers die Spuren aller Fährlichkeiten eingedrückt wurden, die die damalige fürstliche Innen- und Außenpolitik für Leben und Familie des einzelnen mit sich brachten, konnte sich als Rückempfindung in Schillers Dichtung und Leben so oft und auffällig der Wunsch nach einem bürgerlich gesicherten und gefesteten Dasein mit allem Drum und Dran einstellen. Von früh an hieß es bei ihm: „Lebe gefährlich!" Noch die Luise Millerin will dem

Fürsten sagen, was Elend ist. Und erst spät konnte er dies Gefährdetsein für überwunden halten. Manche haben das Bürgerlich-Hausbackene in seiner späteren Dichtung vermerkt und ihn darob im Ganzen einer rückläufigen Selbstbeschränkung geziehen. Aber solche Teile seiner Dichtung oder seiner Briefe sind die Wunschträume eines von Jugend an unbehaust Gewesenen. Sie sind nichts weniger als das Sichbescheiden eines Spätgesättigten. Die Ausbrüche aus vulkanischem Boden, die sich in seiner Jugenddichtung einstellten, die großen Empörer und Übertreter des Gesetzes seiner frühen und späten Dramen oder Dramenentwürfe — sie zerschlagen die sittliche Weltordnung, weil diese in ihrer von dem Dichter am eigenen Leibe erfahrenen Gebrechlichkeit es nicht besser zu verdienen scheint. Aber immer gewinnt diese — in ihrer Reinheit geforderte — Weltordnung es wieder über ihn und stellt er sie wieder her. Immer bleiben schließlich die erhaltenden Mächte Sieger. Deswegen konnte er sich in der Zeit der französischen Umwälzung mit Goethe in gemeinsamer Abwehr und in dem Versuche einer Neuumfassung des deutschen Menschen, einer Neuerrichtung seines geistigen Hauses finden, das man die deutsche „Klassik" nennt. So sind „Die Glocke", „Die Würde der Frauen", „Der Spaziergang" Hohelieder des Bürgertums und seiner bewährten Tugenden geworden. Aber schon der Präsident Walter in dem dumpf grollenden Stücke seiner Jugend erkannte sie und stellte sie in seine Rechnung ein. Die „freundliche Schrift des Gesetzes", von der „Der Spaziergang" singt, war nicht ein von außen an die menschliche Gesellschaft herangetragener Notbehelf: sie war ihm auf Natur und Wahrheit gegründet, sie gehörte zu den „Naturformen des Menschengeschlechts". Ihre Verletzung war widernatürlich, und sie zu ahnden war Aufgabe des Dichters. So kann nicht die Rede sein von einem Verzicht des späteren Schiller auf die Forderungen an die menschliche Gesellschaft. Die im Bürgerlich-Gesetzlichen Ausdruck findende Weltordnung war diesem geknechteten und gequälten



Schillers Geburtshaus in Marbach

Abkömmling des kleinstaatlichen württembergischen Bürgertums eben das, worum es ging. So wie der Wallensteinsche Offizier Max Piccolomini den Tag preist, an dem der Soldat „ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit", so dient seinem Dichter Kampf und Zerstörung zum neuen Werke des Friedens. Die Sorgenlosigkeit und sichere Begründung des äußeren Daseins, seine Festigung in Ehe und Familie gehörten auch in diesen Umkreis. Wer wie Schiller von Jugend auf erfahren hatte, welche Hemmnisse dem strebenden Geiste entgegenstanden, wenn die äußeren Sorgen ihm nicht abgenommen waren, wenn Unterhaltsmittel und damit Rückenfreiheit fehlten, konnte eben seiner Sendung wegen solche „Bürgerlichkeiten" nicht geringachten.

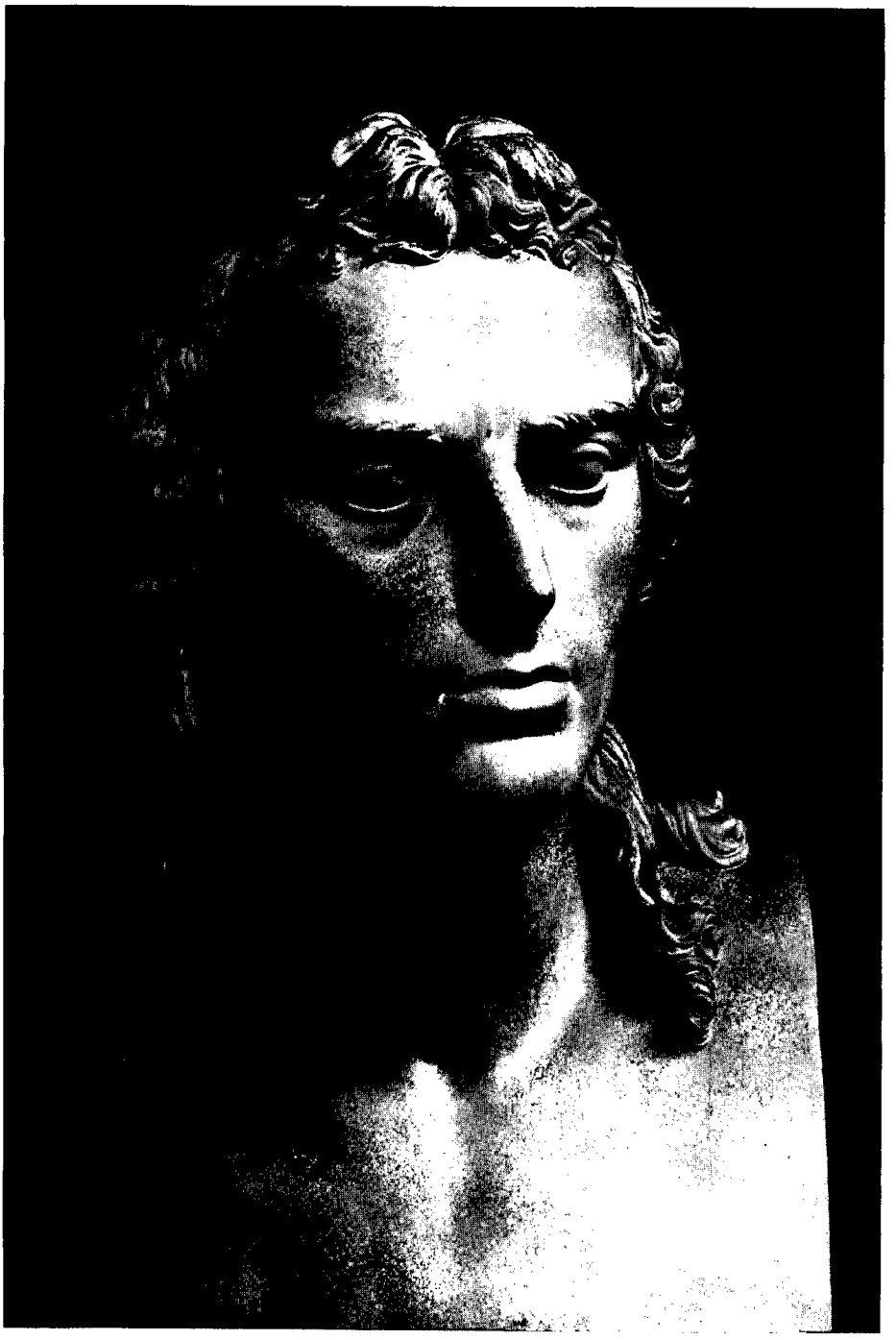
So haben auch bei Schiller die entscheidenden Züge seines Wesens und seines Geistes in seiner Jugend und aus dieser Jugend heraus Form und Gestalt angenommen. Das Sichgleichbleibende bei ihm erscheint von da ab wichtiger als die Wandlung und Abwandlung der Grundhaltung. Die in seiner Natur beschlossene Gegensätzlichkeit spielte freilich noch in andere Bekundungen hinein als in die von Freiheit und Enge, von Bedrohtheit und Sicherheitsstreben. Sie spiegelte sich auch in dem Nebeneinander einer zornmütigen Unerbittlichkeit, eines fordernden, rücksichtslosen gedanklichen Ungestüms seiner Werke und eines abwägenden und rechnenden, ja berechnenden, um die Dinge herumgehenden Beredens und Verhandelns, beinahe einer geschäftskundigen württembergischen Gemütlichkeit. Ja bisweilen war im Leben bei ihm jene gewisse Verkrustung und Verknorpelung zu spüren, wie sie Fr. Th. Vischers „Auch Einer" seinen Landsleuten zuschrieb. Gegensätzlichkeit bestand auch zwischen einer denkerischen Anlage, einer Fähigkeit, strenge Begriffe zu bauen und mit ihnen unerbittlich zu schalten, und einem geheimen Hange, sich frei schwebend im blauen Raume zu verlieren — ohne solchem Fluge die Bleigewichte einer auf den Denkgesetzen begründeten Vernunft anzuhängen. Da auch Schiller kein ausgeklügeltes Buch, sondern ein Mensch mit seinem Widerspruch war, konnte er nach höchsten Stoffen der Geschichte und des staatlichen Lebens greifen, die folgerechte sittliche Vertretung und Verantwortung, die strengste ordnungsmäßige Gebundenheit der Entscheidung suchen und doch dem scheinbar blind waltenden Schicksal, der unsichtbaren Führung und dem Unbegreiflichen des Menschenlebens und der Geschichte in geheimer Verbundenheit sich zuneigen. Er konnte — noch als kantisch geschulter Denker — alle Absonderlichkeiten und Abweichungen des menschlichen Lebens als Sammler merkwürdiger Rechtsfälle wie als nimmermüder Sucher nach dramatischen Stoffen sich zu eigen machen. Er konnte, einem „romantischen" Hange folgend, die Wunder- und Märchenwelt des Mittelalters ebenso in den Umkreis seiner Stoffe einbeziehen, wie noch in seiner spätesten Zeit Märchen und Rittergeschichten für ihn die Summe alles Schönen und Ergötzlichen enthielten. Wir Deutsche aber sollten ob dieser Mischungen — gleichviel, ob sie insonderheit schwäbisch oder allgemeindeutsch oder allgemeinmenschlich sind — ihn nur noch mehr erkennen als

ein Spiegelbild deutscher Art, zumal auf einer bestimmten Stufe ihrer geschichtlich-seelischen Ausbildung: der Zeit des deutschen Aufstieges nach dem großen Kriege des siebzehnten Jahrhunderts. „Wer", so sagt Gustav Freytag einmal in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit", „die Verwüstung des deutschen Volkes im jammervollen Kriege zu schildern vermöchte, der würde uns selbst und unseren Nachbarn auch auffallende Eigentümlichkeiten des modernen deutschen Wesens verständlich machen: die merkwürdige Mischung von grüner Jugend und alter Weisheit, von springendem Enthusiasmus und unentschlossener Bedächtigkeit, vor allem, weshalb wir unter den Nationen Europas noch jetzt nach manchem vergebens ringen, was unsere Nachbarn, nicht edler geachtet, nicht stärker organisiert, nicht höher begabt, schon längst als eine sichere Handhabe besitzen." Schiller wird als Ganzes einem Nichtdeutschen immer schwer verständlich sein. Nur der dem deutschen Stammesgenossen eigene Besitz gleicher oder ähnlicher Eigenschaften läßt uns seiner ganz innewerden. Diese Eigenschaften lassen zugleich die Notwendigkeit seiner Sendung für die Deutschen begreifen, die sich in ihm erkennen: Zusammenfassung und Aufbau auf dem Wege einer dichterischen Wirklichkeit, in der Gedanke und Handeln sich wechselseitig befruchten und in ausgewogenem Verhältnis zueinander stehen. Natur und Geist, Freiheit und Notwendigkeit, Wollen und Sein liegen in einer Auseinandersetzung, die eine spätere Vereinigung voraussehen läßt. Wie aber die Gesetze des Seins und Sollens auch gefunden werden mögen: immer stehen sie in Beziehung zu dem, was in den Sternen geschrieben ist oder als Forderung von den Sternen heruntergeholt werden muß.

Schiller, dessen Geschichtschreibung eine bezeichnende Stufe seiner Entwicklung und seiner Stellung zur Geschichte überhaupt ausmacht, hat sich über die geschichtliche Aufgabe und Stellung Deutschlands im ganzen erst spät auszusprechen vermocht, eigentlich erst in dem Gedichtentwurf „Deutsche Größe", der in seinen wesentlichsten Teilen dem Jahre 1801 angehören dürfte. Damals war das nationalstaatliche Bewußtsein auch in Deutschland schon erwacht, der europäische Schauplatz unter den Einwirkungen der Französischen Revolution aufgetan, die Einheit der deutschen Bildung durch Dichtung und Schrifttum hergestellt und damit von dieser Seite ein nicht mehr zu übersehender Anspruch auf volkliche und staatliche Geltung geschaffen worden. Längst aber hatten alle bedeutsamen Kräfte und Zeiten der deutschen Vergangenheit an seinem Geiste geformt. Die Erinnerung an die Staufer wurde dem Kinde in Lorch lebendig. Ehemalige Größe Deutschlands, einem aus dem Schwäbischen hervorgegangenen Herrschergeschlecht verdankt, das, so mag es der Vater dargestellt haben, der Macht der katholischen Kirche erlegen war, stieg früh vor seinem Blick auf und mag ihm die Vorstellung von der alten Kirche als der Widersacherin eines heldischen Geistes und der schleichenden Gefahr für jede Freiheit eingeimpft haben. Feste Verbundenheit mit dem Luthertum und der Reformation wurde durch Eltern,

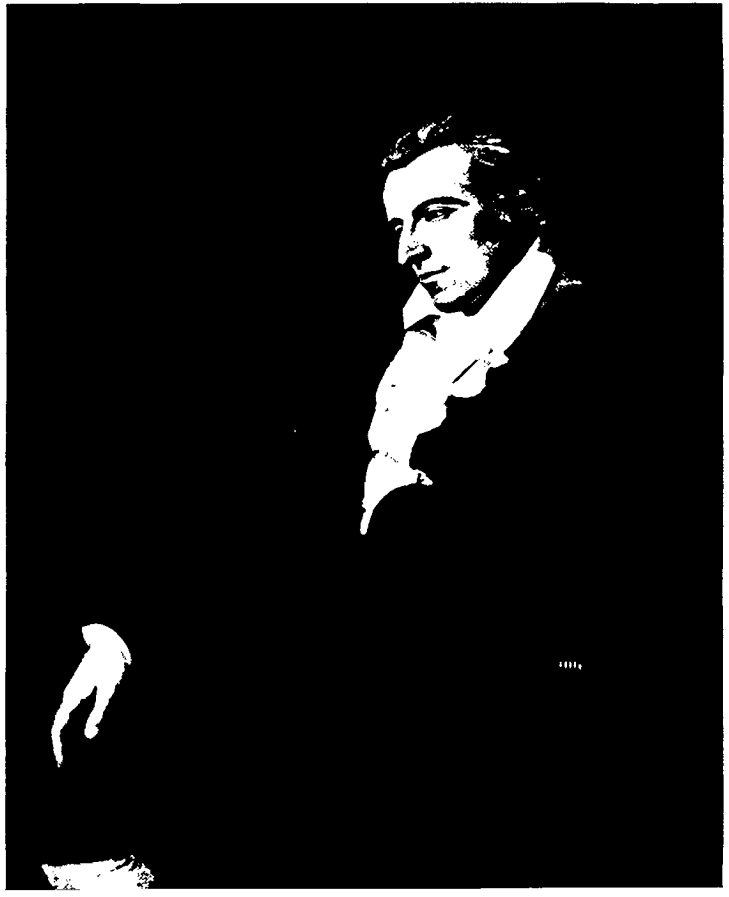
Lehrer, Erziehung und Umgebung über alle Anfechtungen erhoben. Die Nachblüte des Barocks in Stuttgart und Ludwigsburg mit höfisch-theatralischem Gepränge und Großformigkeit der Gebärde ist nicht ohne Spuren an ihm vorübergegangen, in dessen dichterischer Stimmführung die Aufgewühltheit und Gehobenheit der Barocksprache so manchmal in Obertönen mitklingt. Klopstock, in dessen Dichtung der Jüngling sich fand, war Vollender des großräumigen Barockstils, zugleich sein Überwinder, der heilige Dichter und der vaterländische, der Dichter der an die Religion angelehnten männlichen Tugenden und Ehrbegriffe, aber auch der, der das bisher Unausdrückbare in starke und verhalten-zitternde Worte des Gefühls gefaßt hatte. Und dann fanden auf der Militärschule der neue Geist und die neue Dichtung Zutritt, die als „Sturm und Drang" den Beginn der deutschen Bewegung in den siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts kennzeichneten.

Was sich damit innerlich für Schiller vollzog, ist mit Begriffen kaum auszumessen. Nun ward der Mensch, insonderheit der deutsche, nach seiner Ganzheit und seiner Allseitigkeit erkannt, und Dichten war ein Schöpfen aus diesem Ganzheitszustand, war ein Ergebnis der schauenden Übervernünftigkeit oder Untervernünftigkeit, kein wägendes oder spielendes Zusammenfügen aus Teilen. Kraft, Bewegung und Wuchshaftigkeit entscheiden beim Menschen, beim Dichter, bei der Dichtung. Die Adern der jugendlichen deutschen Menschheit erschienen gefüllt mit diesem neuen Weltfühlen, das nun seine gewaltsamen Auswege suchte. Gleichviel, wie weit ausländische Denker und Dichter ihr Teil zum Entstehen der deutschen Bewegung beigetragen haben mögen: in Deutschland selber fand dieses Weltgefühl, das in der Empfindung einer aus dem Naturgrunde kommenden, bewegten und bewegenden Kräftemasse bestand und alles andere an sich zog, was im geschichtlichen Ablauf den deutschen Geist im gleichen Lichte erscheinen ließ, seine auffallendste und folgenreichste Ausprägung. Dies neue Weltfühlen gab nun der ganzen großen Zeit ihr Kennzeichen, in der zwei Menschenalter lang die Dichter und Denker standen, die bislang den höchsten Inbegriff geistiger Möglichkeiten ausmachten. Es war zunächst eine rechte „Jugendbewegung", mit allem Ausdehnungsdrang, aller Icherhöhung, allen weitgesteckten Forderungen, aller Bezogenheit auf ein in der Ferne liegendes Ziel, wie sie einer Jugendbewegung eigen zu sein pflegen. Bei dem jungen Schiller brachte die Aufnahme dieser Bewegung die bis dahin zähe und unklar gemischte Masse seines Inneren in Fluß. Einzelmensch und Zeitgeist begegneten sich wieder einmal in einer Sternenstunde der deutschen Menschheit. Bewegungsfähigkeit und Kraft wurden nun auch bei ihm entbunden und ließen ihn alsbald auch räumlich die Grenzen überschreiten, die ihm in seiner frühen Jugend ein für allemal vorgezeichnet erschienen. Das ward die Quelle äußerer und seelischer Not. Der geweckte und gesteigerte Trieb zum steten Vorwärts- und Weiterdringen kam von jetzt an in ihm nicht mehr zur Ruhe. Alles, was ihm nun an Qual und Glück zuteil wurde, hing mit diesem Fortschreiten und Fortschreitenmüssen zusammen. Freilich gehörte er bereits einer Jugendreihe



Schiller
Marmorbüſte von Johann Heinrich Dannecker, 1794.
Stuttgart, Muſeum der Bildenden Künſte

Charlotte Schiller, geb. von Lengefeld



Friedrich Schiller

Gemälde von Ludowika v. Simanowitz, 1793. Marbach, Schiller-Nationalmuseum

deutscher Menschen zu, die sich auf einem erweiterten Schauplatz vor eine neue Aufgabe gestellt sah: sich gedanklich klarzuwerden über den gewaltigen und dunklen Drang, der sie getrieben hatte oder noch trieb. Der Denker und Grübler Schiller konnte dem Träger der unbewußt wirkenden dichterischen Kraft die Hand reichen. Der aus dem Gefühl der Ganzheit zum Durchbruch gekommene Dichter vermochte diese Ganzheit als einzig erstrebenswertes Ziel für den Menschen und die Menschheit gedanklich zu entwickeln, nachdem ihm die Kantische Kunstlehre die philosophische Bestätigung dafür gegeben hatte, daß die Kunst fähig sei, in ihrem selbsteigenen Reich alle zerstreuten Anlagen des Menschen zu sammeln und zur Geltung zu bringen, den Streit zwischen Natur und Geist zu schlichten und eine zweite Wirklichkeit neben der des Alltags zu erfüllen. Dieser Schiller der „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen" von 1793 bis 1794 brauchte die Französische Revolution nicht, um eine neue Ausbildung der Menschheit zu erhoffen. Er hatte jene allgemeine Gärung mitgemacht, die die deutsche Jugend der sechziger bis achtziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts durchsetzte. Noch hat man zu wenig gesehen, wie diese Welle in Deutschland, die über Literatur und Dichtung weit hinausgreifen wollte, eine für sich bestehende, aus eigenen deutschen Lagerungen kommende Erregung darstellt, und daß sie weiterwirkte, unabhängig von den Geschehnissen in Frankreich. Fühlte man mit ihnen, so doch im Grunde deswegen, weil in der deutschen Jugend damals längst die Bereitschaft zum Bruch mit dem Überlieferten und zum Ausschreiten auf große neue Menschheitsziele und auf Steigerung der menschlichen Kräfte hin vorhanden war. So war es mit Schillers jüngeren Landsleuten, den Hölderlin, Schelling und Hegel, als sie sich nach 1790 im Tübinger Stift zusammenfanden.

Schillers Zug zur denkerischen Auseinandersetzung fand in seiner Frühzeit eine Reihe von Fragestellungen vor, die scheinbar auf einem anderen Felde als dem der Ganzheits- und Bewegungsforderung der „Genies" lagen, aber doch mit der Mitte seines Geistes zusammenschossen und bei ihm nicht trennbar waren von den Aufgaben, die die Erscheinung des „Sturmes und Dranges" dem Nachdenken stellte. In der Geniebewegung lagen Kunst und Sittlichkeit als eine Einheit beieinander — später nahm Schiller auch mit Hilfe der Griechen diese Einheit wieder auf und begründete sie. Das dichterische und das sittliche Genie gehörten zusammen. In der großen Persönlichkeit, die den Inbegriff alles Wünschens und Bewunderns des Genies bildete, waren sittliche und schöpferische Triebe und Kräfte unlöslich miteinander verbunden. Längst hatte die Philosophie der englischen und deutschen Aufklärung diesem Ineinander nahezukommen gesucht. Sie hatte in diesem Zusammenhang auch die Fragen nach dem Wesen und dem Ausmaße menschlicher Glückseligkeit aufgeworfen und diese Fragen in ihrer Beziehung auf die vollkommene und harmonische Einrichtung dieser Welt und des Weltalls geprüft. Das menschliche Sinnenleben und die Frage der Vereinbarkeit von Trieben auf der einen, von Tugend, diesseitiger und jenseitiger Belohnung, von Geist und Seele

auf der andern Seite waren Gegenstände ihrer Prüfung geworden. Durch diese englische und deutsche Denkarbeit der aufklärerischen Erfahrungsphilosophie ging der junge Schiller hindurch. Der Mediziner, der zugleich Weltweiser und Dichter war, mußte durch die Auseinandersetzung zwischen Stoff und Kraft im Menschen besonders berührt werden. Seit der Akademie rang er — aller Berichtigungen, Bestätigungen und Einfügungen entbehrend, die die Gegebenheiten des wirklichen Lebens ihm hätten verschaffen können — in strengem und quälendem Widerstreit mit diesen Fragestellungen und den sittlichen Forderungen, die aus ihnen flossen: mit der bangen Wahl zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden, welche sich für ihn früher nur in dem Gotte, später, in seiner klassischen Zeit, in dem Menschen ausglich, der von den gestaltenden und bildenden Kräften der Kunst im Innersten berührt war. Bis dahin aber wußte seine frühe Lyrik, sein eigenes Verhalten in entscheidenden Augenblicken seines Lebens, wußten die Helden seiner Dramen von diesem Kampfe zwischen Pflicht und Neigung zu erzählen. Er ward von ihm mit einem furchtbaren Ernste, mit einer nicht zu überbietenden Selbstprüfung und mit den strengsten Maßstäben ausgetragen.

So war der Boden, aus dem seine frühe dramatische und lyrische Dichtung erwuchs. Dieser Boden war nicht einheitlich durchgeformt: früh wie spät konnte sich die eine wie die andere Schicht seiner Weltanschauung und seines sittlichen Bewußtseins als besonders keimfähig erweisen. Mischungen, Übergänge, Verbindungen konnten nicht ausbleiben. Immer von neuem setzte der Dramatiker an, um ihn restlos befriedigende, dramatisch-tragische Entscheidungen zu finden, welche die Summe seiner inneren Erfahrungen enthalten hätten. Unablässig ist er von Jugend an auf der Suche nach Stoffen aus Geschichte und Umwelt, die geeignet erschienen, zu sinntragenden Verbildlichungen seiner Weltanschauung gestaltet zu werden. Die „Räuber" stellen sich hinein in die Auseinandersetzung zwischen Größe, Tugend, Laster und Sitte, zwischen Körperlichkeit und Geist, zwischen Freiheit und Gesetz, zwischen Engel und Teufel. Die Selbstzerfaserung jener Bösewichter und Schuldigen begann, die, der Schillerschen Dramatik eigentümlich, auf ihn eine geheime Anziehungskraft ausgeübt zu haben scheinen. Das war wohl die Kehrseite der ihm von früh an geläufigen religiösen Tugendlehre, vielleicht ein Sichauswirken und Sichablenken eines ihr entgegengesetzten, tief verborgenen Triebes. Im übrigen war das Erstlingswerk in seiner Handlung und seinem Ausgang bewußt unterbaut durch den Gottesglauben und das religiöse Gebot. Schon hier läßt sich die Grundschrift des Dramatikers Schiller erkennen: es geht ihm niemals um die Angelegenheit eines einzelnen. Die Fragen und Entscheidungen, die um seine Menschen gelagert sind, beziehen sich stets auf Anliegen, die die ganze Menschheit, ihre Einrichtungen und die ihr verliehenen, sittlich-geistigen Eigenschaften berühren. Immer ist der einmalige Fall für Schiller uninteressant gewesen, stets gewann er Beziehung auf ein Gesamt, eine Gemeinschaftsordnung, auf die von einem Jenseits geforderte Gesetzlichkeit der mensch-

lichen Vergesellschaftsformen. Daher konnte es geschehen, daß ihm in der Zeit der wechselseitigen Befruchtung mit Goethe die eigentlich philosophische, das heißt allgemeingültige Fassung der Goethischen Faustdichtung verdankt wird, wonach Faust nicht mehr der große Einzelne, sondern der Vertreter einer für die gesamte Menschheit wichtigen Fragestellung wird.

Schon die Schillersche Jugenddramatik zeigt, daß er niemals sein eigener Nachahmer sein konnte. Der erfolgreiche Verfasser der „Räuber" hätte wohl der Not seines äußeren Daseins durch eine nachfolgende Reihe ähnlicher Stücke abhelfen können, wäre er ein Iffland oder Kotzebue gewesen und ein Liebediener des deutschen Publikums statt sein Erzieher. Dies ehren wir an ihm nicht zuletzt: daß es ihn nach Stoff und Stil zu immer andersgearteten dramatischen Ansätzen vorwärts trieb; daß sein folgendes Werk stets sein besseres sein sollte; daß die einmal erzielten Lösungen und ergriffenen Formen ihn niemals befriedigten; daß es im Grunde keine ein für allemal geltende Manier im Schillerschen Drama gibt. Man darf vielleicht auch in diesem Streben nach dem noch nicht Erreichten, nach dem vielleicht Unerreichlichen eine Besonderheit deutscher Art erkennen. Sind so der „Fiesko", „Kabale und Liebe", der „Don Carlos" Versuche und Gebilde sehr verschiedenen Aussehens und Gelingens, so verbindet sie doch ein Faden: Zweifel an den bisher gegebenen, menschlich-staatlichen Einrichtungen, Frage an sie, Aufrichtung ihres Bildes in einer über den Gebrechlichkeiten ihrer zufälligen Erscheinung liegenden Wesenhaftigkeit. Der „Fiesko" stellt den Gegensatz von persönlichem, ichbezogenem Handeln und Grundsätzen verpflichtender Art im Rahmen eines gewiß nicht weltgeschichtlich großen Geschehens an einem italienischen Gemeinwesen der Renaissance zur Erörterung. Doch so ist es bei Schillers geschichtlichen Stoffen: sie verlieren ihre Bedingtheit und Abseitigkeit dadurch, daß sie gleichsam durchscheinend werden und den Geist, der in jedem geschichtlichen Vorkommnis waltet, bei der Arbeit zeigen ... „Kabale und Liebe" setzt die durch eine gütige Weltordnung aufgezeichneten Rechte des menschlichen Herzens mit seinem von Ewigkeit zu Ewigkeit währenden Anspruch den zufälligen Einrichtungen einer sittlich minderwertigen Ordnung entgegen. Wohl zerbrechen die Liebenden an der Machtstellung, die diese Einrichtungen als ständische Grenzen noch besitzen, wohl ist ihnen gegenüber ihre völlige innere Freiheit noch nicht erreicht. Doch über dem Ende des liebenden Paares erhebt sich nicht bloß die Forderung nach einer Überwindung der gesellschaftlichen Zustände, die dem Naturgebot und einer auf ihm begründeten Gerechtigkeitsforderung entgegenstehen: es tut sich auch als gewiß eine bessere Zukunft auf, die einer im Überzeitlichen und Überräumlichen begründeten menschlichen Verbindung keine künstlichen Schranken mehr entgegensetzt ... „Carlos" aber verteidigte im Grunde noch einmal die Vorrechte einer Verbindung von Mensch zu Mensch — in der Liebe und in der Freundschaft — und vertrat damit den ältesten, heiligsten und ewigen Besitz der Menschheit. Freilich hat seine Entstehungsgeschichte, der allmähliche Wandel seiner

Planung dies Werk sehr auswachsen und wuchern lassen. Aber es blieb dabei, daß dies Drama den Menschen im Fürsten suchte, die menschlichen Verhältnisse im Bereiche der unerbittlichen und zwängenden, höfischen Satzung zur Geltung brachte und so der kalten Staatsvernunft den Freiheitsbegriff entgegenstellte, der für Schiller eine Forderung des allgemeingültigen, vernünftigen Denkens und der geistigen Höherentwicklung der Menschheit war.

Daß die Schillerschen Dramen, die früheren wie die späteren, nicht auf abgezogene Leitsätze zu bringen sind, daß sie kühne Entdeckerfahrten des Geistes sind, der die Wege der Vorsehung nachgeht, daß sie die Aufschwünge einer erregten Seele bieten, die manchmal jede Rücksicht auf den Lauf der Wirklichkeit, auf Ursache und Wirkung außer acht läßt — gerade dies hat ihnen den Zutritt zum Herzen ihres Volkes verschafft. Wundersames Ineinander bei ihnen! Der klügste und schärfste dramatische Rechner und seelenkundige Zergliederer scheint so oft nicht zu merken, welche unwahrscheinlichen Voraussetzungen den Fortschritten seiner Handlung, welches unbegreifliche Verhalten seinen Menschen innewohnt. Er will, daß die Menschen so *sind*, wie sie ihm erscheinen. Auch dies fließt bei ihm aus der Überordnung des Willens und Geistes über alle Setzungen des Erdhaften und „Richtigen". Wie hat er nicht später die Kälte, die Selbstentäußerung und die Nüchternheit gegenüber den werdenden Gestalten seiner Stücke gesucht! Nie ist es ihm gelungen, sie so ganz aus sich herauszustellen, daß sie sich außerhalb der Luft hätten bewegen können, die von seinem persönlichsten Atem erfüllt war. Posa hält alle Karten eines überlegenen menschenkennerischen und staatsmännischen Spieles in der Hand: aber wie abenteuerlich und luftig sind Grundlage und Ablauf seines Lebens! Der Musikus Miller ist der erdhafteste und echteste bürgerliche Vater, den das deutsche Theater kennt: wie unbegreiflich und unglaubhaft ist das Verhalten dieses die Dinge so klar und gerade durchschauenden Bürgers in Augenblicken, die zu Angelpunkten der dramatischen Handlung werden sollen! Nur für solche Einbußen waren Schillers Dramen überhaupt zu haben. In diesen Widersprüchen erkennt man nicht nur den Dichter, der den Blick auf die unmittelbare Wirkung gerichtet hat, die das Theater sich nicht nehmen läßt: hier ist auch seine deutsche Art mit im Spiele, die es warm macht und die sich gerne emportragen läßt, ohne auf Folgerichtigkeit und glatte Übereinstimmung in allen Teilen eines Entwurfes zu sehen. Die Stellen, an denen die Schillersche Unmittelbarkeit im Drama hervortritt, lassen uns wissen, daß derselbe Dramatiker auch der lyrische Dichter war, der stammelnd und verzückt, fordernd, klagend, anklagend in seiner „Anthologie auf das Jahr 1782" die Unendlichkeit des Weltalls umfangen wollte, aber so oft im gequälten und krampfartigen Ausspinnen seiner inneren Erregung von der haltgebenden Erde zu dünner Luft aufsteigt. Hier wie dort, im Jugenddrama wie in der Lyrik, immer ist es der Schiller, der die Wirklichkeit zwingen wollte, so zu sein, wie er sie haben mochte; der immer seine antwortenden Gegenbilder

suchte; der allem, was in sein Bewußtsein reichte, durch die Kraft der Vorstellung ein wirklicheres Dasein verlieh, als es die Körperwelt zu geben vermag.

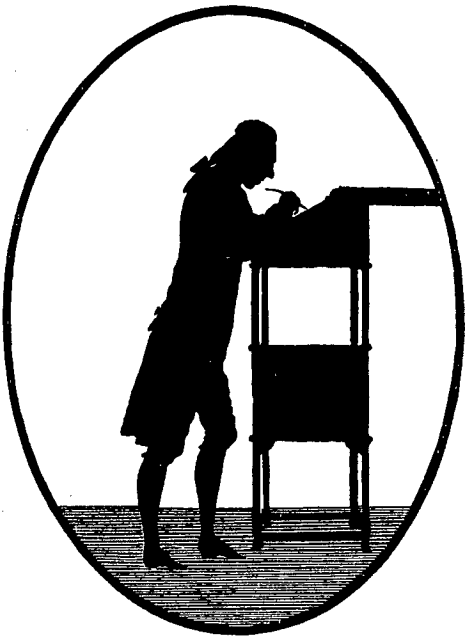
Losgerissen vom Boden war er nun auch äußerlich. Seine Flucht aus Württemberg im Jahre 1782 war wie jede andere wichtige Entscheidung seines Lebens ein Akt der Selbstbehauptung. Seit ihrer Schilderung durch den treuen Weg- und Leidensgenossen Andreas Streicher ist sie ein Heldenlied geworden und zugleich eine Warnung an die Deutschen: wenn das Los der Dichter unter ihnen so oft beklagt wurde, so sprach der Fall Schiller am lautesten. Entbehrung und Enttäuschung, stets neue Hoffnungen und Pläne, kurzes Aufflackern der Lebenslust, Festgebanntsein an Werk und Aufgabe, Sichdecken nach Hause, diplomatische Schachzüge gegenüber den Gönnern, Wallungen des Triebes, Wechsel von kühnsten Träumen und tiefem Fall, Neid auf die Besitzenden und hochgesteigerte Eigenschätzung — durch alles dies schritt er hindurch, aufrecht, nicht immer anderen einen reinen Eindruck hinterlassend, aber immer seiner selbst gewiß. Schon berührte sich der in dem milden rhein-mainischen Gebiet Aufgenommene vorübergehend während seiner Zuflucht in Bauerbach im Winter 1782/83 mit dem Strengeren und Härteren von Boden, Klima, Menschen in Mitteldeutschland. Der Mannheimer Theaterdichter stieg allmählich in die geachtete Gesellschaft empor, der Journalist Schiller, der Herausgeber der „Rheinischen Thalia" begann seine bildungspolitischen Fähigkeiten zu entwickeln, der Dramatiker hatte seinen neuen Stil der Jambensprache gefunden, die ihm ein sicher arbeitendes Werkzeug wurde, um mit der Entrückung und Hebung des Zuschauers den breiten und tönenden Fluß der Sprache zu verbinden, der der Bühne gerecht war. Schon hatte die erste Berührung mit dem weimarischen Fürsten stattgefunden, der seinen Wert zu erkennen schien — als er zum zweiten Male aus freier Entscheidung die Brücken hinter sich abbrach. Wieder trafen äußerlich schwierige Verhältnisse mit der innerlichen Ungenügsamkeit zusammen, um ihn eine ungewisse Fahrt aufs hohe Lebensmeer antreten und aus der „Freigeisterei der Leidenschaft" heraus die Hand Körners und der Seinen leidenschaftlich ergreifen zu lassen. Dieser Übergang nach Sachsen, dann nach Weimar und Jena, war die weiteste räumliche Verlagerung in seinem Leben. Wenn sie sich nur innerhalb der deutschen Grenzen vollzog, so war sie doch von einer solchen, Wandlung und Erfüllung bringenden Wirkung, daß nicht abzusehen ist, welche Folgen ein Heraustreten Schillers aus dem deutschen Raume überhaupt gehabt hätte, sei es auch nur eine Fahrt nach Italien. Man kann sich ihn freilich heute nicht anders denken als nur dem Boden der Deutschheit verhaftet, die seine Erscheinung zusammenschließt. Der endgültige Übergang nach Mitteldeutschland wirkte auf ihn ähnlich, wie es Herder von sich im Jahre 1777 schrieb: „Seitdem ich in Sachsen bin, mehr Menschen kenne und von mehreren gekannt werde, geprüfter, reifer und stärker werde, soll hoffentlich jetzt ein zweites Mannesalter meines Lebens beginnen". Was sich in den zwanzig Jahren, die ihm noch beschieden waren, in seinem

Schaffen und Denken drängte, war der Ausdruck eines neu in Fluß gekommenen „Energismus", der mehr noch als das Sichaufbäumen und das heldenhafte Leiden seiner Jugend eine beispielhafte kämpferische Bedeutung hatte.

Die nun für Schiller anhebende Zeit stand im Zeichen der „Versöhnung" — das ist etwas anderes als ein Sichfügen und ein Zusammenbinden. Als ein Feuerzeichen dieser Versöhnung, einer Allversöhnung, erscheint das Lied „An die Freude". „Freude" — das war nun für Schiller nicht nur eine Urkraft der menschlichen Einzelseele, sondern ein Weltgefühl, für dessen Allheit und Unendlichkeit die stärkste Aufgipfelung des Ausdrucks am Platze war. Dabei bewegt sich das Lied mit immer neuen Ansätzen des Themas bereits in den gebändigten Rhythmen, in dem stählernen Taktschritt, der nunmehr den Ernst und die fordernde Eindringlichkeit seiner die Menschheit verpflichtenden philosophischen Lyrik kennzeichnet. Man hat gesagt, daß in dem Lied „An die Freude" von 1785 sein Jugendleben ausgeklungen sei. Vielleicht ist es richtiger, daß er in diesem Lied noch einmal in seine Jugendphilosophie zurückgefallen ist, nachdem er bereits in jene Selbstkritik eingetreten war, die seine neue philosophische und dichterische Entwicklung vorbereitete. Noch einmal trug er in das Weltall seine Liebeslehre, die in seinen philosophischen Jugendschriften bis zu den „Philosophischen Briefen" von 1786 und in den Anthologiegedichten immer wiederkehrte. Noch einmal rang sich aus ihm das große Bejahen dieser Welt heraus. Und er blieb für sein Volk der große Ja-Sager bis zu seinem Ende und über dies Ende hinweg. Durch Schiller und durch Beethovens Töne wurde das Freudesymbol, zu welchem in dem Lied von 1785 das menschliche Gemeinschaftsgefühl gegriffen hatte, ein Vermächtnis für nicht absehbare Zeit. Wie das Gedicht in dem ringenden und unbehausten Dichter das Ergebnis jener beglückenden und heimatlich wärmenden Vergesellschaftung im Sommer seiner Entstehung war, so war das den Versen gewidmete Tongebilde für Beethoven die Entspannung aus dem Zustande gräßlicher seelischer Vereinsamung, ein sieghafter Durchbruch des Willens, unsere Existenz ins Gute und Feierliche zu deuten. Das Lied hat in Deutschland schon bald nach seiner Vertonung im Schlußchor der 9. Sinfonie eine Massenstimmung getroffen und wiederum gefördert. Wird doch schon vom Jahre 1806 berichtet, daß es „zum Volksgesang und allgemein beliebt geworden" sei und von „Tausenden gerne gesungen" werde.

Genie, Arbeit und Glück gingen nun einen Bund ein, um Schillers Versöhnung mit Leben und Menschheit zu fördern. Die erreichte Lebenssicherheit mit der Überwindung der äußeren Sorgen, mit Ehe und Professur in Jena, mit Stellung und Titel, mit dem Gefühl der Gleichberechtigung unter ebenfalls Berechtigten — alles dies steht bei ihm in Wechselwirkung mit jener großartigen Ausweitung seines Charakters und Geistes, unter der ihn die Nachwelt empfing. Diesen Vorgang werden die Deutschen niemals aufhören können und dürfen, sich deutlich zu machen, weil er das Gegenteil eines dumpfen Getriebenwerdens

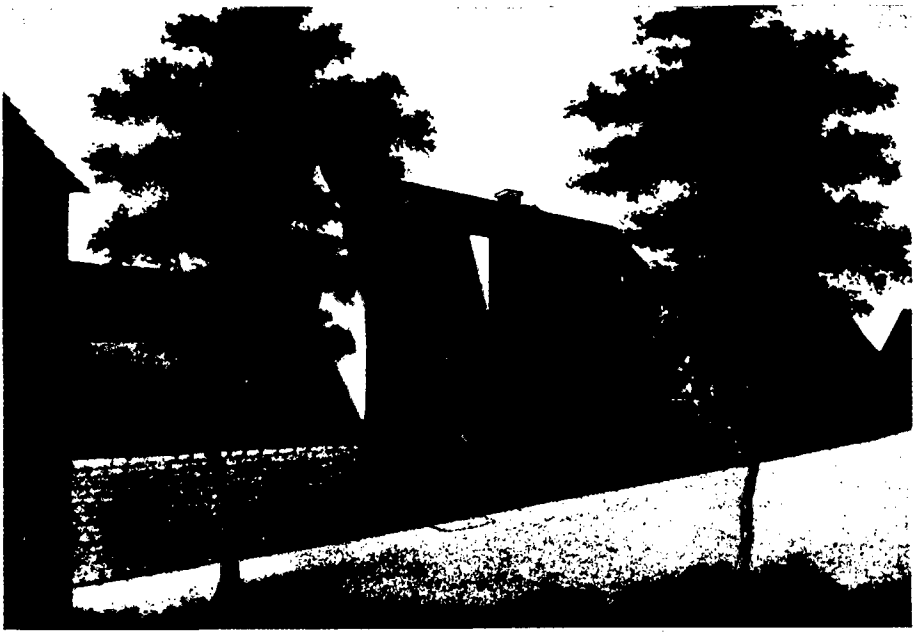
und einer unverdienten Schicksalswendung ist. Dies Ergebnis wurde durch unablässige, selbstprüferische Tätigkeit erreicht und durch den Willen, alles ihm körperliche und geistig Widerstrebende unter sich zu bringen. Aber zu der Helle des Bewußtseins, mit der Schiller seine Arbeit jetzt lenkte, trat freilich auch bei ihm ein gesetzlicher und ursächlicher Zusammenhang, der in seinem Wesen, seinem Charakter, seiner „Gestalt" von allem Anfang an festgelegt gewesen sein mag und ihm im geheimen den Glauben an sich stärkte. Und die biologische Stufe, die mit dem 30. Jahre des Menschen erstiegen war, samt ihren vorwärts- und rückwärtsweisenden Folgeerscheinungen im Geistigen bewährte auch an ihm ihre wendende Kraft. Nun überlegte er jeden Schritt, den er tat, auf seine Berechtigung und seine Wirkungen hin. Er wurde ein unermüdlicher Raffer der Arbeit, für den kein Tag ohne Schrift verging. Er erntete mit der Hast des Gezeichneten. Nun wurde er kühler und härter. Der Schwabe rückte nun dem Preußentum auch geistig um soviel näher. Er wurde „realistischer" und entwickelte eine Gabe des nüchternen und reinen Durchschauens der Dinge, die man dem Dichter der Lyrischen Anthologie nicht zugetraut hätte. Eine „Versöhnung" schloß sich auch mit Zeitgeist und Gesellschaft. Nicht mehr um Anklage im Großen und Allgemeinen ging es jetzt, sondern um die Beherrschung und Führung der Zeit, indem er ihre einzelnen Erscheinungen zu meistern suchte. Ausmerzung des Wertlosen oder Schädlichen, Förderung der verheißungsvollen Triebkräfte, Leitung der deutschen Selbstbesinnung — auf diesen Wegen strebte er zum Ziele. Er konnte dabei seiner Aufgabe treu bleiben, das Publikum zu sich hinaufzuziehen, statt sich zu ihm herabzulassen. Manches von dieser breiten, zeitbedingten schriftstellerischen Tätigkeit des Journalisten, Herausgebers, Sammlers durfte Nebenarbeit sein. Auch der Erzähler Schiller traf auf Neigungen und Leidenschaften der Zeit: in den unvollendeten „Träumen eines Geisterssehers" auf die neue Haltung des Publikums, das bei aufklärerischen Resten aufs höchste von den vermeintlichen Machenschaften des Jesuitismus und sonstigen geheimen Einflüssen eines Dunkelmännertums gefesselt wurde; in dem „Verbrecher aus verlorener Ehre" auf die erwachende Sucht, tiefenseelische Vorgänge zu erfassen



Schiller am Schreibpult. Silhouette von Hauck. Marbach, Schiller-Nationalmuseum

und zu erklären. Beide Werkchen aber waren sein eigen, weil das eine wie das andere an Wege angrenzte, die er selber längst beschritten hatte. Auch der Geschichtsschreiber Schiller war zu einem Teil aus der Notwendigkeit geboren, sein schriftstellerisches Können und seinen Namen nutzbar zu machen. Was immer an Unzulänglichkeit von der Geschichte als fachlicher Einzelwissenschaft an seinen historischen Arbeiten vermerkt werden mag, was immer der Zwang zum schnellen und unfertigen Abschluß verschuldet hat: auch hier ist die Durchdringung des geschichtlichen Stoffes mit sittlicher Gesinnung und mit Verantwortungsbewußtsein vor der menschlichen Würde schillerisch. Wenn ein göttlicher Plan der Geschichte bei ihm deutlicher wird als bei seinen fachwissenschaftlich maßgebenderen Nachfolgern des 19. Jahrhunderts, so war dies die Folge davon, daß sich bei ihm der Philosoph und der Dramatiker auf dem Gebiete der Geschichte die Hand reichten. Und wenn in seinen geschichtlichen Schriften überall die Geschichte als Entwicklung auf den Menschen der Gegenwart zu gesehen wird, so hat diese Sicht im 20. Jahrhundert mehr und mehr an Raum gewonnen.

Aus der letzten, noch anderthalb Jahrzehnte währenden, dicht erfüllten Steigerungsstufe von Schillers Geist und Persönlichkeit mögen sich hier die Werte herausheben, deren nachwirkende Kraft die deutsche Folgezeit verspürt hat oder verspüren sollte. Als Ganzes steht diese letzte Zeit unter dem Zeichen der europäischen Zeitwende am Ausgange des selbstklugen, menschheiterhöhenden 18. Jahrhunderts. Mehr als an jedem andern Schriftsteller und Dichter unserer klassisch-romantischen Zeit wird nun an Schiller die Führersendung deutlich, die dem Dichter und Denker für das öffentliche Leben und für die allgemeine Richtung des nationalen Geistes beschieden sein kann. Schiller suchte innerhalb einer solchen Sendung seine persönliche Entwicklung eingehen zu lassen in die Aufgaben, die die Zeit stellte. Dazu gehörte, daß er sich der großen Erscheinungen bemächtigte, die die Zeit hervorbrachte. Eine solche war Kant. Die Kantische Schönheits- und Sittenlehre, in seine Sprache und Schrift übersetzt, wurde in Schillers philosophisch-ästhetischen Schriften dem Aufbau einer auf größte Reichweite berechneten Bildungsidee nutzbar gemacht. Aber was in den Abhandlungen von der Schrift „Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen" (1791) bis zu den Ausführungen „Über das Erhabene" (1801) enthalten ist, bedeutet mehr und anderes als eine allgemeinverständliche Auswertung Kants, wie sie sich andere zu jener Zeit angelegen sein ließen. Das Kantische Denken ergibt die Zurüstung von Begriffen und die Grundlegung der Ausgangspunkte. Der Schillersche Standpunkt aber war gewählt aus erziehlichen Aufgaben heraus, denen diese philosophisch-ästhetischen Abhandlungen nur genügen können in der Form von sprachlich-künstlerischen Gebilden der deutschen Prosarede. Die den Abhandlungen zur Seite gehenden philosophischen Gedichte trieben die Eingänglichkeit der Gedanken, die nun unter den Menschen Einheit und Bildung stiften wollen, durch die poetische Form noch weiter. Es ging um die letzten



Schillers Wohnhaus an der Esplanade in Weimar, 1802—1806

Schillers Gartenhaus bei Jena, das er 1797—1799 bewohnte
Zeichnung von Goethe, 1810. Weimar, Goethe-Nationalmuseum

Wallensteins Lager. Szenenbild der Weimarer Uraufführung, 1798
Kolorierter Stich von Carl Müller nach Georg Melchior Kraus

Wilhelm Tell. Szenenbild der Weimarer Uraufführung, 1804
Kolorierter Stich nach einem Gemälde von Karl Friedr. Kaaz

Fragen menschlicher Kultur. Daß diese Fragen im damaligen Zeitpunkt so, wie er sie sah, nur von den Deutschen aufgenommen werden konnten, war ihm bewußt, auch ohne daß er es aussprach. Zum größten Teil ist den philosophischen Schriften Schillers diese besondere deutsche Geltung bis heute geblieben. So sind sie mit der wichtigste und — so weit ihre nicht immer spielend zu verstehende Gedankenführung und Ausdrucksweise es gestattet — der volkstümlichste Teil und der klassische Ausdruck des deutschen „Idealismus" geworden. Ihr Ziel liegt in der Ferne, ihre Forderung geht auf eine Entwicklung zu diesem Ziele hin. Ihr Ansatz ist die alte Frage Schillers nach dem Verhältnis von Natur und Freiheit, nach der Stellung des als „frei" geforderten Menschen innerhalb der festgebundenen und bindenden Gesetzlichkeit der Natur. In der Sittlichkeit, die dem Reiche der Freiheit zugehört, und dem organisch bedingten Wesen der Kunst findet dieser Gegensatz seine besondere Anwendung. So tritt das Schöne als gleichberechtigt neben das Sittliche mit dem Anspruch, zum andern Teil den geistigen Lebensinhalt der menschlichen Gesellschaft zu bestimmen. Ist dies ein Ausblick in die Zukunft, so war doch auch für die Schillersche Gegenwart nicht davon die Rede, daß neben Schönheit, Sittlichkeit und Weisheit auch Naturwissenschaft und Technik das Wesen des Menschen bestimmen und formen könnten. In den Gesichtskreis des deutschen Idealismus waren diese Gebiete menschlicher Betätigung und Erziehungsmöglichkeit noch nicht getreten. Wenn sie es wären, würden sie vom Schillerschen Idealismus bereits durchdrungen worden sein, würde ihnen bereits etwas zugute gekommen sein von jener einordnenden Geistigkeit, mit der Naturwissenschaft, Mathematik und Technik heute erfaßt werden? Wie dem auch sei, es bleibt für die Schillersche Kulturphilosophie damals wie heute maßgeblich die Ausrichtung in einer Linie, auf der alle Nützlichkeitsinteressen und alle Zweckbestimmtheit beiseite gelassen werden.

Schiller.
Kreidezeichnung
von Gottfried Schadow, 1804

Auf diesem Boden stand auch der akademische Lehrer Schiller in seiner Antrittsrede vom 26. Mai 1789 über das Studium der Geschichte. Die Scheidung zwischen dem „Brotgelehrten" und dem „philosophischen Kopf", zwischen dem nur auf die Prüfungen hin studierenden und dem die Wissenschaft um ihrer selbst willen treibenden akademischen Jünger, die Durchbrechung aller Zunftschranken zwischen den einzelnen wissenschaftlichen Fächern und ihre Beziehung auf eine

höhere Einheit, alles dies steht zusammen mit dem Sinne seiner philosophischen Schriften. So zerriß Schiller den trüben Vorhang des Universitätsschlendrians, störte den akademischen Trott und gab einen unerbittlich unterscheidenden Maßstab weiter, der sich nicht mehr verlieren ließ.

Nur bei solchen, die Schillern nichts anderes als einen Lippendienst zu widmen vermögen, darf man fürchten, mißverstanden zu werden, wenn man feststellt, daß seine letzten anderthalb Jahrzehnte bezeichnet werden durch einen großartigen, in Deutschland noch nicht dagewesenen Versuch zur „Organisation" des Geistes und der Kunst. War die „Thalia" noch ziemlich wahllos zusammengestellt, so wurden die „Horen" die erste große, vorbildliche Bildungszeitschrift Deutschlands. Sie lieferte ein für allemal die Gesichtspunkte und Maßstäbe, die gelten müssen, wenn die Ebene der „Bildung" literarisch eingenommen werden will. Diese „Bildung" war die bewußte Schöpfung Schillers. Goethes Gestalt steuerte zu diesem Begriffe die Anwendung bei. Die Griechen mit der im Sinne des deutschen Griechenglaubens erreichten schön-guten Ausgewogenheit des Sinnlichen und Geistigen standen im Hintergrunde. Diese „Bildung" verliert an Mächtigkeit, wenn man sie auf eine kahle „Wesensbestimmung" bringt. Sie ist nur in den vielfältigen Ausstrahlungen faßbar, die von ihrem Herde ausgingen: das war die Ganzheit des in der Gemeinschaft stehenden Menschen. Das Politische, so hieß es in den „Horen", sollte ausgeschlossen sein. Wie oft ist das mißverstanden worden! Dieser Ausschluß hat seine besondere Bezogenheit auf die zeitgeschichtlichen Vorgänge, die im Gefolge der Französischen Revolution auch in Deutschland Trübung und Verwirrung stifteten. Ein weiteres und höheres „politisches" Ziel stand hinter allem Bildungsstreben der Weimarer Klassik. Herders auf Volkstum und Nation gerichtete Bekenntnisse waren für sie nicht verloren. Was für Deutschland, auch als staatlich-politisches Gebilde, in einer späteren Zukunft aus der Schillerschen „Bildung" erwartet wurde, läßt sich mit den Sätzen seines Gedichtentwurfes „Deutsche Größe" sagen: „Dem, der den Geist bildet, beherrscht, muß zuletzt die Herrschaft werden, denn endlich an dem Ziel der Zeit, wenn anders die Welt einen Plan, wenn das Menschenleben irgend nur Bedeutung hat, endlich muß die Sitte und die Vernunft siegen, die rohe Gewalt der Form erliegen — und das langsamste Volk wird alle die schnellen flüchtigen einholen."

Schillers Verbindung mit Goethe, die sich im Jahre 1794 schloß, war ein Zeichen jener dem gewöhnlichen Auge verborgenen gesetzlichen Notwendigkeit, die oft nach äußeren Begleitumständen Zufall genannt wird. Abgebraucht ist die Formel, daß hier „Erfahrung" und „Idee" sich zusammenschlossen. Erfahrung und Idee gingen vielmehr auf in einem Gemeinsamen, in welchem die Grenzen beider Begrifflichkeiten fielen oder gegenstandslos wurden. Nun war die Möglichkeit einer wohlüberlegten Wirkung auf die deutsche Öffentlichkeit gegeben. Die staatlich-politische Not konnte aufgefangen und abgelenkt werden. Es konnte

hinübergerettet werden, was Errungenschaft und Besitz des deutschen Geistes war, um in Zukunft auch für die äußere Größe eingesetzt zu werden. Es galt aufzuräumen, wie es in den „Xenien" geschah. Wichtigstes Werkzeug solchen kulturpolitischen Willens war die Dichtung. Ihr war letzlich bei den Weimaranern nach ihrem Zusammenschluß alles andere untergeordnet. Die Schillerschen Musenalmanache dienen der vordringlichen Aufgabe, die der Poesie oblag. Die Goethe-Schillersche Balladendichtung sucht eine bestimmte, vielfach heruntergekommene, der volkstümlichen Verbreitung fähige, aber auf das Unbegreifliche gestellte dichterische Gattung zu neuem Fluge zu beleben. Aber die weiteste und unmittelbarste Wirkung mußte von dem Drama und der Schaubühne ausgehen.

Daß Schiller sich ihnen wieder zuwandte, zeigt, daß er die Aufgabe, zu der er geboren war, mit Überlegung in seinem Lebensplan und in der Betätigung für den öffentlichen Geist in Deutschland obenan stellte. „Wallenstein", „Maria Stuart", „Die Jungfrau von Orleans", „Die Braut von Messina", „Tell", sie waren, wie die zahlreichen Entwürfe und Pläne bis zum „Demetrius", über dem ihm der Tod die Feder aus der Hand nahm, für den Dichter selber Anläufe, auf denen er in immer neuen gedanklichen und stilistischen Abwandlungen den Widerstreit zwischen Freiheit und Notwendigkeit, zwischen Schicksal und Charakter, zwischen griechischem, Shakespearischem und französischem Drama zu bewältigen strebte. Für ihn war keine dieser Lösungen endgültig. Die Werke lagen auf der Linie eines Fortschreitens ins Unendliche. Für uns sind sie ohne Rücksicht auf das, was die Späteren an ihnen nach Gehalt und Form als unzulänglich oder überwunden feststellen zu können glaubten, ein bleibender Bestand geworden, auf den nur zurückgedeutet zu werden braucht, damit ganze Reihen von Gedanken und Gefühlen entstehen, in denen sich alle Deutschen finden und die auf ein Letztes hindeuten: auf eine gehobene, geistig-seelische Haltung, die, einmal durch den großen Dichter für ein ganzes Volk versinnbildlicht, jeden Augenblick, wenn es nottut, eingenommen werden kann. So schuf Schiller recht eigentlich für die Folgezeit den Geist des deutschen Volkes von hoch und niedrig, so weit es sich und wenn es sich letzten Lebensentscheidungen zuwendet. Er schuf auch den Ton dafür: denn die Sprache seiner Verse, mag sie gleich nicht immer ein letztes Sagbares ausschöpfen, mag sie durch den gewählten Rhythmus und durch stehend gewordene Wortwendungen leicht unter den Zwang gesetzt werden, gewisse Stimmführungen zu wiederholen, sinkt nie unter die Ebene, die der Würde des Gegenstandes angemessen ist. Die großen Augenblicke aber, die Aufgipfelungen, die Spannungen und Geladenheiten, an denen Schillers Dichtung so reich ist, finden sie immer bereit, ein Stärkstes und doch Allgemeinverständliches in unwiederholbarem Tone wiederzugeben. So ist diese Sprache nachgeahmt und nachahmbar nur in ihrer Hülle, nicht in ihrem Kerne. Daß überhaupt Kern und Hülle bei Schiller nicht immer genügend auseinander gehalten wurden, daß man nicht immer verstand, wie bei ihm rednerische Wucht, das Machtmittel

des bloßen Wortes mit der glühendsten Überzeugung und Ehrlichkeit Hand in Hand gingen — dies kennzeichnet manches Urteil über ihn in den folgenden Jahrhunderten.

Schiller hat keinen im eigentlichen Mittelpunkt der deutschen Geschichte stehenden Stoff oder Helden behandelt: sein Luther, sein Gustav Adolf, sein Friedrich der Große blieben Pläne. Die Stoffe seiner ausgeführten Werke, soweit es heimische Stoffe sind, liegen in Randgebieten des deutschen Sprachbereiches und der deutschen Geschichte. Aber es bedurfte nicht der Ansiedlung dieser Stoffe in einer deutschen Mitte, um das deutsche Volk, das seinen Werken sofort den großen äußeren Erfolg bereitete, den sie verdienten, empfinden zu lassen, daß Verkündigung, Warnung, Mahnung, Vorausdeutung hier auch unter geschichtlicher Abseitigkeit und Ferne seinen gegenwärtigen Anliegen und den großen Augenblicken galten, die es dereinst würdig finden müßten. Schillers Werk kommt aus dem Geiste eines Dichters, der von der Gesinnung eines Handelnden erfüllt ist. Sein Theater ist der Schauplatz, auf dem ausgetragen wird, was an Zukünftigem und immer Gegenwärtigem dem handelnden Menschen und den handelnden Völkern zufällt.

Friedrich Hölderlin

1770—1843

Von

Paul Wiegler

Hölderlin, am 20. März 1770 in Lauffen geboren, in einem Haus am Neckar, auf dem Ufer gegenüber der alten Regiswindis-Kirche, Sohn des Klosterhofmeisters Heinrich Friedrich Hölderlin, ist ganz Schwabe. In Nürtingen, wo seine verwitwete Mutter Bürgermeisterin und bald darauf ein zweites Mal Witwe wird, in Denkendorf, in Maulbronn und in Tübingen geht er den Weg vieler seiner Landsleute. Auch er tritt bei einem „Festin" zum Geburtstag des Herzogs Karl Eugen als Dichter auf. Er schreibt Verse, „womit bei der höchstbeglückten Ankunft Ihro herzoglichen Durchlaucht der Frau Herzogin von Württemberg Franziska in dem Kloster Maulbronn bezeugen und sich bei Höchstdero Durchlaucht zu höchster Huld und Gnaden untertänigst empfehlen wollte Johann Christian Friedrich Hölderlin". Und für Neuffer, seinen Freund, hat er in Tübingen mit dem Adlerwirt und mit dem Universitätssekretär Uhland, dem Vater Ludwigs, zu tun. Das Nürtinger Märchen vom dreigefüßten Roß am Hochgericht hat er im Lied gestalten wollen. Die Feste Tübingen besingt er, „schwarz und moosbewachsen Pfort' und Turm", und Kepler, den Ruhm Suevias, der „Mutter der Redlichen". Wie er Stuttgart loben wird, das Mailicht über seinen Hügeln, die Weinsteige. Und in einer Sprache, die schon rätselhaft wird, den „Winkel von Hardt" und Ulrich, den Schwabenherzog: „Hinunter sinket der Wald, und knospenähnlich hängen einwärts die Blätter, denen blüht unten auf ein Grund, nicht gar unmündig. Da nämlich ist Ulrich gegangen. Oft sinnt, über den Fußtritt, ein groß Schicksal bereit, an übrigem Orte."

Wenn der jugendliche Hölderlin der „hehren Stille", der „Himmelswonne" dankt, so sieht er den Mondschein über dem Elternhaus, dem er zur abendlichen „Suppenzeit" sich nähert, den welken Erdbeerstrauß, den er unter seine Geschwister austeilt, das Stübchen, in das er, satt von Kartoffeln, sich schleicht, „wann so einsam von dem Turm die Glocke scholl". Erdbeeren bringt im Griechenland des „Hyperion" ein kleines Mädchen aus dem Wald, und ein Bauer sitzt Kirschen pflückend im Baume. Noch vor dem deutschen Frühling, der Hyperion beseligt, dem Frühling mit den Stimmen der Herde und dem Morgengeläut aus dem Tal, dem Quell und dem Säuseln in den Eichenzweigen. „Rückkehr in die Heimat"; das sind die in Homburg begonnenen, in Schwaben beendeten Strophen. Die Heimat beschwichtigt den vom Schmerz Erschütterten, dem zu Mute ist wie einem Schiffer nach langer Fahrt: „Versprechet ihr mir, ihr Wälder meiner Jugend,

wenn ich komme, die Ruhe noch einmal wieder?" Die Landschaft des Neckars leuchtet auf, von Blüten weiß: „Aber mit Wölkchen bedeckt am roten Berge der Weinstock dämmert und wächst und erwarmt unter dem sonnigen Duft." Irrend und bedroht, ehrt dieser Wanderer noch die „Engel des Hauses". Als sein Geist erloschen ist, sinkt er, nach Diotima befragt, in ein „vollständiges Bauernschwäbisch" zurück: „Und wisset Se, wies no ganga ischt? Närret ischt se worde, närret, närret, närret." Nun hat er das verwitterte, faltige, sorgenvolle Antlitz eines schwäbischen Schafhirten.

*

Sein äußeres Leben ist in den Raum von acht Jahren eingeengt. Vom Dezember 1793 bis zum November 1794 war er in Waltershausen Magister bei dem Sohn der Majorin Charlotte von Kalb. In den letzten Tagen von 1795 ist er aus Jena abgereist, um in Frankfurt Hofmeister im Hause des Bankiers Gontard zu werden. Im September 1798 hat er von Frau Susette Gontard, verzweifelnd, sich trennen müssen. Bis Mai 1800 dauert die Ruhepause in Homburg, bei dem Freunde Sinclair. Im Januar 1801 reist Hölderlin von Nürtingen nach Hauptwyl bei Sankt Gallen, zu Anton Gonzenbach. Am 11. April wird er verabschiedet. Am 10. Mai 1802 verläßt er Bordeaux und das Haus des Hamburger Konsuls, bevor Sinclairs Brief mit der Nachricht vom Tode der Frau Gontard dort eintrifft. Ganz zerrüttet erscheint Hölderlin im Park eines Schlosses in Frankreich. Was nun folgt, ist nur ein Nachleben. Im Sommer 1804 wird er durch Sinclair Bibliothekar beim Landgrafen von Hessen-Homburg, und sein Wahnsinn ist dem „Pöbel" ein Ärgernis. Nach einem Aufenthalt in der Tübinger Klinik Autenrieth bezieht er eine Stube beim Tischlermeister Zimmer in Tübingen, im Stadtturm am Neckar. Damals ist er siebenunddreißigjährig. Am 7. Juni 1843, mit dreiundsiebzig, erlöst ihn der „Retter Tod".

Er ist von jeher verletzlicher als sonst einer aus seiner Klasse von mittellosen Gymnasiasten und Studenten. In Maulbronn gesteht er, siebzehnjährig, in einem Brief an Immanuel Nast seine „wächserne Weichheit", „und darin ist der Grund, daß ich in gewissen Launen ob allem weinen kann". Die Mädchen der Verwaltung sprechen ihn an, zum ersten Male, und für ihn wird es ein Erlebnis: „Du solltest's gesehen haben — ich habe mich gefreut wie ein Kind, daß mich auch nur jemand angeredet hat — und das war doch keine so wichtige Sache zum Freuen." Sein einziger Trost ist seine Flöte; und dennoch lassen seine Mitschüler, wenn sie sich zu einer Privatmusik zusammensetzen, eher eine Lücke, als daß sie den Hölderlin rufen. Er ist der „ewige, ewige Grillenfänger". Wenn die Universitätsjahre vorüber sind, beabsichtigt er Einsiedler zu werden. Das ist sein „menschenfeindliches Wesen", das er bekämpft. „Wollte ich klug sein", hat schon der fromme Knabe dem Diakonus Köstlin in Nürtingen sich eröffnet, „so wurde mein Herz tückisch, und die kleinste Beleidigung schien es zu überzeugen, wie die Menschen so sehr böse, so

teufliſch ſeien, und wie man ſich vor ihnen vorſehen, wie man die geringſte Vertraulichkeit mit ihnen meiden müſſe".

Sanft und wehrlos aber bleibt er, trotz des „Mißtrauens gegen jedermann", das er in Maulbronn zu hegen glaubt, und trotz eines ſeltſamen Zwiſchenfalles in Tübingen, wo er von einem Mädchenſchulproviſor den Gruß fordert, der dem Stipendiaten, dem Stiftler, gebühre, und, als der Hilfslehrer ſich weigert, ihm den Hut vom Kopf ſchlägt. Er wünſcht dem Stift und der Theologie zu entrinnen, um Jura zu ſtudieren. Er ſeufzt, daß der fortdauernde Verdruß, die Einſchränkung, die ungeſunde Luft im Alumnat ihn entkräften, und gibt ſeiner Mutter in einem Bittbrief die Selbſtcharakteriſtik: „Sie kennen mein Temperament, das ſich, eben weil es Temperament iſt, ſchlechterdings nicht verleugnen läßt, wie es ſo wenig für Mißhandlung, für Druck und Verachtung taugt." Aber der Druck von außen wird ihn nach und nach vernichten.

Der Hölderlin-Turm in Tübingen, in dem der Dichter die letzten vierzig Lebensjahre zubrachte

Man halte ihn im Kloſter Maulbronn für gefährlich melancholiſch: das ſagt Hölderlin im Herbſt 1787, und es iſt die Wirkung der erſten Liebe auf ihn. Kann ſie anders ſein als ſchwärmende, wirre Empfindſamkeit? „Wie's da in meinem Herzen tobte, wie ich beinah kein Wort reden konnte, wie ich zitternd kaum das Wort Luiſe hervorſtammelte, das weißt Du, Bruder." Und: „O Bruder! Bruder! das waren ſchröckliche Tage — namenloſe Leiden — noch nie gefühlte Raſerei zerriß mir das Herz." Auch mit einem, auf den er eiferſüchtig iſt, „raſt" der in Tränen Schwelgende, bis aus der Angſt und dem „Unſinn" Freundſchaft wird. Aber der Zwanzigjährige löſt ſich von ſeiner Luiſe, „mürriſch, mißmutig, kränkelnd". Eines „unüberwindlichen Trübſinns", der meiſt „unbefriedigter Ehrgeiz" ſei, beſchuldigt er ſich. Noch zieht in Tübingen die Profeſſorentochter Eliſe Lebret ihn an. Jedoch das iſt nur eine Illuſion ſeiner „Schwachheit".

In dem Fragment des „Hyperion", das Hölderlin in Waltershauſen niederſchreibt, iſt die unbekannte Geliebte die Griechin Melita. Dieſes „himmliſche

Weſen" begegnet dem „Unmutigen", der freudeleeren, blutloſen Herzens iſt. „Ich werde ſie wiederfinden in irgendeiner Periode des ewigen Daſeins." Melita verwandelt ſich in Frankfurt am Main in Suſette Gontard. Diotima, das iſt der von Plato geweihte Name, mit dem der Hellene Hölderlin ſie nennt. Denn ſtaunend wird er inne, daß ſie für ſeinen Drang, ihr zu huldigen, ſie anzubeten, empfänglich iſt. Plötzlich kommt ihm „Mut und Macht" vom Ideal, „da ich vor des Himmels Tage darbend wie ein Blinder ſtand, da die Laſt der Zeit mich beugte und mein Leben kalt und bleich, ſehnend ſchon hinab ſich neigte in der Schatten ſtummes Reich." Nun atmet er auf: „Konnt' ich werden, wie ich jetzt bin, froh wie ein Adler, wenn mir nicht dies, dies Eine erſchienen wäre und mir das Leben, das mir nichts mehr wert war, verjüngt, geſtärkt, erheitert, verherrlicht hätte mit ſeinem Frühlingslichte?" Es dauert Monate und iſt Ekſtaſe und geheimes Bangen: „Ich habe eine Welt von Freude umſchifft. Die Woge trug mich fort." Dann wird die Metapher, der Hölderlin ſich überläßt, aus einer des Stolzes eine Metapher des Untergangs. Der „Hyperion" ſagt: „Des Herzens Woge ſchäumte nicht ſo ſchön empor und würde Geiſt, wenn nicht der alte ſtumme Fels, das Schickſal, ihr entgegenſtände." In Hölderlins Brief an Neuffer vom 16. Februar 1797 heißt es: „Auf dem Bache zu ſchiffen iſt keine Kunſt. Aber wenn unſer Herz und unſer Schickſal in den Meeresgrund hinab und an den Himmel hinauf uns wirft, das bildet den Steuermann." Und ein Jahr ſpäter, in einem Schreiben an den Stiefbruder: „Ich ſpreche wie einer, der Schiffbruch gelitten hat." Dazwiſchen liegt der Abſchied von Diotima, liegt die Verbannung aus dem Hauſe Gontard, aus einem nur in der Phantaſie genoſſenen Glück. „Das Steuer iſt in die Woge gefallen, und das Schiff wird, wie an den Füßen ein Kind, ergriffen und an die Felſen geſchleudert."

Diotimas Verluſt hinterläßt in Hölderlin ein Trauma, eine Wunde, die ſich nicht mehr ſchließt. Es iſt das „Tödliche", das nie zu Vergeſſende. So ſehr Menon, um Diotima klagend, ſich aufrafft zu Gedichten an ſie, den Schutzgeiſt, die Heldin, die Athenerin: „Ja, es frommet auch nicht, ihr Todesgötter! wenn einmal ihr ihn haltet und feſt habt den bezwungenen Mann, wenn ihr Böſen hinab in die ſchaurige Nacht ihn genommen, dann zu ſuchen, zu flehn oder zu zürnen mit euch." Die „traurige Komödie" iſt abgeſpielt; und Hölderlin iſt um ſein Leben gebracht. „Wem einmal ſo wie dir", ſchreibt Diotima an Hyperion, „die ganze Seele beleidigt war, der ruht nicht mehr in einzelner Freude, wer ſo wie du das fade Nichts gefühlt, erheitert im höchſten Geiſt ſich nur, wer ſo den Tod erfuhr wie du, erholt allein ſich unter den Göttern." Es iſt Hölderlins Ungemach, daß er ſich von der Schmach, phyſiſch und pſychiſch, niemals erholt. Grenzenlos iſt er verarmt. „O gib mir meine Jugend wieder!" hat er in Frankfurt geſtöhnt. „Ich bin zerriſſen von Liebe und Haß." Nun iſt ihm nichts beſchieden als graues Einerlei der Entbehrung. „Ja, eine Sonne iſt der Menſch", ſo verzagt er, „allſehend, allverklärend, wenn er liebt, und liebt er nicht, ſo iſt er eine dunkle Wohnung, wo ein rauchend

Lämpchen brennt." Vorher schien Hölderlin sich ein verdorrender Blumenstock, der mit dem Scherben auf die Straße gestürzt sei und nur durch ausgesuchte Pflege gerettet werden könne. Oder er schrieb an Schiller: „Ich bin vor Ihnen wie eine Pflanze, die man erst in den Boden gesetzt hat. Man muß sie zudecken um Mittag." Jetzt ist ihm, er habe seine Jahre in Gram und Irren verloren. In seinem Gemüt ist die Krankheit, die es ganz verfinstern wird.

Sein Zustand ist ein langsames Absinken in eine Passivität, die ihn entzückt und ihn zerrüttet. In Homburg noch klingt in ihm eine Melodie, „zu der man seine Zuflucht nimmt, wenn einen der böse Dämon überwältigen will". Er trägt in das Folioheft seiner Verse ein: „Vorwärts aber und rückwärts wollen wir nicht sehn. Uns wiegen lassen wie auf schwankem Kahn der See." Früh hatte er, leise erschauernd, die vorzeitige Zerstörung geahnt: „Willst du im Abendrot froh dich baden? Hinweg ist's, und die Erd' ist kalt, und der Vogel der Nacht schwirrt unbequem vor das Auge dir," und ahnend hatte er die Parzen gebeten, nur einen Sommer und einen Herbst in Reife ihm zu gönnen. Nun ertönt um ihn Hyperions Schicksalslied. Nun bekennt er „das wunderbare Sehnen dem Abgrund zu" in den Strophen des „Chiron". „Das Herz ist wieder wach, doch herzlos zieht die gewaltige Nacht mich immer." Die ordnungslose „uralte Verwirrung" bricht herein.

Die letzte Landschaft, in der Hölderlin geschont wird, ist die Alpen-Szenerie von Hauptwyl. Die silbernen, ewigen Gipfel schimmern bis in ein freundliches Tal, „das überall an seinen Seiten mit den immergrünen Tannenwäldchen umkränzt und in der Tiefe mit Seen und Bächen durchströmt ist, und da wohne ich, in einem Garten, wo unter meinem Fenster Weiden und Pappeln an einem klaren Wasser stehen, das mir gar wohl gefällt des Nachts mit seinem Rauschen, wenn alles still ist und ich vor dem heiteren Sternenhimmel dichte und sinne." Er glaubt in dieser „Unschuld" an kommende Tage furchtloser Güte. Aber auch in Hauptwyl wird er entlassen, da er so wenig brauchbar ist. Wieder muß er gehen, schutzloser als jemals. Über das erhabene Idyll legt sich das aufwühlende Begebnis im Exil von Bordeaux.

*

Der junge Hölderlin, der seine Freunde bat, ihm nicht zu zürnen, wenn er sie fliehe, sondern zu prüfen und zu richten, gab ihnen zu, daß er von Dichterehren träume: „Ist's schwacher Schwung nach Pindars Flug? Ist's kämpfend's Streben nach Klopstocks Größe?" Klopstock ist für den Maulbronner Schüler der Inbegriff. Der Messias-Sänger seliger Christen, die „mit Eloah unser Jubellied verbinden", der Gläubige, der den pietistischen Überlieferungen von Nürtingen und Denkendorf entgegenkommt. Auch der geistliche Liederdichter Hölderlin ruft als Gotteskind „Abba, lieber Vater", und in seiner Bildersprache von der Welt gibt es den Jammerstand, das Getümmel, den Spott der Toren und das Schlangengift der Lästerer. Aber es handelt sich nicht nur um die religiösen Oden

Klopstocks, die für die „Unsterblichkeit der Seele" das Muster sind, nicht nur um Eden und die Sionitin, auch um das Walhalla-Pathos des „Thuiskon" und der „Hermannsschlacht". Der Hofmeister Hölderlin reist mit Frau Gontard und ihren Kindern nach Westfalen, nach dem Bad Driburg bei Paderborn, „wahrscheinlich nur eine halbe Stunde von dem Tale, wo Hermann die Legionen des Varus schlug". „Ich dachte", so schreibt er seinem Stiefbruder, „an den schönen Nachmittag, wo wir in dem Walde bei Hardt bei einem Kruge Obstwein auf dem Felsen die Hermannsschlacht zusammen lasen." Nächst Klopstock haben ihn Young inspiriert und Macpherson. Aus den „Nachtgedanken" Youngs sind der Würger Tod und der „goldene Schlaf", aus dem „Ossian", dem „Schlachtenstürmer", die „Söhne der Schwachen", der See Lego, das Konatal. „Allmacht des Schaffenden ist nach Klopstock, Sohn der Nacht ist aus Ossian", erinnert Magenau den Freund. Auch seinem Landsmann Schubart empfindet Hölderlin nach, der das „Geäffe weicher Auslandssitte" verachtete und den deutschen Biedersinn pries. Auch Friedrich Leopold Stolbergs Aufzählung der Freiheitszeugen: „Brutus! Tell! Hermann! Cato! Timoleon!" und seinen Katalog der Stromnamen: „Ganges, Indus, Euphrat, Nil, Tiber, Eurotas, Orellana, Donau, Rheinstrom." Der Orellana ist der Amazonenstrom, der „Riese unter den Flüssen". Schwab hat den Anklang von Hölderlins „Burg Tübingen" an Matthissons Elegie „In den Ruinen eines alten Bergschlosses" nachgewiesen.

Jedoch das entscheidende Erlebnis des Werdenden ist Schiller. Von ihm hat er den Genius und die „Geistermutter Ewigkeit", die Orionen und Elysium, Urania und die „bessere Welt". Von ihm die Übersteigerung der Stimme: „Aber weg! In diesem toten Herzen bluten meiner armen Stella Schmerzen, folge! folge mir! Verlassene!" Oder, nach Schiller Wort für Wort, das Donnern im „Lied der Freundschaft": „Stärke, wenn Verleumder schreien, Wahrheit, wenn Despoten dräuen, Männermut im Mißgeschick." Und in der „Hymne an die Schönheit": „Feiert wie an Hochaltären dieser Geister lichte Schar, Brüder, bringt der Liebe Zähren, bringt, die Göttliche zu ehren, Mut und Tat zum Opfer dar!" Schillerisch, rezitatorisch ist in dem „bebenden Lobgesang" an den Herrn, den „Furchtbaren", die Fermate: „Eine Pause im Gefühl". Zu den „Räubern" bekennt sich Hölderlin, zu der Szene an der Donau, noch als er über die Ode an Bilfinger und die Zeile: „Dort im schattichten Hain wandelt Amalia" um fünfzehn Jahre hinaus ist. In den „Don Carlos" hat schon den Maulbronner Schüler, der über Hals und Kopf Verse macht und dem „braven Schubart" ein Paket schickt, Luise Nast eingeführt. „Weil Du den Don Carlos liest", dankt er der Tochter des Klosterverwalters, „will ich ihn auch lesen auf den Abend, wann ich ausgeschafft habe." „Die Unterredung des Marquis Posa mit dem König darin ist mein Leibstück", schreibt er seinem Stiefbruder. Und im September 1799 aus Homburg dem verehrungswürdigen Schiller, der „Don Carlos" sei lange die „Zauberwolke" gewesen, „in die der gute Gott meiner Jugend mich hüllte, daß

ich nicht zu frühe das Kleinliche und Barbarische der Welt sah, die mich umgab". Damals, in Homburg, hat Hölderlin den „Tod des Empedokles" begonnen, und er festigt sich in seinem Ringen um die tragische Form durch die Dramaturgie Schillers, des „edlen Meisters". „Ihren Fiesco habe ich schon studiert und gerade auch wieder den inneren Bau, die ganze lebendige Gestalt, nach meiner Einsicht das Unvergänglichste des Werks, noch mehr als die großen und doch so wahren Charaktere und glänzenden Situationen und magischen Maskenspiele der Sprache bewundert."

Mit seiner Generation und heftiger als Schiller wird Hölderlin von der Umwälzung in Frankreich erfaßt. Aus dem Achtzehnjährigen, der zur Freundschaftsfeier an rosenbestreuten Tischen, bei Weihrauchdampf „meine Laren und den Schatten meiner Stella und Klopstocks Bild und Wielands umkränzt", der von singenden, rosigen Mädchen und Kränze tragenden, blühenden Knaben phantasiert, von Saitenspiel, Flöten, Hörnern und Hoboen, wird der um einen Freiheitsbaum tanzende, den „großen Jean-Jacques" anbetende, von der Marseillaise hingerissene Student. Der Revolutionär gegen Karl Eugen und Urheber eines neuen „In Tyrannos", der Genosse Schellings und Hegels, die Schwaben und Stiftler sind wie er. 1793 läßt er sich brieflich aus: „Ich liebe das Geschlecht der kommenden Jahrhunderte. Denn dies ist meine seligste Hoffnung, der Glaube, der mich stark erhält und tätig, unsere Enkel werden besser sein als wir, die Freiheit muß einmal kommen, und die Tugend wird besser gedeihen in der Freiheit heiligem, erwärmendem Lichte als unter der eiskalten Zone des Despotismus." 1791 hat er die „Hymne an die Menschheit" entworfen, deren Motiv ein Zitat aus Rousseau ist, Absage an die niedrigen Sklaven, die über die „Freiheit" höhnisch lächeln. Und in Schillers „Neuer Thalia" besingt er jakobinisch den „Genius der Kühnheit": „Du wogst mit streng gerechter Schale, wenn mit der Toga du das Schwert vertauscht. Du sprachst, sie wankten, die Sardanapale, vom Taumelkelche deines Zorns berauscht. Es schreckt' umsonst mit ihrem Tigergrimme dein Tribunal die alte Finsternis."

Hat der jugendliche Lyriker Hölderlin schon ein unanzweifelbar eigenes Antlitz? In dem Gedicht: „Die heilige Bahn" spricht er von „alternden Wolkenfelsen", und das ist ossianisch und dennoch schöpferisch. Der Hölderlin der späteren Jahre, der visionär verdichtende, kündigt sich an. Und mit ihm der Träger dessen, was Nietzsche „Amor fati" nennen wird, der Schicksalsbejahung in aller leidenden Gebrechlichkeit: „Im heiligsten der Stürme falle zusammen meine Kerkerwand, und herrlicher und freier walle mein Geist ins unbekannte Land!"

*

Der Enthusiasmus für das Griechentum mischt sich in Hölderlins Frühzeit in die Namen und Gedanken der christlichen Welt, behutsam zuerst, dann lauter, bis Pindar den Klopstock verdrängt. In Maulbronn entsteht eine „Hero", aber in

Tübingen die „Hymne an den Genius Griechenlands". Bis die acht Strophen des Gedichtes für Gotthold Stäudlin „Griechenland", die sehnenden Klagen um den entschwundenen Stern der Liebe, um das holde Rosenlicht der Jugend, um die goldenen Stunden von Hellas in den Seufzer des Todesbegehrens ausklingen: „Mich verlangt ins bessere Land hinüber, nach Alcäus und Anakreon, und ich schlief' im engen Hause lieber bei den Heiligen in Marathon! Ach! es sei die letzte meiner Tränen, die dem heil'gen Griechenlande rann. Laßt, o Parzen, laßt die Schere tönen, denn mein Herz gehört den Toten an." Einer der „neuen Tyndariden" ist Hölderlin nun, und er folgt dem Wink der „unerforschten Pepromene".

Im Zeichen des Griechenkults wird er 1791 „Romanist", Romanschreiber. Heinses „Ardinghello", aber auch die „Neue Heloïse" Rousseaus und Bouterweks „Graf Donamar" wirken auf ihn, als er 1791 den „Hyperion" aussinnt. In Bad Driburg hat er „Heinse, den Verfasser des Ardinghello", den „herrlichen alten Mann" kennengelernt: „Ich habe noch nie so eine grenzenlose Geistesbildung bei soviel Kindereinfalt gefunden." Von ihm hat er die Philosophie der Schönheit. Von Barthélemys „Voyage du jeune Anacharsis en Grèce" und Richard Chandlers „Travels in Asia Minor and Greece", die er in deutscher Ausgabe liest, entlehnt er Kolorit und Einzelheiten. Im Herbst 1792 sagt Magenau in einem Brief an Neuffer über den „zweiten Donamar", an dem „Holz", Hölderlin, schreibe, dieser Hyperion sei „ein freiheitsliebender Held und echter Grieche, voll kräftiger Prinzipien". Und im Juli 1793 wünscht der Autor selbst, dem „Werkchen", in dem er lebe und webe, einen Funken der „süßen Flamme" seiner klassizistischen Entzückungen übertragen zu können. Die Freunde und die Freundinnen sollen nach dem Fragment, das er an Stäudlin schickt, beurteilen, „ob mein ‚Hyperion' nicht vielleicht einmal einen Platz ausfüllen dürfte unter den Helden, die uns doch ein wenig besser unterhalten als die wort- und abenteuerreichen Ritter". Er ist sich der Unvollkommenheiten seiner Skizze wohl bewußt: „Dieses Fragment scheint mehr ein Gemengsel zufälliger Launen als die überdachte Entwicklung eines festgefaßten Charakters, weil ich die Motive zu den Ideen und Empfindungen noch im Dunkeln lasse, und dies darum, weil ich mehr das Geschmacksvermögen durch ein Gemälde von Ideen und Empfindungen (zu ästhetischem Genusse) als den Verstand durch regelmäßige psychologische Entwicklung beschäftigen wollte." Ein Bruchstück in ungereimten fünffüßigen Jamben ist erstes Zeugnis der produktiven Tätigkeit. Dann richtet Hölderlin sie auf die „Umbildung der Materien" seines Romans. „Eine dieser rohen Massen" ist das Fragment von Waltershausen, das „Thalia"-Fragment. Im Winter auf 1795 geht er wieder zu Jamben über. Die vierte Fassung, nach Jena, ist die Prosa-Novelle „Hyperions Jugend". Das endgültige Werk der Roman „Hyperion oder der Eremit in Griechenland".

Im „Thalia"-Fragment schon teilt Hyperion, der Namensbruder des „herrlichen Hyperion des Himmels", des Helios, als den ihn Diotima begrüßt, sich in

Briefen an Bellarmin mit. Diesen nennt Hölderlin nach einem Jesuitenkardinal, wie er die lateinische Grabschrift des Loyola als Sentenz verwendet. In Chandlers „Travels" gab es einen Gorgonda Notara, gab es Melite. Adamas, der junge Tiniote, der nachher Hyperions Lehrer wird, heißt wie ein Troer in der „Ilias". Das griechische Symbol ist die Grotte Homers, vor der die Jünglinge, das Mädchen und Notara Rhapsodien der „Ilias" lesen und eine Nänie auf den Schatten des „lieben, blinden Mannes" singen: „Innen, im magischen Dämmerlichte der Grotte, das durch die verschiedenen Öffnungen des Felsens, durch Blätter und Zweige hereinbricht, stand eine Marmorbüste des göttlichen Sängers und lächelte gegen die frommen Enkel."

Der endgültige Roman ist Briefroman geblieben. Aber nun wagt Hölderlin die belletristische Erweiterung. Den russisch-türkischen Krieg von 1770 zieht er heran, Misistra, Tripolissa, Navarin und die Seeschlacht bei Tschesme, in der die türkische Flotte besiegt wird. Hyperion, der auf Paros verwundet erwacht ist, schreibt Bellarmin, dem Deutschen: „Von dem Diener, der mich aus der Schlacht trug, hört' ich nachher, die beiden Schiffe, die den Kampf begonnen, seien in die Luft geflogen, den Augenblick darauf, nachdem er mit dem Wundarzt mich in einem Boote weggebracht. Die Russen hatten Feuer in das türkische Schiff geworfen, und weil ihr eigenes an dem anderen festhing, brannt' es mit auf." Das ist eine ganze Romanszene. Anderes kommt aus der Lektüre der Reiseschilderungen. Unter den Steinhaufen des Altertums schreit der „Jakal", der Schakal. Britische Gelehrte halten inmitten der Ruinen von Athen ihre Ernte. Und elegisch spazieren Hyperion und Diotima den Lykabettus hinan zum Parthenon. „Wie ein unermeßlicher Schiffbruch, wenn die Orkane verstummt sind und die Schiffer entflohen und der Leichnam der zerschmetterten Flotte unkenntlich auf der Sandbank liegt, so lag vor uns Athen, und die verwaisten Säulen standen vor uns wie die nackten Stämme eines Waldes, der am Abend noch grünte und des Nachts darauf in Feuer aufging."

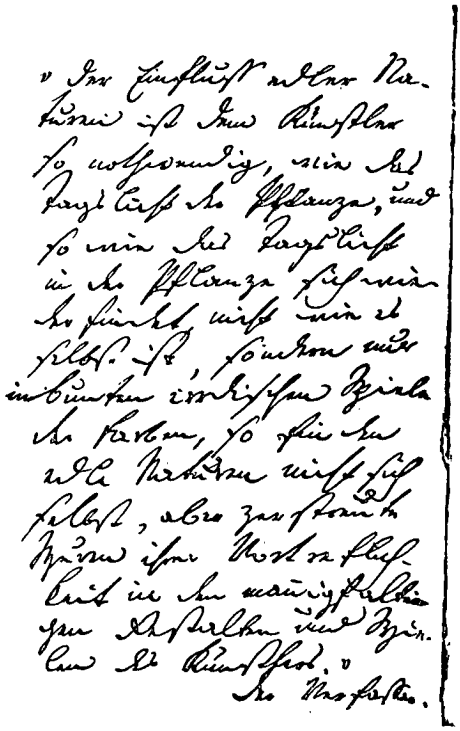
In einem der Briefe an Diotima sagt Hölderlins Neuhellene, er habe seinen türkischen Kopfbund in den Eurotas bei Sparta geschleudert und trage seitdem einen griechischen Helm. Das Jahrhundert von Tschesme verwandelt sich in die Antike. Bei Diotimas Mutter erzählt Hyperion von Agis und Kleomenes, den „Halbgöttern". „Ich habe genug daran", schreibt Diotima an den Geliebten, „um freudig als ein griechisch Mädchen zu sterben." Aber diese Stilisierung ist nicht einheitlich. Die Griechin wohnt als „Königin des Hauses" unklassisch und nicht wie eine Hellenin. „Wohin ich sah, was ich berührte, ihr Fußteppich, ihr Polster, ihr Tischchen, alles war in geheimem Bunde mit ihr", sagt Hyperion; und es sind die Zimmer und die Möbel von Susette Gontard. „Kann ich noch weinen? O des albernen Mädchens!" So tadelt Diotima sich, als wäre sie eine ihrer deutschen Mitschwestern. In ein heiliges Tal der Alpen oder der Pyrenäen will Hyperion sie und sich flüchten, um dort „ein freundlich Haus und auch von grüner Erde soviel

zu kaufen, als des Lebens goldene Mittelmäßigkeit bedarf". Das ist deutsch geträumt, Kleistisch geträumt wie der Abschiedsbrief des nach Bordeaux reisenden Hölderlin in dem Brief an Böhlendorf: „Deutsch muß und will ich übrigens bleiben, und wenn mich die Herzens- und die Nahrungsnot nach Otaheiti triebe." Deutsch ist der Ausgang des Romans, Hyperions Kritik an den „Barbaren von altersher", die Bellarmins Nation sind: „Ich kann mir kein Volk denken, das zerrissener wäre als die Deutschen." Deutsch ist Hölderlins Einwand gegen die Tübinger oder die Jenaer Studentenschaft: „Voll Lieb' und Geist und Hoffnung wachsen seine Musenjünglinge dem deutschen Volk heran; du siehst sie sieben Jahre später, und sie wandeln wie die Schatten, still und kalt." Und deutsch ist auch die Versöhnung durch den Frühling.

Hyperion selbst wird ungeachtet der Trauer um Diotima nicht zur Romanfigur. Alabanda ist es, den er fassungslos bewundert, seit er ihm vor den Toren Smyrnas reitend begegnet ist: „Wie ein junger Titan schritt der herrliche Fremdling unter dem Zwergengeschlechte umher, das mit freudiger Scheue an seiner Schöne sich weidete, seine Höhe maß und seine Stärke und an dem glühenden, verbrannten Römerkopfe wie an verbotener Frucht mit verstohlenem Blicke sich labte." Alabanda ist der große Gegensatz Hyperions, der wie Hölderlin ein „Grillenfänger" genannt wird. Der Abenteurer ist dieser Fremdling, das Genie, das Wunschbild. „Von früher Jugend an erbittert und verwildert und doch auch das innere Herz voll Liebe, voll Verlangen, aus der inneren rauhen Hülle durchzudringen in ein freundlich Element." Anstößig ist er, unverträglich und dennoch bestechend. Hyperion kann ihn nicht vergessen, den bis in den Tod Geliebten, den königlichen Jüngling, über dem ein Verhängnis schwebt. Als Knabe hat Alabanda auf einem Kaperschiff gedient, das scheiterte, in Sevilla als Achtzehnjähriger für Geld ein griechisches Lied gesungen, dann als Messerschärfer mit einem Schleifstein in Spanien und Frankreich vagabundiert. Zweimal verhaftet, ist er nach Triest gereist und hilflos an dessen Hafen umhergegangen. Ein Mann, dem er schon in Sevilla begegnet war, hat Alabanda in den „Bund der Nemesis" eingeführt, dessen Mitgliedern er Seele und Blut vermachte. Er hat um Hyperions willen den Eid gebrochen. Seine Bundesbrüder werden seine Richter sein. Dieser düstre Kämpfer ist ein Verächter der Menschheit: „Die Mine bereite mir einer, daß ich die trägen Klötze aus der Erde sprenge!" Und mit Hyperion war er ein lodernder Idealist: „Wie Stürme, wenn sie frohlockend, unaufhörlich, fort durch Wälder über Berge fahren, so drangen unsere Seelen in kolossalischen Entwürfen hinaus." Zwischen Karl Moor lebt er und dem Roquairol von Jean Paul.

*

Der „Hyperion" krankt an dem Gefühl der Zeitlosigkeit oder der Zeitwidrigkeit. „Wie ein heulender Nordwind", so sagt er, „fährt die Gegenwart über die Blüten unseres Geistes und versengt sie im Entstehen." Angeklagt wird die



HYPERION

oder

der Eremit in Griechenland

von

Friedrich Hölderlin.

Erster Band.

Tübingen 1797.
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Hölderlins „Hyperion" mit handschriftlicher Widmung an Diotima

„Unheilbarkeit des Jahrhunderts". Der sich mäßigende Jakobiner, der noch 1796 an den „Riesenschritten der Republikaner" Freude gehabt hat, verfolgt die politischen Ereignisse, das „große Leben", bis zum Frieden von Campo Formio. „Er lebt und bleibt in der Welt", das ist die letzte Zeile einer Ode auf Buonaparte. Und im November 1799 schreibt der Dichter aus Homburg der Mutter: „Eben erfahre ich, daß das französische Direktorium abgesetzt, der Rat der Alten nach Saint-Cloud geschickt und Buonaparte eine Art von Diktator geworden ist." Im Frühjahr 1801 wiederholt er das Wort vom „moralischen Boreas" des Krieges und der Revolution. Aber alles in Hölderlin bezeugt eine tiefe Fremdheit gegenüber dem Realen.

Er selbst erkennt sie, zaudernd und befangen, und weiß von den Schwächen seiner geistigen Struktur. In Waltershausen ist er fest entschlossen, von der Kunst zu scheiden: „Übrigens komme ich jetzt so ziemlich von der Region des Abstrakten zurück, in die ich mich mit meinem ganzen Wesen verloren hatte." In Jena sagt er sich: „Ich muß mir heraushelfen aus Dämmerung und Schlummer, halbentwickelte, halberstorbene Kräfte sanft und mit Gewalt wecken und bilden, wenn ich nicht am Ende zu einer traurigen Resignation meine Zukunft retten soll, wo man sich mit anderen Unmündigen und Unmächtigen tröstet." Er sucht eine Stütze

in der Spekulation, bei Fichte, der „Seele von Jena", und seiner Bestimmtheit, die ihm, dem „Armen", ein Problem ist. Aus Frankfurt berichtet er Hegel, dem Tübinger Freund, die „metaphysischen Luftgeister", die ihn aus Jena geleiteten, hätten ihn verlassen. „Die metaphysische Stimmung", meint er 1797 in einem Brief an Schiller, sei eine „gewisse Jungfräulichkeit des Geistes", eine aus einer Lebensperiode zu erklärende „Scheue vor dem Stoff". Niemals sieht er seine Organisation deutlicher als 1798 in dem restlosen Geständnis: „Es fehlt mir weniger an Kraft als an Leichtigkeit, weniger an Ideen als an Nuancen, weniger an einem Hauptton als an mannigfaltig geordneten Tönen, weniger an Licht als an Schatten; und das alles aus diesem Grunde: Ich scheue das Gemeine und Gewöhnliche im wirklichen Leben zu sehr."

Dieser „Bürger in den Regionen der Gerechtigkeit und Schönheit" ist schon ursprünglich ein Pantheist. Die Schriften von Spinoza, „einem großen, edlen Manne aus dem vorigen Jahrhundert und doch Gottesleugner nach strengen Begriffen", haben den Theologiestudenten beeinflußt. Wie Schelling, der dritte Tübinger, über dessen Abtrünnigkeit er sich später beschwert, und dem er gleichwohl durch die „Humanität" fernerhin verbunden ist, hat er die Philosophie des „Eines zu sein mit allem". Sie ist die Philosophie Heraklits. „Einiges, ewiges, glühendes Leben ist alles": so verabschiedet Hyperion sich von Bellarmin. Aber mit diesem heidnischen Pantheismus ist die Christenfrage des Jünglings durchaus vereinbar: „Hast du mich lieb, guter Vater im Himmel?"

Hölderlin ist gegen den Staat. Der Staat darf nicht fordern, was er nicht erzwingen kann, darf nicht zur Sittenschule werden. Hölderlin oder Alabanda redet von einer neuen Kirche, die aus den befleckten, veralteten Formen hervorgehen wird. Hölderlin oder Hyperion nennt das erste Kind der göttlichen Schönheit die Kunst, das zweite die Religion: „Religion ist Liebe der Schönheit." So sehr hat diese Wertung die Herrschaft, daß sie von einer Flucht der Schönheit (als des Primären) in den Geist spricht: „Ideal ist, was Natur war. Daran, an diesem Ideale, dieser verjüngten Gottheit, erkennen die Wenigen sich, und Eines sind sie, denn es ist Eines in ihnen, und von diesen, diesen beginnt das zweite Lebensalter der Welt." Hyperion sagt in einem Gespräch zu mehreren bei Diotima über das Verhältnis der Philosophie zur Poesie: „Die Dichtung ist der Anfang und das Ende dieser Wissenschaft. Wie Minerva entspringt sie aus der Dichtung eines unendlichen göttlichen Seins. Und so läuft am End' auch wieder in ihr das Unerreichbare in der geheimnisvollen Quelle der Dichtung zusammen." Diotima erwidert, er sei ein paradoxer Mensch, aber sie ahne ihn. Keine Philosophie, so preist Hyperion das „Moment der Schönheit", komme aus bloßem Verstand und bloßer Vernunft, die die Könige des Nordens sind. Die heilige „Theokratie des Schönen", das ist die Zuversicht des deutschen Griechen, „muß in einem Freistaat wohnen, und der will Platz auf Erden haben, und diesen Platz erobern wir gewiß". Zweifel lähmen die Zuversicht, Lebensmüdigkeit und Todesfurcht, Furcht vor dem

Friedrich Hölderlin, Jugendbildnis
Paſtell-Gemälde von F. C. Hiemer, 1792. Marbach, Schiller-Nationalmuſeum

Jean Paul Friedrich Richter
Gemälde von Friedrich Meyer, 1810. Hamburg, Privatbesitz

Alter, Furcht, „ärmlich zu werden" und gemein. Aber noch glaubt Hyperion an den Menschen so inbrünstig, daß Diotima weinen muß. „Das rettet ihn allein", sagt er zu dem göttlichen Mädchen, „daß er sich aufmacht und die Natter zertritt, das kriechende Jahrhundert, das alle schöne Natur im Keime vergiftet."

*

Auch die Wandlung Hölderlins nach diesem Weltbild ist die des Schiller-Jüngers, dem die Abhandlung des Meisters über Anmut und Würde alles war: Gedanke, Empfindung, Phantasie. Der „ewige Vollendungsgang der Natur", der Trieb als Bildungstrieb, die Entwicklung der schaffenden Kraft: sie sind die Stichworte, die Hölderlin fernerhin sich gibt. Die Studie „Über die Verfahrungsweise des poetischen Geistes" ist sein höchster ästhetischer Gestaltungsversuch. Aber er dichtet den „Empedokles"; und das Griechenland der Diotima wird ein mystisches und mythisches Hellas.

Welches Geheimnis um die Antike ist, hat er in ängstigender Inspiration sich gefragt: „Wer hält das aus, wen reißt die erschröckende Herrlichkeit des Altertums nicht um, wie ein Orkan die jungen Wälder umreißt, wenn sie ihn ergreift wie mich, und wenn wie mir das Element ihm fehlt, worin er sich ein stärkend Selbstgefühl erbeuten könnte?" Und in dem großen Homburger Brief von Weihnachten 1798 und Neujahr 1799 geht ihm die Erkenntnis über die Griechen auf: „Auch ich mit allem guten Willen tappe mit meinem Tun und Denken diesen einzigen Menschen in der Welt nur nach und bin in dem, was ich treibe und sage, oft nur um so ungeschickter und ungereimter, weil ich wie die Gänse mit platten Füßen im modernen Wasser stehe und unmächtig zum griechischen Himmel emporflügle." Lange habe er an den Kunstregeln von griechischer Vortrefflichkeit laboriert, schreibt er 1801 an Böhlendorf. Indes wie je ist ihm absolute Dichtung Homer, der seelenvoll genug war, „um die abendländische junonische Nüchternheit für sein Apollonsreich zu erbeuten".

Vom Begriff des Helden her läßt sich — Pigenot hat es gezeigt — Hölderlins Werk am reinsten erkennen. Den Heros ehrt er, Herkules, den „hohen Halbgott", den Sohn Kronions: „Was berief den Vaterlosen, der in dunkler Halle saß, zu dem Göttlichen und Großen, daß er kühn sich an dir maß?" Alabanda gesteht seine Karl-Moor-Abenteuer dem Hyperion; „und mir war dabei, als sähe ich einen jungen Herkules mit der Megäre im Kampfe". Ein „trauernder Halbgott" ist auch Adamas. „Ich liebte meine Heroen", gesteht Hölderlins zweites Ich, „wie eine Fliege das Licht. Ich suchte ihre gefährliche Nähe und floh und suchte sie wieder." Nichts hilft es, „die tobenden, herrlichen Träume von Ruhm und Größe wegzubaden". Die Freien sind Gegenstand des Sehnens, die Göttermenschen. Kaum jemals in dem prometheischen Stolz des Verses: „Im Arme der Götter wurde ich groß", sondern in zärtlich-leidvoller Entbehrung. Auf Herkules folgt Achill, der Göttersohn, der am Strande des Meeres weint. Achill, der Jüngling, der

„wechselweise klagend und rächend, unaussprechlich rührend und dann wieder furchtbar" auftritt. Das Heldentum versinnlicht sich (nach dem Beispiel von Goethes „Mahomets Gesang") im Motiv des Stromes. In der Rhein-Hymne ist dieses symphonisch durchgeführt, dem Päan auf den Halbgott, der herunterkommt von Treppen des Alpengebirges, „das mir die göttlich gebaute, die Burg der Himmlischen heißt". Der „gefesselte Strom" ist des Ozeans Sohn, des Titanenfreundes. Und das Bild der Ströme geht über in das der Kentauren.

Der Oberste in der Götterordnung ist Zeus, der „Vater Äther", der „Vater im Himmel". Er ist das Überirdische, die heilige Luft oder aber das milde, stille, klare, süße Licht: „Doch in der Mitte der Zeit lebt ruhig mit geweihter jungfräulicher Erde der Äther." Die sterblichen Wesen danken ihm: „Du nährst sie alle mit deinem Nektar, o Vater! und es drängt sich und rinnt aus deiner ewigen Fülle die beseelende Luft durch alle Röhren des Lebens." Augen des Äthers, Blumen des Äthers sind die Gestirne. Das Geheimnis des Lichtes ist verwandt mit dem des Strahles, dem des Feuers: „Das Feuer geht empor in freudigen Gestalten aus der dunklen Wiege, wo es schlief, und seine Flamme steigt und fällt und bricht sich und umschlingt sich freudig wieder, bis ihr Stoff verzehrt ist, nun raucht und ringt sie und erlischt; was übrig ist, ist Asche. So geht's mit uns. Das ist der Inbegriff von allem, was in schreckend reizenden Mysterien die Weisen uns erzählen." Seele ist Wiedergeburt, und so wird auch Diotima als Wiedergeborene eine heilige „Fremdlingin" genannt, eine Versunkene, die neu auf grünendem Boden wandelt. Den Toten huldigt Hölderlin in den Strophen des „Ahnenbildes": „Und es tönen zum Dank hell die Kristalle dir; und die Mutter, sie reicht heute zum erstenmal, daß es wisse vom Feste, auch dem Kinde von deinem Trank."

Die innerste Wendung des Dichters nach dem „Hyperion" ist die Wendung zum Orphischen. Der „Archipelagus" feiert die abendländische, die „hesperische" Kultur Athens: „Drum in der Gegenwart der Himmlischen würdig zu stehen, richten in herrlichen Ordnungen Völker sich auf untereinander und bauen die schönen Tempel und Städte fest und edel, sie gehn über Gestaden empor." Aber diese „junonische Nüchternheit", die fast die apollinische in Nietzsches „Geburt der Tragödie" ist, weicht dem Dionysos, dem syrischen Weingott der Priester und Sänger, dem Fackelschwinger, das Heilignüchterne dem Heiligtrunkenen. Asien blüht auf, „mit tausend Gipfeln duftend". Asien, „wo herab von Tmolus fährt der goldgeschmückte Pactol und Taurus stehet und Messogis und voll von Blumen der Garten, ein stilles Feuer". Die Briefe an den Verleger Wilmans, die Hölderlin als Sophokles-Übersetzer in Nürtingen schreibt, haben Daten aus den Monaten vor seiner Erkrankung. „Ich hoffe", sagt er im ersten von vier, „die griechische Kunst, die uns fremd ist durch Nationalkonvenienz und Fehler, mit denen sie sich immer herumbeholfen hat, dadurch lebendiger als gewöhnlich dem Publikum darzustellen, daß ich das Orientalische, das sie verleugnet hat, mehr heraushebe." Wenn er in der „Antigone" oder „Antigonä" die Worttreue verläßt, dann

erscheinen die Götter als Geister, als Dämonen. Ein Bruder des Dionysos wird für Hölderlin Christus, der ein Bruder des Herkules war.

In dionysischem Schauer fühlt der Dichter die Umnachtung voraus, und er sieht sie als herniederzuckenden Blitz. In der Ode „Patmos" sagt er, was dieser sei: „Den Blitz erklären die Taten der Erde bis jetzt, ein Wettlauf unaufhaltsam."

Das Gedicht auf Sinclair, das den Titel „An Eduard" hat, begeht in glühendem Traum den Blitz als ein Opferfest: „Schon sinkt der Stahl! Die Wolke dampft! sie fallen!" Und träumt den eigenen Fall mit. Das Gewitter ist für Hölderlin seit langem „das auserkorene Zeichen unter allem, was ich schauen kann von Gott". Als er den Anfang der „Bacchantinnen" des Euripides übertragen hat, schreibt er die Hymne an die Dichter. Er sagt darin über das „himmlische Feuer" und des Dichters schuldloses Herz: „Des Vaters Strahl, der reine, versengt es nicht." Nach der Katastrophe in Frankreich ist er in die Heimat zurückgekehrt, und er spricht noch wie im Fieber. „Das Gewitter", so läßt er in dem Brief an Böhlendorf gehemmt sich aus, „nicht bloß in seiner höchsten Erscheinung, sondern eben in dieser Ansicht, als Macht und Gestalt, in den übrigen Formen des Himmels, das Licht in seinem Wirken, nationell und als Prinzip und Schicksalsweise bildend, das uns etwas heilig ist, sein Gang im Kommen und Gehen, das Charakteristische der Wälder und das Zusammentreffen in einer Gegend von verschiedenen Charakteren der Natur, daß alle heiligen Orte der Erde zusammen sind um einen Ort, und das philosophische Licht um mein Fenster ist jetzt meine Freude." Aber diese letzte Metaphysik erstickt nicht das Schluchzen eines Bedrängten, der aufschreien möchte. „Das gewaltige Element, das Feuer des Himmels und die Stille der Menschen, ihr Leben in der Natur und ihre Eingeschränktheit und Zufriedenheit hat mich beständig ergriffen, und wie man Helden nachspricht, kann ich wohl sagen, daß mich Apollo geschlagen."

*

Der „Tod des Empedokles" (der aus einem geplanten „Tod des Sokrates" hervorgeht) ist Hölderlins einziges Drama. Verschollen ist ein Bruchstück „König Agis", in dem der Mitkönig des Leonidas von Sparta in einer Zeit des Zerfalls als Reformator auftrat. Der „Empedokles" macht mehrere Stufen durch. In Frankfurt entsteht er aus dem Kulturhaß von Hyperions Briefen. Die Skizze schließt damit, daß der Philosoph von Agrigent von einem Ärgernis durch ein Fest und von einem Zwist mit seinem Weibe Veranlassung nimmt, „seinem geheimen Hange zu folgen, aus der Stadt und seinem Hause zu gehen und sich in eine einsame Gegend des Ätna zu begeben". Er stürzt sich in den Krater. Sein Liebling findet die eisernen Schuhe des Meisters, die mit der Lava emporgeschleudert worden sind. Die erste Fassung, aus der Prosa in Jamben überleitend, schafft für Empedokles einen Gegenspieler in dem Priester Hermokrates und enthält in dem großen Monolog den tragischen Sinn und die höchste Schönheit des Ausdrucks: „In meine Stille kamst du leise wandelnd." Eine zweite Fassung zieht dem

jambischen Vers freiere Rhythmen vor. Die letzte Stufe ist „Empedokles auf dem Ätna": Pausanias, sein Freund, Strato, sein königlicher Bruder, der ägyptische Geist Manes, der „böse Geist", der den zum Abschied bereiten griechischen Denker versucht. Das Gedicht „Empedokles" ist ein Motto. Es widmet dem, der „in schauderndem Verlangen" sich in das göttliche Feuer stürzte, den Abgesang: „Doch heilig bist du mir wie der Erde Macht, die dich hinwegnahm, kühner Getöteter! Und folgen möcht' ich in die Tiefe, hielte die Liebe mich nicht, dem Helden."

Der „Empedokles" ist heroisches Pathos. Einmal nur ist Hölderlin in die Gattung des Sentimentalisch-Bürgerlichen abgebogen: 1799, als er dem Wunsch des Verlegers Steinkopf gehorchte, „er möge sich dem Publikum durch eine größere Arbeit bekannt machen". Das ist die Versnovelle „Emilie vor ihrem Brauttag", ein Taschenbuch-Gedicht, in Eilfertigkeit geschrieben, so tadelt Hölderlin sich, „leichtsinnig genug hingeworfen aus Notwendigkeit und Dienstfertigkeit". Sie hat die Form von Briefen Emiliens an eine Klara und malt das Gefühl des Mädchens für Eduard, den unter Paoli auf Korsika kämpfenden Bruder, eine Reise mit dem Vater durch die Landschaften, die Hölderlin gesehen hat, Main, Rhein, Teutoburger Wald, die Begegnung Emiliens mit einem Armenion, dem „Hohen, Gefürchteten, Geliebten", Armenions Werbung bei dem Vater, das Verlöbnis. Zart ist in dieser sublimierten, lauen Süßigkeit die Naturszenerie.

Indes umsonst, daß Hölderlin sich ablenkt, sich beschwichtigt. Er folgt als Dithyrambiker seinem Entwicklungsgesetz. Bis sich vollzogen hat, was Bettina in der „Günderode" mit weiblicher Intuition von ihm sagt: „Gewiß ist mir doch bei diesem Hölderlin, als müsse eine göttliche Gewalt wie mit Fluten ihn überströmt haben, und zwar die Sprache, in übergewaltigem, raschem Sturz seine Sinne überflutend und diese darin ertränkend; und als die Strömungen verlaufen sich hatten, da waren die Sinne geschwächt und die Gewalt des Geistes überwältigt und ertötet." Es ist, so läßt Bettina Sinclair dazu bemerken, „als wenn man es an dem Tosen des Windes vergleiche, denn er brause immer in Rhythmen dahin, die abbrechen, wie wenn der Wind sich dreht". Es ist, „wie wenn er nahe dran sei, das göttliche Geheimnis der Sprache zu erleuchten, und dann verschwinde ihm wieder alles im Dunkel". Überschritten ist in dieser Besessenheit vom tönenden Rhythmus die Grenze des Wahnsinns.

Die Dichtung wird zu einer Trümmerstätte. Nicht mehr ordnen sich die Vorstellungen, sie scheinen kunstvoll verwirrt. Beispiele hat Pigenot angeführt: das Einschiebsel in die Hymne „Colomb" mit der Erwähnung von Seefahrern und Seefahrten, das Bild von London am Ende des Hymnenentwurfs „Griechenland": „Gärten wachsen um Windsor"; oder das große „Vatikan"-Fragment. Nach 1806 schreitet die dumpfe Ohnmacht fort, in jenen kalendermäßigen Jahreszeitgedichten und friedlich moralisierenden Reflexionen des Tübinger Narren Scardanelli. Aber der sterbende und gestorbene Geist wird noch einmal schauend

in den Dissoziationen der „Hälfte des Lebens": „Die Mauern stehen sprachlos und kalt, im Winde klirren die Fahnen."

*

Hölderlin ist für die Literaturgeschichte zuerst ein Adept der Dioskuren von Weimar. Lange ringt er um Schiller. Sein Wort „an die jungen Dichter" bezeugt es: „Wenn der Meister euch ängstigt, fragt die große Natur um Rat!" Jena und Weimar sind dem Hauslehrer bei Frau von Kalb die Welt. In Schillers Stube ist er so befangen, daß er mit Goethe sich unterhält, ohne vor dem Abend zu erkunden, wer der Fremde war. Nachher scheint er, dessen „bittren Zug" der Neuling beobachtet, ihm „oft ein recht herzensguter Vater". Goethe findet, Hölderlins Richtung ähnele der Schillers, er habe aber nicht dessen Fülle, Stärke und Tiefe. Seine Gedichte empfehle eine gewisse Lieblichkeit, Innigkeit und Mäßigkeit. „Ich habe ihm besonders geraten", das ist Goethes Meinung, „kleine Gedichte zu machen und sich zu jedem einen menschlich interessanten Gegenstand zu wählen." Ist ein deskriptiver und plastischer Hölderlin, wäre nicht der Zusammenbruch gekommen, denkbar? Schiller, dem Hölderlin als „res nullius" angehört, hält ihn sich fern. Voll Schmerz bescheidet er sich in dem Umgang mit dem Professor: „Weil ich Ihnen so viel sein wollte, mußt' ich mir sagen, daß ich Ihnen nichts wäre." „Ich friere", schreibt er aus Nürtingen an Schiller, „und starre in den Winter, der mich umgibt." Das Gedicht „An die Natur" nimmt der Meister in seinen Almanach nicht auf. Schiller verstummt. Und Hölderlin klagt es ihm als dem „einzigen Mann, an den ich meine Freiheit so verloren habe". Nun äußert Schiller sich über Hölderlins Mängel: Begeisterung ohne Nüchternheit, Künstelei, Weitschweifigkeit, „die, unter einer Flut von Strophen, oft den glücklichen Gedanken erdrückt". Aber er ruft diesem Ikarus auch zu: „Bleiben Sie der Sinnenwelt näher!" Hölderlins Zustand in seiner heftigen Subjektivität sei gefährlich, bemerkt Schiller in Zeilen an Goethe, „da solchen Naturen schwer beizukommen ist". 1798 antwortet er auf Hölderlins Bitte nicht, ihm „einen kleinen Posten in seiner Nähe" zu verschaffen; und nicht 1801 auf die Bitte, ihm zu einer Dozentur in Jena zu helfen.

Desto enger wird der Zusammenhang der Romantiker mit ihm, seit 1799 August Wilhelm Schlegel in der „Jenaischen Literaturzeitung" auf die „Beiträge von Hölderlin", ihren Geist, ihre Seele hinwies. Brentano und Arnim bringen einzelne seiner Gedichte in der „Zeitung für Einsiedler". Arnim nennt ihn gemeinsam mit Novalis und erhebt ihn: „Weder Lavater noch Klopstock noch irgendein Zeitgenosse Hölderlins kann als Funke seiner Flamme betrachtet werden. Was ihn erleuchtet, kommt aus weiter Ferne. Wir ersehen es aus einigen Ausdrücken heiliger Ferne, die sich vielleicht erst spät und überraschend ihm öffnete, daß er hier nur zu glauben brauchte, um zu dichten." Brentano ist Hölderlin-Enthusiast wie Bettina, seine Schwester. Justinus Kerner und Waiblinger, die Schwaben, sind dem Irren in Tübingen treu.

Über die Jahrzehnte hinweg dauert die Erinnerung an den absoluten Dichter, in dem Friedrich Nietzsche, der Primaner von Schulpforta, sich erkennen wird. Dann findet ihn die junge Kriegsgeneration von 1914. Sie hält sich an den Hölderlin, der im Begriff war, „nationell" zu werden, der den „Deutschen Gesang" mit dem Ausruf weihte: „So krönet, daß er schaudernd es fühlt, ein Segen das Haupt des Sängers, wenn dich, der du um deiner Schöne willen bis heute namenlos geblieben, o göttlichster, o guter Geist des Vaterlandes, sein Wort im Liede nennet." Die jungen Deutschen von 1914 hören, umtost vom Weltkrieg, den erschütternden Hymnus an Germanien, die Priesterin, die „wehrlos Rat gibt rings den Königen und den Völkern". Der Sprecher dieser Generation ist Norbert von Hellingrath, der im Dezember 1916 fällt, nachdem er Hölderlins Werk wie einem Schicksal gedient hat.

Jean Paul Friedrich Richter

1763–1825

Von

Fritz Klatt

Jean Pauls Leben und Werk gehören so eng zusammen wie nur selten bei einem ganz Großen im Geist. Ehrlich und echt ist alles an ihm. Nichts ist gemacht oder theaterhaft nach außen hin gesteigert, um die Wirkung zu erhöhen. Jean Paul ist in jeder Minute des Lebens erfüllt vom Leben. Diesen Haupteindruck hat, wer sich heute, über hundert Jahre nach seinem Tode, mit seinen Werken näher beschäftigt, wie ihn die Menschen hatten, die ihn noch kannten und ihn uns in Briefen und Tagebuchblättern schildern.

Die alte Frau Dorothea Rollwenzel in dem Gasthaus am Fuß der Eremitage, zu dem er zwanzig Jahre lang fast täglich von Bayreuth aus hinlief, mit dem Knotenstock in der Hand, mit Manuskripten und Büchern im Ranzen, ein paar Flaschen Wein in den Rocktaschen und seinem Pudel Ponto an der Seite, um dort, von ihr verpflegt, den Tag zu arbeiten, sagte kurz nach seinem Begräbnis von ihm: „Gott hab' ihn selig! Er war's hier schon. Eine Blume konnte ihn selig machen über und über, oder ein Vögelchen, und immer, wenn er kam, standen Blumen auf seinem Tisch, und alle Tage steckte ich ihm einen Strauß ins Knopfloch. Es ist nun wohl ein Jahr, da blieb er weg und kam nicht wieder. Ich besuchte ihn drinnen in der Stadt, noch ein paar Wochen vor seinem Tode; da mußte ich mich ans Bett zu ihm setzen, und er frug mich, wie es mir ginge: ‚Schlecht, Herr Legationsrat', antwortete ich, ‚bis Sie mich wieder beehren.' Aber ich wußt' es wohl, daß er nicht wiederkommen würde, und als ich erfuhr, daß seine Kanarienvögel gestorben wären, da dacht' ich: er wird auch bald nachsterben. Sein Pudel überlebt ihn auch nicht lange, ich hab' ihn neulich gesehen, das Tier ist nicht mehr zu kennen."

Dieser Bericht kurz nach seinem Tod von der „gescheitesten Frau von ganz Baireuth", wie er die alte Rollwenzel nannte, deckt sich mit Berichten aus seinem ganzen zweiundsechzigjährigen Leben. Immer ist dies Leben gedrängt voll Stoff und Erlebnis gewesen, überquellend fast genau so, wie in seinen Büchern der Stoff überquillt und die klare Form von Roman, Novelle oder Aufsatz sprengt und auseinanderreißt, weil ihm immer noch Wichtigeres einfällt, was er in einem Einschiebsel, in Anmerkung oder Anhang noch mitteilen muß.

Dies Dem-Leben-ausgeliefert-Sein hätte diesen Menschen früh vernichtet, wenn nicht seine Natur dafür gesorgt hätte, daß er sehr spät und langsam reifte. Erst 1790, als Siebenundzwanzigjähriger, beginnt er sein eigentliches Leben:

„Verhaltenheit wäre das Gesetz dieser Jugend gewesen, und in der Tat, wenn auch Jean Paul seit der Knabenzeit immerzu sprach und schrieb: das Innere war dabei sprachlos geblieben!... Doch nein: Verhaltenheit teilt er mit vielen. Das Seltsamere, das er (in seinen eigenen Kindheitsschilderungen) nicht erklärt, ist die Maske. Warum macht er seinen Antritt mit Satiren, die so schlecht sind und ihm so schlecht stehen, nicht weil sie etwas wegtäuschen: das Mitgefühl eines jedem Leben freundlichen Gemüts, sondern weil sie etwas vortäuschen: Überlegenheit."

So ist es. Seine ersten literarischen Versuche sind so zwanghaft-intellektuell, würden wir heute sagen, so voll kaltem und erdachtem Witz, daß sie für heutige Leser, wie auch damals schon, ungenießbar sind. Diese Starrheit kalter Satiren war eine Schutzhülle einer erst später sich ergießenden elementaren Lebensfülle, die der Jüngling nicht ertragen hätte.

Unter diesem Zeichen einer großen Starrheit, eines wilden Lernens von Begriffen, einer ameisenhaft fleißigen Aneignung fremder Lebensdeutung steht der ganze erste Teil seines Lebens. Karoline Herder, die Frau des von ihm am allermeisten verehrten Zeitgenossen, hat Jean Paul einmal in diesem Sinn ganz tief gedeutet: „Sein Geist ist seinem Lebensalter vorangesprungen und hat die edle Lebenskraft im Hirn konzentriert. Daher sieht er denn so — einigermaßen — manchmal — einem jungen Greis ähnlich."

Jean Paul ist am 21. März 1763 in Wunsiedel im Fichtelgebirge geboren. Seine Mutter, der er zeitlebens tiefe Worte der Verehrung widmete, war eine fleißige, stille Frau. Er erzählte einmal als alter Mann den Kindern einer befreundeten Familie von seiner Mutter. Sie hatte ihm ihr Spinnbuch vermacht, in dem sie alles, was sie in ihrem Leben ersponnen hatte, eingetragen hatte, und Jean Paul fügte hinzu, das sei für ihn ersponnen gewesen. Er hat es nie vergessen und sich nicht verziehen, daß er ihr nicht hat die Augen zudrücken dürfen. Zu der Zeit ihres Todes — 1796 — war er — ein schon berühmter Mann — in Weimar, umschwärmt von Frauen, während seine Mutter einsam starb.

Sein Vater, Pfarrer erst in Wunsiedel, dann bald, von Jean Pauls drittem Lebensjahr an, in Joditz, zwei Meilen von Hof, später in Schwarzenbach an der Saale, hat ihn sehr streng und pedantisch erzogen, noch weit starrsinniger, als der Rat Goethe seinen Sohn in Frankfurt erzog. Er mußte Sprüche und lateinische Worte lernen und den Katechismus, auch an den schönsten Sommertagen, während der Vater über Land ging. Sein ungeheurer Wissensdurst wurde dabei nicht befriedigt. Erst in Schwarzenbach bekam er regelmäßigen Schulunterricht und stürzte sich auf das Lernen. Seine Lesewut kannte keine Grenzen. Er las zunächst Robinsonaden und Romane, später alles, was ihm in die Finger kam. Schon seit dem fünfzehnten Lebensjahr machte er sich Auszüge aus den verschiedensten Büchern. Diese Gewohnheit begleitete ihn durch sein ganzes Leben. Fast jeder seiner Besucher in Bayreuth erwähnt die in seinem Arbeitszimmer bis an die

Das Gasthaus der Frau Rollwenzel bei Bayreuth
Nach einem alten Stich

Decke aufgestapelten Exzerpte, die er überall in seinen Werken als Einschiebsel benutzte.

Ostern 1779 kam er auf das Gymnasium zu Hof. Bald darauf starb sein Vater, und die ganze Familie geriet in die bitterste Armut. Ein zehnjähriger Kampf mit Hunger und Kälte begann für den Jüngling. Das harte Leben ließ es nicht dazu kommen, daß er in der Blütezeit seines Lebens schon zu sich selbst kam. Schon in seiner Gymnasialzeit und später dann von 1781 an, wo er als Student nach Leipzig ging, lernte er das vornehme und reiche Leben von außen kennen. Bei Adolf Lorenz von Oertel, seinem schwärmerisch geliebten Jugendfreund, dem Sohn eines reichen, geadelten Kaufherrn, wurde ihm der Luxus begüterter Kreise vertraut. Später, als er in diesem Hause eine Hauslehrerstelle innehatte, um das Notdürftigste während des Studiums zu verdienen, starb — in seiner Gegenwart — der Freund. Erst Jahrzehnte später, in seinen Büchern, kommt dieser Eindruck heraus. Damals, in seinen ersten satirischen Schriften, klingt nichts von dem Empfindungsübermaß jenes Jugendschmerzes an.

Zum Schreiben ward er durch die bittere Not gebracht. Sein erstes Werk, die „Grönländischen Prozesse", blieb lange ungedruckt. Dann kam 1783 plötzlich der Brief des Verlegers Voß in seine ungeheizte Stube, in dem dieser ihm ein beträchtliches Honorar anbot. Um dieses „seltensten Augenblickes" willen, den er nie vergessen hat in seiner ganzen Glücksfülle, will er seine Selbstbiographie schreiben. Das Buch war „kein Erfolg". Der Verleger zog sich zurück. Jean Paul

kam in neue Schulden. Er berichtet von einer abenteuerlichen Flucht aus Leipzig vor den Gläubigern. Bei dieser Flucht legte er sich einen falschen Namen zu. Und während er sonst durch seine besondere Kleidung, das Hemd an der Brust offen, ohne Zopf und Puder, überall — durch dieses Kleidermärtyrertum, wie er es selbst nannte — öffentlich auffiel, verbarg er sich hier auf der Flucht vor seinen Gläubigern durch die allgemein übliche Tracht. Erst zu Ende jener Jugendperiode, mit siebenundzwanzig Jahren, schaffte er seine geniale Tracht ab und ging nun wie alle mit dem üblichen Zopf. Damals war in Schwarzenbach, wo er Hauslehrer war, ein geistiger Kreis um den jungen Jean Paul, der hier kurz vor Beginn seines dichterischen Aufbruchs stand. Auch hier schon war, wie immer in seinem Leben, ein Kreis für ihn schwärmender junger Mädchen, mit denen er auch in Briefwechsel stand, um ihn. Im übrigen gab er sich mit letztem Eifer seiner pädagogischen Tätigkeit hin. Das kleinste Geschehen im Leben der Kinder sah er in dieser Erziehungsarbeit für wichtig und mit höchstem Ernst an. Seine große Erziehungslehre „Levana" ist nur möglich auf Grund unendlich vieler praktischer Erfahrungen und Beobachtungen. Hier am Ende seiner im Kampf mit der Lebensnot verbrachten Jugend erfuhr er, was in vielen seiner Bücher eine entscheidende Rolle spielt: den pädagogischen Eros, das Aufgehen der jugendlichen Seele vor dem Anblick des leise und höchst vorsichtig führenden Älteren. Der Jüngling und der führende Ältere sind in der „Unsichtbaren Loge", im „Hesperus", im „Titan" die Hauptgestalten. Jean Pauls pädagogische Veranlagung schlägt in allen seinen Werken, die nun in seiner reifen Zeit folgen, durch, auch noch in einem anderen als gegenständlichen Sinne. Er will seinen Leser belehren und führen. Weil er selbst so überwältigt ist von der Schönheit und Fülle und der Größe und Güte, aber auch von dem Schmerz und der Trauer des Lebens, weil er selbst das Wahre und Gute so sicher weiß, darum sieht er seine dichterische Gestaltung als Dienst an den Menschen an. Immer wieder wird es durch Gespräche und Briefstellen bezeugt, wie dieser Dichter seine Arbeit als Dienst an den Menschen seines Volkes auffaßte. Er ist davon überzeugt, daß ihn die Menschen lesen müssen, damit sie die Dinge besser und richtiger sehen und dadurch sinnvoller leben können. Was er in seiner ersten Jugend mit der Satire und mit beißender Ironie versuchte, weil ihm die Fülle des Erlebten noch fehlte, das gelang ihm in seiner reifen Zeit durch die übervolle Erzählungsweise seiner in jener Zeit von jedem gebildeten Deutschen gelesenen Romane. Kaum ein Dichter der Zeit wurde so viel gelesen wie Jean Paul. Die männliche Jugend und die Frauenwelt der Jahrhundertwende bildete sich an seinen Gestalten.

Seine Arbeitskraft ist bis ein Jahr vor seinem Tode unerschöpflich gewesen. Er arbeitete systematisch. Viele begeisterte jüngere Besucher schildern das in Briefen. Dabei mußten, um seine körperliche Müdigkeit zu überwinden, Kaffee und Wein und vor allem das Bayreuther Bier, um dessen Güte willen er sich nicht entschließen konnte, aus Bayreuth zu ziehen, herhalten. Immer nur eine ganz

bestimmte Zeit des Tages widmete er der Familie und den Besuchern. Es wird verschiedentlich geschildert, wie er plötzlich mitten im Gespräch das Zimmer ohne Gruß verließ, in dem ein Gast saß, um weiterzuarbeiten. Diese grußlose Form des Abschieds war bekannt. Andererseits entsprach es der Lebensfülle dieses Mannes nicht, daß er in einem allzu mechanischen Schema Leben und Arbeit getrennt hätte. Erneſtine Mahlmann erzählt in einem Brief 1803: „Sowie er aufgestanden ist, geht er hinauf und trinkt seinen Kaffee während der Arbeit. In der übrigen Zeit des Tages bleibt dennoch ein ständiger Verkehr zwischen Mann, Frau und Kind. Alle Augenblicke kommt er einmal herunter und spielt mit dem Kind, oder die Mutter geht mit dem Kind herauf."

Er konnte nicht zwischen Arbeit und Leben trennen. Niemals hätte er es über sich gewonnen, das Erleben zu beschneiden oder zu rationieren um der Arbeit willen. Denn alles, was er erlebte, ging ja direkt und restlos als neue Beobachtung und Erfahrung in seine Bücher auf, war ihm unendlich wichtig, nicht bloß als Erlebnis, sondern zugleich als Baustein für die Welt seiner dichterischen Gestalten. Jean Paul hat niemals einen historischen Roman geschrieben. All sein Interesse war auf die Gegenwart gerichtet, auf dieses Leben der Gesellschaft um 1800; dieser bürgerlichen Gesellschaft mit ihren hohen Idealen und mit ihren seltsamen und höchst komischen Verschrobenheiten an den kleinen Höfen der Duodezfürsten des zerstückelten Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation in seiner Endphase, bevor die Napoleonischen Kriege den Grund zu einer neuen Einheit legten.

Mit dieser leidenschaftlichen Liebe zu Zeit und Gegenwart steht Jean Paul als Sondererscheinung höchst bedeutsam zwischen den klassischen Dichtern von Weimar, die das deutsche Wesen in seinem ewigen, der Antike verwandten Sinn suchten und fanden, und der jüngeren romantischen Generation von Tieck und Wackenroder, die das deutsche Mittelalter wieder aufsuchten und verlebendigten. Jean Paul ist den großen klassischen und romantischen Zeitgenossen gegenüber Realist und aus diesem Grund der große deutsche Humorist geworden. Und er wird aus diesem Grund in der dritten Periode seines Lebens in seinem Alter politischer Schriftsteller, wovon noch besonders die Rede sein wird. Er ist aus diesem Grunde auch immer reiner Prosaist gewesen. Kein Gedicht, kein dramatischer Versuch ist von ihm bekannt, nur Erzählungen, in denen die Menschen seiner Zeit eine Rolle spielen, und Abhandlungen, die politisch oder pädagogisch in die Zeit eingreifen wollen, füllen die sechzig Bände seines schriftstellerischen Lebenswerkes.

Er sprach, wie er schrieb. Das ist das übereinstimmende Urteil aus vielen Zeugnissen der Zeitgenossen. Varnhagen berichtet 1808: „Seine Sprache ist schnell und daher bisweilen etwas stolpernd, nicht ohne einigen Dialekt, der ein Gemisch von Fränkischem und Sächsischem sein mag, natürlich doch ganz in der Gewalt der Schriftsprache festgehalten." Fünfzehn Jahre später, kurz vor seinem Tode, berichtet ein junger Besucher, Franz von Elsholtz, über seine Redeform, „die der Schreibart sehr gleich kam, wobei die Besonnenheit nicht genug zu bewundern war,

womit er, nach mannigfachen Parentheſen und Einſchiebſeln, den Hauptfaden immer wieder ergriff und ohne Nachteil für den Periodenbau glücklich fortwebte". Aus allem, was wir von Jean Paul wiſſen, läßt ſich immer wieder das eine Weſentliche feſtſtellen: er lebte ſo völlig hingegeben an die Gegenwart, daß ihm das Leben in ſeiner Einmaligkeit unermeßlich und köſtlich erſchien und er es deswegen auch unermüdlich in ſeiner ganzen Realität, in ſeinen tieftraurigen und verzweifelten und in ſeinen komiſchen Situationen den Zeitgenoſſen darſtellte.

Als ſolch unermüdlicher Realiſt wurde er, vom Publikum zwar vergöttert, von den zeitgenöſſiſchen Dichtern nicht ganz für voll genommen, wie er ſelbſt gerade gegenüber den großen klaſſiſchen und romantiſchen Dichterkollegen ebenfalls ein Abſtandsgefühl hatte. Goethe hat ihn immer als „kraus und wirr" abgelehnt. Anfangs, als Jean Paul im Jahre 1796 zum erſten Male nach Weimar kam, hoffte Goethe noch auf ihn. An Heinrich Meyer ſchreibt er — und jedes Wort iſt in dieſer Briefſtelle bedeutſam —: „Richter aus Hof, der allzu bekannte Verfaſſer des Heſperus, iſt hier. Er iſt ein ſehr guter und vorzüglicher Menſch, dem eine frühere Ausbildung wäre zu wünſchen geweſen. Ich müßte mich ſehr irren, wenn er nicht noch könnte zu den Unſrigen gerechnet werden." Bald danach ſchreibt er ſchon an Schiller über ihn: „Hier ſcheint es ihm übrigens wie ſeinen Schriften zu gehen, man ſchätzt ihn bald zu hoch, bald zu tief, und niemand weiß das wunderliche Weſen recht anzufaſſen." Es wird in einer zwei Jahre ſpäteren Briefſtelle an Schiller deutlich, worin Goethe den tiefen und unüberwindlichen Gegenſatz ſah: Jean Paul habe ihm geſagt, daß es mit der „Stimmung" Narrenspoſſen ſei, er brauche nur Kaffee zu trinken, um ſo gerade von heiler Haut Sachen zu ſchreiben, worüber die ganze Chriſtenheit ſich entzücke. Dieſes und ſeine fernere Verſicherung, daß alles körperlich ſei, gibt ihm dann die Gelegenheit, höchſt biſſig und ironiſch zu ſchließen.

So iſt das endgültige Urteil der beiden Großen von Weimar in den „Xenien" ſo formuliert:

Hielteſt du deinen Reichtum nur halb ſo zu Rate wie jener
(gemeint iſt Wieland)
Seine Armut, du wärſt unſrer Bewunderung wert.

Aber Jean Paul hat eben ſeinen Reichtum niemals zu Rate gehalten. Er hat es weder gekonnt noch gewollt ſein Leben lang.

Jean Paul ſelbſt hat bei Goethe zunächſt, als er ihn damals kennenlernte, ſein „Vorurteil für große Autoren, als wären es andere Leute" gründlich verloren. Er ſchildert ihn „als kalten, einſilbigen, akzentloſen Gott, den erſt der Champagner warm macht". Ebenſo abfällig ſchildert er den „felſigen Schiller, an dem wie an einer Klippe alle Fremden zurückſpringen", während ihn mit Herder charakteriſtiſcherweiſe von Anfang an und über den Tod Herders hinaus die innigſten Beziehungen verbanden. Schiller blieb ihm ſtets unverſtändlich. So berichtet Karoline

an August Wilhelm von Schlegel von einer Aufführung von „Wallensteins Lager", wie Jean Paul mitten aus dem Stück herausgelaufen wäre und gerufen hätte: „Ach, was ist das für barbarisches Zeug!"

Zu Schiller wie auch zu Fichte war von dem Realisten Jean Paul überhaupt keine Verbindung möglich. Das zeigt sich auch in seinem politischen Schrifttum, von dem noch die Rede sein wird. Dagegen hat Jean Paul zu Goethe in seinem späteren Leben eine sehr ehrfürchtige Stellung eingenommen. So sagte er 1801 zu Karl Friedrich Kinz: „Das ist das einzige, was ich vor dem großen Manne voraushabe, daß ich seine Schriften richtiger und würdiger aufzufassen verstehe als er die meinigen."

Ebenso wie der Fichtesche Idealismus war ihm die romantische Vorliebe für „Mittelalter" und „Waldeinsamkeit" zuwider. Jean Paul war durch und durch Humorist. So stellt er in seinen Erzählungen die Schilderungen von Traumgesichten, die zu dem Großartigsten gehören, was die deutsche Prosa hervorgebracht hat — Stefan George hat sie in seinem Jean-Paul-Band gesammelt —, übergangslos und beziehungslos neben höchst komisch geschilderte realistische Stellen, so wie das wirkliche Leben eben das Komische und Erhabene durcheinandermischt. Das scheidet ihn grundsätzlich von der tragisch-ironischen Weltauffassung der Romantiker. „Tieck schien geneigt, weil er die Liebe zu seiner ‚Waldeinsamkeit' und das mystische Versteckspiel der Natur nicht teilt, ihm den Dichterberuf abzusprechen", so berichtet Otto Spazier zusammenfassend von einer Begegnung Tiecks und Jean Pauls.

Jean Paul steht in dieser realistischen Leidenschaft zu Gegenwart und Zeitgenossen allein in der klassisch-romantischen Zeit um 1800. Er ist damit Vorfahre der realistischen Anfangsperiode des neunzehnten Jahrhunderts, dessen tiefster und innigster Dichter Adalbert Stifter in seiner Jugend auch sein bedeutendster Schüler ist.

Nach den „Grönländischen Prozessen" und der „Auswahl aus des Teufels Papieren" erscheint 1790 das „Leben des vergnügten Schulmeisterleins Wuz in Auental". Diese erzählungsfreudige, noch heute besonders gut lesbare Idylle zeigt zuerst den neuen Stil Jean Pauls, der sich in der „Unsichtbaren Loge" dann vertieft und verdunkelt. Der Dichter nennt dies Buch selbst „eine geborene Ruine". Das Buch blieb unvollendet, weil er während des Schreibens über die darin geschilderten Charaktere hinauswuchs. Die Gegengestalten, Dr. Funk und Ottomar, kehren unter anderen Namen in späteren Romanen wieder und bezeichnen die Spannungspunkte der Jean Paulschen Doppelnatur, scharfen Witz und schwärmendes Gefühl. Das Freimaurertum, das vielen zeitgenössischen Romanen wie Schillers „Geisterseher" und Goethes „Wilhelm Meister" zugrunde lag, spielt auch in diesem ersten großen Roman Jean Pauls eine entscheidende Rolle. Das Thema ist die Not der Einsamkeit und die Rettung durch das Erscheinen des reinen Menschen. Wie der zehn Jahre unter der Erde von seinen

Herrnhuter Erziehern, abgeschlossen von der bekannten Welt erzogene Knabe aus seiner unterirdischen Welt zu Tag und Licht hinaufsteigt, gibt erste Gelegenheit zu den großen Traumgesichten Jean Pauls. Die „Unsichtbare Loge" bringt dem Dichter seinen ersten großen Ruhm. Moritz, der Verfasser des „Anton Reiser", der von dem Manuskript sagt, „es sei noch über Goethe", findet einen Verleger für ihn, und er erhält hundert Dukaten Honorar.

„Hesperus" ist die erste geschlossene Romangestaltung Jean Pauls. Seine Erzählungsweise kommt hier über die Satire hinweg zum echten Humor, der auch die in der „Unsichtbaren Loge" noch kalt verachtete Hofwelt des kleinen Fürstentums, in dem auch dieser Roman spielt, durchwärmt. Das kleine Fürstentum Flachsenfingen ist trotz seiner Lächerlichkeit von dem Dichter geliebt und mit allem Prunk in seiner rokokohaften Spielfreude geschildert. Das Thema ist: Viktor in der Spannung zwischen Flammin und Klotilde, zwischen Freundschaft und Liebe. Das Thema steigert sich in der Leidenschaftlichkeit der Freundschaft wie in der Inbrunst der Liebe ins Heroische. Die mächtige Gestalt des großen Lehrers Dahore steht als formende und führende Kraft hinter allen Ereignissen. Gegenüber dem wirklichen Leben in Flachsenfingen werden die Menschen dieser Erzählung in dem erdichteten Maiental unter anderem Namen zu höherer Wirklichkeit versammelt. Hier in der Schilderung der vier Frühlingsnächte im Maiental erhebt sich diese Dichtung zu einer letzten Höhe deutscher Sprachkraft, zu dem, was Kommerell in einem der Kapitel seines Jean-Paul-Buches als „singende Prosa" beschreibt. Hier wird deutlich, warum Stefan George mit seinem für uns Heutige gültigen Urteil Jean Paul als „die größte dichterische Kraft der Deutschen" gerühmt hat.

In „Quintus Fixlein" wird die idyllische Schilderung des Dorfschulmeisterdaseins, das schon in seinem Wuz gestaltet war, weitergeführt. Es ist die Linie, die dann im Siebenkäs sich zu der höchsten Kraft steigert und dann endigt in des Feldpredigers Schmelzle Reise und Doktor Katzenbergers Badereise: die Rühmung des Kleinen, Alltäglichen in seiner göttlichen Armut. Das Fragment mit dem seltsamen Titel „Biographische Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin" ist der erste Versuch, der dann im „Titan" so weit vollendet wird, wie es Jean Paul in seinem von der Fülle bedrängten Leben möglich war: der Versuch zu einer Erzählung, die klar und überschaubar Personen, Gedanken und Handlung in eine große Einheit bringt.

Der „Siebenkäs" steigert sich über die Idylle und die groteske Schilderung der Zopfwirklichkeit zur Schilderung der großen und nun männlich-herben Freundschaft von Siebenkäs und Leibgeber. Das Zusammenstoßen von Erhabenheit und Lächerlichkeit ist in keinem Werke Jean Pauls so bis an die äußerste Grenze getrieben. Die Kapitel des Romans, die den Scheintod des armen Advokaten Siebenkäs und den endgültigen Abschied von seinem Freund Leibgeber schildern, sind ganz groß in dem Aufeinanderprallen von geschmackloser und

abstoßender Groteske mit der Schilderung der erhabenen Menschlichkeit und echtem Weltschmerz. Das fühlbare Wissen von der unabwendbaren Einsamkeit des Menschen, die auch durch die glühende Freundschaft und Liebe nicht aufgehoben werden kann, steht als tiefe und letzte schmerzvolle Erfahrung Jean Pauls hinter der Narrenhaftigkeit des Siebenkäs. Die „Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei", zeigt an den tiefsten Stellen dieses Romans seinen furchtbaren Ernst.

Der „Titan" ist Jean Pauls klassisches Werk. Er ist in Weimar gewesen, bevor er es schrieb. Seine ureigene, die krause Wirklichkeit des Alltags und letzte Glaubenskräfte verbindende dichterische Kraft hat, soweit das irgend möglich ist, hier die klare und ordnende Kraft Goethes und Schillers in ihrer klassischen Freundschaftszeit aufgenommen. In Albano, dem Helden des „Titan", ist der deutsche Jüngling wirklich Gestalt geworden, der in dem Gustav und Viktor der „Unsichtbaren Loge" und des „Hesperus" noch als Idol einer in seiner eigenen Seele empfundenen Möglichkeit umschwärmt wird. Aus der dunklen Höhlenlandschaft der „Unsichtbaren Loge" und dem Maiental des „Hesperus" wird nun die klar geschilderte südliche Landschaft des Lago Maggiore, auf deren ganz realistische Schilderung Jean Paul, obgleich er niemals im Süden war, besonders stolz gewesen ist. „Der Titan" ist ein Erziehungsroman, die Geschichte der Entwicklung eines edlen Jünglings, der zur Herrschaft bestimmt ist. Die pädagogische Uranlage Jean Pauls findet hier in gestalteter Form ihre höchste Ausprägung, wie sie später dann in der „Levana" theoretisch ergänzt wurde. Es ist die Geschichte der Entwicklung des königlichen Jünglings, der geeignet ist, das Reich zu schaffen, das seiner würdig ist.

Höchst charakteristisch ist, daß im „Titan" der Freund, der in den früheren Romanen Jean Pauls als die große Ergänzung geschildert wurde, besonders in dem Freundespaar Leibgeber und Siebenkäs, für Albano letzten Endes nicht mehr nötig ist und zum großen Feind umschlägt. Roquairol ist das Symbol der heißen Feindschaft des großen Menschen. Auch die Frauenliebe des Albano, die von der Liebe zu Liane bis in die Liebe zu der stolzen Frau Linda de Romeiro sich spannt, enthält, ins Reale gesteigert, alles, was Jean Paul erlebt, nicht nur, was er erträumt hat. Auch der „Titan" zeigt mit seinem Abschluß, der dunkel bleibt und nicht zu einer klassischen Lösung kommt, die Doppelwelt Jean Pauls in ihrer ganzen Zwiegespaltenheit. Nur die ersten beiden Bände stehen unter dem Einfluß Weimars. In den beiden letzten Bänden, in denen die humoristische Gestalt Schoppes dominierend wird, wird die Einheit des Romans wieder aufgehoben. In der Geschichte des Luftschiffers Gianozzo, die in dem „komischen Anhang" dem „Titan" folgt, wird in der gewaltigen Schilderung der Luftfahrt, die mit Gewittersturm und Sturz in die Tiefe endet, eine letzte symbolische Überhöhung dieses großen Romans der im deutschen Wesen liegenden Tragödie der Willensüberspannung gegeben.

Nach dem Abschluß des „Titan" in Berlin 1801 hat sich Jean Paul verheiratet. Es beginnt die dritte Lebensepoche Jean Pauls, in der der geniale Dichter des „Hesperus" und des „Titan" zum Familienvater und guten Ehemann wird und, in seine Heimat zurückgekehrt, seßhaft wird und schließlich in Bayreuth um des guten Bieres willen wohnen bleibt. Aus dem hageren Jüngling wurde damals der starke Mann, den die Zeitgenossen bald unter dem Bild eines biederen Pächters oder gar eines Bierbrauers beschreiben.

In den Beginn dieser nachweimarischen Zeit fällt das letzte Werk dieser mittleren, also der eigentlich dichterischen Periode seines Lebens: die „Flegeljahre". Auch in diesem Roman ist der Held wieder wie Albano der Jüngling in seinem Jugendwollen. Aber es ist nicht mehr der fürstliche Jüngling, sondern Walt, der Held der „Flegeljahre", ist der junge Mensch im Kreis der täglichen kleinen Umwelt jener Zeit. Der Humor ist in diesem Werk nicht mehr an einen einzelnen Träger wie etwa im „Titan" an Schoppe gebunden, sondern er durchwogt das ganze Werk, die Beziehungen aller Personen zueinander. Die komisch-heilige Beziehung des jungen Walt zu allem, was in dieser seltsamen Welt geschieht, zu zeigen, ist das Thema des Romans. Das Zusammenfinden mit seinem Zwillingsbruder, dem Flöte blasenden Vult, und schließlich die erneute Trennung von ihm ist der Gegenstand der Erzählung, die meisterhaft und viel verhaltener als früher, nicht mehr schwärmend, sondern objektiv berichtend vergeht. Die Streckverse, die „Urform" Jean Pauls, wie Bertram sie bezeichnet, bilden in diesem Roman die Höhenstellen, wie in den früheren Romanen die Träume und großen Phantasiegesichte. In diesen Gebilden kommt Jean Paul zu einer in jedem Wort beseelten schwingenden Kürze.

Jean Paul hat nach Abschluß der „Flegeljahre" in den letzten zwei Jahrzehnten seines Lebens nur verhältnismäßig wenig größere erzählende Werke geschrieben. Theoretische und politische Schriften beanspruchen das Wesentliche seiner dritten Schaffensperiode, die zusammenfällt mit der großen Periode der Napoleonischen Kriege, die Deutschland und Europa äußerlich und innerlich völlig umwandelten. In dieser Zeit brachte er zunächst seine dichterische Werkerfahrung mit der „Vorschule der Ästhetik" unter Dach und Fach. In diesem Buch, das nicht Begriffe, sondern das Wesentliche des Dichterischen darstellt, sind besonders und bis auf heute entscheidend wichtig die Kapitel über das Lächerliche. Die Weltweite dessen, was Humor im Deutschen bedeutet, wird hier klar. Wenn in der „Ästhetik" die Form seines Sprachwerkes zum Gegenstand der Betrachtung wird, so in der „Levana oder Erziehlehre" der wesentliche Inhalt all seiner bisherigen Romane, die Erziehung zum Menschen. Die „Levana" ist eines der lebendigsten pädagogischen Bücher nach Pestalozzi und eine Fundgrube für tiefste pädagogische Einsichten.

Einen sehr großen Raum nehmen in diesen zwei Jahrzehnten die politischen Schriften Jean Pauls ein. Früher war ihm Vaterlandsliebe nur „eine eingeschränkte Menschenliebe" gewesen. Nach 1783 hält er von der „Liebe zum Vater-

Jean Paul in der Gartenlaube
des Kammerrats Miedel bei Bayreuth, dichtend. Zeichnung von ſeinem Schwager
Ernſt Förſter. Berlin, Sammlung Lipperheide

Johann Peter Hebel
Stich von Friedrich Müller

lande nicht viel", und er konnte dem „Zufall der Geburt" nicht „so viel Wichtigkeit beimessen". Obgleich ihn der Krieg von 1806/07 eigentlich auch nur, wie er sagt, „von der Weltbürgerseite traf", wird damals doch eine Beschränkung seiner aufs Allgemein-Menschliche gerichteten Empfindung bemerkbar. „Für die Menschheit gäbe er zwar die Deutschheit gern her", so bemerkt Plank in seinem Buch über ‚Jean Pauls Dichtung im Lichte unserer nationalen Entwicklung', „sobald aber beide einen gemeinsamen Feind haben, so wendet er seine Augen von diesem."

Dieser Gedanke der Abwehr der Feinde ist in der Zeit des preußischen Zusammenbruches so stark in dem Dichter geworden, daß er seinen Sohn damals zum Soldaten erziehen wollte, damit er später bei dem Werk der Befreiung mit Hand anlegen könnte. Er hoffte wie damals die meisten Vaterlandsfreunde auf Preußens Zukunft. „Immer heller wird jetzt der preußische Staat, der letzte deutsche", sagte er. Der Abwehr nach außen entsprechend, fühlt er zugleich die Notwendigkeit eines Zusammenschlusses im Innern des Landes. Die Gleichgesinnten sollten sich „aneinanderdrängen ... um einen festen Lebenskern zu bewahren".

Als ihn Perthes 1805 aufgefordert hatte, „zur Rettung des nationalen Bestandes" einem heimlichen Bunde beizutreten, der „ein Verständnis deutscher Männer untereinander" bezweckte, hatte Jean Paul geantwortet: „Taug' ich in Ihren Bund, so will ich gern ein Dorn, ein Stiel, ein Blatt in diesem Kranze sein ... alle Ihre patriotische Glut teil' ich, und knirsche so oft mit den Zähnen als irgendein Deutscher." Trotz allem aber warf er den einschränkenden Gedanken in die bejahende Antwort hinein: „Ein Dichter als solcher wirkt freilich auf den Weltkreis." Jean Paul wußte sehr wohl, wie köstlich es ist, entschieden „Partei zu nehmen", „wie dann alles leicht wird, die Flamme dafür hoch und frei aufgeht". „Aber kann ich?" fragt er zuletzt immer zweifelnd. Er meint dies im Sinne des „darf". Die spannungsreiche, jeder Starrheit ausweichende Seele dieser „größten dichterischen Kraft der Deutschen", dem auch Moeller van den Bruck in seiner „Deutschen Menschengeschichte" einen großen Raum widmet, ist kein „Patriot" im Sinne Arndts oder auch Fichtes, mit dem er viele Auseinandersetzungen hatte.

Varnhagen hatte 1809 eine längere Unterredung mit Jean Paul, aus der man jenes weltoffene Vaterlandsgefühl Jean Pauls gut heraushören kann. Sein Gesamteindruck ist dieser: Was Jean Paul sagte, war tief, verständig, herzlich, tapfer, deutsch bis in die kleinste Faser hinein. Aber dennoch: „Fichtes Reden an die deutsche Nation, gehalten unter dem Geräusch französischer Trommeln, waren und blieben ihm unheimlich; die Entschiedenheit dieser Kraft ängstete ihn." In einer Besprechung der Fichteschen Reden nimmt Jean Paul im gleichen Sinne Stellung. „Obwohl im Streite über das Mehr oder Weniger", ist er mit Fichte doch einverstanden in der Richtung seines Werkes, „welche den echt-deutschen Geist, nicht den unecht-deutschen Geist anregt, begeistert und bekörpert, einen Geist, den wir weniger gegen die Feinde als gegen die Zeit zu retten haben". Hier treffen

sich seine Gedanken mit denen Herders, dem er zeitlebens unbedingt folgte. Herder, dieser „Gesichtsmaler der Völker und Landschaftsmaler der Zeiten", scheint ihm „voller und lebendiger", „Völker und Zeiten als Ganzes erfaßt" zu haben, das Übermaß und die Einseitigkeit der „Fichtisten" sucht er stets ins Herdersche abzudämpfen.

Im Geiste Herders sah Jean Paul in seiner „Friedenspredigt" 1808 „ein weltseitiges Deutschland" als das letzte politische Ziel. Seine politischen Schriften von 1808 und 1809, insbesondere die Friedenspredigt und die „Kriegserklärung gegen den Krieg" in den „Dämmerungen" sind voll von diesen Gedanken „der Allseitigkeit, des Weltsinnes und des Kosmopolitismus der Deutschen". Deutschland ist für ihn „mehr Idee als Land". Sein Blut als des „Herzens Europas" muß in den fernsten und fremdesten Teilen der Welt umgetrieben werden. Das Wissen von dieser Lockerheit und doch kraftvollen Großsinnigkeit im Bau der deutschen Seele bezeugt er sehr eindringlich in einem Bilde: „Deutschland gleicht seinem Münsterturme, welcher vielfach und durchbrochen und zartzweigig, doch stammfest vor den Zeiten steht." Den Hang zur Ferne und zum Fremden sieht er in einem tief bejahenden Sinne: „Im Gegensatz zu anderen Völkern, denen Fremder und Feind gleichklang, ist dem Deutschen Fremder und Freund sinnverwandt."

Diese weitfassende Erkenntnis deutschen Wesens gibt ihm eine Zuversicht in die deutsche Zukunft. Die Geschichte hat bestätigt, was er gläubig in der „Friedenspredigt" 1808 verkündigt. „Nur Einseitigkeit kann am Entgegengesetzten sich brechen, ja sich in diesem verlieren. Aber wir weltseitigen Deutschen sind nicht auszulöschen." Jean Pauls politische Gedanken über die Zeit sind nicht beiläufig gedacht, vielmehr von dem ernsten Willen getragen, die allgemeine Verwirrung schlichten zu helfen. Jean Paul gibt es selbst klar kund, und es klingt uns wie heute geschrieben: „In der jetzigen Zeit nicht der Völkerwanderung nach außen, sondern der Völkererregung nach innen, wo Weltteile einander bewegen und ein Land um das andere zum Vaterlande reift, wird auch der Dichter mit fortgezogen und am Ende so begeistert, daß ihm Zeitungen so viel gelten wie Dichtungen, wenigstens das Herz will mitschlagen helfen ..."

Diesem großen politischen Gedanken brachte Jean Paul in seiner letzten Lebensperiode sein eigenes Werk zum Opfer. Den ganzen Bau seiner Dichtungen hat er stehengelassen und hat diese zwei Jahrzehnte sein Teil beigetragen, die Deutschen politisch schulen zu helfen. Damit ist er, nachdem er seine dichterische Laufbahn mit den „Flegeljahren" nahezu vollendet hatte, zum Propheten und Lehrmeister der Deutschen geworden. Seine Wirkung war nun eine unmittelbare, nicht entfernt zu messen an dem, was er geschrieben hat. Nur so ist es zu begreifen, daß ihn seine Zeit so überschwenglich verehrte und die Folgezeit ihn so ungerecht vergaß und verwarf.

Gegen das Jahr 1805 fällt für Jean Paul die Entscheidung zum Opfer seines bisherigen Werkes. Seine langausgedehnte Jugend ist abgeschlossen. Er hat sich

verheiratet, hat Kinder und Hausstand. Er sieht alle Dinge realistisch und mit einem immer tieferen Humor. Seine großen Romandichtungen, die Behälter seiner hohen Träume und Sehnsüchte: „Hesperus", „Fixlein", „Siebenkäs", „Titan", „Flegeljahre", drängen sich in dies vergangene Jahrzehnt 1795 bis 1805. In den letzten zwei Jahrzehnten hat er dann eigentlich nur noch ein großes Dichtwerk, den „Komet" vollendet. Tatsächlich hat er nach 1805 den größten Teil seiner dichterischen Kräfte der Zeit und dem Tage aufgeopfert. Zu den politischen Schriften, die seine eigene Aufzählung schon enthalten, kommt noch eine Fülle von Aufsätzen und Fragmenten, die dann nach seinem Tode Förster als „Politische Nachklänge von Jean Paul" im Jahre 1832 herausgab.

Der Fülle seines dichterischen Jahrzehnts steht diese Fülle des Tagesschrifttums in den beiden letzten Jahrzehnten gegenüber. Was dies Gegenüber eigentlich bedeutet, ist von den Biographen Jean Pauls oft nicht genügend herausgebracht worden. Sie nennen es „Nachlassen seiner dichterischen Kraft". Aber vielleicht sehen sie nicht genug: daß dies Zerspringen seiner großen Dichtersehnsucht in wirksame kleine Tagesschriften das Opfer bedeutet, welches er der unruhigen Zeit darbrachte, ein Opfer, das wir heute, in unserer Zeit, so gut verstehen können.

Man muß wissen, was für Leiden dies den Dichter kostete, wie er sich oft aufgezehrt und abgemüdet von diesem Tagesdienst fühlte. Er ist froh, wenn es ihm einmal gelingt, „seiner politischen Gemütsverfassung mit keinem Wort zu gedenken", so schreibt er an Jacobi. Oftmals ist ihm wie einem Verdammten zumute: „starr, trocken und kalt." „Der Frühling und alle Sternenhimmel haben ihm nichts an." Er muß „starr-kalt bleiben, bis das große Welt-(Europa-) Spiel gewonnen ist". Wie seltsam modern muten solche Worte an. Noch an seinem Sterbetage, so berichtet Otto Spazier, beschäftigte er sich mit dem Schicksal von Deutschland-Europa, „mit Wünschen, Erwartungen, Hoffnungen von der Zukunft der Völker". Die Wirkung einer mehr als zehnjährigen politisch-lehrenden Tätigkeit ist tief. Der Dank der Zeitgenossen ist groß und voll Verständnis für die geistige Tat dieser politischen Schriften, die lehren, das „Menschheitliche nicht zu verlieren". So schreibt Varnhagen nach Empfang der „Dämmerungen", und es klingt der ganze Stolz des Zeitgenossen aus seinen Worten: „Wie glänzend wird nicht unsere Zeit den Nachkommen erscheinen, wenn sie unsere Bücher, dies Buch betrachten." Die Menschen von damals hörten in Jean Paul etwas wie die unfehlbare Stimme ihres eigenen Gewissens. Er war ein notwendiger Teil in ihrer aller Wesen geworden. „Sein Jean Paul, sein Freund und seine Geliebte", so sagte man damals, sind die „schönsten Besitztümer" jedes Menschen. So gilt der alte Jean Paul, zu dessen Arbeitszimmer in Bayreuth und in der Rollwenzelei man pilgerte, als ein „alter Tribun der neuen, jugendlichen Zeit".

Johann Peter Hebel

1760—1826

Von

Hermann Eris Busse

Am 10. Mai 1760 wurde Johann Peter Hebel in Basel geboren. Seine Eltern standen im Dienst der Familie des Majors Iselin, eines tüchtigen Soldaten, der auf vielen Schlachtfeldern Europas sich daheim gefühlt hatte, eines Kriegsfahrers im Solde Frankreichs. Mit diesem ewigen Soldaten zog der Vater des Dichters Hebel, Johann Jakob Hebel, in Abenteuer und Gefahren, bis er sich mit der treuen Gehilfin im Hause Iselin, der Ursula Oertlin, verheiratete. Der Soldat Hebel stand im Schwabenalter, als er wegen der braven und klugen Bauerntochter aus Hausen, die ihm bereits jahrelang so wohlgefallen hatte in ihrer Frömmigkeit, Einfachheit und Treue, seßhaft zu werden sich vornahm. Er schrieb ihr einen wunderschönen Werbebrief in gemalter Schrift, der noch vorhanden ist. Dann heirateten sie.

Ursula Oertlin war eine innerlich stolze Markgräflerin, eine Alemannin, wie sie im vorderen Wiesental in ungebrochener Reinheit gedeihen, tief protestantisch gläubig, aufgetan dem Wesen und Weben der Landschaft, besinnlich und eher ernst als fröhlich. Dazu gesellte sich der Franke aus Simmern im Hunsrück, weltoffen und vielerfahren, geistig sehr rege, von vielen Wissensgebieten angezogen. Er soll sich mit Mathematik, mit Geographie, mit Geschichte beschäftigt haben, und er sammelte und schrieb Volks- und Soldatenlieder nieder. Er führte ein Tagebuch und dichtete sogar. Ein merkwürdiger Mann, wie es scheint, dieser Soldat und Weber.

Ursula Oertlin besaß in Hausen im Wiesental ein Häuslein und Acker, dazu ihr erspartes Geld aus dem Dienst bei Iselins. Auch der Mann hatte ein kleines Vermögen, denn er war sparsam, obschon er nicht ohne fränkische Lebensfreude gelebt hatte. Sie hinterließen später zweitausendfünfhundert Gulden Vermögen. Im Winter lebte das Paar zu Hausen im Oertlinschen Hause. Der Mann saß fleißig am Webstuhl und war Schutzbürger der Gemeinde geworden. Im Sommer dienten sie auf dem Gut bei den Iselins weiter in unwandelbarer Treue. Die Familie schätzte die beiden sehr, es herrschte ein warmes Verhältnis, besonders zwischen dem Major und seinem Begleiter.

Es wurde ihnen ein Sohn geboren, Johann Peter, und danach ein Mädchen, Susanne, das beim Tode des Vaters nur ein paar Wochen alt war.

Die Anstrengungen der Kriege mochten die Gesundheit des „Dragunerjobbi", wie der Vater Hebel im Dorf Hausen hieß, untergraben haben. Als sein Bub kaum

den ersten Schritt in der Stube allein gewagt hatte, starb der Vater, erst einundvierzig Jahre alt, weg aus der glücklichen Heimat, die er so spät erst gewonnen hatte. Bald danach schloß auch das winzige Leben des Mädchens, die Hebelin mit doppeltem Leid erfüllend.

Nach wie vor wechselte die junge Witwe zwischen Basel und Hausen hin und her. So ist dann auch der Sohn in zwei Welten groß geworden, in der ländlichen Heimat Hausen und in der reichen, geistbeseelten Schweizerstadt Basel. In Hausen war er, was ein Halbwaislein sein kann, Hirtenbub, Taglöhner, Botengänger, Holzleser und Beerensucher, dazu ein übermütiger, barfüßiger Hansguckindieluft. In Basel ein artiger, stolzer Stadtbub. Er lernte gut in der Schule. Da ein kleines Geld am Zins stand, wollte die Mutter etwas Rechtes aus ihm werden lassen, das heißt, sie wollte den Traum des Vaters zur Erfüllung bringen: aus dem Sohn sollte ein „Studierter" werden. Dem Wissensdrang des Vaters waren soviel Türen verschlossen geblieben, die nun dem Sohne geöffnet werden konnten.

Hanspeter Hebel hat von beiden Eltern das geerbt, was ihre Stammeseigentümlichkeit ausmacht: von der alemannischen Mutter das fromme Gemüt, die stille Beschaulichkeit, die dankbare Bescheidenheit für Gottes Ackersegen und gutes Gelingen einfacher Dinge, die ernste Lebensauffassung bei der Arbeit, Würde des Auftretens, die Muttersprache mit ihrer farbigen Fülle des Ausdrucks, den Sinn für das Dichtbare aus der Überlieferung. Die Volkserzählung, die er später so unvergeßlich meisterte, hat ihre Heimat tief im Wesen des alemannischen Volkes, und zwar besonders in der erzieherischen Gelassenheit und Überzeugungskraft des Berichtes. Dazu kam vom Vater her die leichte Hand und die heitere Sinnenfreude, die Lust an der Unterhaltung, der Zug zum Wandern, die Gabe, sich anzupassen.

Auf der Landstraße zwischen Basel und Lörrach finden wir den jungen Hebel. Er sitzt auf einem Leiterwagen eines Hausener Nachbarn. Vorsichtig fahren sie dahin. Weich gebettet ruht Ursula Hebel im groben Gefährt, schlimmer krank, als die Iselins, als der Nachbar, als der dreizehnjährige Bub es ahnen. Sie indessen spürt, daß es zu Ende geht. Es litt sie nicht mehr in Basel, das Heimverlangen war übermächtig, die besorgten Iselins mußten ihr den Willen tun und sie nach Hause lassen, hoffend, sie würde dort eher gesunden.

Der Oktobertag mit dem Ruch des Traubenherbstes in der Landschaft der Rebbauern, die zart verschleierte Stille über den Ruinen des einst so mächtigen Röttelner Schlosses, das Rauschen des Flusses, es ist die Wiese, all diese vertrauten Bilder des Heimatraumes haben wohl für immer im Herbst für Hebel mit dem ungewöhnlichen Tode der Mutter zusammengeklungen. Die Frau stirbt auf dem Wagen neben dem hilflosen Buben unterwegs auf der Straße ins Wiesental zwischen Bernbach und Steinen. Dies geschah im Oktober 1773.

Er war nun Fremden überlassen. Da er ein kleines Erbteil besaß, konnte er sich weiter, wie es geplant war, zu seinem Berufe ausbilden. Der Präzeptor

Obermüller in Schopfheim nahm ihn zu sich. Hebel ist ein liebenswerter Bursche, auch sein Lehrer Grether in Hausen mochte ihn gut leiden. Hebel ist zeitlebens all den Männern, die sich seiner annahmen, als er ein Waisenbub war, dankbar geblieben. Ein Jahr nach der Mutter Tod wurde der vierzehnjährige Lateinschüler eingesegnet. Nun hieß es Abschied nehmen von der geliebten Heimat; daß es eigentlich ein Abschied ohne bleibende Rückkehr war, konnte der junge Springinsfeld nicht ahnen. Aber es ist seither ein „ewig mutterndes und bruttelndes" Gefühl in ihm geblieben, das Heimweh. Seltsam war nur, daß er nach Hausen nicht mit stürmischem Heimbegehren verlangte. Er zögerte lange, wohl weil er sein Weichwerden fürchtete und dies zu offenbaren sich schämte, bis er die Dorfheimat zum erstenmal wieder besuchte und den Spruch am Elternhaus las: „Wenn Neid und Haß brennt' wie ein Feur, wär Holz und Kohlen nicht so teur", einen Spruch, den der Vater Hebels an den Giebel geschrieben. Die Hausener hatten vielleicht dem „Hergeloffenen" nicht immer das Salz an die Suppe gegönnt. Das Hebelhaus steht heute noch, ein Wallfahrtsort zur Wiege des Geistes, wie es im Reiche viele gibt.

Hebel wird nun nach Karlsruhe gebracht, in die erst sechzigjährige Stadt. Im Jahre 1715 war Karlsruhe vom Markgrafen Karl Wilhelm im Hardtwald als neuer Regierungssitz gegründet worden. Die strahlenförmig vom Schloß ausgehende Straßenordnung der „Fächerstadt" ist ja bekannt, sie war damals noch gewissermaßen im Urzustand vorhanden, ehe der große Baumeister Friedrich Weinbrenner, der Freund und Zeitgenosse Hebels, ihr ein ausgeprägteres Gesicht gab, soweit man seinen kühnen Plänen Verständnis entgegenbrachte und ihnen folgte.

In Karlsruhe besuchte Johann Peter Hebel das Gymnasium. Bei Hofdiakonus Preuschen wurde er aufgenommen. Hier wohnte er und wurde er beaufsichtigt. Seine Mahlzeiten nahm er an Freitischen ein, die wohltätige Professoren minderbemittelten Schülern zur Verfügung stellten. Hebel blieb ein lernfleißiger Schüler, der zu den besten Hoffnungen Anlaß gab. Er war aber kein ehrgeiziger Streber, er fand das Leben außerhalb der Schulstube lehrreicher als die Bücher. Er trieb sich ganz gern in der klargebauten Stadt herum, soweit einem angehenden Theologen hierzu Freizeit gelassen wurde, und der Hardtwald war ihm so lieb, wie er jedem Karlsruher Kind bis auf den heutigen Tag lieb ist; denn er ist ein weiter, merkwürdiger, versteckreicher und verschwiegener Tummelplatz für Knabenspiele geblieben, ein rechter Bubenhimmel, unvergeßlich bis ins hohe Alter.

Hebel machte 1778 seine Abgangsprüfung am Karlsruher Gymnasium und wird Student in Erlangen. Es sind hierzu des zu kleinen Erbteils wegen Stiftgelder nötig und Gönnerschaften. Hebel scheint ihrer würdig. Sie erwarten alle, daß er seine Prüfung mit bester Note hinter sich bringt und dann im heiligen Berufe aufsteigt zu hohen Stellen. Sie hatten sich vorerst ein wenig verrechnet. Die Prüfungen Hebels fielen nicht besonders gut aus. Das Wissen des Anwärters ward

mittelmäßig befunden. Wie ging das zu bei diesem hochbegabten, seinem mit Freuden gewählten Berufe entgegenstrebenden Hebel? Die vererbte Gemütsart des Vaters drückte wahrscheinlich beim männlich bewußten Studiosus Hebel den Daumen auf die besinnliche Pflichterfüllung des mütterlichen Erbes, und das Füllen schlug über die Stränge. Es gibt Leute, die Hebels Leben bis in seine Alltäglichkeit erforscht haben, die allerlei munkeln über seine Erlanger Zeit. Sein Alibi soll für einige Monate nicht beizubringen sein, es klafft eine Lücke im Daseinsbericht des Helden. Das hätte bei einem Theologen, dem man die Seelen der Gläubigen anvertraute, nicht sein dürfen. So viel ist herausgekommen, Hebel hat auch davon Zeugnis genug gegeben in seinem Schrifttum, daß er ein feuchtfröhlicher, lustiger Student gewesen ist, einen Hund sein eigen nannte, dem Tabakrauchen frönte. Er soll bei den Moselanern aktiv geworden sein, obschon Studentenverbindungen verboten waren. Er soll auch vorgehabt haben, zu einer anderen Fakultät umzusatteln. Aber welcher rege, junge Student hat dies nicht während des Studiums einmal vorgehabt? Und dazu ein lebensheiterer Theologe, den die Frau Welt in ihren Arm nehmen mußte, weil er ein Sonntagskind war und sein Wesen einnahm.

Buchwissen, das bekennt er frei, war ihm nicht wichtig, es grauste ihm vor der dicken Gewichtigkeit der Pandekten, die er zu wälzen hatte. Er sah Gottes Allwissen und Allmächtigkeit deutlicher draußen in der Natur sich offenbaren als im Buchstaben, deutlicher im Tönen der Musik, selbst im Volkslied aus rauhem Munde. Er erlebte ihn im Dröhnen des Gewitters aus den Gewalten des Himmels eher als aus den steifen Sätzen dogmatischer Gelehrten. Gott ist der einfache, große Gott des Volkes — dies erkennt er früh, er ist nicht die unfaßliche, vielnamige Wesenheit über den Dingen. Die Theologie des kurpfälzischen unruhigen Soldaten- und Webersohnes und des Sohnes einer alemannischen, landschaftsverbundenen, erdentwachsenen Mutter, die vom Mythischen soviel gewußt hatte, diese Theologie brauchte nur Liebe, Freude, Einfachheit als Grundlage des Gottesdienstes, keine Lehrmeinungen um Gottes Wissenschaft. Hebel hat, wie jeder tiefe Gläubige, Gott suchen müssen und um Erkenntnisse gerungen. Er fand ihn auf den Wegen des Herzens von Mensch zu Mensch und auf den Wanderungen in der Natur zu den Lebewesen.

War es Pech nun oder mangelhafte Vorbereitung, der tadelnswerte Ausgang der Prüfung traf seine hoffnungsvollen Gönner hart. Sie wurden recht ungehalten, ja sie mißtrauten seinem Können auch in Zukunft. Die Strafe für diese Enttäuschung blieb für Hebel nicht aus. Er mußte fast ein Dutzend Jahre lang sich mit Geduld und einem winzigen Gehalt begnügen, ehe er fest angestellt wurde.

Er nahm eine Hauslehrerstelle beim kranken Pfarrer Schlotterbeck in Hertingen an und zog unbekümmert in das Oberland hinauf. Hertingen, das liebliche, zwischen Hügelwellen gebettete Rebdorf im Markgräflerland, blieb ihm mit all seiner ländlichen Fülle des Menschen-, Tier- und Pflanzenlebens, der Idylle und

der Größe der Natur in unvergeßlichen inneren Bildern aufbewahrt. Dort schlug der Dichter in ihm die Augen auf und sah unersättlich die Welt im Kleinen das körperhafte Leben, im Käfer und im Baum, im Gras und im Wasser. Noch war er nicht reif zur dichterischen Tat, er wußte nichts von dem helläugigen Schauen in seiner heimlichen Kammer. Viele Jahre später erst sollte er gewahr werden, welche Kräfte in ihm auf ihre Zeit warteten.

Dem Vorschlag des Pfarrers Schlotterbeck wurde schließlich im Jahre 1782 stattgegeben, den Johann Peter Hebel auch zum Kirchenamt zu berechtigen. So betrat er in Hertingen erstmals die Kanzel als Prediger. Im übrigen war er zufrieden, daß die Heimat ihn mit all ihrem Segen der Landschaft umfing vom Blauen bis an den Rhein, vom Belchen bis zum Feldberg, wo die vielbesungene Wiese, „Feldbergs liebliche Tochter", entspringt, wo die Schweiz mit ihren Schneefirnen sich fern an den Himmel zeichnete, wo das Elsaß stromüberwärts in grüner Ebene lag, im blauen Schatten der Vogesen. Hebel, der Wanderer, setzte überall hin in der Runde seine unermüdlichen Füße, und seine Augen schweiften dem Herzen zuwett über das Kleine und über das Große. Er war ein liebender Beobachter, und er beugte sich mit Lust über Käfer und Blume, um Gottes Geschöpf ganz nahe zu sein.

Nicht nur in Hertingen, auch in den nachfolgenden Jahren als Präzeptoratsvikar in Lörrach hat er den tiefen, geheimnisvollen Unterbau zu seinem dichterischen Werk geschaffen, ahnungslos sammelnd, wovon er später seine Seele in der Fremde nähren und sein Heimweh beschwichtigen konnte mit den Bildern der Heimat. Was ihm an Gehalt abging, mit dem er sein Dasein wahrhaft notdürftig nur bestritt, konnte ihn nicht verbittern und verwirren, das Glück der Freiheit in seinen Mußestunden überwog die täglichen Sorgen.

Er gewann viele Freunde, besonders als er im Jahre 1783 als Lehrpfarrer ans Lörracher Gymnasium kam, woselbst er neben Religionsunterricht Latein und Griechisch als Lehrfach erteilen mußte. Er erwies sich als besonders begabter Lehrer, die Prüfungen fielen diesmal für ihn günstig aus. Die Stelle war aber untergeordnet und mager besoldet. Große Sprünge konnte der junge Hebel nicht machen; dennoch lebte er für damalige Verhältnisse in großem Zuge. Er unternahm viele Wanderfahrten. Von Hertingen aus war er zum zweiten Male in die rheinische Heimat des Vaters gereist; die erste Reise nach Simmern hatte er schon als Karlsruher Gymnasiast gemacht. Er war kein Stubenhocker, das Fernweh, er selber nennt es etwas „Vagabundisches", trieb ihn um, das schweifende Vaterblut war lebendig in ihm. Die Zeit indessen mit dem blühenden Bürgertum in den Städten hatte für Abenteuer und Unruhe, weil sie unbehaglich waren, kein Verständnis. So mußte Hebel als Außenseiter gelten samt dem Freundeskreis, einem Zirkel, der, wie damals üblich, als ein Geheimbund gestaltet war, dem mehrere freizügig denkende Pfarrherren angehörten. Es waren dies Tobias Günttert in Lörrach, später in Weil, Pfarrer Friedrich Wilhelm Hitzig, ein unbekannt Gebliebener,

den sie Bammert nannten, und Pfarrer Wilhelm Engelhart Sonntag. Sie nannten sich Proteuser nach der wandelbaren, merkwürdigen Gottheit Proteus, Hebel war Stabhalter, Günttert war Vogt der übermütigen, phantastischen, doch harmlosen Gesellschaft. Es mutet merkwürdig an, daß diese tüchtigen Theologen einer Naturbegeisterung huldigten, die an heidnisches Brauchtum erinnert. Sie nannten ihre Art zu sprechen, ihre feierlichen Handlungen, die echter Ergriffenheit entsprungen, „Belchismus". Sie erstiegen nämlich den einsamsten, königlichsten Berg des Schwarzwaldes, den unwegsamen Belchen, auf dessen Gipfel sie den Altar des großen Gottes der Natur errichteten. Ihre Geheimsprache war sonderbar; sie wandelten die Wörter, indem sie ihre Silben verdrehten, ihre Buchstaben versetzten, sie erfanden neue Wörter dazu, sie freuten sich am Sinn und Widersinn der willkürlich launischem Einfall unterworfenen Sprache. Sie nahm im Munde dieser geistvollen jungen Männer eine unfaßliche Lebendigkeit an, die Tiefsten unter ihnen spürten sehr wohl, daß ihren Unsinn keine Narrheit taub machte, es war ein schöpfungsbewußtes Wesen dabei. Es war mehr, als wenn Kinder die Wörter verdrehen; aber auch ein Kind staunt, wie auf einmal solch ein verdrehtes Wort ganz ein Wort ist, ein seltsam Ding. Warum heißt es Tag anstatt Gat, warum wird aus Maus umgekehrt Saum und aus Gras Sarg? Ja warum? Das Lebendige der Sprache ist so geheim im Ursprung wie der Atem im Leib aus Erde.

Man muß wissen, in jener Zeit, wo die sogenannte bürgerliche Welt von modischem Geist der Wirklichkeitsmächte, der behaglichen Lebensweise im flachen Lande, in abgezirkelten Stadtbildern, um abgezirkelte Beete, unterm abgezirkelten Wuchs der Bäume in Zirkeln sich sammelte, gemeinsam das gleiche dachte und das gleiche wollte, dem Willen des Fürsten untertan, der Güte huldigend, die nicht sonderlich anstrengt, dem lauen Fühlen, das eher entsagte als kämpfte, friedfertig folgend, in jener Zeit stieg man nicht auf die Gipfel der Berge. Der Mensch war gipfelfremd geworden. Die Zeit, da kühne Ritter Burgen auf wilde Kuppen bauten, war längst vorbei, die steinernen Adlerhorste der Gotik waren zerfallen. Doch diese Pfarrherren, der Bammert soll zwar ein Aktuar gewesen sein, selbst ihre Frauen schlossen sich nicht aus, erstiegen den hohen Belchen und fanden im Erlebnis einer Sternennacht oder eines Gewitters, das unter ihren Füßen tobte, sich an das Herz der Gottheit gehoben, über den kleinwinkligen Geist der Ichsucht und Enge, über das rätsellose Werkeln im Alltag. Sie kamen herab vom Berge mit leuchtenden Gesichtern, als habe der Herr im feurigen Dornbusch sie mit neuem Geiste begabt. Hebel war einer der beweglichsten Proteuser, sein rheinisches Vaterblut machte sich geltend; daß Hebel dem Belchismus mit Begeisterung huldigte, geht aus Botschaften hervor und Briefen. Es erweist aber auch das Gegenteil der allgemein üblichen Behauptungen, als sei er allzusehr der Beschaulichkeit verschworen gewesen. Wer so gegen den Strom schwamm wie er, hat tiefere Spannungen in sich, als er selber vielleicht wahr haben wollte. Es stellte sich später in Karlsruhe heraus, daß Hebel ein gutes naturwissenschaftliches Rüstzeug besaß,

als er mit dem Gymnasiallehrer und Naturforscher Gmelin, Hebels Landsmann aus Badenweiler und Goethes Freund, auf die Suche nach seltsamen Naturalien ging und diesen sogar eine Zeitlang im Naturkundeunterricht vertrat.

Das Proteusertum war im Grunde eine Wehr des phantasiebegabten, freizügigen, geistig empfindlich gearteten Alemannen, des Bergmenschen gegen die laue seelische und geistige Ebene der städtischen Gesellschaftsmenschen. Das Entgleitenlassen des Verstandes ins Unermeßliche des Gefühls ist schon abseitiges Wollen. Gefühl wandelt sich und wandelt den Gegenstand, den es umfängt und durchdringt. Proteus ist wunderbar und wunderlich zugleich, die treibende Macht der Dichter und Schöpfer.

Neben dem von ihm und seinen Freunden erfundenen und „zelebrierten" Belchismus bewegt Hebels Wesen auch die Liebe zu Gustave Fecht, der Schwester der Frau Pfarrer Günttert. Unwillkürlich erfaßt man das tragisch-wehmütig ausgehende Hin und Her zwischen Gustave und dem jungen Hanspeter Hebel als Gegenstück zu dem tragisch-wehmütig endenden Liebeswandel zwischen Goethe und Friederike Brion. Das behagliche Pfarrhaus mit Pfänderspiel, Gartenlust und Volkslied gibt für beide in der deutschen Seelengeschichte verewigten Liebespaare den sittlich sauberen Hintergrund ab. Hebel hat sich fünfunddreißig Jahre lang fast ununterbrochen mit Gustave Fecht in regem und bewegtem Briefwechsel unterhalten. Er hat alles mitgeteilt, was sein Leben betraf. Er hat ihr, die sich eingehend um die politischen Ereignisse in Deutschland kümmerte, die sich im Zeitalter der Kriegstrubel nach der Französischen Revolution, der Koalitionskriege, der Napoleonischen Kriege förmlich jagten, knappe Berichte geschickt von dem, was er erfahren konnte und mitteilen durfte. Es wird allgemein von Hebelforschern angenommen, er sei ein unpolitischer, zum mindesten ein unsoldatischer Mensch gewesen, und es wird auch auf seine lau und leidenschaftslos klingenden Briefstellen und Erzählungen, die das Gebiet der vaterländischen Politik streifen, als Beweis seiner befremdlichen Kühle gegenüber den Schicksalsstürmen, die einzelne deutsche Landschaften überbrausten, hingewiesen. Dabei vergessen wir wohl, daß die Post noch zu unsicher ging, um Botschaften zu übermitteln. Außerdem war Wohl und Wehe des Rheinbundgaues von geringfügigen Äußerungen abhängig. Einem Mann, der so nah beim Fürstenthron lebte und so tief verbunden mit Staatsmännern aller Art war, drängte sich einfach das Gebot auf, eher zu schweigen als sich mit seinem Wissen um politische Geschehnisse und Zusammenhänge zu brüsten. Hebel durfte nicht ohne weiteres seine politische Meinung äußern. Heute, da wir in Hebels Heimatraum wie damals Grenzland sehen müssen, dem Unbedachtsamkeiten zur Gefahr würden, verstehen wir wohl, weshalb der spätere Hofdiakon, Direktor des Lyzeums, Professor, Prälat, Mitglied der Ersten Kammer und was er sonst noch alles an Ämtern erreichte, die Finger von der öffentlichen Politik ließ. Er war ein kerndeutscher Mann und bewies dies durch sein Werk so vollkommen, daß es sich mit ungerechter Vermutung nicht schmälern läßt.

Hinzu kommt natürlich, daß in jenem Zeitraum der Jahrhundertwende das Reich zerfallen und Eigenbrötelei Trumpf war. Der großen Geister Wesen, die aufstiegen aus dem stets sich gleich bleibenden Volke, Schillers, Goethes, Jean Pauls, Kleists, der Freiheitsdichter, der Universitätslehrer, heldischer Offiziere und ihrer Kampfscharen, riß erst dann alle großen Seelen an sich, als sich ihr Werk über ihren Tod erhob.

Es fehlte Hebel, wie vielen, die herzhaft gewollt hätten, die Möglichkeit großer Umschau. Die Umwelt kreiste sie ein im engen Zirkel. Hebel hatte natürlich nach allem, was aus seinen Briefen klingt, keine Neigung zur starken Gebärde des Heldischen, keine Lust am Waffenspiel. Er fand den Frieden fruchtbarer, die Milde göttlicher, das Lächeln erfüllender als den Kriegsruf. Soldat zu sein, war damals ein ständischer Beruf — er übte den entgegengesetzten Beruf aus, er war Diener der Kirche, die zum Frieden führt und zur Güte.

Aber diese Pfarrerstochter Gustave Fecht, ein hochgewachsenes, blondes Mädel mit blauen Augen, die wie Sterne leuchteten, schalkhaft blitzen, aber auch fast männlich scharf sein konnten, die wollte wissen, wie es stand mit den politischen Dingen, die deutsches Schicksal schufen. Hebel schrieb ihr in knappen Sätzen Bericht.

Was er erlebt, was ihn bewegt, die vielen Abschnitte seines Lebens werden getreulich der „Jungfer Gustave" mitgeteilt. Es ist bezeichnend für das Charakterbild Hebels, daß er sich immer wieder um die kleine Landpfarre nahezu betrogen fühlt, die er sich von Anfang an inmitten seines heimatlichen Raumes freundlich gelassen ruhend erträumt hatte. Gustave mochte auch im stillen ihre Hoffnungen an ein Pfarrhaus gehängt haben. Sie hätte zwar in Karlsruhe durch ihre stolze Haltung und ihre Gewandtheit neben Hebel wohl bestehen können; aber als Hebel Hofdiakon, dann Professor wurde und einen Haushalt hätte bestreiten können, war er nicht mehr heiratslustig, es hatte zu lange gedauert, bis er sich nicht mehr mit Privatstunden neben dem Dienst abplagen mußte, um schuldenfrei mit seinem Einkommen durchzuhalten. Außerdem war Gustave nicht ohne Bitterkeit durch die lange, heimlich bange Wartenszeit gegangen. Ihr Wesen, dessen Grundzug von ungewöhnlicher Willenskraft zeugte, setzte neben den ihr sonst eigenen Humor immer häufiger das „Sauerampfergesicht", wie Hebel ihre ärgerliche Miene nannte. Es schien Hebel, der natürlich seine Freiheiten und Sonderlichkeiten liebgewonnen hatte, besser, die Freundschaft mit ihr zu wahren, als womöglich eine für beide Teile enttäuschende Ehe zu wagen.

Aus den Briefen an Gustave, wie überhaupt aus dem regen Briefwechsel mit Freunden, auch mit der Straßburger Familie Haufe, schaut das lebendige Leben des Dichters klar heraus. Es ist kein hinstürmendes Schicksalsgedicht, selbst ganz nahe Ereignisse, wie der Aufstieg Napoleons, die Befreiungsschlacht bei Leipzig, fanden in Hebel beinahe beschaulich, wie durch ein zwar scharfes, aber weit vom Schuß aufgestelltes Fernrohr gesehen, ihren Bericht. Die Zeit war seelisch auf das Beschauliche gerichtet, auf die gelassene Sinndeutung. Ein seltsamer Gegen-

saß zu den sich überstürzenden Vorfällen im mitteleuropäischen Raum! Ehe Napoleon auftrat, von dem viele Deutsche, verwirrt und zermürbt von Streitereien und Sonderbündeleien, in großem Irrtum glaubten, er sorge endlich für Frieden nach so viel Blutvergießen, waren schon Leute am Werk, das Reich neu zu festigen. Sie wollten vom Geistigen her die auseinanderstrebenden Kräfte binden. Zu ihnen gehörte der Markgraf Karl Friedrich als eine Führernatur, von reinstem Idealismus getrieben, dem er freilich durch Taten den unfruchtbaren Überschwang nahm. Er wollte vor allem in seinem Lande, das viele Zeugen hoher Kultur seit Jahrhunderten in seinem landschaftlich besonders begnadeten oberrheinischen Raum trotz zahlloser Kriege sich bewahrt hatte, eine große deutsche Akademie gründen, wo durch berühmte Lehrer, wie Herder und Klopstock und andere, eine Schicht deutscher Jugend aufgezogen würde, die später das Reich mit ihrer tiefen, wesenhaft nationalen Gemeinschaftsbildung durchsetzen sollte.

Es waren Ideen, die wir erst heute sich verwirklichen sehen. Karl Friedrich fand damals nicht viel Gefolgschaft. Was er plante, wirkte sich daher nur in seinem kleinen Lande aus. Da Hebel das volle Vertrauen des Fürsten besaß — der Fürst besuchte alle Predigten des tüchtigen geistlichen Lehrers —, wurde er sicherlich auch tief in die nationalpolitischen Pläne und Gedanken des großzügigen Mannes eingeweiht. Er hat an ihnen nicht lauten Anteil genommen, aber in seinem Erzählwerk blitzt manches bessere Wissen auf, manche überlegene Fühlungnahme mit den stürmischen Zeitläuften. Eine leidenschaftliche Kämpfernatur war Hebel nie. Er liebte das Vagabundische, das ihm auf den Landstraßen, auf den Wanderfahrten und Reisen begegnete, aber er selber hat innere Unruhe und auch Leichtsinn, die ihn zuweilen umtrieben und in Versuchung brachten, stets auf die ungefährlichste Weise überwinden können durch sein Verlangen nach häuslicher Wärme und dem Gleichmaß der täglichen Pflichten. Das fränkische und das alemannische Erbteil spielten Fernweh und Heimweh harmonisch gegeneinander aus.

Bestätigt wird sein Charakterbild von ihm selber in einem Brief an Gustave. Er war durch Weinbrenner mit einem Maler aus Schweden bekannt geworden, der die Schädellehre in Paris von Gall gelernt hatte, die damals überall ihre Anhänger fand. Hebel schreibt nicht ohne spöttischen Unterton am 16. Mai 1812: „Er fand an meinem Kopf Scharfsinn, Schlauheit, Bedächtigkeit, Religion, Poesie. Es schien mir, daß es mit seiner Kunst nicht weit her sei. Aber auch am nämlichen Abend gestand mir Weinbrenner in seiner Unschuld und Einfalt, daß ihm dieser Mann mehrere Köpfe von hiesigen Personen, die er nie gesehen hatte, nach einer bloßen Schilderung, die er ihm von ihrem Charakter machte, richtig abgezeichnet habe, zum Beispiel meinen, und es war mir interessanter, darnach erfahren zu haben, was man in Karlsruhe von mir haltet, als was der Schädellehrer an mir findet."

In der Nähe betrachtet, sind die Eigenschaften, die Hebel da aufgezeichnet hat, erbbäuerliche Eigenschaften, wie sie sich im Markgräfler, d. h. im alemannischen

Bauern, vereinigen zu seiner wesentlichen Prägung. Hebel selber fühlte sich stets tiefer mit dem alemannischen Wesen verbunden, das den Raum seiner Jugendzeit ausfüllte, als der fränkischen Art, die er in seinem Mannesleben um sich hatte in Karlsruhe. Es gefiel ihm wohl in der Stadt, an die gesellschaftlichen Umstände, die Zirkel, zu denen ihn Freundschaft und reger geistiger Austausch zog, gewöhnte er sich gern; dennoch schlug er nicht Wurzel. Als man ihm in Freiburg die lutherische Pfarrstelle anbot, machte das oberländische Herz einen freudigen Gump und entschied sich für Freiburg; aber der Landesherr sah leutselig auf den schon mit der Seele entwischten geistlichen Professor, und Hebel blieb, wo er war. Er wird Lyzeumsdirektor im Jahre 1808, und 1818 steigt er zur höchsten Würde seiner Kirche auf, er wird Prälat. Karlsruhe, die gute Stadt, war inzwischen Hauptstadt des Landes Baden geworden, das vom Bodensee bis zum Main reichte, ein langgestrecktes Reich, das Kernstück des oberrheinischen alten Kulturkreises mit den pfälzischen Städten Heidelberg und Mannheim. Ein reiches Stück fränkischer Kulturlandschaft bis Wertheim und Tauberbischofsheim gehörte nun auch zum badischen Hoheitsgebiet. Aus dem Markgrafen war ein Großherzog geworden. Und Baden wurde Rheinbundstaat, dem Korsen hörig. Bittere Zeit für deutsche Herzen! Doch mußte der Mund verschlossen bleiben, es hing viel Schicksal von unbedachten Äußerungen ab.

Endlich, nach Napoleons Untergang, brachen die deutschen Herzen wie Blüten auf; weil es dem Lande verhältnismäßig gut ging — es sei denn Söhne und Väter mußten in welschem Sold davonziehen und ihr Leben lassen —, empfand mancher die bedrückende Scham über die Fremdherrschaft erst, als die Glocken die Befreiung und die neue Einigkeit im Reiche verkündeten. Fast scheint es, als sei dies auch Hebel so gegangen, der seinen Amtsgeschäften sich so eifrig und mit schöpferischem Wollen hingab, daß er über sie hinaus nur noch das Bedürfnis nach einigen beschaulichen Ruhestunden im Kaffeehaus Drechsler bei einem Freundeskreis hatte, woselbst eine Zeitlang die Mode des Rätselmachens und -lösens, bis zur geistigen Überspitzung gesteigert, auch Hebel beherrscht hatte. Viele seiner Rätsel und Scharaden werden heute noch im Volke aufgegeben, ohne daß es weiß, von wem sie stammen. Diese Entspannung im frohen Kreise, der nichts mit spießbürgerlicher Stammtischrunde gemein hatte — dem wäre Hebel entflohen —, konnte er nicht missen. Er liebte dazu den Becherlupf mit dem klaren Weine der Heimat, der den Geist anregt und das Gemüt erhellt. Er hielt für gewöhnlich Maß, aber er gesteht der gestrengen, heimlich schalkhaften Jungfer Gustave, daß auch einmal eine Nacht darauf ging und der Leichtsinn über ihn kam. Das Weltkind in Hebel feiert überhaupt gern fröhliche Urständ. Er reist nach Baden-Baden und huldigt versuchsweise dem Glücksspiel, verliert natürlich, weil er jählings hoffte, das Sümmchen heiter in die Taschen springen zu sehen, das er brauchte, um das Heimwesen der Eltern im stillen Hausen erwerben zu können. Er hat dann wieder ehrlich und eifrig gespart, um dieses Wunsches willen, aber als er bald so weit war, die

richtige Summe abheben zu können, verkrachte das Bankhaus, dem er sie anvertraut hatte, und er verlor alles wieder. Er war jedoch abgeklärt genug, sich nicht verbittern zu lassen durch dieses Pech. Was er an Freundschaft und Anerkennung einheimsen durfte, wog als idealstes Haben diese vergängliche Abwertung seines Vermögens tausendfach auf.

In den Jahren 1799 bis 1802 schrieb Hebel, damals Professor und vielbelasteter Lehrer, in einem merkwürdigen Zustand wunderbarer Begnadung seine alemannischen Gedichte.

Müde und mißmutig, so geht es wie eine Legende über den göttlichen Anstoß zu den Dichtungen durch alle Bücher über Hebel, müde und mißmutig hatte der Vielbelastete sich vom Dienst freigemacht und war, wie schon oft, in den Schwarzwald hineingewandert auf gemächlich schreitenden Apostelfüßen, bescheiden oft neben Bauersfrauen, Handwerksburschen oder Dorfschulkindern her, und war, je näher er seinem Ziele, dem Gasthaus auf dem Dobel bei Herrenalb, kam, um so heiterer geworden. Schließlich, seine Pfeife rauchend, „Tabaktrinken" genannt, lehnte er behaglich sinnend zum Stubenfenster hinaus. Da schlugen auf einmal seltsame Laute an sein Ohr. Das Ch, das harte, kannte er doch! Wenn's keine Spanier oder Holländer waren, so mußten das Alemannen sein, die sich da unter seinem Fenster etwas zuriefen. Es waren Schweizer aus der guten Stadt Bern, wie sich später herausstellte. Das heimelte, „bi Gott", den Oberländer im Unterland „chaibemäßig" an, und leise begann das „ewig mutternde und bruttelnde Heimweh" in Reimen zu reden, ja da war es wie in dem großen kosmischen Frühlingsgedicht „Hephata, tu dich auf", das er als eines der letzten guten alemannischen Gedichte schrieb: ein heimlich geborgener Schatz begann sich an den Tag zu schaffen. Der Dichterborn sprudelte. Die großen Idyllen entstanden, oft in die Form der geliebten klassischen Dichtung gegossen, was dieser Mundart, so seltsam das klingt für eine bäuerliche Sprache, überraschend gemäß schien. Sie hatten zum Stoff Geschehnisse aus dem Volksleben der Heimat, aus dem Bauern-, Liebes- und Soldatenleben, aus dem Walten der Natur, die Hebel ja besonders im kleinen Weben der Käfer, Schmetterlinge, Gräser, Blumen tief erschaute, da er ein liebender Naturforscher war. Werden und Vergehen, Blühen und Wachsen, der ewige Wechsel zwischen Gegenwart und Vergänglichkeit wird in volksvertrauten Bildern und Sinnbildern vom Dichter dargestellt. Die Mundart der Alemannen fügte sich eigentümlich wesenhaft, wie von altem Zauber und Wissen durchgeistert, dem sinnend singenden Mund des Begnadeten. Das mittelalterliche Deutsch ist im Alemannischen uns aufbewahrt geblieben. Es hat die letzte Lautverschiebung nicht mitgemacht, daher ist ihr Ton so würdig wie eine Überlieferung, die noch im Gefühl blieb, daher ist ihr Ernst so feierlich, weil diese Sprache nicht nur über die Zunge springt, sondern im Geiste blieb und nicht dem rauhen Witze diente, wie dies mit vielem bäuerlichen Volksbesitz geschah. Es war für Hebel ein Wagnis, so zu dichten. Er hatte aber nicht das Gefühl, Besonderes dabei geleistet

zu haben. Dies entspricht seinem fast kindlich sauberen Wesen. Er sagt scheinbar einfach die Dinge hin, die er zu Reimen paart. Scheinbar einfach. Es gerät ihm so, er hat aber Anregungen aus seinen lateinischen und griechischen Klassikern erfahren. Wie er diese verwertet, ist einzigartig in der Geschichte der deutschen Dichtung, weil sie sich in ihm unversehens in einem der wunderbarsten schöpferischen Akte umwandeln zu dem, was Nähe um den deutschen Menschen ist, Aussage Gottes in die Seele hinein durch seine lebendigen Wesen und ihre Taten!

Hebel war ein Schriftgelehrter, ein deutscher Schulmeister aus innerer Berufung, ein Kanzelprediger, bei dem die schläfrigsten Gläubigen wach blieben, ein Lebenskünstler dazu, dem es durchaus nicht an dem gewissen großen Zug künstlerischer Menschen fehlte, der Zuneigung zum Außerordentlichen. Dies alles gehört zu den Sachen „ehne dra", zu seinem Denken hinter dem Gesagten, dem Wissen um Ursache und Wirkung des Geschehens, um Gesetz und Wahrheit. Trotzdem blieb seine Dichtung so volksnah, so ursprünglich, wie wir dies kaum mehr bei einer deutschen Dichtung erlebten. Jedes Schulkind kennt die Gedichte vom „Spinnlein", vom „Mann im Mond", vom „Knaben im Erdbeerschlag", vom „Wegweiser". Das ganze Menschenleben in seiner Tragik und seiner Schicksäligkeit fand erschütternde und unvergeßliche Darstellung in den großgefügten Dichtungen „Die Vergänglichkeit", „Der Wächter um Mitternacht" und vorab, neben dem tiefen, alle Schauer des Todes und alle Wonnen des Lebens umfassenden Gedicht „Vergänglichkeit", im wundersamsten seiner erzählenden Gedichte, der „Wiese". Da ist nichts undeutlich und geschwätzig, nichts erzwungen. Wie er dichtet, so redet, handelt, lacht, liebt, sinnt, betet, leidet, leibt und lebt das Volk. Und wie er es vor die Türe führt zu den ewigen Geheimnissen von Tod und Seligkeit nach dem Erdensein, vor die Türe, hinter der dann die „Sache ehne dra" beginnen, von denen er in dem Gedicht „Der Wegweiser" spricht, das hat viele große Zeitgenossen Hebels erschüttert. Auch Goethe, der sonst nicht so freigebig war im Lob anderer Dichter, war gepackt von der Naturkraft, die ihn aus Hebels alemannischen Gedichten ansprach. Für das geordnete, zuchtvoll gestaltende Genie hatte übrigens die große geistige Sonne Weimars stets achtungsvolle Teilnahme geäußert. Hebel, durch die Schule klassischer Dichtung gegangen, liebte selber die zuchtvolle Form. Er faßte die Quelle, die in ihm sprudelte, in schöne, äußerlich gelassen scheinende Form. Deshalb blieb sein Dichten hohe Kunst, weil es einfach, doch festlich in die Form gekleidet ist wie eine österliche Kirchgängerin in ihre Tracht.

Hebel hat die große Wirkung seiner Gedichte nicht erwartet. Er mußte mit Staunen erleben, daß vor seinem Schlafraum im Hause des Dekans Nüßlin zu Emmendingen, in der Stadt, wo auch Goethes einzige Schwester Cornelia als Frau des hohen Beamten Schlosser gelebt hatte, der Mann mit Laterne und Spieß sein alemannisches Wächterlied zu singen begann. Hebel lag schlaflos morgens um zwei Uhr. Er ging damals gerade zu Rate mit sich, ob er — es war im Jahre 1805, zwei Jahre nach dem Erscheinen der Gedichte — die Pfarre in Freiburg im

Breisgau annehmen sollte, weil er endlich gern im Oberland geblieben wäre. Karlsruhe hielt ihn jedoch fest. Um zwei Uhr nachts also sang es aus rauher, schlaffüchtiger Kehle:

„Looset, was i euch will sage!
D' Glocke het zwei gschlage.
Und wem scho wider, eb's no tagt,
Die schweri Sorg am Herze nagt,
Du arme Tropf, dii Schloof isch hi!
Gott sorgt! Es wär nit nötig gsi."

Komponisten, Sänger und Sängerinnen ließen es sich nicht nehmen, die Hebelschen Gedichte zu vertonen und zu singen, Maler, wie Ludwig Richter, regten sie zu Bildern an. Sie wurden überraschend schnell im besten Sinne volkstümlich. Die Mundart machte zwar in manchen Gauen Deutschlands Schwierigkeiten, aber sie war nie so unüberwindlich, wie man befürchtete. Es war die Eigenart, die Sinnenklarheit der Stoffe, die auch mundartfremde Leser und Hörer in ihren Bann schlug.

Er hat die Schöpfung, das Weltbild, die Sinnbilder und Gleichnisse des Lebens einfach und unmittelbar verdichtet. Dies gilt auch für seine Kalendergeschichten in schriftdeutscher Sprache, die er in seinem Volkskalender, dem „Rheinischen Hausfreund", herausgab. Dieser Kalender war am Einschlafen gewesen. Hebel hat ihm — kaum zu treuen Händen —, ohne es zu merken, sofort ein anderes Gesicht gegeben, das Volksgesicht. Wie köstlich ging uns doch die Geschichte vom „Kannitverstan" ein, die ödeste Schulstube in die reiche bunte Fremde der Stadt Amsterdam wie im Märchen verwandelnd, den bescheidenen Handwerksburschen aus Tuttlingen mitten drinnen! Wie köstlich blieb sie noch, wenn der reife Mann sie wieder unter die Augen bekam, wenn ihn das Leben den tieferen Sinn der einfachen, so schön erzählten Geschichte gelehrt hatte. Wie unvergänglich bleiben die Geschichten „Das wohlfeile Mittagessen", „Der seltsame Spazierritt", „Untreue schlägt den eigenen Herrn", „Das seltsame Rezept", „Der Barbierjunge von Segringen", „Drei Wünsche", „Unverhofftes Wiedersehn" und die vielen anderen Anekdoten aus dem Soldatenleben, aus dem Weltgeschehen, aus dem Sagen- und dem Sprichwörterreichtum des Volkes.

Die fröhlichen, mit besonderem Behagen und Schmunzeln erzählten Spitzbubengeschichten von Zundelheiner und Zundelfrieder, ihren Kumpanen und ihren Opfern blättern ganz ungeniert eine Seite in Hebels Seele auf, die jeder steifwürdige Pfarrherr, falls sie sich bei ihm gezeigt, vernichtet haben würde. Beileibe nicht an die Öffentlichkeit damit! Hebel hebt sie harmlos zwinkernd mit dem von Fältchen umstrahlten Schalksauge unter die blanken Gesichter aller junger Springinsfelde und aller abgeklärten Weisheit. Nur dummen und engen Köpfen wandelt sich der übermütige Ton der Geschichten nicht in die erzieherische Müheloſigkeit des

begnadeten Seelenkenners. Wer diese, gerade diese Geschichten liebt, ist noch nie schlecht durch sie geworden, sondern gütig und freizügig, er ist ein Sozialist des Herzens geworden. Hebel hat mit Zundelheiner und Zundelfrieder durch das Waghalsige das Böse besiegt. Der geneigte Leser merkt etwas!

Hebel schrieb auch hochdeutsche Gedichte, nur wenige zwar, meistens sind es Gedichte zu festlichen Anlässen, für Freunde, für seinen Kalender. Manche sind heute zum Volkslied geworden, wie das schöne gelassene Neujahrslied „Mit der Freude zieht der Schmerz" oder das Abendlied, wenn man aus dem Wirtshaus geht „Jetzt schwingen wir den Hut" oder das Musketierlied „Steh ich im Feld".

'S Habermuß ist fertig, so kommt ihr Kinder und esset,
Betet: „Aller Augen" — und gebt mir ordentlich Achtung
Daß nicht einem am rußigen Topf das Aermelchen schwarz wird.
Esset denn, Gott segn' es Euch, und wachst und gedeihet,
Sehet, die Haberkörnchen die hat der Vater gesäet
Zwischen die Furchen mit fleißiger Hand und geegget im Frühjahr. —
Aber, daß es da wuchs und reif geworden, dafür kann
Euer Vater nicht, das thut der Vater im Himmel.

Holzschnitt von Ludwig Richter zu Hebels „Habermus"

Der Prälat, von Amtsgeschäften schier erdrückt, wird zu einer stadtbekannten Gestalt Karlsruhes. Sein Ruhm als Dichter durchzieht schon zu seinen Lebzeiten die deutschen Gaue. In anderen Stammeslandschaften versuchten Dichter, ihm in ihrer Mundart nachzueifern. Es ist der Zug der Dichter, die auf den Mund ihres heimatlichen Volkes sehen und einiges Gute zustande brachten, das im Volksmunde blieb bis heute, noch nicht abgerissen. Hermann Burte, nahe bei Hebels Heimat Hausen geboren, hat als begabtester der gegenwärtigen alemannischen Mundartdichter sich der Gefolgschaft Hebels eingereiht, er ist aber ganz eigenwüchsig in seiner Dichtform und im mundartlichen Ausdruck. Ein anderer Geist, eine andere Zeit, ein anderes Selbstgefühl beherrscht ihn. Er hat seinem großen Lehrer, dem Herrgöttle der Alemannen am Oberrhein, den Bauer und Bürger, Kind und Greis unermüdlich lieben werden, solange alemannisch gesprochen wird, die schönsten Verse gewidmet:

Du hesch as Wälderbüebli Beeri gunne
Am Alzebüehl, sie riife so — e — ekaim:
Im Sundigchinderland bisch all deheim,
Vo luter Liecht un Liebi überspunne.

Verzellsch e Gschicht, so lächelts Läben aim,
Erklärsch d' Natur, verklärsch sie voller Sunne,
De singsch e Lied, no bruusicht e ghaime Brunne,
Wenn aber briegsch, no gaisterets us em Laim!

So lang ne Muul no: Mueder! sage cha,
Bisch du die guedi Stund ob alle Mode,
Ne Stärn, do hangen Aller Auge dra.

Du ziehsch vom Volch, vom Volch di diefen Ode
Un chuuchsch es wieder warm un läbig a,
Du reinsti Seel ab eusem beste Bode.

Das Leben erfüllt sich Hebel mit Ehre und Freundschaft. Sie, die von seinen Gedichten und Geschichten begeistert sind, die großen Dichter und Denker wie Goethe und die Gebrüder Grimm, Jean Paul und viele andere, schreiben über ihn, sie verkünden ihn, sie besuchen ihn in Karlsruhe. Jean Paul ist von Hebel mit Genuß gelesen worden, aber als sie sich kennenlernen wollten in Heidelberg, verhinderte Mißgeschick ihr Zusammentreffen.

Zuweilen ist Hebel des Ruhmes müde, er bringt zu viel Umstand in sein Leben, das er mehr und mehr dem Dienste widmet. Er schreibt auch biblische Geschichten, wie sie dem deutschen Gemütsleben und dem religiösen Gefühl des Kindes gemäß sein sollten. Schlicht und gut erzählte Volksgeschichten sind es, von frommer, lehrhafter Art. Sie erschienen der Geistlichkeit aber zu freizügig, zu willkürlich in der Verschiebung des Grundtones, der natürlich gänzlich vom fremdartigen Ausdruck wegstrebt zum Ton, der im deutschen Seelenraum heimisch ist. So betrachtet, ist der erste badische Prälat überhaupt zu wenig streng protestantisch, er bezieht zu unbekümmert die Natur, das Weltall, das Landschaftliche, das Völkische in seine religiöse Weltanschauung mit ein. Das ist seine großräumige Geisteshaltung. Enge, so sehr er sich bei der Betrachtung der ihm zugewachsenen Nähe verweilt, Enge herrscht nie um ihn. Er weiß, daß es Scheeläugige gibt, denen er es nie recht machen wird, das beunruhigt ihn nicht. Er überlächelt sie. Er bleibt ganz rein von Bitternis. Er wird zwar zuweilen von Schwermut gepackt, als Freunde von ihm wegsterben. Er hat Stuben, deren Wände aus Büchern bestehen, meist theologischer und naturforschender Wissenschaft, den alten Klassikern und einigen deutschen Dichtern zugehörig. Er besitzt Tiere, einmal eine Katze, einen Stieglitz, auch eine zahme Eule; aber er hat sonst niemand um sich, der ihm verwandt ist durch Liebe oder im Blute. So fühlt er sich zuweilen sehr einsam.

Sein Herz hat für manche Frau gesprochen, er hat sich ganz ernsthaft verlieben können ein paarmal. Es gab zum Beispiel „Actricen", Schauspielerinnen, die er als eifriger Theaterbesucher von der Ferne zu lieben glaubte. Frau Hendel-Schütz, von der Goethe sagt, sie sei ein „lieber, unvergleichlicher Proteus", weil ihre Kunst der Verwandlung einzig war, hat ihm tiefen Eindruck gemacht, aber er verrät es nicht, wie tief. Diese teils schmerzlichen, teils enttäuschenden Erlebnisse verschließt er scheu in sich. Er will sie nicht beschwatzt oder belächelt sehen. Auch weiß er wohl, was er seiner Amtswürde schuldig ist, und gibt sich in Gesellschaft steifer, als er ist.

Er altert körperlich früher als sein Gefühl, wird von mancherlei Bresten gequält, er war nie ein Riese. Auf einer Prüfungsreise befällt ihn schweres Leiden, das sich schon lange festgesetzt hatte. Er kann sich noch zu seinem Freund, dem Gartenbaudirektor Zeyher in Schwetzingen, schleppen, legt sich dort nieder und stirbt am 22. September 1826. Er starb im fränkischen Land und hatte seine alemannische Heimat lange nicht mehr gesehen. Sie begruben ihn in Schwetzingen statt in Hausen. Geboren wurde er im Stammesgebiet der Mutter, zu Basel, zur Ruhe gebettet im Stammesraum seines Vaters. Das sieht aus wie ein deutsames Geschehen.

Der Liebesgemeinschaft einer bäuerlichen Magd und eines bäuerlichen Soldaten, die sich im Geiste und im stolzen Wesen ergänzten, war ein wunderbares, zeitlos lebendes Herz — das Herz des deutschen Dichters Johann Peter Hebel entsprungen.

Beethoven

1770—1827

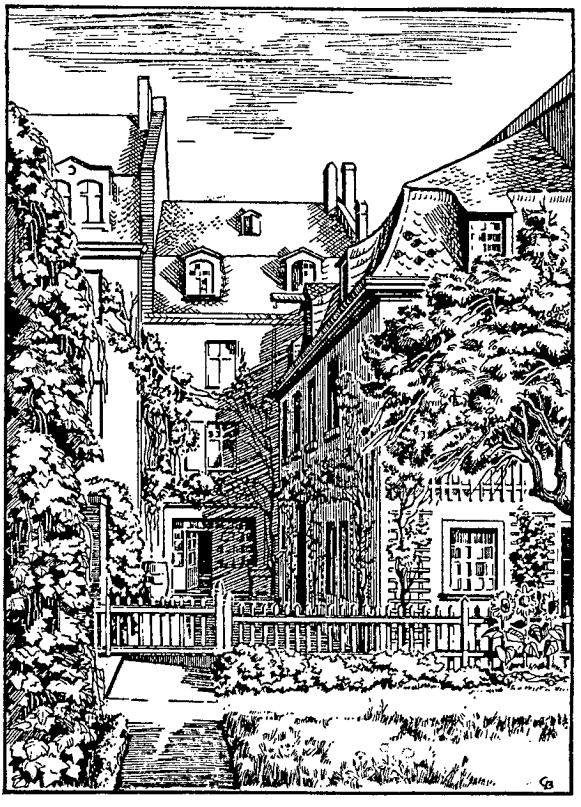
Von

Alfred Burgartz

In dem unweit von Wien gelegenen, landschaftlich lieblichen und reizvollen, kleinen Badeort Heiligenstadt verfaßte am 6. Oktober 1802 ein jüngerer Mensch eine letztwillige Verfügung, die das deutsche Volk heute als kostbaren Besitz aufbewahrt. Die Sätze dieses Schriftstückes, die sich in gedrängten Linien hinziehen, sind voll zitternder Bewegtheit. Der gedachte Empfänger ist ein Bruder Karl. Im Grunde jedoch ist das Schriftstück nicht an einen Verwandten, sondern an die Menschheit gerichtet. „Ihr Menschen", so heißt es, „haltet mich für feindselig und störrisch oder misanthropisch, wie unrecht tut ihr mir: ihr wißt nicht die geheime Ursache von dem, was euch so scheinet ... Es fehlte wenig, und ich endigte mein Leben ... Nur sie, die Kunst, sie hielt mich zurück, ach es dünkte mir unmöglich, die Welt eher zu verlassen, bis ich nicht alles hervorgebracht, wozu ich mich aufgelegt fühlte ..." Man ersieht, es hat in diesem jugendlichen Herzen ein Kampf mit der lockenden Todesgewalt stattgefunden, aus dem der lebensbejahende Schaffensdrang und Schöpferwille als triumphierender Sieger hervorgegangen ist. Und was war der Anlaß zu jenem Schmerzensschrei, die so scheu verhüllte „geheime Ursache"? Die nicht einmal vollen 25 Jahre, in denen dieser Mensch weiterhin das Ringen mit dem Schicksal aufnahm, haben alles grausig ans Licht getragen. Sehr bald war er gezwungen, hilflos sich mit blechernen Röhren zu bewaffnen, die ins Ohr gesteckt wurden, und in die der Besucher seine Worte hineinbrüllte. Das Klavier dieses Unglücklichen, ein Flügel in der spitz zulaufenden damaligen Form, mit Hammerwerk, das die himmlischste Musik verströmte, mußte vierchörig bezogen werden. Aber nicht einmal dieser Lärm wurde mehr wahrgenommen.

Der wunderbarste Musikgenius nach Sebastian Bach ist als Kind einer Musikerfamilie in Bonn zur Welt gekommen, unter einer Dachluke, in einer Mansarde, die heute kein Mobiliar mehr enthält. Als Geburtstag gilt mit einiger Wahrscheinlichkeit der 16. Dezember 1770. Die Beurkundung der Taufe durch die Remigiuspfarre — den 17. Dezember — ist erfreulicherweise vorhanden. Bonn war damals Gebiet des geistlichen Kurfürstentums (Erzbistum Köln), das dann die späteren politischen Ereignisse, mit dem Auftakt der französischen Revolution, dem Siegerschritt des Korsen und der Ausbreitung Frankreichs bis an die Rheingrenze, einfach hinwegfegten. In diesem katholisch-gläubigen und doch wieder sehr weltlichen Bonn wurde 1733 ein aus den österreichischen Nieder-

landen ſtammender, aus Mecheln gebürtiger Ludwig van Beethoven anſäſſig; er erwarb die Stellung eines Hofmuſikus und ſeit 1761 die eines Kapellmeiſters. Der Hofmaler Radoux hat das Bild dieſes kleinen, kräftigen Mannes und hochgeſchätzten Künſtlers in Farben aufgefangen, die hinreißend lebhaften und ſchönen Augen ſind bemerkenswert, und man weiß, daß der berühmte Enkel, deſſen Augen mit noch ſtärkerem Bann jeden in Schach hielten, das Porträt des Großvaters mit abgöttiſcher Liebe bei ſich bewahrte. Die Frau dieſes Großvaters Ludwig war eine Rheinländerin: Joſepha Poll. Es iſt, beſchworen durch die Auswüchſe des Weltkrieges, verſucht worden, die Deutſchſtämmigkeit des deutſchen Tonheros Ludwig van Beethoven anzuzweifeln. Die heutigen Belgier haben unſern klaſſiſchen Meiſter, da er eigentlich Flame ſei, für ſich beanſprucht. Das iſt jedoch als irrig zurückzuweiſen. Bis auf dieſen aus Mecheln hergewanderten Großvater Ludwig waren ſämtliche Großeltern rein deutſch. Auch in der „Reihe der acht Urgroßeltern väterlicherſeits und mütterlicherſeits" läßt ſich „das völlig überwiegende deutſche und rheiniſche Blut unſeres großen rheiniſchen Tonkünſtlers" verfolgen. Man hat ſogar aus dem 15. Jahrhundert eine Beziehung des Namens „Bethove" zu Hamburg entdeckt. Mag der junge Beethoven in ſeiner Bonner Zeit wegen ſeiner ſchwarzbraunen Geſichtsfarbe der „Spaniol" geheißen haben (wobei zu vermuten iſt, daß man mit dieſer Bezeichnung eher an die Herkunft aus den einſtigen Spaniſchen Niederlanden anſpielte), ſo überflutet dieſe Tropfen fremdländiſchen Blutes doch eine mächtige kerndeutſche Erbmaſſe. Ganz abgeſehen von der Tatſache, daß auch die Flamen als Niederfranken germaniſchen Urſprungs ſind.



Beethovens Geburtshaus in Bonn, Gartenſeite

Beethovens Vater Johann wurde 1740 zu Bonn geboren. Gegen den Wunſch des kurfürſtlichen Kapellmeiſters verheiratete er ſich mit einer jungen Witwe

aus Ehrenbreitstein, Maria Magdalena Laym, früher Keverich, der Tochter eines fürstlichen Kochs. Deren Mutter war eine Westorff. Aus überlieferten Zeugnissen wird das jähzornige und schwankende Wesen dieses Johann bekannt. Als schlechtbezahlter und keineswegs hervorstechender Kapellsänger erreichte er keine auszeichnende Lebensstufe. Sein Dasein war, offenbar aus eigenem Verschulden, streckenweise von Sorgen um das tägliche Brot überschattet. In der Neige seiner Jahre war er dem Trunke zugetan. Um so herrlicher ersteht das Bild der Mutter, der Maria Magdalena Keverich. Eine stille Dulderin, von zartem Körperbau, am liebsten beschäftigt mit dem Gebetbuch und tagtäglich gebeugt über häusliche Pflichten und Handarbeiten. Im Alter von 40 Jahren wurde sie hingerafft, vermutlich von der Schwindsucht. Der frühe Tod mehrerer Kinder und weiterhin ihre langwierige Krankheit haben das Familienleben verdunkelt. Um Schulden zu tilgen, bat Johann seinen Herrn um einen Vorschuß; Effekten des Hausrates, Kleider der Maria Magdalena, wurden auf dem Markte feilgeboten.

Diese trüben Verhältnisse vertieften des kleinen Ludwig seelische Anlagen, machten aus ihm einen Knaben von ernster, düsterer Gemütsart. Aber auch das Gegenteil von Ernst, die Freude an unbändiger und toller Ausgelassenheit, steckte in ihm, und so pendelten seine Stimmungen von Extrem zu Extrem in stetigen Überschwenglichkeiten. Der Vater wollte aus ihm — man denkt an Mozart — ein Wunderkind erziehen. Beim ersten öffentlichen Auftreten (der Konzertzettel im Beethovenhaus Bonn) wurde das Alter des Achtjährigen auf sechs Jahre herabgeschraubt. Schon rühmte man das erstaunliche Können des kindlichen Virtuosen. Entscheidenden Einfluß übte ein keineswegs übler Musiker, der höchst gediegene Christian Gottlob Neefe, in dessen Lehrplan die Pianistenbibel, das „Wohltemperierte Klavier" von Sebastian Bach, und der für die Wiener Klassik so fruchtbare, neumodische Klavierstil von Philipp Emanuel Bach (Kammercembalist Friedrichs des Großen, zuletzt in Hamburg) einbezogen waren. Neefe hat sein Zeitalter zuerst auf die Beachtung der genialen Fähigkeiten seines Zöglings hingelenkt. Er hat die Drucklegung der sogenannten „Kurfürstlichen Sonaten" Beethovens durchgesetzt. Neben Neefe hat dann auch Beethoven Organistendienste in der Hofkirche versehen, oder er saß am Bratschenpult im Theaterorchester, oder betätigte sich als Dirigent. Man muß sich unter ihm einen nicht großen, gedrungen gebauten Jungen vorstellen; breite Schultern, kurzer Hals, runde Nase. Bezwingend die kühne, stolze Art, so daß man die mangelnde Schönheit, ja vielleicht die Häßlichkeit, in Kauf nimmt. Für die Obliegenheiten am Hofe war dieser allerjüngste Musikbeamte mit einem seegrünen Frack, Schnallenschuhen, kurzer Hose und seidenen Strümpfen bekleidet; außerdem Degen und Haarzopf. Im C-Moll-Trio, das auf die Bonner Zeit zurückgeht, aber erst 1795 in Wien als Werk I Nr. 3 — gegen den Willen des alternden Haydn — zur Veröffentlichung gelangte, wurde dieser „Haarzopf" endgültig abgeworfen.

Trotz aller Qualen und Demütigungen, die dem jungen Künstler aus dem Elend mit dem Vater erwuchsen — es kam schließlich dazu, daß der Kurfürst die Entfernung des Johann van Beethoven aus dem Bonner Stadtgebiet forderte —, war die Frühzeit überglänzt von goldenen Erinnerungen. Da gab es eine verwitwete Hofrätin Breuning; ihr Mann hatte beim Schloßbrand das Leben eingebüßt. Drei Söhne waren vorhanden, alle ungefähr mit Ludwig gleichalterig. Die Tochter hieß Eleonore. Bis in den Tod hat die Freundschaft zu diesem Haus Beethoven begleitet. Eingeführt wurde er in diese Familie durch einen gewissen Wegeler; Beethoven bekam den Auftrag, Klavierunterricht zu erteilen. In diesem der Dichtkunst erschlossenen Kreis wurde viel von Shakespeare, Goethe und Schiller gesprochen. Das überschüssige Temperament und ungebärdige Genie des Klavierlehrers hatte manchmal heftige Szenen zur Folge, und der Verkehr mit ihm war nicht so einfach, da er zuweilen die notwendigen gesellschaftlichen Umgangsformen verweigerte. Doch wurde ihm, der das dankbarste Herz von der Welt besaß, verziehen wie einem lieben Sohn. Eleonore Breuning hat wohl Beethoven geliebt. Er sie? In jenen hitzigen Jahren springen die Funken schnell über, und doch war Eleonore nicht jene „unsterbliche Geliebte", die einen Titanen bis in die Grundfesten seines Wesens erschütterte. Von damaligen Jünglingsfreundschaften ist auch jene mit dem etwas älteren Grafen Waldstein hervorzuheben, dem Intimus des neuen Kurfürsten. Dieser Waldstein hat mit einem prophetischen Wort den jungen Beethoven zum Nachfolger Mozarts erklärt. Auf Waldsteins Betreiben geschah es, daß Beethoven, als er im November 1792 nach Wien übersiedelte, vom Kurfürsten den Empfehlungsbrief an Haydn mitbekam. Der Dank an diesen Gönner bestand in der Widmung auf der Klaviersonate Werk 53, wodurch der Name Waldstein unsterblich geworden ist. Übrigens wurde der Patriot Waldstein bisher nicht genügend betrachtet. Als Ritter des Deutschordens konnte er zu jenen großen Gestalten emporschauen, die einst Preußen kolonisiert haben. Mit Erlaubnis seines österreichischen Kaisers hat er im englischen Auftrag später in Hannover ein Freikorps gegen die Franzosen geworben.

Ein starkes Jahrzehnt nach Beethovens Abreise aus Bonn — und die Musikstadt Wien mit ihren Akademien (Konzertveranstaltungen), die für das übrige Europa tonangebend sind, die Adelspaläste mit ihren musikalischen Gesellschaften, sogar die Nichtstuer und Schwätzer auf den Straßen, fühlten sich um eine erregende Gestalt in ihrer Mitte bereichert. Ein seltsamer Vogel, dessen selbstbewußte und verachtende Art häufig genug Fürsten und Grafen, vor denen man dienerte, abblitzen ließ, hatte in dieser glatten Umwelt Fuß gefaßt. Weniger als Komponist, obschon einige um das Genie ihres Schützlings wissen, sondern wegen seines himmlischen Phantasierens auf dem Flügel wurde der junge Beethoven umschmeichelt; wenn er sich bereit finden ließ, zu spielen, war jedesmal der Raum überfüllt. Die alte und steife Exzellenz van Swieten, die es fertig

gebracht hatte, ohne allzuviel Kostenaufwand zum Ruf eines hochherzigen Musikliebhabers zu gelangen, sandte an den Bonner Musikus flehend-befehlende Billette. Bedeutsame Gönner und Mäzene waren die Aristokraten Lichnowsky, Lobkowitz, Razumowsky (ein geadelter Bauer, russischer Gesandter in Wien); nicht zu vergessen den prinzlichen Schüler Beethovens, den Erzherzog Rudolf. Lichnowsky bot Kost und Wohnung. Der Kammerdiener war der Meinung, zunächst die Wünsche des Fürsten entgegennehmen zu müssen, und dann die des Gastes. Der Fürst gab Anweisung, Beethoven zuerst zu bedienen. Beethoven ertrug dies nicht. Er schaffte sich einen eigenen Diener an, und weil ihm in dem Adelspalast alles zu eng wurde, zog er aus. Lichnowsky wollte dem jungen Genie die Schaffensmöglichkeiten erleichtern und stiftete ein Jahresgehalt; eine erneute Rente wurde von verschiedenen Teilnehmern 1809 gezeichnet. Diese Pension war das „unselige Dekret, verführerisch wie eine Sirene", womit sich Beethoven verpflichtete, keine auswärtige Anstellung zu suchen und in Wien zu bleiben. Die über Österreich sehr bald hereinbrechenden Kriegswirren machten den Adel zahlungsunfähig, und der Schöpfer der neun Sinfonien war zeitweilig offener Not preisgegeben. Razumowskys Name ist mit Beethovenschen Quartetten verbunden. Die ausgezeichneten Geiger, die er besoldete, standen dem Meister, so oft er nur proben oder uraufführen wollte, uneingeschränkt zur Verfügung. Der männliche Beethoven jener Jahre wurde von dem Dichter Grillparzer geschildert: „mager, schwarz und zwar höchst elegant gekleidet"; er trug „Brillen als Hilfsmittel seines kurzen Gesichtes". Als Lehrer einer Gräfin Julia Guicciardi warf er die Noten auf den Boden, zerriß sie, schlug das Honorar aus; aber Wäsche, die ihm unter dem Vorwand, die Gräfin habe sie selbst genäht, überreicht wurde, nahm er entgegen.

Die Pforte zu aller neuzeitlichen Instrumentalmusik ist ein Werk Beethovens, das im Sommer 1804 im Besitztum des Fürsten Lobkowitz in Anwesenheit des preußischen Prinzen Louis Ferdinand zum erstenmal erklungen ist: die „Eroica". Wie bekannt, war diese „heroische Dritte" ursprünglich dem General Bonaparte zugedacht, und als der Erste Konsul sich selbst zum französischen Kaiser ausrief, soll Beethoven ihn als Tyrannen geschmäht haben, und das Titelblatt der Sinfonie, auf dem nur die Namen „Bonaparte — Luigi van Beethoven" verzeichnet waren, wurde zerrissen. Man darf mutmaßen, daß diese Erzählung treu der Wahrheit entspricht. Im Beethovenschen Schrifttum, auch in seinem Briefwechsel, in dem sich eine unbeschreiblich große Seele jäh augenblickshaft enthüllt, begegnet man immer wieder dem Wort „Napoleon". Nietzsche hat, nicht um der Deutschen Erzfeind zu feiern, Napoleon „das Hauptereignis des letzten Jahrtausends" genannt, und die Auswirkung Napoleons fiel ihm beinahe zusammen „mit der Geschichte des höheren Glücks". Ähnlich hat auch Goethe in seinem tiefsten Innern Napoleon angesehen, und mit Goetheschen Augen hat ihn Beethoven begriffen. „Wenn jetzt Napoleon wiederkäme", äußerte sich Beethoven in

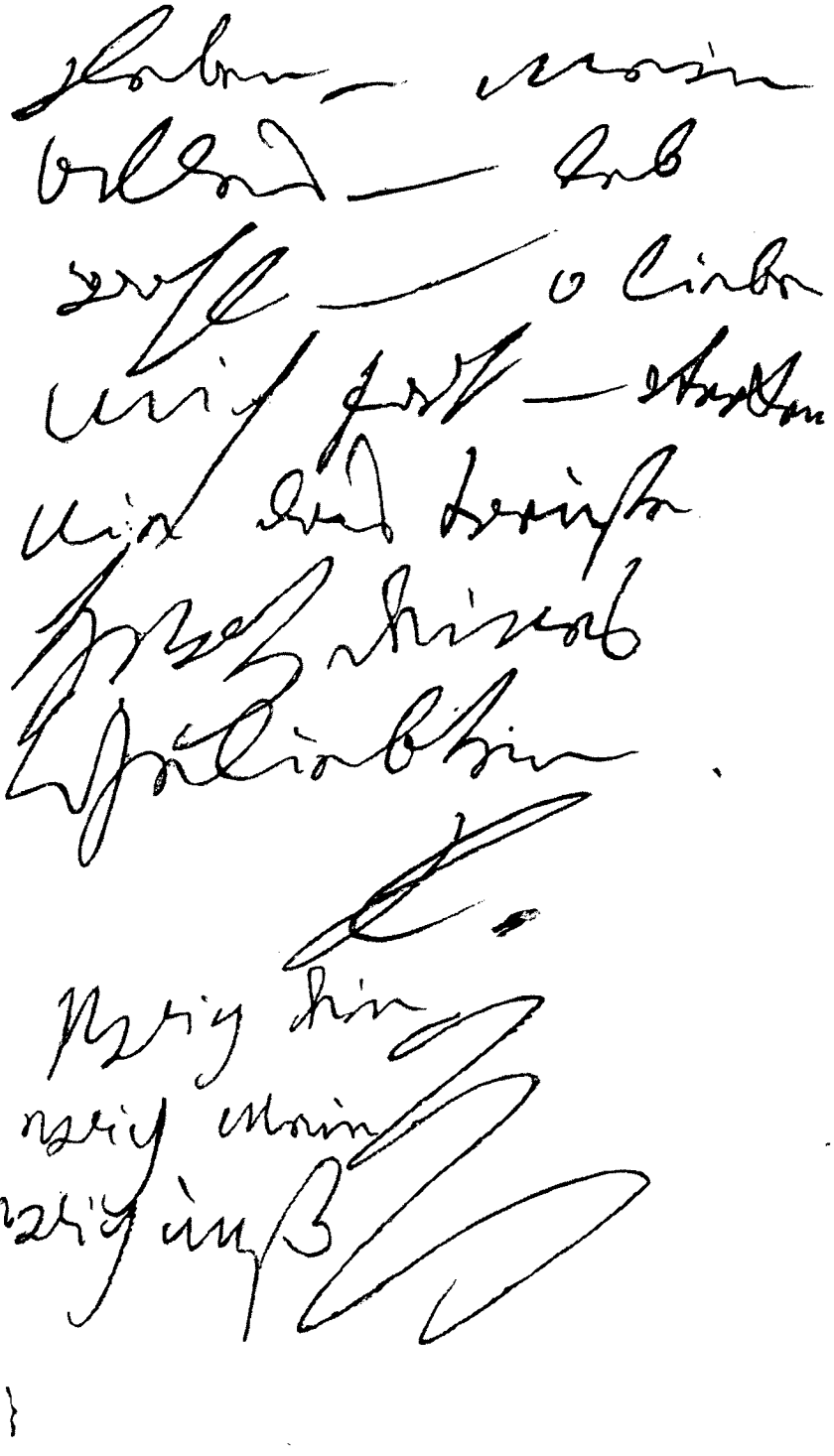
Abends Montags am 6ten Juli –

Du leidest du mein theuerstes
Wesen – eben jezt nehme ich wahr
daß die Briefe in aller frühe
aufgegeben werden müßen.

Ex
Bibl. Regia
Berolin.

Montags – Donnerstags –
die einzigen Täge wo
die Post von hier nach K.
geht – du leidest – Ach, wo
ich bin, bist du mit mir, mit
mir und dir rede ich mache
daß ich mit dir leben kann,
welches Leben!!!! so!!!!
ohne dich – Verfolgt von
der Güte der Menschen hier
und da, die ich meine – eben so
wenig verdienen will, als
sie verdiene – Demuth
des Menschen gegen den
Menschen – sie schmerzt
mich – und wenn ich mich

diesen bei unseren Verhältnissen
bestehen? – Gewiß, aber
notwendig ist, daß Du jetzt
alle Sorgen abschüttelst –
und ich muß dafür
schleunigst sorgen, damit Du
den D. gleich erhältst –
bei zwanzig, wie Dich
deutschen Bestrebungen entsprechend
Wechsel Kommerzi
unseren Gesetzen zu
zu haben versichern –
Vierzehntägig – liebe mich –
Mieter – geschrieben –
schöne Verzeihst mit
Schmerzen nach Dir –
Dir – Dir – Meine



Beethoven an die „Unsterbliche Geliebte"

(Berlin, Staatsbibliothek)

Dieser einzigartige überströmende Liebes-Hymnus gehört zu den Rätseln der Beethoven-Literatur. Der dreiteilige, mit Bleistift geschriebene Brief wurde nach Beethovens Tod von seinem Freund Stephan von Breuning in dem Geheimfach einer Kassette Beethovens gefunden. Man nimmt an, daß Gräfin Therese Brunswick, die Beethoven im Sommer 1807 in Marton Vazar kennengelernt hatte, die Empfängerin des Schreibens sein sollte. (Vgl. den Text S. 410.)

[Am 6ten juli Morgends

Mein Engel, mein alles, mein Ich. — nur einige Worte heute, und zwar mit Bleistift — (mit deinem) erst bis morgen ist meine Wohnung sicher bestimmt, welcher Nichtswürdiger Zeitverderb in d. g. — warum dieser tiefe Gram, wo die Nothwendigkeit spricht. Kann unsere Liebe anders bestehn als durch Aufopferungen, durch nicht alles verlangen, Kannst Du es ändern, daß Du nicht gantz mein, ich nicht gantz Dein bin — Ach Gott blick in die schöne Natur und beruhige Dein Gemüt über das müßende — die Lieb fordert alles und gantz mit recht, so ist es mir mit Dir, Dir mit mir — nur vergißt Du so leicht, daß ich für mich und für Dich leben muß, wären wir gantz vereinigt, Du würdest dieses schmerzliche eben so wenig wie ich empfinden meine Reise war schrecklich ich kam erst Morgens 4 Uhr gestern hier an, da es an pferde mangelte, wählte die Post eine andre Reiseroute, aber welch schrecklicher Weg, auf der vorletzten Station warnte man mich bej nacht zu fahren, machte mich einen Wald fürchten, aber das reizte mich nur — und ich hatte Unrecht, der Wagen muste bej dem schrecklichen Wege brechen, grundloß, bloßer Landweg, ohne solche Postillione, wie ich hatte, wäre ich liegen geblieben Unterwegs Esterhazi hatte auf dem andern gewöhnlichen Wege hierhin dasselbe schicksaal mit 8 pferden, was ich mit vier. — jedoch hatte ich zum theil wieder Vergnügen, wie immer, wenn ich was glücklich überstehe. — nun geschwind zum innern von äußern, wir werden unß wohl bald sehen, auch heute kann ich Dir meine Bemerkungen nicht mittheilen, welche ich während dieser einigen Tage über mein Leben machte — wären unsre Herzen immer dichtaneinander, ich machte wohl keine d. g. die Brust ist voll Dir viel zu sagen — ach — Es gibt Momente, wo ich finde, daß die sprache noch gar nichts ist — erheitre Dich — bleibe mein treuer, eintziger schatz, mein alles, wie ich Dir das übrige müßen die Götter schicken, was für unß sejn muß und sejn soll.

Dein treuer ludwig.]

Abends Montags am 6ten Juli

Du leidest Du mein theuerstes Wesen — eben jetzt nehme ich wahr, daß die Briefe in aller Frühe aufgegeben werden müßten. Montags — Donnerstags — die eintzigen Täge wo die Post von hier nach K. geht — Du leidest — ach, wo ich bin, bist Du auch mit mir, mit mir und Dir rede ich mache, daß ich mit Dir leben kann, welches Leben!!!! so!!!! ohne Dich — verfolgt von der Güte der Menschen hier und da, die ich meine — eben so wenig verdienen zu wollen, als sie zu verdienen — Demuth des Menschen gegen den Menschen — sie schmerzt mich — und wenn ich mich im Zusammenhang des Universums betrachte, was bin ich und was ist der — den man den Größten nennt — und doch — ist wieder hierin das Göttliche des Menschen — ich weine wenn ich denke daß Du erst wahrscheinlich Sonnabends die erste Nachricht von mir erhältst — wie Du mich auch liebst — stärker liebe ich Dich doch — doch nie verberge Dich vor mir — gute Nacht — als Badender muß ich schlafen gehen (hier zwei ausgestrichene Worte) ach Gott — so nah! so weit! ist es nicht ein wahres Himmelsgebäude, unsre Liebe — aber auch so fest, wie die Veste des Himmels.

guten Morgen am 7. Juli —

schon im Bette drängen sich die Ideen zu dir meine Unsterbliche Geliebte, hier und da freudig, dann wieder traurig, vom Schicksaale abwartend, ob es unß erhört — leben kann ich entweder nur gantz mit Dir oder gar nicht, ja ich habe beschlossen in der Ferne so lange herum zu irren, bis ich in Deine Arme fliegen kann, und mich ganz heimathlich bej dir nennen kann, meine Seele von dir umgeben ins Reich der Geister schicken kann — ja leider muß es sejn. du wirst dich fassen, um so mehr da du meine Treue gegen dich kennst, nie eine andere kann mein Herz besitzen nie — nie — o Gott warum sich entfernen müßen, was man so liebt, und doch ist mein Leben in V. so wie jetzt ein kümmerliches Leben — Deine Liebe macht mich zum glücklichsten und zum unglücklichsten zugleich — in meinen Jahren jetzt bedürfte ich einiger Einförmigkeit Gleichheit des Lebens — kann diese bej unserm Verhältnisse bestehn? — Engel, eben erfahre ich, daß die Post alle Tage abgeht — und ich muß daher schließen, damit Du den B. gleich erhältst — sej ruhig, nur durch Ruhiges beschauen unsres Dasejns können wir unsern Zweck zusammen zu leben erreichen — sej ruhig — liebe mich — heute — gestern — welche Sehnsucht mit Thränen nach dir — dir — dir — mein Leben — mein alles — leb wohl — o liebe mich fort — verken(ne) nie das treuste Hertz Deines

ewig Dein
ewig mein
ewig unß.

Geliebten
L.

dem Konversationsheft von 1820, „so würde derselbe einen besseren Empfang in Europa zu erwarten haben. Er hat den Zeitgeist gekannt und die Zügel zu leiten gewußt. — Unsere Nachkommen werden ihn besser zu würdigen wissen. — Ich war als Deutscher sein größter Feind, hab mich aber durch die Zeitverhältnisse ausgesöhnt. — Versprechen, Treu und Glauben sind dahin. Sein Wort galt weit mehr. — Er hatte Sinn für Kunst und Wissenschaft und haßte die Finsternis. — Er hätte die Deutschen mehr schätzen und ihre Rechte schützen sollen ..." Auch Hölderlin in seinen Versen

„Fragen möcht ich, woher er ist?
Lodi, Arcole ..."

hat Napoleon durchaus im Goetheschen Sinn gedeutet. Es besteht kein Zweifel, daß die „Eroica" deshalb sich so völlig neuartig von aller vorausgegangenen Musik abhebt, weil der Künstler Beethoven den Helden und Führer gefunden zu haben glaubte, den er verherrlichen konnte. Die Beethovensche Musik von der „Eroica" an ist Siegesgesang, ist dithyrambische Hymne, die sich in der „Neunten" zum Kühnsten steigert und in den „letzten Quartetten" sich in verklärte, überirdische Seligkeit verwandelt. So sehr das Beethovensche Orchester dem 19. Jahrhundert verhaftet zu sein scheint, ist seine Melodik mit ihrer sieghaften Lebensfülle von allen Zeitaltern unabhängig. Sie entströmt den heiligen Quellen, die von der Antike bis in die ferne Zukunft fließen. Die „Eroica" ist Pindarsche Lyrik der Deutschen. Und die Welt beugt sich vor ihr, weil in ihr am reinsten die Stimme des Blutes tönt.

„Fidelio", sieben Tage nach Murats Einmarsch in Wien und zwölf Tage vor der Schlacht bei Austerlitz uraufgeführt und in der Urfassung zum Mißerfolg verurteilt, ist das ergreifende Preislied auf die Treue und auf den Sieg der Wahrheit. Florestan als Bekenner der Wahrheit ist von dem finsteren Vertreter der menschlichen Niedertracht in Ketten geworfen; Leonore, unter dem Namen Fidelio, versinnbildlicht das mutige Weib, das den Einsatz ihres Lebens als Selbstverständlichkeit empfindet. Wo in der ganzen Opernliteratur zeigt sich ein Werk, das in ähnlich schlichter und allgemeinverständlicher Form dem sittlichen Begriff der Ehe ein so hehres und monumentales Denkmal errichtet! Auch „Tristan und Isolde" von Richard Wagner verkündet die Gefolgschaft der Geschlechter und die ewige Bindung zwischen Weib und Mann, doch ist die Treue hier von den Flammen höchster Lust und qualvollen Begehrens umzüngelt. Beethovens Lied auf die Gattenliebe ist makellos rein und in keiner Note sinnlich. Aus der gespannten Kraft der Melodik bricht unsägliche Lebensbejahung. Dem höchsten Richter über allem, Gott, wird Dank gezollt, daß er der Wahrheit an die Sonne verhilft und das Schurkische bestraft. In dem berühmten Trompetensignal ist einzigartig das herrlichste Gefühl, das in der Menschenbrust erweckt werden kann, die Hoffnung, aufgefangen. Der Himmel, voll schwarzer Wolken, teilt sich: es

naht der befreiende Tag! Hingegen breitet schon der erste „Tristan"-Akkord seinen schwülen Dämmer aus, und wir versinken in das trunkene Flimmern der romantischen Nacht. Betrachtet man mit der nötigen Ehrfurcht das Verhältnis Beethovens zu den Frauen, so liegt es auf der Hand: er konnte keinen anderen Stoff komponieren. Wie bei Wagner, Goethe, Napoleon, Nietzsche steht der Eros hinter Beethovens künstlerischem Tun, aber wo auch immer man einen gewaltigen Vergleich hernähme, der Thyrsusschwinger verändert bei ihm seine Gestalt. Beethovens Liebesempfinden gipfelte in Unbedingtheiten, die an die jugendlichen Übersteigerungen von Schillers Frühgedichten erinnern. Es waren nahezu stets Mädchen der höchsten Gesellschaftsschicht, denen er sich näherte. Nicht aus der Sucht eines Bürgerlichen, sich damit selbst zu erhöhen. Wie er dem Geburtsschein des Adels gegenüber den Stolz des gleichrangigen Künstlers hervorkehrte, ja despotische Launen an fürstlichen und gräflichen Gönnern ausließ, so warb er um eine Komtesse mit dem Gefühl der Gleichberechtigung. Das Maß seiner liebenden Begeisterung versetzte die Umworbene allerdings auf eine fast unerreichbare Stufe. Neben dem „Heiligenstädter Testament", den „Konversationsheften" aus der Zeit völliger Ertaubung und den für seine Schaffensweise so erhellenden „Skizzenbüchern" ist der Brief an die „Unsterbliche Geliebte" immer wieder Gegenstand einer rätselratenden Forschung. Im Zustande traumhafter Wachheit „Am 6. Juli Morgends" wurden mit Bleistift Sätze hingelallt, die erhabene Gesichte mit Zügen einer fast kleinlichen Wirklichkeit vermischen; die Sprache scheint bruchstückweise wunderbarsten dichterischen Offenbarungen entlehnt, die Anrede „Mein Engel, mein alles, mein Ich" könnte dem wertherischen Zeitalter entstammen, und die Nachschrift

„ewig Dein
ewig mein
ewig unß"

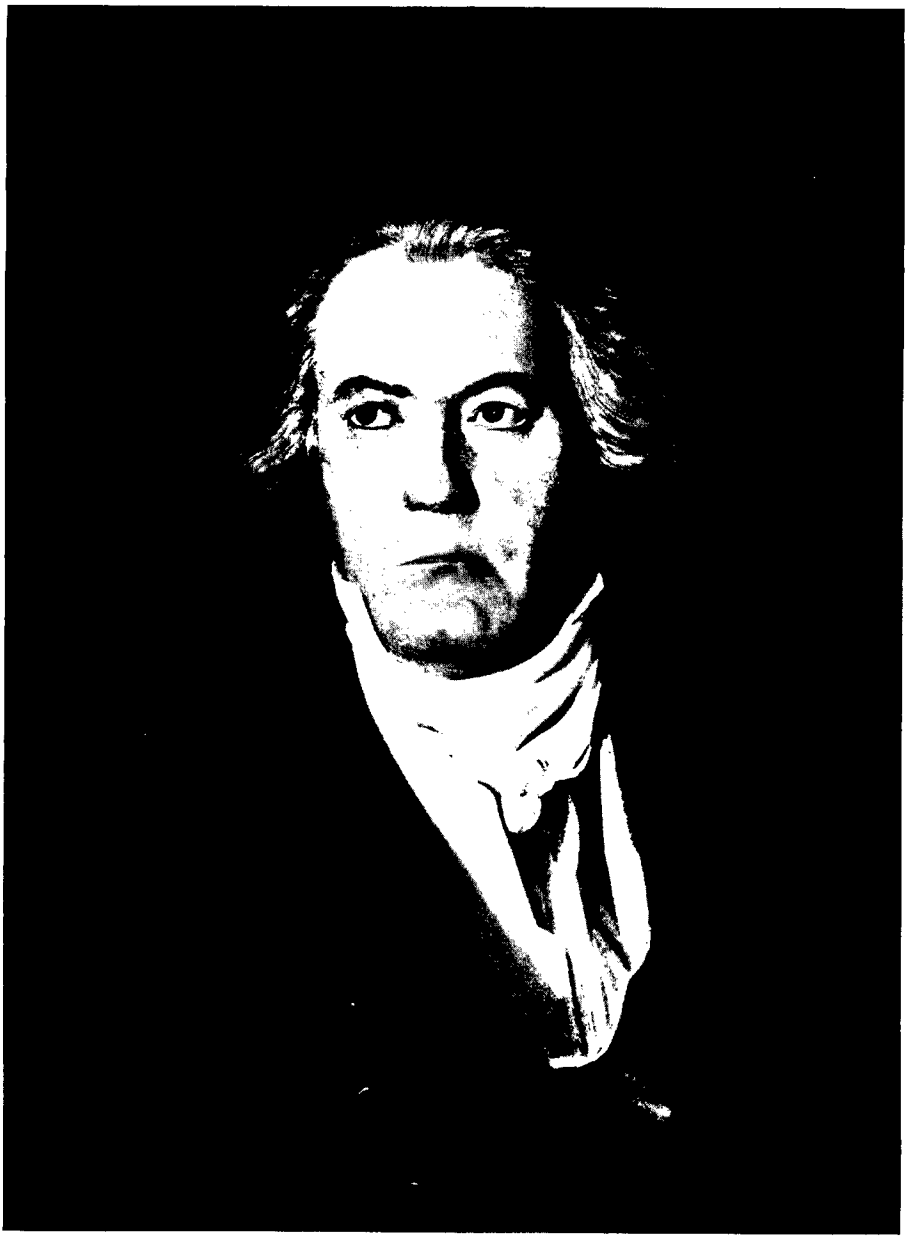
klingt wie eine Vorahnung des „Tristan". Die Deutungsversuche nehmen als gedachte Empfängerin Gräfin Julia Guicciardi an, die in schroffer Wegwendung von Beethoven, wohl unter dem Druck ihrer Angehörigen, das Nichts von einem komponierenden Grafen Gallenberg heiratete; danach wäre der Briefentwurf ins Jahr 1801 zu bestimmen. Mit mehr Wahrscheinlichkeit darf man jedoch unter der „Unsterblichen Geliebten" die junge Gräfin Therese Brunswick vermuten; der Brief fiele dann ins Jahr 1807. Zwei weitere Lösungen nennen eine Bonner Erinnerung, die Sängerin Magdalene Willmann, und eine Berliner Sopranistin Amalie Sebald, eine Bekanntschaft aus dem Bad Teplitz, 1812. Wie über dem Sesenheimer Idyll Goethes und über den wahren Beziehungen zwischen Wagner und Mathilde Wesendonck ein mystisches Dunkel schwebt, so über diesem Beethovenschen Brief. Die Gottheit schützt ihre Auserwählten, und sie verweigert es, daß neugierige Menschen bis zu den Geheimnissen der Unsterblichen vordringen.

Das Jahr 1809 — unselig für Österreich, das den Krieg entfesselt hatte, aber Napoleon verlor zum erstenmal eine Schlacht — bedeutete einen Höhepunkt im Beethovenschen Sinfonieschaffen: es erschienen die „Fünfte" und „Sechste". Über die C-Moll-Sinfonie, die Krone einer orchestralen Schöpfung mit der überwältigenden Aufführungsziffer, ist in allen Menschenzungen Hinlängliches geschrieben worden. Das Eröffnungsmotiv aus vier Tönen, in denen das Schicksal an die Pforte klopft, um wie ein wühlender Sturm über den trotzenden Titanen hereinzubrechen, ist bereits den Kindern in der Schule bekannt. Die frühesten Skizzen zu diesem Werk berühren sich mit der Vollendung der „Eroica". Der Aufschrei im „Heiligenstädter Testament" geschah ein Jahr zuvor. Die unvorstellbare Angst, die ein zum Höchsten Berufener vor widrigem Geschick zu empfinden vermag, ist in dieser „Fünften" niedergelegt. Ebenso herrlich leuchtet aber auch der kategorische Imperativ, die sittliche Pflicht, in diesem Tongefüge auf, die befiehlt, Feindliches zu überwinden. Es soll hier der Versuch gemacht werden, dem philosophischen Gehalt der „Fünften" noch in einem anderen Sinne nachzuspüren. Beethoven schreibt einmal (an ein noch nicht zehnjähriges Mädchen, Teplitz, den 17. Juli 1812): „Der wahre Künstler hat keinen Stolz, leider sieht er, daß die Kunst keine Gränzen hat, er fühlt dunkel, wie weit er vom Ziele entfernt ist und indeß er vielleicht von Andern bewundert wird, trauert er, noch nicht dahin gekommen zu sein, wohin ihm der bessere Genius nur wie eine ferne Sonne vorleuchtet." Es ist deutsche Art, das fast Unmögliche von sich zu fordern. Das Ringen mit den übernatürlichen Mächten („... ich will das Schicksal bei der Gurgel packen", Beethoven) heißt soviel, als nach der eigenen Vollkommenheit und Vollendung streben. Wird dieses Ziel nicht restlos erreicht, so ergibt sich eine Schuld. Dieses niederdrückende Gefühl, mit einer bergeschweren Last (der sittlichen Aufgabe) den zähen Kampf aufnehmen zu sollen, ist aus dem düstern ersten Satz der „Fünften" herauszulesen. Ruhepause, Gebet in klarem Emporschauen zu Gott, ist das Andante, und die Brust füllt sich mit Trost. Im Scherzo-Allegro (mit dem elementaren Trio) meldet sich der teuflische Feind nur noch gespensterhaft. Dann Attacca zu C-Dur: marschmäßig, die Sonne! Sieg!

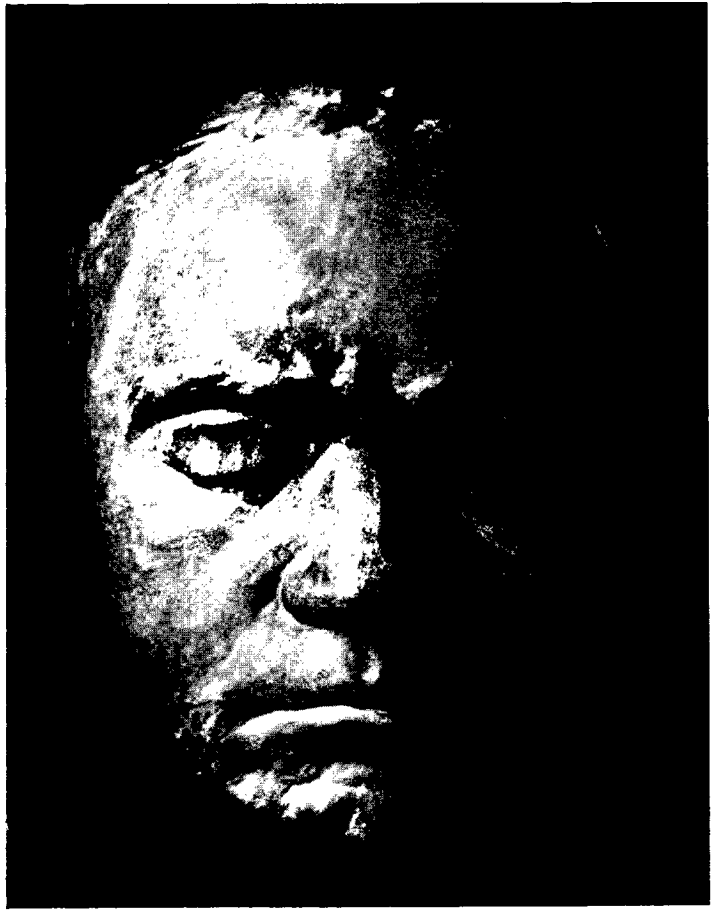
So verstanden, wird die C-Moll-Sinfonie zur preisenden Erläuterung der unerbittlichen Gesetzestafeln des Königsberger Philosophen. Man weiß, daß die Werke Kants Beethoven keineswegs fremd waren; die „Kritik der reinen Vernunft" u. a. fand sich unter seinem Nachlaß. Und in diesem Zusammenhang ist wenigstens der Name eines sehr seltsamen, stillen Menschen — Karl Ferdinand Amenda — zu streifen, der als philosophischer Berater, als dialektischer Marquis Posa, auf Beethoven zeitweilig stärksten Einfluß geübt hat. Das Gegenstück zur „Fünften" bildet die „Pastoralsinfonie"; nach dem Gemälde einer tragischen, geistigen Schlacht der besänftigende Hinweis auf das Glück der Erde. Es sind zahlreiche Kommentare zu dem berühmten Beethovenschen Untertitel „Erinnerung an das Landleben" („Mehr Ausdruck der Empfindung als Malerei")

veröffentlicht worden. War Beethoven in der „Fünften" Prometheus-Goethe vergleichbar, so wurde er in der „Sechsten" ein musikalischer Lessing, der sehr genau die Fähigkeiten und Unmöglichkeiten der Musik voneinander schied. In seinem Oratorium „Die Jahreszeiten", gleich in der Ouvertüre, hat Haydn die äußere Natur nachgezeichnet. Den französischen „Claveciniſten" (Barockzeit) bedeutete die musikalische Schilderung von Tieren und Landschaften ein geistvoller Spaß. Derartiges darf man bei Beethoven nicht erwarten. Er stürmt in die Natur hinaus, um in ihr zu ruhen, um bei dem eigenen, fortgesetzten inneren Brausen inmitten von Wäldern, an einem lieblichen Abhang, am murmelnden Bach Beruhigung und Erholung zu empfangen. Die aus der Umgebung sich ergebenden Eindrücke werden wohl erfaßt; aber sie werden verwandelt, zu etwas Neuem verarbeitet. Das äußere Bild schwindet dahin, und die sittliche Wirkung (die „Empfindung") bleibt. Für Beethoven wird die Natur zum „Widerhall, den der Mensch wünscht"; sie wird des Menschen Freund. Er komponiert nicht malerische Staffagen, keine Beschreibungen mondscheinglitzernder Seen (die „Mondscheinsonate", Cis-Moll, ist ein Verlegertitel), keine übersteigerten romantischen Entzückungen. Auch mit Rousseaus Tendenzformel von der Unschuld des rohen, ungebildeten Landes gegenüber der verderbten, überfeinerten Zivilisation der Städte hat Beethoven nichts zu tun. Demgemäß sind seine Überschriften der einzelnen Sätze („Erwachen heiterer Gefühle bei der Ankunft auf dem Lande", „Szene am Bach" usw.) ein nicht allzu verpflichtendes Schema, und in der Tat ist das Schema einer älteren Vorlage einfach entlehnt. Der Nachtigalltriller, der Wachtelschlag, der Kuckucksruf (zu Ende des zweiten Satzes) haben lediglich die Bedeutung eines zart sich ausspinnenden Schlußanhanges, und das Gewitter, das von Dirigenten zweiten Grades naturalistisch hingedonnert wird, erfüllt nur den Sinn eines Kontrastes.

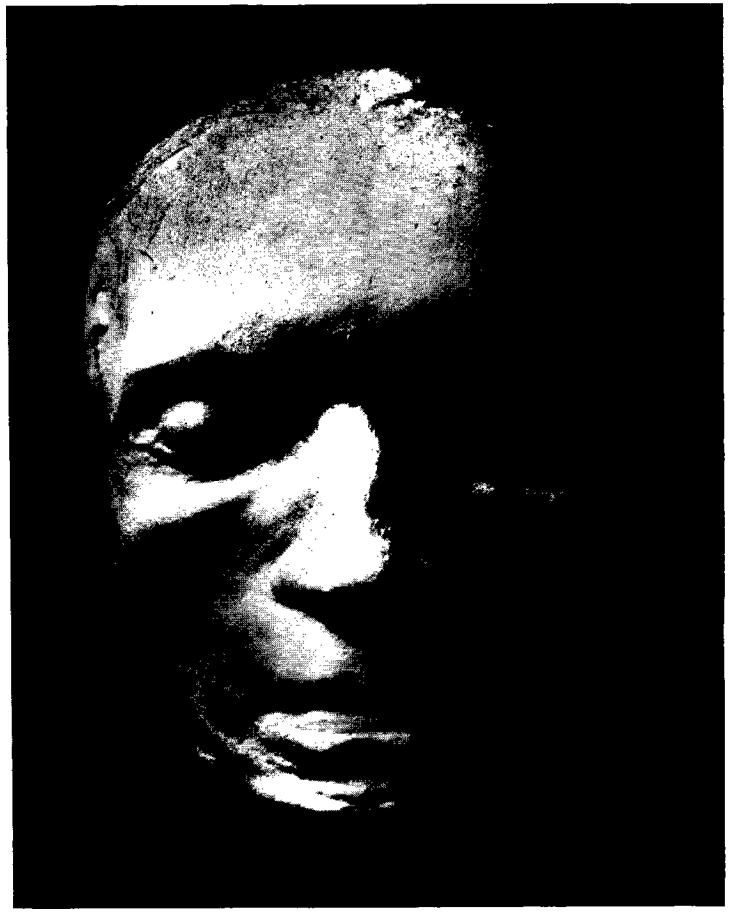
Wie ein stiller, wortkarger, doch für das Weitere entscheidender Auftritt mutet die Begegnung zwischen Beethoven und Goethe an, im Bad Teplitz während des Sommers 1812. Diese Zusammenkunft ist einer jener geschichtlichen Augenblicke, wie sie immer wieder im Leben der Völker vorkommen; oft zerrinnen alle daran geknüpften Hoffnungen im Sande, und die beiden Partner, statt sich zu vereinigen, entfremden sich nur um so tiefer (die Freundschaft zwischen Goethe und Schiller, Liszt und Wagner sind herrliche Ausnahmen). Mit welchem Maß beglückter Zuversicht muß Beethoven bei seiner Verehrung des Weimarer Dichters an dieses Zusammentreffen gedacht haben (das Bindeglied waren eine Reihe von Beethoven komponierter Goethescher Gedichte, darunter Mignons Lied „Kennst du das Land", und vor allem die 1810 erschienene Musik zum „Egmont"). Obschon höchste Herrschaften in Teplitz anwesend waren und den Gesprächsstoff in der Hauptsache Kaiser Napoleon bildete, der den russischen Feldzug vorbereitete, bildete die Auseinandersetzung zwischen zwei so wesensfremden Gestalten, dem menschenscheuen Wiener Musiker und dem olympischen Geheimrat,



Ludwig van Beethoven
Gemälde von Ferdinand Waldmüller, 1823. Leipzig, Breitkopf & Härtel



Gesichtsmaske Beethovens aus dem Jahre 1812



Totenmaske Beethovens, 1827

Nach den Originalabgüssen des Beethoven-Hauses in Bonn

das Badeereignis. Goethe machte Beethoven seine Aufwartung; der letztere begab sich an den Flügel, spielte, und alles hindernde Zeremoniell war für diese Stunde gebannt. Wie noch jeder, der den Offenbarungen des Beethovenschen Genius gelauscht hat, war auch Goethe zu stummer Bewunderung hingerissen. Leider besitzen wir nicht schwarz auf weiß, welche im freien Raum des Gefühls schwingenden Worte diesem Spiel gefolgt sind; wüßten wir es, wir wären um Kostbarkeiten reicher. Bezeugt sind Goethes und Beethovens gemeinsame Spaziergänge auf der Kurpromenade. Ein auch körperlich ungleiches Paar! Es unterliegt keinem Zweifel, daß Fragen der Politik, der Regierungsformen, Republikanismus und Oligarchie, Christentum und Heidentum, die Fortschritte der Kunst, der Sinn des Daseins und die Gewißheit über ein jenseitiges Leben erörtert wurden; und diese Äußerungen waren auf der einen Seite das Ergebnis spiegelklarer letzter Weisheit, auf der andern tastete eine ringende Seele in heftigen Gemütsentladungen ans Licht. Zornesaufwallung über Goethes Verharren in Konventionen ist jene so grenzenlos enttäuschte Beethovensche Briefstelle: „Goethe behagt die Hofluft zu sehr. Mehr als einem Dichter ziemt. Es ist nicht viel mehr über die Lächerlichkeiten der Virtuosen hier zu reden, wenn Dichter, die als die ersten Lehrer der Nation angesehen seyn sollten, über diesem Schimmer alles andere vergessen können." Die Teplitzer Annäherung, die wie die flüchtige Berührung zweier Planeten in Erscheinung getreten war, wurde in den kommenden Jahren nicht weiter ausgebaut. Wir sind imstande, dem Goetheschen Schrifttum heute die Ablehnung der „ungebändigten Persönlichkeit" Beethovens zu entnehmen; der Schöpfer des „Tasso" und der „Iphigenie" wollte den Bund nicht besiegeln mit einem „vom Dämon Besessenen", dessen göttliche, „Ehrfurcht gebietende" Herkunft er zwar keineswegs verkannte, dessen Sendung er jedoch als Gefahr für das wohlgeordnete Gefüge dieser Erde betrachtete.

Nach einigen Jahren taucht in Beethovens Lebenslauf wiederum Goethes Name auf: die Kantate „Meeresstille und glückliche Fahrt" war vollendet und wurde nach Weimar überschickt. Von dort keine Antwort. Wir greifen der Darstellung voraus und sind bereits im Jahre 1823, beim „verklärten Meister", angelangt, wenn wir folgendes Schreiben des in Notlage befindlichen Beethoven an den so heiß umworbenen Weimarer Weltweisen mitteilen: „Euer Exzellenz! Immer noch wie von meinen Jünglingsjahren an lebend in Ihren unsterblichen nie veraltenden Werken, und die glücklichen in Ihrer Nähe verlebten Stunden nie vergessend, tritt doch der Fall ein, daß auch ich mich ... in Ihr Gedächtnis zurückrufen muß ... Ich hoffe, Sie werden die Zueignung an E. E. von Meeresstille und glückliche Fahrt in Töne gebracht von mir erhalten haben; ... wie lieb würde es mir sein zu wissen, ob ich passend meine Harmonie mit der Ihrigen verbunden, auch Belehrung, welche gleichsam als Wahrheit zu betrachten, würde mir äußerst willkommen sein; denn letztere liebe ich über alles, und es wird nie bei mir heißen: veritas odium parit." Beethoven brachte weiter zur Kenntnis,

daß er eine große Messe (die „Solemnis") fertig habe, und er bat inständig Goethe, er möge doch die „Großherzogl. Durchlaucht" zur Subskription bewegen. In diesem demütigen Bittstellerbrief nannte sich — herzzerreißend für uns — der Weltkünder deutscher Musik einen „Stümper". Aus der gleichen Bedrängnis heraus verfaßte Beethoven u. a. auch an die wohlbestallte französische Musikgröße Cherubini ein Gesuch. Aber weder aus Weimar noch aus Paris eine Erwiderung.

Der 15. November 1815 wurde zum kummervollen, folgenschweren Tag in Beethovens Leidensbahn: Beethoven wurde — Vater! Nicht in unbürgerlichem Sinne. Vielmehr war sein jüngerer Bruder Karl, der gleiche, an den das Heiligenstädter Testament gerichtet war, ein Beamter bei der Universal-Staatsschulden-Kasse, verstorben; und der Älteste von drei Brüdern wurde angefleht, die Sorge für einen neunjährigen Jungen zu übernehmen. Obschon die „Lumpenkerle von Pseudo-Brüdern" es vor der Geschichte nicht verantworten können, dem Genius der Musik Fesseln übergeworfen zu haben, war dieser Gütige jedesmal sofort bereit, auf die Gemeinsamkeit des Blutes zu hören. Am 16. November schon trat Beethoven die Vormundschaft über den Neffen an. Aber ein Füllhorn des Schreckens und der Folterungen wurde von nun an über ihn ausgegossen. Da war Karls Witwe: ein Teufel! In den Briefen Beethovens bekam sie den Namen einer „Königin der Nacht". Sie wollte den Jungen nicht hergeben. Der Neffe selbst (ebenfalls ein Karl) war der Lüge und Verstellung zugetan. Die nächsten Jahre bis zum Tod, der dadurch nur beschleunigt wurde, bedeuteten für den Meister eine Kette von Wirrwarr, wobei Beethoven mit liebegeöffnetem Herzen den Taugenichts bald adoptieren wollte, bald ihm das Haus verweigerte, ihn zurücksehnte, diese oder jene Erziehungsanstalt versuchte, gegen die Abgefeimtheit der Mutter Prozesse führen mußte. In einem dieser Prozesse wurde Ludwig van Beethoven das Recht auf adelige Gerichtsbarkeit aberkannt. Für den Charakter Beethovens ergaben sich aus diesem Unglück Verschärfungen von Eigenschaften, die ihm von verschiedenen Ahnen überliefert waren. Er wurde haushälterisch, knauserig, geizig (es entstand die Figur des „Kaffeebohnen zählenden Beethoven"). Täglich Plackereien mit Dienstboten, die betrügen wollten oder davonliefen. Als öffentlicher Konzertspieler kam der wundervollste Pianist seiner Zeit wegen der hoffnungslosen Schwerhörigkeit nicht mehr in Frage, auch das Dirigieren eigener Orchesterwerke scheiterte; die Musiker lächelten über den tauben, sonderbar taktierenden Mann; also mußte das Komponieren für die Einkünfte herhalten, und mit den Verlegern und Konzertvermittlern (beabsichtigte Reise nach London) begann ein hartnäckiges Feilschen. Dabei waren für den Adoptivsohn ängstlich gehütete Aktien der Österreichischen Nationalbank gezeichnet.

Der äußere Beethoven — Mitte der Vierzig bis an die Fünfzig — wird geschildert als ein Mann etwa von der Statur des Philosophen Fichte, mit dichten, grauen Haaren, die sich zur Höhe recken, Stirn und Schädel prachtvoll gewölbt,

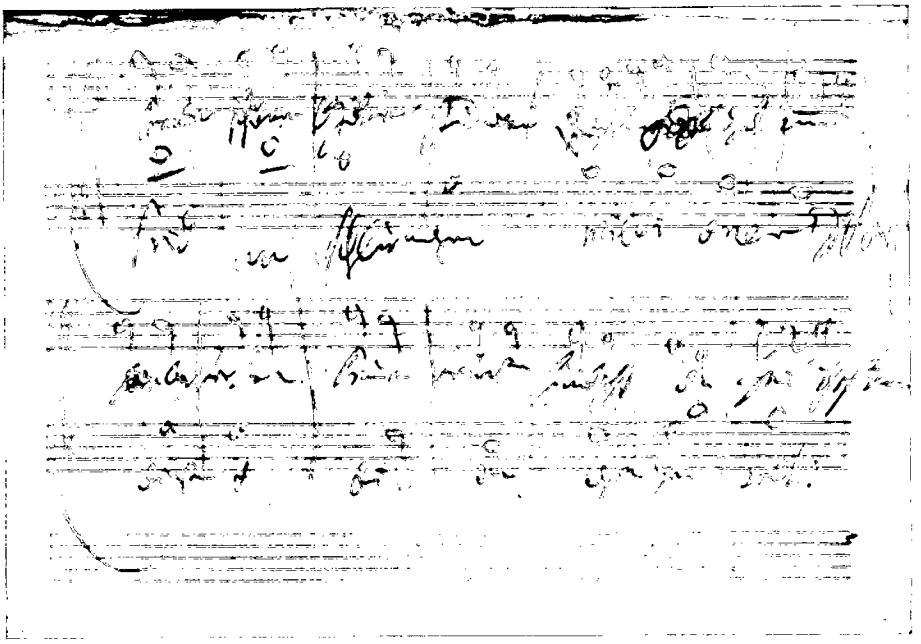
die buschigen Brauen zusammengezogen, platte Finger, behaarte Hände, schlecht rasiert, Wollpfropfen im Ohr. Der Ausdruck wechselte zwischen Gutmütigkeit und Scheu. In der Haltung meist Spannung, das besorgte Lauschen des Tauben. Aufflackern der blitzenden Augen und wieder Versinken in düsteres Schweigen. So lernte ein auf der Glücksseite Geborener, Rossini, 1822 Beethoven kennen. Er wurde nicht, wie Haydn seine Besucher ehrte, im Staatskleid empfangen. Das Zimmer des ständig von Wohnung zu Wohnung Wandernden war nicht aufgeräumt. Der Verkehr mit dem Tauben mußte durch ein „Konversationsheft" geschehen; die Fragen des Gastes wurden aufgeschrieben, und bisweilen findet sich unter ihnen auch eine Bemerkung des Angeredeten. Diese schwierig zu entziffernden Texte, bei denen man immer aus der einen Hälfte die andere erraten muß, und worin höchste und alltägliche Themen lakonisch gestreift werden, hat man mit den sibyllinischen Orakeln und mit Pascals „Gedanken" verglichen. Näher liegt uns der Vergleich mit den „Fragmenten" des Novalis oder gar Eckermanns „Gesprächen mit Goethe", und es ist zu mutmaßen, daß diese heiligen Hefte, die dem Geistesflug höchsten Spielraum geben, einstmals im Rang eine ähnliche Stellung einnehmen werden. Beethoven sagte unverblümt dem Maëstro: „Suchen Sie nie anderes zu schreiben als komische Opern ... die Opera seria liegt nicht in der Natur der Italiener." Das klingt bereits wie die Vorahnung der umstürzlerischen Erkenntnis des besten und leidenschaftlichsten Beethoven-Jüngers, Richard Wagners, dessen Kampf von dem Satz ausging: die Welschen besitzen kein eigentliches Musikdrama. Als dann Rossini, der noch einen Begleiter bei sich hatte, durch den Mund desselben dem großen Einsamen in Ergriffenheit die tiefste Bewunderung zu Füßen legte, lautete die Entgegnung: „Ich bin ein unglücklicher Mensch."

Beethoven. Karikatur von Johann Peter Lyser

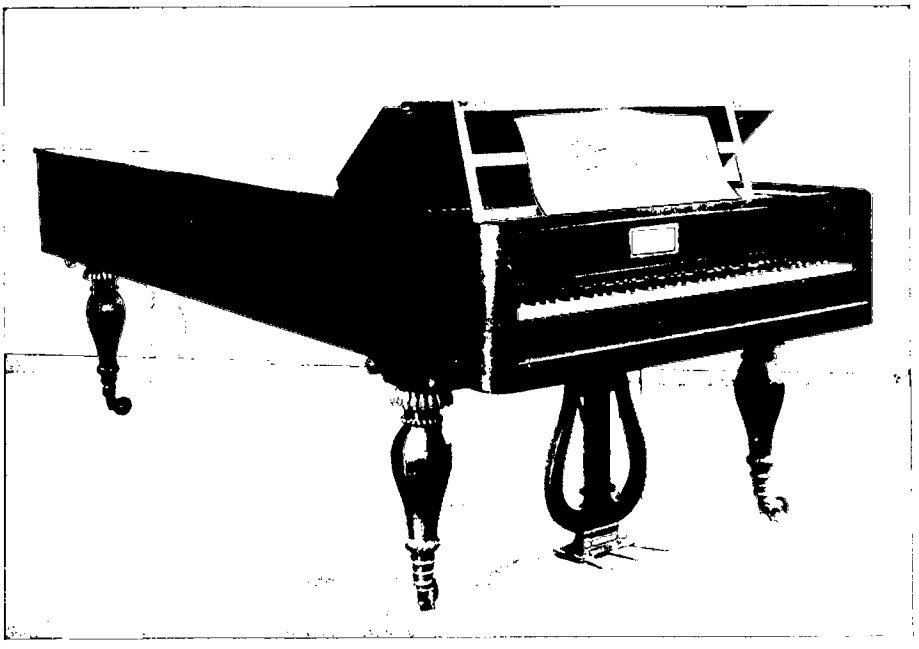
Es scheint nötig, auch auf die Beethovensche Melodie einen Blick zu werfen. Was ist Melodie? Sie hat tausend Quellen, und wie ein Gott kommt sie von nirgendwoher. Man kann im Falle Beethoven wichtige Vorgänger nachweisen: Mozart, Haydn, Philipp Emanuel Bach, Bach Vater, Händel, die „Mannheimer Tonschule", Cherubini, Méhul und manche andere, aber damit gewinnt man nur gewisse Merkmale des äußeren Stils. Die Seele, die die Noten beflügelt, ist ein Teil der Willenskraft der Zeit, sie hat das Blut durchwandert (von den Vorfahren her), und ursprünglich hauste sie bei den „Müttern" im heimischen Boden. Konnte, wenn auch fälschlicherweise, bezüglich der früheren Beethovenschen Familien-

mitglieder der Finger auf die Landkarte gelegt werden, so nicht hinsichtlich der Wesensart und des Ausdrucksgehaltes seiner Musik: diese gilt einmütig als der Inbegriff des Deutschen. Das Beethovensche Formen einer Melodie kann der Entstehung Goethescher Lyrik gleichgesetzt werden, die aus der prallen Lebensfülle des Volkes schöpft, aber das Gewonnene durch den Adel der Empfindung wunderbar erhöht. Beethovens Melodik ist ergangene, in der Natur, auf Märkten und Gassen eroberte Tagebuchmusik; diese melodischen Bruchstücke werden von den Feilen des unerhörtesten Kunstverstandes so lange geschliffen und bearbeitet, bis aus ihnen die Juwele geworden sind, als welche wir sie von Jugend auf kennen. Selbst beim sogenannten „ersten" Beethoven, geschweige beim „mittleren" (1. Band der Klaviersonaten, und 2., etwa bis Werk Nr. 101), findet sich nichts Schmachtendes, Weichliches; sein Lied, auch im Adagio, ist stets das eines Jünglings von kühnem Gliederbau oder das eines Mannes. Nordisch in Beethovens Melodik ist der Weitendrang, das ernste oder freudige Empor zur Höhe, und ein Kind spürt es, wie in dieser Musik ein Adler mit stolzen Flügelschlägen der Sonne entgegenstrebt. Nicht genügend beachtet wird Beethovens reckenhafter Humor. Schumann hat den verkrampft-pathetischen Beethovenjüngern die Nase darauf gestoßen. Es ist kein Humor, der sich geistreich ausläßt oder witzelt; vielmehr ein heiliges Lachen. Hört das Beethovensche Scherzo, seine Finales in den Quartetten und Sinfonien! Manchmal ist dieser Humor verrückt; so in der „Wut über den verlorenen Groschen". Ist dieser Humor flämisches Erbteil, ist er rheinisch? Auch aus ihm, wie aus den Freudegesängen, fließt das Befreiende, das uns läutert. Der „mittlere" Beethoven hat in seinen Klavierwerken etwas Erstmaliges geboten: niemals zuvor gab es ein solches „Appassionato", eine Leidenschaft, die ebenso olympische Ruhe in sich birgt wie titanenhaftes Grollen. Das Adagio (der langsame Liedsatz) wird in die Breite gestreckt, das Hammerklavier (im Gegensatz zu den Vorläufern Cembalo und Klavichord) wird in allen ihm innewohnenden Möglichkeiten erfaßt; es muß sich beeilen, mit diesem stürmischen Komponisten Schritt zu halten, dessen wuchtende Akkorde die Saiten zu zerreißen drohen, und dessen Laufwerk aus den dunklen Baßtiefen herauswächst bis in die lichte, äußerste Diskantgrenze. Das Wort „Sonate" (ein anderer Begriff wie „Fuge", die Welt eines Bach) wird in nie wieder erreichter Weise erfüllt. In der Beethovenschen „Durchführung" (der thematischen Entwicklung und Zerpflückung) waltet Immanuel Kantischer Scharfsinn. Der Nachfahre aus der norddeutschen Tiefebene, Brahms, folgte hier als Einziger ohne Schwanken in seines Abgotts Fußtapfen.

Das Werk des „letzten" Beethoven ist geweihter Tempelraum der Kunst; man kann ihm nicht ohne innere Reife nahen. Hier tritt uns in noch verstärktem Maße zugleich ein Märtyrer und ungebeugter Held entgegen. Das Kennzeichen für diesen Stil sind die erregend aneinander gerückten Licht- und Schattenflächen. Verschärfter, schneidender als früher paaren sich düstere Schwermut und fast hemmungslose Lebensbejahung: der taube, gealterte Mann, der über Unter-



Erster Entwurf Beethovens zu dem Schlußchor „Freude schöner Götterfunken ..."
der Neunten Symphonie, 1823. Berlin, Staatsbibliothek



Beethovens Flügel aus seiner Wiener Zeit
Bonn, Beethoven-Haus

Der Platz „Stock am Eisen" beim Stephansdom in Wien
Kupferstich von Carl Schütz, Ende 18. Jahrh.

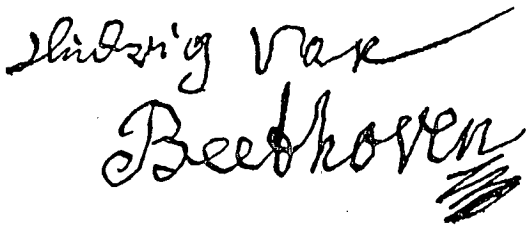
leibsbeschwerden, Ohrenschmerzen klagte, der über bittere Jugenderinnerungen nachsann, über unerwiderte Liebe, und dem die Erfahrungen mit dem Neffen ein Stöhnen entlockten! Auch der Rossini-Taumel der oberflächlichen Stadt Wien, die politische Erstarrung in Österreich lagerten sich schwer aufs Gemüt. Daß Beethoven gerne dem Süden den Rücken gekehrt hätte, besagen gerade aus den letzten Jahren einige Briefstellen. Die Frucht solchen Kummers sind tränengebadete, blutende Adagios (Klaviersonate, Werk 110, Arioso dolente As-moll, B-dur-Streichquartett, Werk 130, Cavatina), die einem das Herz mit Schwertern durchbohren. Noch mehr als bisher bevorzugte Beethoven jetzt die „Variation", weil diese stets geänderten Bewegungsarten seinen gewitternden Launen und Stimmungen entgegenkamen. Die Begleitung im Klaviersatz verliert alles Formelhafte; selbst entferntes Rankenwerk wird Gesang, unsäglich schön und edel in den metrischen Betonungen; alles trägt einen vergeistigenden Schimmer. Der in sich Lauschende, von der Außenwelt Abgeschnittene, scheint bei gewissen kühnen Klängen nicht mehr die Absicht gehabt zu haben, verständliche Musik mitzuteilen; solche „Härten" sind Visionen einer verzückten, gottsucherischen Spannung. Aus dem Jenseits stammen auch die ätherischen Triller (Spätsonaten), die sich in das Tongewebe hineinschlingen oder es überbrücken. Die plötzliche Leidenschaft für Fugenarbeit, das Spielen der Phantasie mit Kanonkünsten, mit umgekehrt gebrachten Melodien usw., stimmt mit dem fiebernden Zustand eines Vereinsamten durchaus überein. „Ich will nur noch schreiben, was mich selbst erfreut." Sogar der Blitze schleudernde Eröffnungssturm des Allegro con brio in der Erzherzog-Rudolf-Sonate 111 gewinnt das Gesicht eines Fugenthemas. Der sterbende Beethoven hat sich noch mit froher Anteilnahme die lange gewünschten Bände der ersten Händelschen Gesamtausgabe aufs Bett legen lassen. Wie die großen Meister des Barocks war auch er beim mathematischen Tiefsinn der Musik angelangt, als der Weisheit letztem Schluß.

Häufig von Todesahnungen befallen, zeigte der späte Beethoven eine Unrast der Planungen. Die Neunte Sinfonie wurde unter Dach gebracht. Wie bekannt, ist sie dem preußischen König Friedrich Wilhelm gewidmet; aus der Zueignung ist ein rührendes Vaterlandsbekenntnis hervorzuheben: „Da ich selbst so glücklich bin, mich als Bürger von Bonn, unter Ihre Unterthanen zu zählen ..." Ursprünglich sollte dieses orchestrale Riesenwerk mit einer Fuge, nicht mit dem „Freude"-Chor, schließen. Die „Neunte" malt den Sieg über die Anarchie. Eine in Skizzen begonnene zehnte Sinfonie wäre vielleicht eine Art „Faust 2. Teil" geworden. Die christliche und antike Kultur zusammenfließend. Frommer Gesang in alten Kirchentönen und der rasende Tanz einer Bacchusfeier. Das ist eine nordische Schau, eine volkhafte Rückbesinnung. In dieser „Zehnten" sollte der Chor das letzte Wort sprechen. Also Eingang des Einzelnen in die Gemeinschaft, Triumph der Sprache über den reinen Instrumentalklang. Im Anfang war das Wort! Die „Missa Solemnis", für den geliebten Erzherzog Rudolf bestimmt, dem

auch die jubelndste Sonate der Welt, Werk 106, und die innige „Abschiedssonate" zugehören, hat nur ein einziges Gegenstück: die Bachsche h-moll-Messe. Die Religiosität Beethovens wird als Schillerisch-Kantisch angesehen. Bis zu einem gewissen Grade ist dies zutreffend; aber Beethovens Religion hat dazu noch die erschütternde Hinwendung zu den „Verwaisten und Armen". Er fehlte nie bei Wohltätigkeitskonzerten. Vermutlich dachte er nicht streng konfessionell; doch immer beugte er sich vor Gott (... „hast du schon von meinen großen Werken ... gehört? groß sage ich — gegen die Werke des Allerhöchsten ist alles klein ...", an Amenda, 1815). Wenn der Bachschen Musik Bibelgläubigkeit entströmt, so offenbart die Beethovensche das liebende Menschenherz.

Am 30. Juli 1826 unternahm der Neffe Karl einen Selbstmordversuch, der Beethoven fast zur Verzweiflung trieb. Von nun an werden wir Zeugen von Krankheitsberichten. Am 20. Dezember die erste Operation. Am 3. Januar Beethovens Testament. Karl, der beim Militär untergebracht wurde, der Erbe. Am 8. Januar zweite Operation. Ein ehemaliger Freund, ein Dr. Johann von Malfatti, der sich von Beethoven getrennt hatte, wurde als dritter behandelnder Arzt herbeigerufen. Am 2. Februar dritte Operation, am 27. die vierte. Wir erfahren, daß eine Nanette Schechner dem Leidenden aus dem „Fidelio" vorsang; sein glühender Blick verfolgte die Bewegung der Lippen; er hörte es ja nicht. Am 23. März letzte testamentarische Verfügung; ein Sarkasmus: „Plaudite, amici, comoedia finita est" (Klatscht Beifall, Freunde, das Spiel ist aus)! Am nächsten Tag bereits trat der katholische Priester mit den Sterbesakramenten und den murmelnden Gebeten ans Krankenlager. Eine geschäftliche Unterschrift blieb noch zu erledigen; zitternd ungelenke Buchstaben. Gegen Abend Bewußtlosigkeit. Am 26. nachmittags 5 Uhr waren die Fenster durch ein Gewitter erleuchtet. Der Schlummernde richtete sich auf, ballte die Faust. Starb. Am 27. Obduktion; die ärztlichen Aussagen lauteten auf entwickelte Wassersucht und Symptome einer Lungenentzündung. Am 29. das Leichenbegängnis. Grillparzer war der Verfasser der Trauerrede. Zur Versteigerung des geringen Nachlasses fanden sich Trödler und Althändler ein.

Die irdische Bahn war damit abgeschlossen. Die Unsterblichkeit hatte begonnen



Schubert

1797—1828

Von

Richard Benz

Da hat man vielleicht an stillem Winternachmittag am Fenster gesessen als Kind, ins Schauen des verschneiten Wiesenhangs versenkt: über schwarzen Weiden am erfrorenen Bach flogen die Raben — leise Trauer unbegreiflicher Welt. Und da sangen aus dem Hintergrund des Zimmers Stimme und Klavier „Ich komme vom Gebirge her" — und es ist Einklang von innen und außen in plötzlich begriffener Welt; als wäre im „Wanderer" schon die ganze „Winterreise" enthalten, die erst der Mensch versteht, der Abschied nimmt.

*

Da ist man später im Tal unter blühender Linde am klingenden Brunnen gestanden — drüben zwischen Bauernhöfen aus dem schmalen Schulhaus mit dem Glockentürmchen tönt durch die hohen Kastanien, die es ganz einhüllen, Musik: Streichmusik — Quintett. Das Klingen des Brunnens, das Singen der Musik, das Rauschen des Baches verwebt sich wunderbar zu einem Gesang: dem Gesang deutscher Landschaft. Und diese irdische Landschaft wird nie sterben, lebt ewig in den Jenseits-Stimmen verklärten Saitenspiels.

Und da ist im Konzertsaal der Stadt aus rauschenden Instrumenten zum erstenmal zu uns herniedergestiegen der Allgeist der C-dur-Symphonie — welche Pforten riß er auf mit den ersten Tönen des einsamen Horns? Das Tor ging auf zu einer Welt, die wir aus einer Urheimat der Seele längst zu kennen meinten, die geheim und stumm schon immer da war: und doch nun plötzlich aus der Ewigkeit für uns in klingendes Leben geboren ward und diese Erde uns um einen Himmel weiter und reicher macht.

*

Wer war der Mensch, der dies zu tragen und zu sagen begnadet war? Ist er wirklich unser einer gewesen? Hat er gekämpft, gelebt; hat er geliebt, gelitten? Kann uns ein Schicksal das Geheimnis seines Werks enthüllen?

Er ist sehr still und unerkannt über diese Erde gegangen. Und sein Leben lehrt uns nichts, was nicht in jedem Ton seiner Musik deutlicher enthalten wäre. Er gehört zu den Auserwählten, Gezeichneten, die gar kein eigenes Leben leben können und dürfen, da es ganz verzehrt ward und zu Asche verglüht von der Flamme des Genius, die unbegreifliche Fügung gerade hier entzündete.

Das höhere eigentliche Wesen erzeigt sich bei Schubert in seinem persönlichen Leben so wenig wie sonst nur bei Bach: er ist, wie dieser, im Grunde anonym. Ja er hat zu seinen Lebzeiten nicht einmal wie dieser den Ruhm des großen technischen Könners und Virtuosen besessen; seine Kunst hatte in dieser Welt kein Amt, weder ein kirchliches noch ein gesellschaftliches kulturelles, wie es doch Händel, Gluck und Haydn und Mozart noch beschieden war; sie hatte keine Wirkung und Sendung wie doch selbst des einsamen ganz auf sich gestellten Beethoven Kunst.

Und so müßte man eigentlich von ihm so schweigen, wie die Natur gleichsam mit ihm schwieg, da sie ihm nur zu reiner Musik und sonst zu nichts die Lippen öffnete — hätte nicht gerade diese Verborgenheit und Unerkennbarkeit die Menschen gereizt, sich einen legendären Schubert mit einem Ersatz-Leben zu erdichten, darin das Alleräußerlichste und Bedeutungsloseste, dessen man habhaft werden konnte, zum Kern und Wesen seiner Persönlichkeit und Kunst erhoben ward. Es bedarf eines Schubert-Bildes, da es von keinem unserer großen Meister ein solches Zerrbild gibt, wie es von Schubert ins populäre Bewußtsein und in eine alle andern übertreffende Weltgeltung einging.

Auch hier ist der Ausgangspunkt ähnlich wie bei Bach: wie man diesen einen Meister des Barock genannt hat, weil er Perücke und Kostüm barocker Mode trug, so hat man Schubert dem Biedermeier zugezählt, jener letzten Veranstaltung eines beschaulich-heiteren, treuherzig-bescheidenen Lebensgenusses, in welche sich auch der Mensch der Maschinenzeit noch gern zu seiner Erholung versenkt. So ist er in den Roman, so ist er in Film und Operette eingegangen: als der Wiener Bohémien, der mit lustigen Gesellen seine Tage und Nächte verbrachte, das Leben leben ließ, zum Tanz aufspielte, Ständchen sang und seine Armut und sein ungeschicktes Äußeres im Wein zu vergessen suchte.

Aber dieses Mißverständnis seines Wesens und Lebens ist im Grunde nicht schlimmer als das Mißverständnis seiner Musik; und beides zeigt zuletzt nur, vor welchem bedrückenden Rätsel und Geheimnis man sich durch alle jene Profanierung und Entstellung förmlich retten mußte. Diese Klänge, der Seele eines Mystikers entsprungen, als was wirkten sie? Sie wirkten noch, herausgerissen aus dem Organismus seines Werks, als Äußerstes von schlagender, zündender, unterhaltender Melodie: so ursprünglich waren sie Musik, und nichts anscheinend wie Musik: Volksmusik, wie man sie immer geträumt und nie in aller Wirklichkeit erfahren hatte.

Daß den zum Geräusch verdammten, zu keiner Kunst mehr erzogenen Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts in der verkitschtesten Form noch die Macht der Schubertschen Melodie berührte, das hieß zuletzt, daß ihn auf rätselhafte Weise die Ewigkeit überfiel und ein Göttliches von Ursprung und Echtheit über ihn kam, Erbgut wahrhaft deutschester Natur, wie es in keinem anderen Musiker je lebte.

Und damit haben wir unwillkürlich schon Schuberts innerstes Wesen und seine eigenste Stellung berührt: er ist gar nicht „Kultur", gehört zu keiner Kultur und spiegelt keine Kultur — er ist Natur, wie sie in der Musik, der aus der Fremde kommenden Kultur-Kunst, plötzlich hervortritt, nachdem alle Kultur durchlaufen ist, heiße sie Gotik oder Barock, Renaissance oder Klassik, bedeute sie griechische Tragödie wie bei Gluck oder germanisches Heldentum wie bei Beethoven — in Schubert singt eine ältere Welt, eine reine Seelenwelt, der Natur und dem Leben noch verschwistert in uralt-kosmischer Harmonie. Und es war nur die Tragödie — nicht Schuberts, sondern der nach ihm folgenden deutschen Welt — daß man den größten Visionär eines zeitlosen Seelentums als harmlosen Sänger und Spielmann nahm, der nicht religiös erschütterte und verwandelte, sondern ergötzte und unterhielt. Nie hat die sinnlich-übersinnliche Macht einer Kunst dem Erleben und Erfassen ihres geistig-seelischen Werts und Wesens so im Weg gestanden wie in Schuberts Fall.

Anderes frömmeres Mißverständnis kam hinzu. Der Legende vom gemütlichen, heiter genießenden Schubert ist die Legende vom unvollendeten Schubert gesellt — sie beweist und bezeichnet nur, wie fremd und geheim Schuberts inneres wirkliches Leben, seine wirkliche höchste Musik selbst seinen nächsten Freunden war und blieb. Einer von ihnen, der Dichter Grillparzer, der etwas von Musik verstand, konnte für Schuberts Grabstein die unbegreiflichen Worte entwerfen:

„Der Tod begrub hier einen reichen Besitz,
aber noch schönere Hoffnungen!"

Zum Symbol dieses „unvollendeten" Schöpfers ward später die unvollendete h-moll-Symphonie erkoren; von der schon mancher sicherlich bedauerte, daß sie nicht in Schuberts Todesjahr entstand. Dennoch ist, nicht für heute, aber für jene früheren Zeiten, die Trauer um den Unvollendeten begreiflich als Legende verzagten Jüngertums, das angesichts der plötzlichen Zerstörung scheinbar unerschöpfter Schaffenskraft das Geschaffene nicht in der Vollendung erblickte, welche die unmittelbar gefühlte und hundertfach bezeugte Gegenwart des Genius ihnen verhieß — sie mußten glauben, daß sie einen Werdenden zu Grabe trugen, den ein sinnloses Geschick beim Aufstieg zum höchsten Ziel zerschmettert hatte.

Denn diese Freunde und Mitlebenden kannten den ganzen und wahren Schubert nicht: sie hörten seine Ländler und seine Lieder, erlebten sein Scheitern mit der Oper — seine Symphonien kannten sie nicht: keine ist je zu seinen Lebzeiten erklungen. Elf Jahre nach Schuberts Tod ließ ein glücklicher Zufall Robert Schumann die C-dur-Symphonie unter alten Papieren bei Schuberts Bruder finden, und die h-moll-Symphonie kam gar erst 1865 ans Licht!

Inzwischen war der Ruhm von Schuberts Lied in die Welt gedrungen; und da die Menschen insgemein nur *eines* Begriffs für die ihnen erscheinende Größe fähig sind, so schloß die überragende Bedeutung des Liederkomponisten

die annähernd gleiche oder gar höhere Geltung des Instrumentalkomponisten fast notwendig aus.

Dieses falsche und unzulängliche Bild Schuberts hat sich trotz seiner Weltgeltung oder vielmehr gerade wegen der seltsamen Art seiner Popularität fast unverändert erhalten bis auf den heutigen Tag; nicht nur im „Volk" (zu dem der Großteil der Gebildeten hier gehört), auch bei den sogenannten Musikalischen zeigt sich meist eine erstaunliche Ahnungslosigkeit von Schuberts wahrem Rang.

Wie oberflächlich ist schon die immer wiederkehrende Rede von Schuberts angeblichem „Ur-Wienertum"! Gewiß, Schubert ist in Wien geboren, hat sicherlich auch die musikalische Atmosphäre dieser Stadt getrunken, nicht anders wie er ihn Umklingendes aus Böhmen, Mähren, Ungarn aufnahm. Aber weder sein Vater noch seine Mutter stammen aus Wien — der Vater ist aus Mähren eingewandert, wohin sein Großvater aus Schlesien zog; und Schlesierin unmittelbar ist auch Schuberts Mutter gewesen. Damit gehört er für unsere Begriffe von Volkstum doch in eine sehr andere geistige Ursprungsschicht. Denn schöpferisch ist Schlesien das Land einer volkhaften Mystik, wie sie auch nach dem Mittelalter hier weiterlebte: naturhaft-denkerisch etwa in Jakob Böhme, als christliche Versenkung in Angelus Silesius, oder noch im achtzehnten Jahrhundert im Pietismus Zinzendorfs, der die Überlieferungen der alten Böhmisch-Mährischen Brüderkirche erneuert. Stärker als nach Wien weist diese schlesisch-böhmische Geisteshaltung nach dem nördlichen Osten: tief religiöse und musikalische Naturen sind diesem gesamten „Ostraum" entsprungen, von Hamann und Herder und E. T. A. Hoffmann, den Ostpreußen, bis zu den Lausitzern Fichte und Schleiermacher. Und wenn es einen Dichter gibt, in dem etwas von Schubert lebt, so ist es der kaum zehn Jahre ältere Schlesier Eichendorff — er ist auch 1810 bis 1813 Schuberts Landsgenosse in Wien; und wie er in seinem „Taugenichts" und den andern romantischen Romanen die damaligen „Musikanten" sieht mit ihren Serenaden und Donaufahrten, das malt ein etwas anderes Bild als landläufiges Biedermeiertum es kennt. Denn es gibt außer dem lebenslustigen noch ein anderes Wien, das gerade die ernsteren schwerblütigeren Nord- und Ostdeutschen anzieht: man darf da auch an die romantischen Maler erinnern, an den pommerschen Kreis der Runge und Caspar David Friedrich, der nicht zufällig (nach Dresden zu) sich südlich zieht und dessen eines Mitglied, Klinkowström, in Wien 1814 katholisch wird. Es ist in Wien, wo der konvertierte Friedrich Schlegel die Losung einer christlich-mittelalterlichen Malerei ausgibt, wo der Lübecker Overbeck 1806 mit seinen Freunden die Lucas-Bruderschaft gründet, die später in Rom sich als die Bruderschaft von S. Isidoro erneut: ihrem Kreise gehört später einer von Schuberts vertrautesten Freunden, der Maler Kupelwieser an, dem Schubert nach Rom seine innersten Seelensorgen schreibt.

Nicht das Stofflich-Religiöse, aber der durchgehende mystische Zug verbindet Schubert mit Naturen wie Eichendorff und Caspar David Friedrich und noch den

Nazarenern tiefer als mit gebürtigen Wienern wie Schwind. In einer früheren Zeit des Barock hätte er vielleicht sogar zum ausgesprochen christlichkirchlichen der Musik sich hinziehen lassen, wenn für ihn nicht schließlich Wien die Stadt eines andern freieren umfassenderen Geistes gewesen wäre: Beethovens Stadt. Aber das ältere naturhaft Heidnische lag ihm von seinen Vorfahren wohl schon im Blut, wie Haydn auch an der Grenze von Böhmen und Ungarn es empfing — die Wanderung von Schuberts Ahnen von Schlesien nach Wien, durch Mähren ist umklungen von jenem Wunder slawisch-deutscher Naturmusik, wie es schon in Glucks Kindheit und Jugend entscheidend ward.

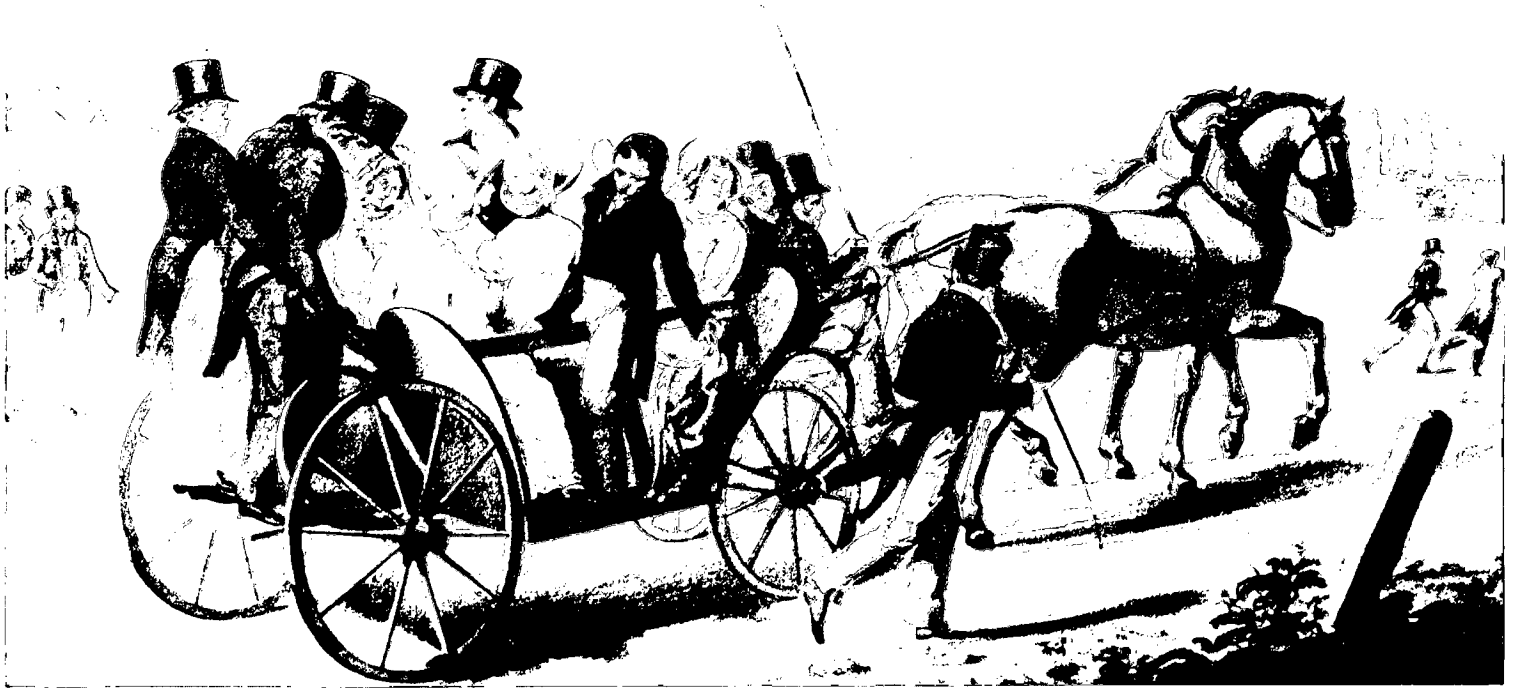
Von Mährisch-Neudorf, wo Schuberts Großvater als Bauer und Ortsrichter lebte, geht Franz Schubert der Vater zu seiner Ausbildung als Lehrer nach Wien und lernt dort zunächst bei seinem älteren Bruder Karl, der schon in der Leopoldstadt eine Lehrerstelle innehat. Wie wenig die alten Familienbeziehungen zu Schlesien abgebrochen waren, erweist sich darin, daß er ein in Wien bedienstetes Mädchen aus demselben schlesischen Ort Zuckmantel zur Ehe nimmt, von welchem der Urgroßvater Schubert einst ausgewandert war. Von den vierzehn Kindern der 1785 geschlossenen Ehe ist Schubert der jüngste Sohn; er wird am 31. Januar 1797 im Schulhaus zum Himmelpfortgrund in Lichtental geboren.

Fast so früh wie bei Mozart zeigt sich bei Schubert die musikalische Urbegabung — als man den Siebenjährigen regelrecht in der Musik zu unterrichten beginnt, erweist es sich, daß er schon in heimlichem Probieren und Üben sich angeeignet hat, was man ihn lehren will. Bald geht es vom brüderlichen Klavierunterricht und vom väterlichen Unterricht in Geige und Streich-Ensemblespiel zur gediegeneren handwerklichen Unterweisung in Harmonielehre und angewandtem Singen und Setzen beim Chorregenten von Lichtental, Michael Holzer; der aber wieder versichert von ihm, Schubert habe alles schon gewußt — er hätte ihm eigentlich keinen Unterricht gegeben, sondern sich bloß mit ihm unterhalten und ihn stillschweigend angestaunt. Mit dem elften Jahr wird Schubert Sängerknabe in der kaiserlichen Hofkapelle und kommt zugleich als Zögling ins städtische Konvikt. Und hier nun lernt er mitspielend im Konviktistenorchester in täglichem praktischem Umgang die Meisterwerke von Haydn und Mozart kennen. Haydns Adagios, Mozarts Figaro- und Zauberflötenouvertüre und g-moll-Symphonie reißen ihn ins erste Entzücken hin. Von Beethoven berühren ihn am tiefsten die Zweite und Vierte Symphonie, die seinem Wesen auch wirklich am innigsten entsprechen. Und doch wird alles das verdunkelt, als 1809 — in Schuberts zweitem Konviktjahr — Beethovens c-moll-Symphonie erscheint. Man muß sich vorstellen, wie das nahe Miterleben solcher gewaltiger, plötzlich ins Irdische tretender Geistesoffenbarungen auf einen Empfänglichen, sich eben dem Schöpfertum selber Zuwendenden gewirkt haben muß — „Allein wer vermag nach Beethoven noch etwas zu machen" — dieses Wort, damals zu einem älteren Freund gesprochen, mag lange, mag Jahre hindurch der Refrain in Schuberts Seele gewesen sein. Das größte

Denkbare hatte sich ereignet, erhebend und niederschmetternd zugleich — es ist nicht verzweifelnder Ehrgeiz, sondern nachtwandlerische Sicherheit des Müssens, die dennoch nur und gleich am allerhöchsten Vorbild entbrennt. Denn schon strömt es in ihm, und keine Macht der Welt kann es hemmen: er schreibt und schreibt, der Zehn- und Elfjährige schon: Phantasien, Ouvertüren und Quartette; schreibt und vernichtet wieder. Er versäumt die Arbeit in den übrigen Fächern, bleibt in allem außer der Musik zurück, daß er später Mühe haben wird, den vom Vater vorgesehenen Lehrerberuf auch nur für Zeiten zu erfüllen. Nächst den Nahrungssorgen, wie sie der früheste erhaltene Brief an den Bruder bezeugt: da er zur Ergänzung des Unzureichenden um ein paar Kreuzer für Brot und Äpfel bittet, ist es die Sorge um Notenpapier, die ihn einzig bedrängt — der ältere Konviktfreund Spaun vermag mit der Stiftung solchen Bedarfs seiner Tätigkeit kaum nachzukommen. Er ringt mit Beethoven, dem groß drohenden Vorbild: es gibt Zeiten, wo er ihn schmäht, ihn des Verfalls der Musik, der „Bizarrerie" beschuldigt, weil er den Zwang loswerden will, ihm gleichzutun. Und es ist von historischer Ironie, daß er am fremden kleineren Vorbild Halt sucht und Kühlung des verwundeten Selbstbewußtseins — denn da ist sein höchster Vorgesetzter in der kaiserlichen Kapelle, Hofkapellmeister und Hofkomponist Salieri — wahrhaft ein Repräsentant noch früheren Schicksals deutscher Musik. Der Italiener, der Schüler Glucks, der einst — wahrscheinlich ohne bösen Willen — Mozart unterdrückte, daß dieser auf dem Totenbett sich von ihm vergiftet wähnte: dieser Altmeister höfisch-barocken Stils, der wirklich etwas kann, er hat das Genie Schuberts gespürt, nimmt sich seiner an zu persönlichem Unterricht; und Schubert dankt es ihm, nicht nur durch das Huldigungsgedicht zum hochgefeierten siebzigsten Geburtstag, bei dem nur Beethoven fehlt, sondern eben durch jenen Tagebucheintrag, mit dem er sich Beethovens mit Berufung auf Salieris „echt Gluckische" Kunst erwehrt.

Und doch hat er inzwischen schon den Weg gefunden, auf dem er der bloßen Nachahmung Beethovens entgeht: während er unermüdlich, aber noch übend gleichsam und uneigen, alle großen Formen der absoluten Musik in Besitz nimmt, setzt er sich selbst, ohne daß es ihn jemand lehrt, ein neues Ziel: das Lied. Hier tritt er in Wettstreit mit einem weniger Großen, dem Liederkomponisten Zumsteeg, dessen ihn anregende Texte er eigensinnig nochmals komponiert und den er bald überflügelt. Der lange Gesang „Hagars Klage" von 1811 eben ist es, der Salieris Interesse erregt, daß er ihn zum Kompositionsschüler annimmt. Und nur noch drei Jahre wird es dauern, da ist das Schubertsche Lied, als eine Genius-Form, die es vorher nicht gab, zur Welt geboren: der 19. Oktober 1814 ist der Tag, da mit „Gretchen am Spinnrad" der Ur-Ton Schuberts ans Licht tritt: jener unverwechselbare Ton, wo nicht die Erfindung der genialen Melodie allein, nach Nietzsches Wort, den größten „Erbreichtum" an Musik bezeugt, den je ein Meister besaß, sondern wo die Dämonie der Begleitung den eigentlichen neuen Weltsinn

Franz Schubert
Aquarell von Wilh. Aug. Rieder, 1825. Wien, Dr. Robert Granitſch



Landpartie der Schubertianer
(Schubert mit dem Künstler dem Wagen zu Fuß folgend). Aquarell von Leopold Kupelwieser, 1820. Wien, Schubert-Museum

Titelblatt der Erstausgabe von Schuberts „Erlkönig", 1821 (komponiert 1815)

spricht, wie er im Unruhe-Rhythmus dieses Liedes schon das unbegrenzte Strömen des a-moll-Quartetts vorausnimmt. 1815 folgten „Der Erlkönig", „Das Heidenröslein", die Ossian-Gesänge; 1816 „Der Wanderer"; 1817 „Der Tod und das Mädchen", „Gruppe aus dem Tartarus"; 1818 „Die Forelle". Und im Jahr darauf kann der Triumphierende im ersten völlig eigenen absoluten Werk, im Forellen-Quintett, lächelnd seine eigenste Erfindung, das Lied, selbstherrlich sich zitieren, wie ein wahrer Schöpfer neuer Natur seine Geschöpfe benennend um sich sammelt.

In dem Maße, daß das Schaffen einzig wird, scheint das Leben abzusinken, unwirklich zu werden: auch wenn es, den biographischen Daten nach, bewegter und erfüllter wird. 1812 schon ist ihm die Mutter gestorben; ihr Tod hat zu einer vorübergehenden Aussöhnung mit dem Vater geführt, der wegen der mangelnden Allgemeinbildung des Sohnes in Sorgen geraten war. 1813 wird das Konvikt verlassen; eine Lehrerbildungsanstalt muß aufgesucht, 1814 der unerwünschte Lehrerberuf ergriffen werden, weil sonst Militärdienst droht, der damals eine Verpflichtung auf vierzehn Jahre bedeutete. Aber schon 1817 erreicht Schubert einen einjährigen Urlaub und ist seitdem nicht mehr in seinen Beruf zurückgekehrt— die Freiheit ist da; wenn sie auch ein Auffichselbstgestelltsein in Not und Entbehrung bedeutet, wenn sie ihn auch für drei Jahre vollkommen mit dem Vater

entzweit. Und hier tritt nun die Schar der Freunde in sein Leben, die ihm fortan als eigentliche irdische Heimat das Vaterhaus ersetzt, wenn er mit dem Vater auch, durch eben diese Freunde, wieder versöhnt wird.

Da ist der älteste Freund, Josef von Spaun, den er noch aus der Konviktszeit kennt, ein Mensch von großer Herzensgüte, der ihm das ganze Leben die Treue hält. Wir verdanken ihm, der neun Jahre älter als Schubert war, die ausführlichsten Nachrichten über die frühe Zeit; und er hat immer wieder tätig helfend in Schuberts Leben eingegriffen: er vermittelt ihm Bekanntschaften, die ihn fördern könnten, wo er es vermag, schreibt an Musikverleger, um seine Sachen unterzubringen, und hat auch Goethe 1817 den berühmten Brief gesandt, in dem er im Namen Schuberts bittet, ihm seine Lieder zueignen zu dürfen ... Goethe hat von diesem Brief so wenig Notiz genommen wie später von Schuberts eigenem Dedikationsschreiben 1825. Nächst Spaun sind Franz von Schober und Johann Mayrhofer zu nennen: der eine ein vom Glück begünstigtes Weltkind, von hinreißender Beredsamkeit und Fröhlichkeit; der andre eine schwermütige Natur, innerlich Dichter, der Schubert tiefe Anregung gibt; er lebt in Zwiespalt mit seinem äußeren Beruf, der ihn, den Freiheitliebenden, zum Zensor unter Metternich verurteilt, und hat 1836 seinem Leben durch Selbstmord ein Ende gemacht. Schober ist es, der schon 1816 Schubert seine Wohnung einräumt, als dieser sich vom Vaterhaus verbannt sieht; seit 1817 wohnt Schubert dann mit Mayrhofer zusammen, seit 1821 wieder mit Schober, 1823 gelegentlich wieder beim Vater in der Rossau, und erst später ist es ihm ab und zu möglich gewesen, ein eigenes Zimmer zu mieten. Man kann sich kaum vorstellen, wie in solchem Zusammenleben die unermeßliche Arbeit geleistet werden konnte. „Als Schubert und Mayrhofer in der Wipplinger Straße beisammen wohnten" berichtet Hüttenbrenner, „setzte sich ersterer täglich um sechs Uhr morgens ans Schreibpult und komponierte in einem Zuge fort bis ein Uhr nachmittags. Dabei wurden einige Pfeifchen geschmaucht. Kam ich vormittags zu ihm, so spielte er mir, was eben fertig war, sogleich vor und wollte ein Urteil hören." Und Spaun berichtet, daß Schubert, wenn er bei ihm übernachtete, sogar im Schlaf die Brille aufbehalten habe, um morgens sogleich beim Erwachen aufschreiben zu können, was über ihn gekommen war. Von dieser ewigen Bereitschaft des Genius, sich zu manifestieren, auch wenn Müdigkeit und Halbschlaf ihn lähmen, ist manche Anekdote berichtet; so wird von Schubert in einer Widmung an Josef Hüttenbrenner selbst bezeugt, wie er „am 21. Februar 1818, nachts um zwölf Uhr" bei seinem Bruder Anselm Hüttenbrenner nach einigen Flaschen Wein plötzlich das Lied „Die Forelle" hinschreibt: „Eben als ich in Eile das Ding bestreuen wollte, nahm ich, etwas schlaftrunken, das Tintenfaß und goß es ganz gemächlich darüber. Welches Unheil!" Ähnlich ist es ja von Mozart überliefert, wie er am besten in Gesellschaft niederschrieb. Aber die Regel ist bei Schubert die bewußte rastlose Morgenarbeit; und so gern er am Nachmittag und Abend, im Freien oder in Cafés und Weinstuben mit den

Freunden zusammen ist, bei der eigentlichen Arbeit läßt er sich nicht stören, ja bemerkt die Besucher kaum. So erzählt Schwind aus dem Jahre 1824: „Jetzt schreibt er schon lange an einem Oktett mit dem größten Eifer. Wenn man unter Tags zu ihm kommt, sagt er ‚Grüß dich Gott, wie geht's?' — ‚Gut' — und schreibt weiter, worauf man sich entfernt."

Solche Zeugnisse erschüttern uns, weil sie uns gleichsam der einzige Beweis sind, daß diese unbegreiflichen Schöpfungen wirklich in irdischen Räumen, von einem wirklichen Menschen und im Angesicht anderer Irdischer entstanden und nicht ganz die Sage ihren Ursprung in Geheimnis hüllt. Was aber haben diese Freunde Schubert selbst bedeutet außer eben, daß sein Leibliches bei ihnen eine Heimat fand? Da sind ja doch außer jenen ersten, von denen kein dauerndes Werk Zeugnis ablegt, auch Künstler gewesen: die beiden Hüttenbrenner, Musiker, die mit Beethoven bekannt waren, zu denen später noch Lachner kam; der Maler Schwind, der 1819 als Knabe fast noch, sechzehnjährig, Schubert begegnete; der Maler Kupelwieser, von dem schon die Rede war; die Dichter Grillparzer und Bauernfeld, die erst in den zwanziger Jahren Schubert nahe traten — war hier nicht auch eine geistige Gemeinschaft, ein wirklich verwandtes Streben nach dem Höchsten? verkennt man nicht diese kameradschaftlichen Zusammenkünfte viel zu sehr, wenn man ihren Sinn im bloß Genießerischen sieht, wie er durch den Begriff der „Schubertiaden" bezeichnet wird — wenngleich auch darin ja zum Ausdruck kommt, daß Schubert als der schöpferisch Begriffne im Mittelpunkt stand, den er mit gesellschaftlichen Talenten schwerlich behauptet hätte? Gewiß gibt dieser ganze Freundschafts- und Gemeinschaftskult zu denken. Wir können

Schubert, Lachner und Bauernfeld in Grinzing beim Heurigen. Federzeichnung von Moritz von Schwind, 1862 (aus der sog. Lachner-Rolle)

uns keinen unserer andern Großen von Bach bis Beethoven im Kreise „Gleichgesinnter" vorstellen; wir wissen, daß keiner von ihnen das Glück der Freundschaft, ja nur der einigermaßen ebenbürtigen Begegnung erfuhr — es gehört fast mit unserm Begriff des Genius zusammen, daß er völlig einsam ist und unverstanden in der Zeit und sich im Grunde immerfort in Sehnsucht nach Gemeinsamkeit verzehrt. Und doch gewahren wir auf anderen Gebieten, wenn auch vorher nicht auf dem Gebiet der Musik, daß zu Gruppen und Bewegungen Menschen sich zusammenschließen, denen man das Beiwort des Genialen sicherlich nicht abstreiten kann: was führt denn die Novalis und Tieck und Schlegel in Jena zusammen als erste Verschworene des Geistes, gerade im Jahre von Schuberts Geburt? Was läßt um 1801 die Maler um Runge in Dresden, jene Nazarener dann in Wien um 1806 und gleichzeitig die Heidelberger Romantiker sich zusammentun? Doch nicht eine schülerhafte Aufgabe, die, für einen zu groß, nur von mehreren zu lösen wäre; denn ihr Bestes haben sie alle schließlich wieder allein und einsam vollbracht. Hier ist es augenscheinlich der Ersatz für etwas, was in der allgemeinen Kultur verlorengeht: der Ersatz für religiöse oder hohe gesellschaftliche Bindung — der einzelne findet in der gegebenen Gemeinschaft seiner Zeit nicht mehr den Ort, da selbstverständliche geistige Wirkung möglich ist, und sucht ihn sich mit andern neu zu schaffen, ja oft bloß zu erdichten: wie E. T. A. Hoffmann in den Serapionsbrüdern um dieselbe Zeit, da die Schubertiaden tagen, sich eine jugendliche Gemeinschaft von Künstlern und Kunstbegeisterten als Phantasie erschaffen muß.

Spielt überall hier nun der Kultus eines „Ideals" mit, für das man kämpft, das man noch nicht in öffentlicher Anerkennung sieht — bei den frühen Romantikern seit Wackenroder die Musik, dann Goethe; bei den Nazarenern und Heidelbergern die mittelalterliche Dichtung und Kunst — so könnte es doch erst dem Epigonentum etwa eines Schumann in seinen Davidsbündlern zuzurechnen sein, daß Musiker selber die Musik als eine höhere Vergangenheit verehren. Beim Schubert-Kreise trifft zusammen, daß ihren Meister allerdings kein kirchlicher Dienst, auch nicht kulturelles fürstliches Mäzenatentum mehr hält; daß er von den Gesellschaftsformen der Musik, Theater und lebendiger Symphonik, trotz aller Mühen zeitlebens ausgeschlossen bleibt; aber dieser den Zeitformen nicht mehr Verwurzelte wird nun doch als der geahnt, der wirklich mit seiner Geniusmacht das darstellt in täglicher Bezeugung, was den andern Bruderschaften als fernes unnahbares Ideal gesetzt war; und so mag wirklich etwas von Meister- und Jüngerschaft im fast religiösen Sinne hier bestanden haben, wie es in neueren Zeiten niemals sonst geschah. Und doch erscheint uns heute diese liebreiche Versammlung, die dem Schöpfer das Echo einer Welt ersetzen sollte, von fast geringerem Wert gegenüber dem Rest von wirklicher Überlieferung, die Schubert in seinem heimatlichen Schulhaus umfing, wenn er des Sonntags mit Vater und Brüdern sich niedersetzte zum Quartett, um seine eigenen neuen

Melodien zu erproben. Hier lebt er nicht anders als Bach, wenn er im Kreis der eigenen Familie, in der Besetzung durch seine eigenen Söhne, seine Musik ausübte, — Hausmusik erscheint vielleicht nur in diesen beiden als das deutsche Heiligtum, gehütet vornehmlich vom Kantor- und Lehrerstand, das jenseits aller kirchlich-kulturellen Bindung eine heimlich-ewige Einheit bedeutet. Diese gegebene Gemeinschaft des Bluts, in dessen Geschlechterfolgen ja auch, bei Bach wie Schubert, der „Erbreichtum" der Musik sich angesammelt hatte, scheint der Einsamkeit des großen Schöpfers fast tiefer gemäß als die gewählte Gemeinschaft des Geists.

Wie sehr selbst die entscheidende schöpferische Wandlung seines Lebens für Schubert im Unbewußten mit dem Vater und Vaterhause zusammenhängt, davon ist uns als Urkunde bewahrt die allegorische Erzählung „Mein Traum", die er am 3. Juli 1822 seinem Tagebuch anvertraute. „Ich war ein Bruder vieler Brüder und Schwestern. Unser Vater und unsre Mutter waren gut. Ich war allen mit tiefer Liebe zugethan" — so beginnt der Traum, der von dem Zwiespalt berichtet, in welchen der innere Beruf der Kunst und der vom Vater gewünschte äußere ihn drängt. Zweimal mit den gleichen Worten beschreibt er den erzwungenen Abschied von zuhaus: „Ich wandte meine Schritte, und mit einem Herzen voll unendlicher Liebe für die, welche sie verschmähten, wanderte ich in eine ferne Gegend." Nach dem zweiten Abschied folgt nun das innerste Bekenntnis: „Lieder sang ich nun lange, lange Jahre. Wollte ich Liebe singen, so ward sie mir zum Schmerz. Und wollte ich wieder Schmerz nur singen, so ward er mir zur Liebe. So zertheilte mich die Liebe und der Schmerz." Da geschieht das umwandelnde Ereignis seines Lebens „Und einst bekam ich Kunde von einer frommen Jungfrau, die erst gestorben war. Und ein Kreis sich um ihr Grabmahl zog, in dem viele Jünglinge und Greise auf ewig wie in Seligkeiten wandelten ... Himmlische Gedanken schienen immerwährend aus der Jungfrau Grabmahl auf die Jünglinge wie leichte Funken zu sprühen, welche sanftes Geräusch erregten. Da sehnte ich mich sehr, auch da zu wandeln. Doch nur ein Wunder, sagten die Leute, führt in diesen Kreis. Ich aber trat langsamen Schrittes, innen Andacht und fester Glaube, mit gesenktem Blicke auf das Grabmahl zu, und ehe ich es wähnte, war ich in dem Kreis, der einen wunderlieblichen Ton von sich gab; und ich fühlte die ewige Seligkeit wie in einen Augenblick zusammengedrängt."

Rührender und bescheidener ist wohl noch nie von einem Künstler das Mysterium der Berufung geschildert worden, das Schubert damals widerfuhr — denn es ist das Jahr der h-moll-Sinfonie, in dem dieser Lebenstraum niedergeschrieben wird. Und ergreifender hat nie der kindliche Wunschtraum, seinen Nächsten das Glück seiner Größe zu erweisen, einen Ausdruck gefunden als in den Worten, die den Traum beschließen: „Auch meinen Vater sah ich versöhnt und liebend. Er schloß mich in seine Arme und weinte. Noch mehr aber ich." Nie aber hat wohl auch bewußter ein Schöpfer seine Vollendung erlebt: was die nachfolgende Welt ein Jahrhundert lang nicht wußte, das hat Schubert gewußt: daß seine Lieder nicht

sein Höchstes und Einziges waren; daß er in den Kreis der ewigen Meister erst eintrat durch das Wunder der Symphonie und aller seiner höchsten Instrumentalmusik. „Unversehens" ereignet sich ihm das Wunder; denn äußerlich betrachtet sind es dieselben Formen, an denen er sich schon seit seiner Kindheit mühte, in denen er jetzt die Selbstoffenbarung erfährt: schon sind seit 1811 von fünfzehn seiner Quartette zwölf bis dahin entstanden, seit 1813 von seinen insgesamt acht erhaltenen Symphonien sechs vollendet; neben den Hunderten von Liedern sind seit 1814 vier große Messen und zehn Klaviersonaten geschaffen worden. Aber alles dies wiegt ihm jetzt, angesichts höherer Berufung, nichts — als Vergangenheit erkennt er nur die Lieder an, in denen er damals schon einzig war; während seine Instrumentalwerke, mit einziger Ausnahme des Forellenquintetts von 1819 und vielleicht des c-moll-Quartettsatzes von 1820, noch Nachklang früherer Meister und Auseinandersetzung mit ihnen sind; nicht anders als Mozart anfangs in Christian Bachs und Haydns, Beethoven sich in Haydns und Mozarts Formen bewegt. So große Schönheiten und auch schon persönlichste Töne sich überall hier finden — die makellose Vollkommenheit und Selbstherrlichkeit ist erst vom Jahre 1822 an da: in den kurzen sechs Jahren, die ihm noch beschieden sind, ist alles sein Höchstes beschlossen. Das Jahr 1822 sieht noch die Wandererphantasie und die As-dur-Messe entstehen; das Jahr 1823 bringt auch dem Liede, mit der „Schönen Müllerin" die zyklische, gleichsam symphonische Form, die 1826 und 1828 die „Winterreise" zur letzten Höhe führt; 1824 schenkt das a-moll-Quartett und das Oktett; 1825 die a-moll-Klaviersonate op. 42 und die zauberhafte D-dur op. 53; 1826 die beiden letzten Quartette in d-moll und G-dur und das B-dur-Trio; 1827 die Deutsche Messe und das Es-dur-Trio; und schließlich das Todesjahr 1828: zu Beginn die C-dur-Symphonie, dann Es-dur-Messe und Tantum ergo, im Herbst die drei letzten Klaviersonaten in c-moll, A-dur, B-dur, die letzten Gesänge, das Quintett. Es gehört zum Begriff dieses sich unendlich steigernden Schaffens und zugleich unermüdlich demütigen Lernens, daß er am 4. November, schon von der Todeskrankheit erfaßt, sich aufmacht, um sich beim Hoforganisten Sechter als Schüler im strengen Satz anzumelden.

Gegen dieses innere Schicksal, die hellsichtig erkannte und bewußt erstrebte Vollendung, wiegen die äußeren Schicksale nichts. Oder hat die schwere und Jahre hindurch nachwirkende Erkrankung, die er sich eben in jenem Jahre 1822 zuzog, ihm den Blick in Abgründe des Menschenleides geöffnet, wie sie der tragische Urgrund der h-moll-Symphonie aufreißt, wie sie die Todesnähe so manches folgenden Werkes, wie etwa des d-moll-Quartetts, bezeugt? Auch Beethoven wurde durch die Erkenntnis unheilbaren Leidens zu jener Umdüsterung und siegenden Selbstbehauptung hingerissen, deren erste Denkmale Eroica und c-moll-Symphonie bedeuten. Nur selten hat Schubert den Freunden sein Herz über seinen wahren Zustand geöffnet. An den fernen in Rom weilenden Kupelwieser bricht er einmal aus: „Ich fühle mich als den unglücklichsten, elendesten Menschen auf der Welt.

Denk Dir einen Menschen, dessen Gesundheit nie mehr richtig werden will und der aus Verzweiflung darüber die Sache immer schlechter statt besser macht, denke Dir einen Menschen, sage ich, dessen glänzendste Hoffnungen zu Nichte geworden sind, dem das Glück der Liebe und Freundschaft nichts bieten als höchstens Schmerz, dem Begeisterung (wenigstens anregende) für das Schöne zu schwinden droht, und frage Dich, ob das nicht ein elender, unglücklicher Mensch ist? — ‚Meine Ruh ist hin, mein Herz ist schwer, ich finde sie nimmer und nimmermehr', so kann ich jetzt wohl alle Tage singen, denn jede Nacht, wenn ich schlafen geh, hoff ich nicht mehr zu erwachen, und jeder Morgen kündet mir nur den gestrigen Gram."

Hat er auch enttäuschende Erfahrungen an seinen Freunden gemacht? Oder was besagt sonst der Satz, den er drei Tage vor diesem Brief an Kupelwieser, am 27. März 1824, in sein Tagebuch schreibt: „Keiner, der den Schmerz des Andern, und Keiner, der die Freude des Andern versteht! Man glaubt immer zu einander zu gehen, und man geht immer nur neben einander. O Qual für den, der dieß erkennt!" Der Sehnsucht, die ihn zum Menschen drängt, ist wohl auf dieser Erde nicht zu helfen; die Liebesfülle, die in ihm lebt, findet hier keinen Gegenstand, der ihr ganz entspricht. Es ist nur die andere Seite solcher ungestillter Liebe, wenn er sich zu der großartigen musikalischen Menschenverachtung erhebt, die man in dem Sanften, Stillen nicht vermutet: „Beneidenswerther Nero! Der du so stark warst, bei Saitenspiel und Gesang ekles Volk zu verderben!"

Und so ist es auch kein Gegensatz, sondern dieselbe Kraft schaffender und leidender Natur, wenn er den Freunden als der „real" Liebende gilt und gleichzeitig zarter und reinster Seelenliebe zu unerreichbaren Frauen nachhängt, im sichern Wissen, daß ihm Glücksverwirklichung nicht beschieden ist. „Sie war mir halt nicht bestimmt", so lautet der Ausklang seiner Erzählung von Therese Grob an Anselm Hüttenbrenner, seiner Jugendgeliebten, die 1814 die Sopransolos in seiner F-dur-Messe beim hundertjährigen Jubiläum der heimatlichen Lichtentaler Pfarrkirche sang. Sechs Jahre hatte sie auf ihn gewartet, bis sie einen anderen nahm; und er gesteht, er liebe sie immer noch. Später soll ihm die Komtesse Karoline Esterházy sehr nahegestanden haben, seine Schülerin aus dem einzigen adligen Haus, in dem er eine Zeitlang seinen Verdienst fand. Sie war erst zwölf Jahre, als er 1818 das erstemal auf ihrem Schlosse Zelész in Ungarn zu Besuch war; 1825, beim zweiten Aufenthalt dort, trat sie ihm als Erwachsene gegenüber — aber resigniert klingt sein Bericht, wenn er gerade von hier dem Bruder schreibt: „Man glaubt an dem Orte, wo man einst glücklicher war, hänge das Glück, indem es doch nur in uns selber ist." Und doch waren diese Aufenthalte in Ungarn und die wenigen anderen Reisen, die ihn von Wien wegführten, Schuberts einzig frohe und sorglose Zeit: Naturgenuß und Verehrung feiner, freundlicher Menschen hoben ihn hier aus der Trübe des Alltags heraus. So ist er 1819 zuerst mit dem Sänger Vogl, dessen Bekanntschaft und Gunst Schober ihm erworben

hatte und der mit wachsendem Erfolg in privatem Kreise und hie und da auch öffentlich Schuberts Lieder sang, in dessen Heimat Steyr gewesen; 1825 wiederholten sie die Reise, die sie weiterhin nach Gmunden und Gastein führte. Hier erschloß sich ihm zum erstenmal die Alpenwelt; aber auch seine Musik sah er überall mit Freuden empfangen, wenn er mit Vogl seine Lieder erklingen ließ oder, wie in den Klöstern Florian und Kremsmünster, seine vierhändigen Variationen und Märsche, wie er sagt, „mit günstigem Erfolg producirte". Und die glücklichste Zeit schenkte ihm noch, ein Jahr vor seinem Tod, die musikalische Reise zu Maria Pachler, der Freundin Beethovens, nach Graz in der Steiermark.

Von der Gmundener Reise im Juni und Juli 1825 aber schreibt er nach Hause jenen erhabenen Brief, wo er von der Höhe erstmals geschauten Hochgebirges für den krank sich deuchenden Bruder in eigener höchster Lebenskraft die Worte findet: „als wenn das Sterben das Schlimmste wäre, was uns Menschen begegnen könnte. Könnte er nur einmal diese göttlichen Berge und Seen schauen, deren Anblick uns zu erdrücken oder zu verschlingen droht, er würde das winzige Menschenleben nicht so sehr lieben, daß er es nicht für ein großes Glück halten sollte, der unbegreiflichen Kraft der Erde zu neuem Leben wieder anvertraut zu werden."

Wer so spricht, war nicht der dumpfe, von Lust zu Schmerz bewußtlos dämmernde Sänger und Spielmann, dem der Zufall hie und da das Ungemeine schenkt; sondern ein höchst bewußter Geist — der allerdings noch von Höherem als diesem Bewußtsein weiß. Vertrauend der unbegreiflichen Kraft dieser Erde, erfährt er auch in seinem Schaffen das pflanzenhafte Wachsen und Fruchtbarwerden. Und sein tiefstes Lebensgefühl muß gewesen sein, mit Wurzeln in fernste Zeiten und Räume volkhafter Erdverbundenheit zu reichen und zugleich das Keimen und Blühen in unermeßlichen Äther zu spüren, einer metaphysischen Sonne zu. Daher das Sich-Verschwenden, achtlos, wohin Frucht und Blüte fällt; ohne den Gedanken, es zu schützen, zu bewahren: solange er sich selber schaffend weiß, ist er, wie Natur, unbesorgt um das Schicksal der Geburten, da immer neue Schöpfung das eben Geschaffene ersetzt. Wer aber täglich solche Selbstvernichtung und Wiederauferstehung erfährt, dem ist der Tod befreundet und vertraut — hundertmal ist er dieser Lockung bis an die Grenzen des Menschseins gefolgt und hat aus diesen Fahrten ins Unbegriffene Visionen von einer Süßigkeit in Töne bannen können wie sonst außer ihm nur Bach: aber was jenem als geglaubtes Jenseits lockend erschien, das war ihm harmonisches Geborgensein in der Kraft selber dieser wunderbaren Erde.

Der solche Lebens-Musik des Todes erlauschte, der lebte von je am Rande des Daseins; und sein früher Hinübergang war fast notwendige Verklärung. So sinnlos der scheinbare Zufall der Typhus-Erkrankung den Einunddreißigjährigen im höchsten Schaffen trifft: so sicher ist es doch, daß hier das innerste Lebensmark nicht nur von Hunger, Krankheit, Not und Arbeitsübermaß, sondern von

Schubert-Abend bei Joseph von Spaun, am Flügel Schubert
Sepiazeichnung von Moritz von Schwind, 1868. Wien, Schubert-Museum

Johann Gottlieb Fichte
Terrakotta von Gottfried Schadow, 1814. Berlin, Nationalgalerie

unabläſſiger Todesnähe und Todesbereitſchaft ſchon aufgezehrt war. Er widerſtand der letzten Lockung nicht mehr, deren hinnehmende Muſik diesmal nur ihm allein erklang — wir ahnen etwas von dem Glück dieſes Übergangs, wenn wir im trockenen Bericht des Freundes leſen: „Auch völlig neue Harmonien und Rhythmen gingen ihm im Kopfe herum, verſicherte er; mit dieſen iſt er eingeſchlummert."

Schubert ſtarb am 19. November 1828. Wenige Wochen vorher, Anfang Oktober, hatte er ſeine letzte Reiſe gemacht: eine Wallfahrt nach Eiſenſtadt, zu Haydns Grab. Am 2. Oktober noch hatte er einem neuen Verleger die letzten Werke melden können: „unter andern 3 Sonaten für's Pianoforte allein componirt, welche ich Hummel dediciren möchte. Auch habe ich mehrere Lieder von Heine aus Hamburg geſetzt, welche hier außerordentlich gefielen, und endlich ein Quintett für 2 Violinen, 1 Viola u. 2 Violoncello verfertigt. Die Sonaten habe ich an mehreren Orten mit vielem Beyfall geſpielt, das Quintett aber wird dieſer Tage erſt probirt". Er konnte auf das letzte Jahr mit hohem Stolz zurückblicken: es hatte ihm nicht nur die größten Werke, wie die C-dur-Symphonie, geſchenkt, es hatte ihm auch den erſten und einzigen Konzerterfolg gebracht — am Jahrestag von Beethovens Tod hatte er es mit nur eigenen Werken gegeben. „Beſonders erregte ein Trio", ſchreibt er ſelbſt (das Es-dur-Trio) ... „allgemeine Theilnahme, ſo zwar, daß ich zu einem zweiten Concert (quasi als Wiederholung) aufgefordert wurde." Er hatte ſich den Weg in den Kreis der ewigen Meiſter gebahnt.

Er wurde, wie er es ſelbſt gewollt hatte, neben Beethoven begraben. Ihn hatte er in ſeinen letzten Fieberphantaſien geſucht, als er, das Zimmer ſchon fürs Grabgewölbe haltend, die Worte wie von drüben ſprach: „Hier liegt Beethoven nicht." So war er ihm im Tode vereint, den ſeine Beſcheidenheit im Leben nicht ſuchen konnte und wollte, dem er nur mit ſeinen Freunden das letzte Geleit gegeben hatte. Aber nun war er ihm für immer verbunden: ihm, der ihn zum Höchſten aufgerufen hatte: der erhabenſte Geiſt ſeines Volkes reichſte Natur. Denn was jenem heroiſches Kämpfen und Ringen des Gedankens war in der Feier-Form der Symphonie, das ward Schubert, da er ſeine Formen übernahm, zur reinen, blühenden Entfaltung ohne Kampf und Gegenſatz im breiten, unendlichen Geſang des Lebens ſelbſt. In dieſer myſtiſchen Einheit aus einem Grund, für welche Schmerz und Freude zuletzt dasſelbe bedeuten, nähert er ſich wieder Bach. Aber wo Bach ſeine Myſtik aus der Verſenkung ins chriſtliche Gotteserlebnis gewann, da kam ſie Schubert aus der in ihm ſelber ſtrömenden Allgöttlichkeit beſeelter Natur.

So geſchieht es in fremder, ſpäter, entgötterter Welt, daß über deutſcher Erde ein Klang in neuen Traum-Himmel aufführt — ein Klang von Seelen-Heimat, unvergeßbar jedem, der ihm lauſcht.

Johann Gottlieb Fichte

1762—1814

Von

Wilhelm Stapel

Es war einmal ein armer Knabe, der hütete seines Vaters Gänse. Da kam ein König des Weges gefahren, der fragte den Knaben: ... und der König verwunderte sich über die Antwort und nahm ihn mit auf sein Schloß ...

So etwa könnte man die Jugendgeschichte Fichtes ins Märchenhafte übersetzen. Es gab im achtzehnten Jahrhundert dergleichen märchenhafte Jugenderlebnisse, sie gehören fast zum Stil jener Zeit: Fichte, Jung-Stilling und vor allem die abenteuerliche Kindheitsgeschichte Gneisenaus. Aber wir dürfen dabei nicht vergessen, daß es sich nicht um proletarische Armut, sondern um Armut im Sinne des Märchens handelt. Fichtes Eltern waren durchaus nicht arm in der Weise eines Industriearbeiters im Elendsviertel der großen Stadt. Sie lebten vielmehr in jenem sozialen Bereiche, den Goethe in „Hermann und Dorothea" vor allem glücklich preist: „Und Heil dem Bürger des kleinen Städtchens, welcher ländlich Gewerb mit Bürgergewerb paart! Auf ihm liegt nicht der Druck, der ängstlich den Landmann beschränket, ihn verwirrt nicht die Sorge der vielbegehrenden Städter."

Johann Gottlieb Fichte wurde am 19. Mai 1762 als der älteste Sohn des Bandwirkers Christian Fichte in dem Dorfe Rammenau in der Oberlausitz geboren. Johann Gottlieb Fichtes Sohn Immanuel Hermann (so hatte der Vater ihn genannt, Kant und Arminius verbindend) schrieb nachmals in dem Lebensbild des Vaters nicht ohne Stolz: „Jedem kam hier das Beste und Höchste, sittliche Zucht wie ermunterndes Beispiel, nicht aus allgemeiner Lehre, sondern aus dem Schoße der Familie .. Daher auch dort die nicht seltene Erscheinung, daß einzelne Familien durch einen gewissen Grundcharakter von den übrigen sich unterschieden, der, wie ein vererbtes Kleinod, durch viele Geschlechter sich fortpflanzend, je mehr der Ruf ihn anerkannte, desto heiliger gehalten wurde. Fichtes Voreltern, besonders sein Vater, galten für vorzügliche, redliche Männer, von starkem Willen und festem Wort." Fichte hat in treuer Liebe an seinem Elternhaus gehangen, obwohl es ihm nicht immer leicht gemacht wurde.

Fichtes Großvater betrieb neben der kleinen Landwirtschaft einen Handel mit leinenen Bändern, die er auf eigenen Webstühlen webte. Seinen Sohn Christian schickte er, um ihn handwerklich zu fördern, nach Pulsnitz in eine Leinwandfabrik. Christian stieg bald in dem Betrieb auf, er heiratete die Tochter seines Lehrherrn, die Johanna Dorothea Schurich. Der Bau eines Hauses und acht Kinder nötigten

freilich zu einer knappen Haushaltung. Der junge Fichte hat in der Tat seines Vaters Gänse gehütet. Das Elternhaus hätte ihm kein Studium ermöglichen können, so sehr auch des Vaters Sinn aufwärts strebte. Christian Fichte unterrichtete den Knaben zunächst selbst.

Der Siebenjährige erhielt vom Vater die „Historie vom gehörnten Siegfried". Das war etwas andres als Bibel und Gesangbuch. Ganz von der Geschichte hingenommen wurde er nachlässig. Als er das bemerkte, wollte er sich selbst und das Buch strafen. Mit heftiger Selbstüberwindung schleuderte er das geliebte Buch in den Bach, der „bei seines Vaters Hause vorbeifloß". „Als er es aber dahinschwimmen sah, übermannte ihn der Verlust, und er fing bitterlich an zu weinen." Für diese Tat erhielt er, da er über die Gründe seines Tuns schwieg, eine Tracht Prügel. Da haben wir im Kinde schon den künftigen Mann und seine Philosophie.

Der kleine Fichte ging seinen Weg still für sich, er hatte einen Hang zur Einsamkeit und zum Sinnen. Er tobte nicht mit der Rotte der Dorfbuben. Der Pfarrer des Ortes, dem er auffiel, nahm sich seiner an und gab ihm besonderen Unterricht. Als der Freiherr von Miltitz eines Tages zu Gast kam bei seinem Schwager, dem Rammenauer Gutsherrn Hofmann von Hofmannsegg, und bedauerte, zur Predigt des angesehenen Pfarrers zu spät gekommen zu sein, erzählte man ihm halb scherzend: da sei ein kleiner Gänsejunge, der sei imstande, die Predigt aus dem Gedächtnis zu wiederholen. Das Wunderkind wurde herbeigeschafft. Zum Erstaunen der Tischgesellschaft wiederholte der Knabe die Predigt und „geriet" während des Redens „in Feuer". Der Freiherr von Miltitz erkundigte sich beim Pfarrer nach den Umständen des Jungen, und auf dessen Rat beschloß er, für eine gelehrte Erziehung des ungewöhnlich begabten kleinen Redners zu sorgen. Die Eltern gaben das Kind nicht ohne Widerstreben in die Fremde. Miltitz brachte den kleinen Fichte zum Pfarrer Krebel in Niederau bei Meißen, wo er für einige Jahre ein zweites Elternhaus fand. Auch besuchte er die Meißner Stadtschule. Von da kam er, auf Rat des Pfarrers, am 4. Oktober 1774 nach Schulpforta. Die Familie Miltitz unterstützte Fichte weiterhin von Zeit zu Zeit. Ein Staatsstipendium kam zu Hilfe. So geriet Fichte durch eine sonderbare Fügung aus dem Dorf- und Handwerksleben in die Laufbahn eines Gelehrten.

*

Fichte ertrug die Brutalität seiner älteren Mitschüler schwer. Angeregt durch Campes „Robinson", beschloß er nach Hamburg zu fliehen, auf ein Schiff zu gehen, auf einer fernen Insel zu landen und dort einsam „herrliche Tage der Freiheit" zu leben. Aber schon vor Naumburg kniete der Flüchtling zum Gebet, auf einem Hügel nieder. Da fiel ihm ein, wie seine Eltern sich ängstigen würden und er beschloß umzukehren und das Martyrium der Schule wieder auf sich zu nehmen. (Herrliches achtzehntes Jahrhundert!) Alsbald lief er denen, die den

Ausreißer suchten, in die Hände. Eine Aussprache mit dem Rektor brachte Erleichterungen für den empfindlichen Knaben.

Dem Geist der Zeit war das Eindringen in die Anstalt verboten. Klopstock und Gellert — in Auswahl, versteht sich — durften immerhin gelesen werden, aber beileibe nicht Goethe und Lessing. Dennoch drang der Geist der Zeit auf nächtlichen Schleichwegen ein. Bei verhangenen Fenstern las Fichte heimlich Lessings Anti-Goeze. So muß man Lessing gelesen haben! Auch ein wenig Rousseau scheint, mittelbar, zu Fichte geklungen zu sein. Sein großer Landsmann Lessing wurde ihm Leitstern für die Zukunft. Und als Wahlspruch schrieb er in seine Bücher den Vers aus der dritten Römer-Ode: „Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae!"

Im Herbst 1780 ging Fichte als Student der Theologie nach Jena. Aber er hörte außer theologischen Vorlesungen auch klassische und juristische. Im nächsten Jahre ging er nach Leipzig. Da nun infolge einer hämischen Denunziation die Unterstützung durch die Familie Miltitz aufhörte, mußte Fichte seinen Lebensunterhalt selbst verdienen: als Hauslehrer in adligen sächsischen Familien, als „Hofmeister" vornehmer Studenten. In einer Eingabe an den sächsischen Konsistorialpräsidenten schrieb er 1787: „Ich habe in meinen akademischen Jahren nie einen Anteil an den öffentlichen Wohltaten für Studierende gehabt, nie ein Stipendium oder des etwas genossen, ohnerachtet meine Armut klar zu erweisen ist." Aber auch diese Eingabe war nutzlos — Fichte stand im Geruch mangelnder Rechtgläubigkeit. Am Vorabend seines 26. Geburtstages saß er, aller Mittel entblößt, hoffnungslos in seinem Zimmer; da sandte ihm der Steuereinnehmer Christian Felix Weiße, der Dichter von Rokoko-Schäferspielen und leichter Lyrik, einen Brief: er habe für ihn eine Hauslehrerstelle in Zürich, bei einem Gasthofbesitzer. Weiße half ihm über die Zeit bis zum Antritt der Stellung hinweg. Fichte wanderte zu Fuß nach Zürich und traf am 1. Oktober dort ein, um einen Knaben und ein Mädchen zu erziehen .. Er machte sich zugleich auch an die Erziehung der Eltern, die sich seinem „herrscherlichen Geiste" fügten.

Der Aufenthalt in Zürich war für Fichte von großer Bedeutung. Hier kam er in einen Kreis geistig aufgeschlossener Menschen sowie in andere politische Verhältnisse. Er wurde mitten in das Leben der Zeit gerissen. Zu seinen Freunden zählte Lavater. Er übersetzte viel, darunter Montesquieu und Rousseau, besonders auch Sallust. Er entwarf den Plan einer Rednerschule. Auch gepredigt hat er im Züricher Münster. Aber nirgends eröffnete sich ihm eine Aussicht auf selbständige Tätigkeit.

Den Mittelpunkt der geistigen Gesellschaft bildete das Haus des Waagmeisters Hartmann Rahn. Lavater führte Fichte dort ein. Rahn hatte eine Schwester Klopstocks zur Frau. Die Tochter des Hauses, Johanna Rahn, wurde Fichtes Braut. So kam Fichte mit Klopstock (er ehrte ihn als Dichter, lehnte aber dessen Orthodoxie ab) in verwandtschaftliche Verbindung. Der Briefwechsel zwischen Fichte und Johanna Rahn gehört zu den schönsten, die uns aufbewahrt sind.

Nun wollte Fichte, ausgerüstet mit Empfehlungen von Rahn und Lavater, auf Klopstocks Fürsprache hoffend, sich eine Stellung schaffen, vielleicht bei Hofe. Das mißlang. Er ging über Stuttgart und Weimar wieder nach Leipzig. Um seinen Unterhalt zu verdienen, sagte er einem Studenten zu, der von ihm Unterricht in der Kantischen Philosophie verlangte. Er studierte im August 1790 zu diesem Zwecke Kant, und das war wiederum ein bestimmender „Zufall" seines Lebens. Über den Eindruck, den Kants Schriften auf ihn machten, schrieb er an seine Braut: „Dies hat mir eine Ruhe gegeben, die ich noch nie empfunden; ich habe bei einer schwankenden äußeren Lage meine seligsten Tage erlebt ... sage Deinem teuren Vater, ... ich sei jetzt gänzlich überzeugt, daß der menschliche Wille frei sei und daß Glückseligkeit nicht der Zweck unseres Daseins sei, sondern nur Glückwürdigkeit."

Die Schriften Kants riefen eine innere Revolution in Fichte hervor; er, der gegen seine innerste Empfindung aus logischen Gründen die Unfreiheit des Willens anerkannt hatte, drang zu der ihm gemäßen Überzeugung durch, daß der menschliche Wille frei sei. Von nun an wurde er der Philosoph der Freiheit, der die Freiheit aus Vernunft bis dorthin verfolgte, wo sie zu einem Müssen aus sich selbst wird. Damit sind Fichtes Lehrjahre zu Ende, es beginnen seine Wanderjahre.

*

Die Tage der Seligkeit — die Braut und Kant — wurden bald durch die trostlose äußere Lage getrübt. Rahn verlor 1791, infolge des Bankrotts eines Geschäftsfreundes, den größten Teil seines Vermögens. Pläne, nach Lessings Vorbild Redakteur zu werden oder von der Schriftstellerei zu leben, konnte Fichte nicht verwirklichen. Er nahm den Antrag an, den Sohn des Grafen von Platen in Warschau zu erziehen. Ende April 1791 machte er sich auf den Weg. Das Reisetagebuch zeigt, daß Fichte nicht nur ein scharfer Denker, sondern auch ein scharfer Beobachter war. Bemerkenswert ist, was er über den ersten Anblick des polnischen Militärs schreibt: „Sie selbst meistens schöne, wohlgewachsene Leute, mit schwarzen Augen; ihre Züge mit einem Anflug von Orientalismus, und doch welch ein Unterschied zwischen ihren und den Judengesichtern! Sie stammen freilich aus dem nördlichen Asien, diese aus dem südlichen; aber sollte nicht diese Gesichtsvergleichung im großen durchgeführt über die Völker-Origines und ihre Verwandtschaft Licht geben können?" In Warschau mißfiel Fichte der Gräfin (und sie ihm). Sie war besonders mit seinem Französisch unzufrieden. Danach weigerte sich Fichte, die Stellung anzutreten. Er ließ sich die Reiseunkosten zahlen und — nun erfolgte wieder eine der überraschenden Wendungen — beschloß, nach Königsberg zu fahren, um den begeistert verehrten Kant aufzusuchen. Das Reisetagebuch sagt: „Den 4. (Juli) Kant besucht, der mich indes nicht sonderlich aufnahm; ich hospitierte bei ihm und fand auch da meine Erwartungen nicht befriedigt. Sein Vortrag ist schläfrig." Aber Fichte ließ nicht ab, er schrieb binnen einer Woche die

„Kritik aller Offenbarung" ganz im Sinne der Kantischen Philosophie und übersandte sie dem Meister. „Am 26. speiste ich bei Kant ... und fand einen sehr angenehmen, geistreichen Mann an Kant; erst jetzt erkannte ich die Züge in ihm, die des großen in seinen Schriften niedergelegten Geistes würdig sind."

Welchen Eindruck Fichte in Königsberg machte, davon zeugt ein Bericht des jungen Theodor von Schön (des nachmaligen preußischen Ministers), der ihn an der Wirtstafel kennenlernte: „Für einen Gelehrten von Profession war er zu elegant, modern gekleidet, für einen reisenden Kaufmann war er zu wissenschaftlich gebildet, von den offiziellen Schranken, welche bei den Beamten sich bald verraten, war keine Spur. Ein alter Kapitän hob nur die gewaltigen Muskeln und die große Nase heraus. Am andern Mittage war Fichte wieder da. Hier ließ man von ihm das Gespräch schon in einzelnen Momenten leiten ... Fichtes einzelne Andeutungen ließen hohe philosophische Bildung voraussetzen, und indem wir zusammen die Treppe hinabgingen, war dies Gespräch der Anfang unserer Bekanntschaft und späteren Freundschaft."

Wieder waren die Barmittel aufgezehrt, das Nichts drohte. Es war das dritte Mal. Kant sollte helfen. Der Alte erwies sich spröde. Schließlich schlug er dem begeisterten Schüler vor, er solle doch seine Arbeit „Kritik aller Offenbarung", die ja „gut geschrieben" sei, einem Buchhändler verkaufen. Aber ehe das gelang, besorgte der Hofprediger Schulz, der bekannte Kantianer, ihm eine Hauslehrerstelle beim Grafen von Krockow in der Nähe von Danzig. Von Kant empfohlen, wurde er würdig aufgenommen. Es war die erste und einzige glückliche Hauslehrerstelle des nun nicht mehr jungen Fichte. Hier, in einem hochgebildeten und geselligen Hause, konnte er sich auch literarischen Plänen widmen. Inzwischen hatte der Buchhändler Hartung die „Kritik aller Offenbarung" angenommen. Sie erschien nicht ohne Zensurschwierigkeiten. Und nun ein neuer Zufall: gegen Fichtes Willen erschien (1792) die Schrift anonym. Da man damals eine religionsphilosophische Schrift Kants erwartete und da das neue Buch Kants Geist atmete, meinte man, das sei eine vorsichtigerweise anonym erschienene Schrift Kants. Die angesehene Jenaer „Allgemeine Literaturzeitung" deutete das an und pries das Buch in den höchsten Tönen. Als Kant mitteilte, es sei die Arbeit eines Kandidaten der Theologie, konnte man mit dem Urteil nicht zurück. So wurde Fichte ein berühmter Mann.

Jetzt glaubte er mit Ehren heiraten zu können. Auch die wirtschaftlichen Verhältnisse Rahns hatten sich wieder gebessert. 1793 fand die Hochzeit statt. Fichte wollte in Zürich als Schriftsteller leben. Er wollte die Idee des vernünftigen Staates entwickeln. Es war die Zeit der Französischen Revolution, für die Fichte heftig Partei ergriff. (Er hat stets an der großen Bedeutung der Revolution festgehalten, ebenso wie Kant, im Gegensatz zu Klopstock, der 1793 in der Ode „Mein Irrtum" bekannte, daß „des goldenen Traumes Wonne dahin ist.") Fichte warf zunächst zwei flammende Schriften in die Öffentlichkeit: „Beiträge zur

Berichtigung der Urteile des Publikums über die Französische Revolution" und „Rückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas, die diese bisher unterdrückten". Es waren zwei In-tyrannos-Schriften im Stile des Marquis Posa. Dadurch wurde Fichte ein Führer der jungen Generation. Zugleich aber schrieb er die erste große Konzeption seiner Philosophie nieder: die Idee der „Wissenschaftslehre". Sie ging wirklich aus einem plötzlichen Einfall hervor. In dieser Zeit traf ihn die Berufung nach Jena.

Der Kantianer Reinhold, Fichtes Freund in Jena, hatte eine Berufung nach Kiel angenommen. Goethe hat selbst auf Fichte hingewiesen, der für eine Professur in Jena geeignet sei. Die wilden politischen Schriften hatten ihm bei Karl August nicht geschadet. Die Leistung imponierte, man meinte: seine „demokratische Phantasie oder Phantasterei werde sich mäßigen". (So Geheimrat Voigt.) Mit dem Sommersemester 1794 begann Fichte in Jena zu lehren. (Auf der Reise nach Jena besuchte er in Tübingen „zuerst Hofrat Schiller, meinen künftigen Kollegen. Er gehört unter die ersten, geliebtesten und berühmtesten Professoren von Jena. Ich habe in Tübingen schon gehört, daß er mir sehr zugetan sei, und hier [in Jena], daß er auf mich gewartet habe, um mit mir zurückzureisen, welches aber nicht möglich war".) Die erste Vorlesung fand statt am 26. Mai 1794 morgens sechs bis sieben. Fichte schreibt darüber: „Das große Auditorium in Jena war zu eng; die ganze Hausflur, der Hof stand voll, auf Tischen und Bänken standen sie übereinander... Mein Vortrag ist, soviel ich gehört habe, mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden." Damit sind Fichtes Wanderjahre zu Ende, es beginnen seine Meisterjahre.

*

In Jena holte Fichte zu gewaltigem Schaffen aus. Hier zuerst baute er sein „System". Die „Wissenschaftslehre" erhielt ihre erste große Darstellung. Er faßte sie zunächst in der Lehre vom absoluten Ich, vom Ich und Nicht-Ich. Die Terminologie fand rasch Eingang, und in ganz Jena disputierte man über Ich und Nicht-Ich. Da Fichte sich zuweilen nach Osmannstädt zurückzog, pflegten Goethe, Schiller, Wieland ihn „das große Ich in Osmannstädt" zu nennen. (In den Ur-Xenien von 1795 findet sich ein Distichon von Goethe: „Wer nicht Ich ist, sagst du, ist nur ein Nicht-Ich. Getroffen, Freund: So dachte die Welt längst und so handelte sie.") Fichte hat die „Wissenschaftslehre" später immer von neuem dargestellt, und er hat jedesmal die Terminologie gewechselt: wie er ausdrücklich sagt, um die Leser zu zwingen, nicht an Worten zu kleben, sondern das Gedachte mitzudenken. Aber das naive Mißverständnis, als rede Fichte vom psychologischen Ich, hat nie verstummen wollen. Es handelt sich für ihn um das Wesen der Vernunft, das in der „Ichheit" besteht. Es handelt sich darum: wie ist Vernunft und Wissenschaft möglich? Er gebraucht einmal das Bild: Wie man eine Uhr erkläre, indem man die einzelnen Teile auseinandernehme und zusammensetze, um die

Beschaffenheit und das Ineinandergreifen der Teile deutlich zu machen, so mache er es mit dem Bewußtsein. Oft wiederholt er: die „Wissenschaftslehre" sei eine Fachangelegenheit der Philosophen, die große Menge der Gebildeten möge sich damit besser nicht beschäftigen.

In Jena schrieb er auch ein staatswissenschaftliches Werk: „Grundlage des Naturrechts", womit er die Reihe seiner staatsrechtlichen Schriften begann. Hier wird das zugleich freie und sittlich gebundene, das verantwortliche Ich, das eben in der sittlichen Verantwortlichkeit Gemeinschaft bildet, zur Grundlage des Staates gemacht. Es sind Gedanken darin, die gerade heute wieder von höchstem Interesse sind: Fichte lehnt die „Trennung der Gewalten" (Montesquieu, Kant) ab. Seine „Demokratie" wächst sich aus zu einer Art Diktatur des Sittlichen. Der Rechtslehre folgte das erste große „System der Sittenlehre". Die Welt existiert für Fichte nur als Material des sittlichen Handelns. Er kämpft für einen unbedingten, unbeugsamen sittlichen Rigorismus, der aber, fern aller Kleinlichkeit und Enge, etwas Großzügiges und Allumfassendes hat.

Nicht vergessen sei, daß Hölderlin zu den Schülern Fichtes zählte. Am 16. April 1795 schrieb Hegel an Schelling: „Hölderlin schreibt mir oft von Jena, er ist ganz begeistert von Fichte, dem er große Absichten zutraut."

Fichte hat wiederholt den engen Zusammenhang zwischen der Philosophie und dem Charakter des Philosophierenden betont. „Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was man für ein Mensch ist: Denn ein philosophisches System ist nicht ein toter Hausrat, den man ablegen und annehmen könnte, wie es uns beliebte, sondern es ist beseelt durch die Seele des Menschen, der es hat." Bei Fichte ist die Philosophie der genaue Ausdruck seines Charakters. So konnte es nicht ausbleiben, daß er, der Lehrer des unbeugsamen Gewissens, mit der Welt um ihn her in Widerstreit geriet.

Gleich vom ersten Semester an suchte er die Studentenschaft zu einer sittlichen Gemeinschaft umzubilden. Die (geheimen) Verbindungen mit ihrem damals äußerst wüsten Treiben wollte er aufheben, wie er sich denn immer nicht nur als Gelehrter, sondern zugleich als ein Führer der Studenten fühlte. Die Studenten zu erziehen, hielt er die Vorlesung über die „Bestimmung des Gelehrten". Er gewann das Herz seiner Hörer, sie beschlossen ihre Ordensverbindungen aufzugeben, ihm die geheimen Listen usw. auszuliefern und ihm einen Entsagungseid zu leisten. Fichte meinte, den Eid nicht annehmen zu können, und verwies sie an den Prorektor. Die Sache ging von da weiter an die Regierung. Die Studenten wurden mißtrauisch bei dem Hin und Her. Tumulte gegen Fichte. Er zog sich empört zurück und verbrachte einige Zeit in Osmannstädt bei wissenschaftlicher Arbeit.

Schlimmer lief ein Zusammenstoß mit der Geistlichkeit aus. Forberg, Konrektor in Saalfeld, hatte ihm einen Aufsatz über den „Begriff der Religion" gesandt für das von ihm und Niethammer herausgegebene „Philosophische Journal". Fichte hatte Bedenken gegen den skeptischen und nicht durchaus sauberen

Aufsatz, wollte aber nicht kleinlich sein. Er veröffentlichte ihn, stellte aber im gleichen Hefte einen eigenen Aufsatz voran: „Über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltanschauung", worin er sich der Terminologie seiner „Wissenschaftslehre" bediente, die freilich dem simplen Leser unzugänglich und also verdächtig war. Schon lange hatte sich rings um Fichte, wie es bei Männern, die berühmt werden, zu gehen pflegt, Unmut angesammelt. Er wurde als „gefährlich" bezeichnet, man schrieb ihm Demokratismus und Gottesleugnung zu. Das Gemunkel wuchs. Die freien Worte des aufrechten Mannes wurden belauert. Nun zog sich das Unwetter zusammen in anonymen Broschüren denunziatorischer Art. Ein subalternes und anonymes Machwerk gegen Fichte geriet dem Kursächsischen Oberkonsistorium zu Dresden in die Hände, es wandte sich, im Oktober 1798, an den Kurfürsten Friedrich August den Gerechten, er möge gegen die von Fichte ausgehende Verderbnis der Zeiten einschreiten. Er schritt ein, indem er Fichtes Bestrafung forderte, sonst würde er seinen Landeskindern den Besuch der Universität Jena verbieten müssen. Einige besorgte Serenissimi der umliegenden Ländchen, einschließlich Hannover, schlossen sich an. Nur der preußische König Friedrich Wilhelm III., bekanntlich ein persönlich frommer Mensch, machte nicht mit, sondern antwortete: „Ich besorge indessen hiervon (von den Aufsätzen im Philosophischen Journal) keine gemeinschädlichen Folgen, weil der Glaube an Gott durch ihn selbst so fest und unerschütterlich gegründet ist, daß alle Angriffe gegen denselben ewig so ohnmächtig bleiben werden, als sie es bisher gewesen sind." Fichte antwortete auf die öffentlichen Angriffe öffentlich mit seiner glänzend geschriebenen „Appellation an das Publikum". Um eine Beengung seiner Lehrfreiheit abzuwehren, schrieb er an Voigt einen Brief: Würde man ihn bestrafen, so würde er sein Amt niederlegen. Goethe war, obwohl er Fichte sehr geneigt war (er begegnete ihm auch später stets mit herzlicher Achtung), durch diesen schroffen Brief des im Geruch der Demokratie stehenden Mannes verstimmt. Man zog sich aus der Affäre, indem man Fichtes (privaten) Brief als Demissionsdrohung auffaßte und die Demission annahm. Die andern Professoren, die sich Fichte verpflichtet hatten, zu gehen, wenn die Lehrfreiheit angetastet würde, hatten nun keinen Grund, ebenfalls zu gehen. Das Eintreten der Studenten für Fichte war vergebens. Er war entlassen. In der Öffentlichkeit schlugen die Wogen noch lange weiter.

Fichte war wieder „freier Schriftsteller". In Jena konnte er nicht wohl bleiben. Er versuchte nach Rudolstadt zu gehen, da der Rudolstädter Fürst in derselben Loge war wie er. (Fichte war einige Jahre Freimaurer, aber als er die Logen nicht nach seinen Ideen umbilden konnte, trat er aus: „Die Freimaurerei hat mich so ennuyiert und zuletzt indigniert, daß ich ihr gänzlich Abschied gegeben habe.") Aber Rudolstadt winkte ab. Friedrich Schlegel bewog ihn, nach Berlin zu kommen. Hier erkundigte sich die Polizei nach dem berühmten und verdächtigen Fremdling, aber Friedrich Wilhelm III. entschied mit königlich-preußischer Großartigkeit:

„Ist es wahr, daß er mit dem lieben Gotte in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen, mir tut das nichts." Die herzliche Aufnahme bewog Fichte, seine Familie nachzuholen und als freier Redner und Schriftsteller in Berlin zu wirken.

In Berlin wurde aus dem Revolutionär ein Nationalist. In Berlin wuchs Fichte vom akademischen Lehrer zum Redner der deutschen Nation empor.

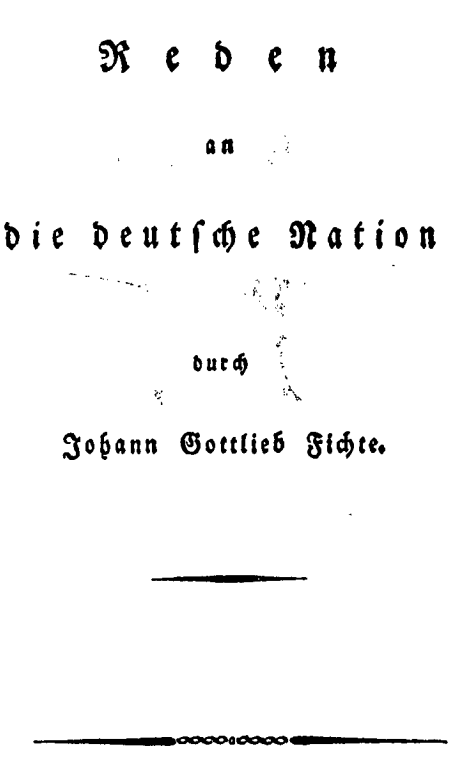
*

Fichte war im Grunde immer Redner. Auch seine besten Schriften sind rednerisch geschrieben, hin und wieder finden sich Dialoge. Wie er als Redner wirkte, wird am deutlichsten aus einer Schilderung, die Henrich Steffens 1798 gab: „Der kurze, stämmige Mann mit seinen schneidenden, gebietenden Zügen imponierte mir, ich kann es nicht leugnen, als ich ihn das erstemal sah. Seine Sprache selbst hatte eine schneidende Schärfe; schon bekannt mit den Schwächen seiner Zuhörer, suchte er auf jede Weise sich ihnen verständlich zu machen ... Fichtes Vortrag war vortrefflich, bestimmt, klar, und ich wurde ganz von dem Gegenstande hingerissen und mußte gestehen, daß ich nie eine ähnliche Vorlesung gehört hatte." Varnhagen berichtete 1807 über die nationalen Reden: „Der treffliche Mann sprach mit kräftiger Begeisterung dem gebeugten und irr gewordenen Vaterlandssinn Mut und Vertrauen zu ... Man konnte sie nicht ohne Ergriffenheit und Begeisterung anhören, diese Reden, welche mit Recht über den Kreis der unmittelbaren Zuhörerschaft hinaus sich als Reden an die deutsche Nation erklärten." (Goethe „rühmte" die Reden an die deutsche Nation „und besonders ihren wunderschönen Stil".) Sehr lebendig ist die Schilderung, die Dorow von der ersten Vorlesung Fichtes in Königsberg am 5. Januar 1807 gibt. „Die Ankunft Fichtes brachte eine große Bewegung bei alt und jung in allen Ständen hervor. Dieser Mann mit seinem eisernen, tiefen und ausgearbeitet modellierten Gesicht und den alles durchdringenden Feueraugen ... begann sehr bald Vorlesungen zu halten, die sich wohl des brillantesten Publikums aus allen Ständen zu erfreuen hatten." Die Opposition freilich versammelte sich ebenfalls. „Die erste Vorlesung begann in der Abendstunde; Fichte erschien und imponierte uns allen durch sein markiertes, tüchtiges, geistiges Gesicht mit dem festen, mutvollen Blick." Dann beginnt der Redner mit einer Herausforderung: Die Hörer müßten zuerst überzeugt sein, noch gar nichts zu wissen. „Von der Erschaffung der Welt bis zu Plato waren die Erde und deren Bewohner im Dunkeln; von Plato bis Kant desgleichen; von Kant bis jetzt ebenso, daher ..." Furchtbares Scharren der Mißbilligung. Fichte mit funkelnden Augen: „Meine Herren, ich habe geglaubt, meine Vorlesungen vor einer Versammlung von Menschen zu halten: sollte ich mich darin getäuscht haben? Was unterscheidet den Menschen vom Tier? ..." Hohn über die Gegner. Es fiel kein Laut mehr. Die Opposition war gebändigt. Nachts wurden freilich der Professorin Pörschke, bei der Fichte wohnte, die Fenster eingeworfen.

Fichte arbeitete seine Vorträge wörtlich aus. Die Betonung bezeichnete er im Manuskript mit roter Tinte. Auf dieser Unterlage las er nicht, sondern sprach: angespannt, bohrend, immer tiefer dringend, leidenschaftlich, endlich sich erhebend zu den unsterblichen „Stellen", die alle Hörer hinrissen. Zuweilen schloß er die Rede mit Bildern von unerhörtem Glanz. Der Schluß der „Reden an die deutsche Nation" ist ein unüberbietbares Meisterstück aller Redekunst. Fichte war der größte philosophisch-politische Redner der deutschen Nation.

*

Berlin hatte keine Universität. Aber es war in der Gesellschaft üblich, wissenschaftliche Vorträge zu hören. Fichte hielt öffentliche Vorträge, die Zulauf hatten. Dem Bestreben, sich über die Kreise der Wissenschaft hinaus verständlich zu machen, verdankt auch eine seiner schönsten Schriften ihre Entstehung: „Die Bestimmung des Menschen" (1800). Es ist eine klassische Darstellung dessen, was Fichte als Philosoph erstrebt. Im gleichen Jahre schrieb er eines der merkwürdigsten Bücher, die es gibt: „Der geschlossene Handelsstaat." Das ist der erste Entwurf eines deutschen Sozialismus. Er zielt auf einen autarkisch geschlossenen Staat mit Planwirtschaft. Als Grundbegriff der Wirtschaft nimmt er nicht die Güter, nicht das Kapital, nicht die „Bedürfnisbefriedigung", sondern die Arbeit. Fichte stellt hier einen ethisch fundierten Wirtschaftsbegriff auf. Seine Ausführungen sind oft verlästert worden, heute haben sie einen besonderen Klang. 1804/1805 gab Fichte dann seine Geschichtsphilosophie in den siebzehn Vorlesungen über „Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters". Darin sehr tiefe Erkenntnisse über Wesen und Aufgaben des Staates. („Unterwerfung ist der Ursprung des Staates." „Daß in unserm Zeitalter mehr als je zuvor jeder Bürger mit allen seinen Kräften


Reden
an
die deutsche Nation
durch
Johann Gottlieb Fichte.
Berlin, 1808.
In der Realschulbuchhandlung.

Titelblatt der Erstausgabe von Fichtes „Reden"

dem Staate untergeordnet, von ihm innerlich durchdrungen und sein Werkzeug sei, und daß der Staat strebe, diese Unterwerfung allgemein und vollkommen zu machen ..." Der Staat hat seine Grenzen an der Religion, an der Wissenschaft, an der Tugend. „Der Staat, in seiner wesentlichen Eigenschaft als zwingende Gewalt, rechnet auf den Mangel des guten Willens, sonach auf den Mangel der Tugend und auf das Vorhandensein des bösen Willens." Wunderbar wird dann die Vollendung des Staates geschildert.) Endlich folgte, 1806, Fichtes Religionslehre, die mystisch-schöne „Anweisung zum seligen Leben", die aus dem Studium des Johannesevangeliums erwachsen ist.

Fichte stand in persönlichem Verkehr mit den Romantikern, auch mit Schleiermacher. Doch verhielt sich Schleiermacher innerlich ablehnend. Varnhagen: „Es reizte ihn (Schleiermacher) weniges so auf, als wenn man Fichtes Geist und Richtung rühmte." Schleiermacher: „Fichte ist mir durch die Grundzüge, wenn ich das rechte Wort gebrauchen soll, so ekelhaft geworden ..." Der gehässigste Gegner Fichtes in Berlin war der Rationalist Nicolai, ihn erledigte Fichte satirisch in der Polemik „Friedrich Nicolais Leben und sonderbare Meinungen" mit einer wahrhaft lessingschen Schärfe.

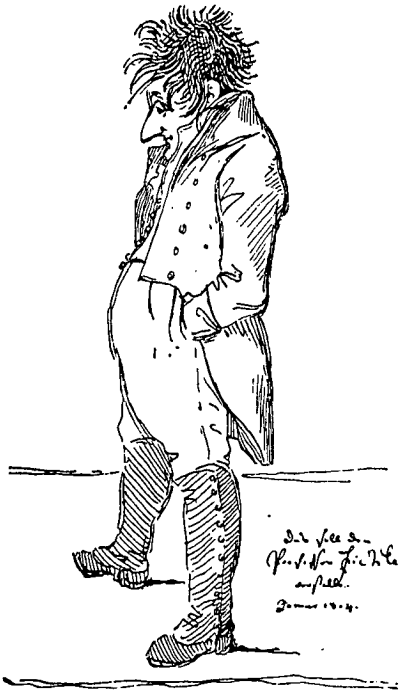
Um Fichte nicht an eine ausländische Universität zu verlieren, gab man ihm (Kabinettsorder vom 9. April 1805) eine Professur in dem damals preußischen Erlangen, mit der Erlaubnis, im Winter in Berlin leben zu dürfen. Aber schon 1806 wurde seine Erlanger Tätigkeit unmöglich gemacht durch den Krieg mit Napoleon und durch den Zusammenbruch des preußischen Staates. Von diesem Jahre an wird Fichte der große geistige Gegner Napoleons, der die deutsche Bildungsschicht, die in Weltbürgertum zu versinken drohte, politisierte im höchsten philosophischen Sinne. Fichtes Charakteristik Napoleons (von 1813) hat Max Rieß mit Recht „das größte Stück historischer Prosa in deutscher Zunge" genannt.

Fichte hatte sich beim Ausbruch des Krieges als eine Art philosophischer Feldprediger zur Verfügung gestellt, die Krieger durch Reden zu begeistern. Aber für ein solches romantisches Amt hatte der nüchterne Staat Friedrich Wilhelms keinen Sinn. Nach dem Zusammenbruch wollte Fichte nicht die Hand der Franzosen über sich dulden. Er folgte dem König nach Königsberg. Dort wirkte er kurze Zeit als Professor an der Universität Kants. Dort auch schrieb er seine bedeutsame Verteidigung Machiavells (mit übersetzten Stücken aus Machiavell), eine radikale Abfertigung eines Pazifismus, der die bequeme Unterwerfung mit moralischen Phrasen rechtfertigt. Es ist die preußischeste Schrift des Wahlpreußen Fichte. Die Königin Luise bestellte ein Dutzend Exemplare. Clausewitz schrieb auf den Aufsatz hin seinen berühmten Brief an Fichte. Als Napoleon nach Ostpreußen vordrang, ging Fichte über Memel nach Kopenhagen. Erst nach Friedensschluß kehrte er nach Berlin zurück.

Halle war von Preußen abgetrennt worden. Die Professoren von Halle regten an, in irgendeiner Weise ihre Hochschule zu retten. Der König äußerte die Meinung

„Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat." Es wurden mehrere Gelehrte aufgefordert, Pläne für eine neue Universität in Berlin zu entwerfen, auch Fichte. Er schrieb seinen „Deduzierten Plan einer zu Berlin zu errichtenden höhern Lehranstalt", worin er eine Universitätsidee von radikal antiliberalem Geist entwickelte. Doch Humboldt ging beim Aufbau der Universität andere Wege.

Aber es war nicht Fichtes Art, auf eine Organisation des Geistes zu warten. Er erkannte die Niedergeschlagenheit und die Kümmerlichkeit der Gesinnung um sich her. Wenn keiner dagegen arbeiten wollte, so wollte er selbst es unternehmen, das Volk emporzureißen. Am 13. Dezember 1807, mittags um zwölf Uhr, begann er im Akademiegebäude seinen Weckruf an die Deutschen: die erste Rede an die deutsche Nation. Er hatte Ende 1806 an Clausewitz geschrieben: „Man muß dadurch der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt." Das eben wollte er nun erreichen. An seinen Freund, den Minister Beyme, schrieb er nach Beginn der Vorträge: „Ich weiß, daß ebenso wie Palm ein Blei mich treffen kann. Aber dies ist es nicht, was ich fürchte, und für den Zweck, den ich habe, würde ich gern auch sterben." Spitzel saßen in den Vorträgen. Zuweilen wurde die Stimme des Redners von den Trommeln der draußen vorüberziehenden französischen Truppen übertönt. „Mehrmals lief sogar das Gerücht in der Stadt, er sei vom Feinde ergriffen und abgeführt", erzählt sein Sohn Immanuel Hermann Fichte. Aber die Franzosen griffen nicht ein — vielleicht bestanden noch irgendwelche Sympathien für ihn wegen seines Eintretens für die Französische Revolution? Die Reden erschienen zu gleicher Zeit auch im Druck. Fichte fordert darin eine Erziehung nach der Weise Pestalozzis. Aber was bei dem Schweizer rein pädagogisch gemeint war, wurde hier ins Nationale gewendet. Dabei trat ein schroff antibürgerlicher Zug hervor. Fichte gab zugleich eine neue Auffassung von Volk und Volkstum, eine in die Tiefe dringende Sprachphilosophie, eine noch heute gültige Darstellung des deutschen Nationalcharakters. Diese vierzehn Reden, aus der tiefsten Not geboren, gehören zu den heiligen



Fichte.
Karikatur von Gottfried Schadow, 1814.
Berlin, Preuß. Akademie der Künste

Schätzen unseres Volkes. Und in der Tat haben immer wieder glühende junge Deutsche aus ihnen die entscheidenden Gedanken, ja die geistige Formung ihres Lebens empfangen. Hier wurde zum erstenmal der deutsche Geist nationalistisch in einem radikalen Sinne. (Als 1824 eine neue Auflage der „Reden an die deutsche Nation" erscheinen sollte, wurde in Berlin die Druckerlaubnis verweigert.)

Fichte hielt sich damals in Berlin zu den Nationalisten, die sich in der „Deutschen Tischgesellschaft" trafen. Hier kam er mit Heinrich von Kleist zusammen, hier disputierte er mit dem begeisterten Fouqué, der ihm bald ein lieber Freund wurde. Achim von Arnim und Clemens Brentano verkehrten ebenfalls dort.

Als nun 1809 die Universität gegründet wurde, machte man Fichte zum Dekan der philosophischen Fakultät. Als die Universität zum erstenmal selbst ihren Rektor wählen konnte, am 17. Juli 1810, wurde Fichte gewählt; sicherlich nicht nur aus wissenschaftlicher Anerkennung — noch am 28. März 1805 hatte die Preußische Akademie der Wissenschaften seine Aufnahme mit fünfzehn gegen dreizehn Stimmen abgelehnt —, sondern weil man von seinem unbeugsamen Charakter einen erwünschten „Widerstand gegen oben" erhoffte. Die Hoffnung wurde im Übermaß erfüllt, denn Fichte widerstand auch gegen unten und geriet in endlose Kämpfe. Er wollte als Rektor seinen alten Plan durchführen, die Studentenschaft zu einer sittlichen Gemeinschaft zusammenzuschließen, dazu wollte er zunächst die Landsmannschaften ausräumen. Die liberaleren Gelehrten machten das nicht mit. Als bei einer studentischen Ehrensache Fichte seinen Rigorismus durchsetzen wollte, ließ der Senat ihn im Stich. Darauf legte Fichte das Rektorat nieder. Um so eifriger widmete er sich seinen Vorlesungen.

In einem Gutachten, das Fichte 1811 über einen Plan zu Studentenvereinen abgab, findet sich der denkwürdige Satz: „Deutsch heißt schon der Wortbedeutung nach völkisch, als ein ursprüngliches und selbständiges, nicht als zu einem Andern gehöriges und Nachbild eines Andern." Es dürfte hier zum erstenmal das Wort „völkisch" erklungen sein.

Am 3. Februar 1813 erließ der König von Breslau her den Aufruf zur Bildung von Freikorps. Am 19. Februar brach Fichte sein Kolleg über die Wissenschaftslehre mit einer Ansprache an die Studenten ab. Wiederum meldete er sich, als Redner des Staates mit ins Feld zu ziehen: „Mein Plan ist, einen Versuch zu machen, die in letzter Instanz Beschließenden und Handelnden durch Beredsamkeit in die geistige Stimmung und Ansicht zu heben, von dem uns vorliegenden Vehikel der geistigen Ansicht heraus, dem Christentume." Es wurde ihm abgeschlagen. Darauf trat er in die Landsturmriege ein. Im Sommersemester 1813 nahm er seine Vorlesungen wieder auf. Er sprach über das „Wesen des Staates" und über den „Begriff des wahrhaften Krieges", darin die berühmte Charakteristik Napoleons.

Vom August 1813 an füllten sich die Spitäler von Berlin mit Verwundeten. Johanna Fichte pflegte die Kranken, bis sie Anfang Januar 1814 vom Lazarettfieber ergriffen wurde. Fichte pflegte sie. Sie genas, aber er selbst erkrankte. Schon

1808 war er auf eine den Ärzten unverständliche Weise erkrankt, er, von dessen Natur der berühmte Hufeland sagte, daß „Überkraft (Hyperſthenie) in einem Grade, wie er sie selten beobachtet, ihr Grundcharakter gewesen sei". Die Bäder von Teplitz hatten damals Linderung gebracht. Jetzt erlag der starke Mann, während die Frau gesundete, der Ansteckung. Noch vernahm er die frohe Kunde von Blüchers Rheinübergang. Die Fieberphantasien führten ihn auf das Schlachtfeld. Am 29. Januar 1814 starb er.

Goethe hatte zu Zelter am 28. August 1810 gesagt, als er Fichte auf der Promenade von Teplitz sah: „Da geht der Mann, dem wir alles verdanken."

*

Fichte war seiner Art nach ein Kämpfer; auch wenn er philosophiert, kämpft er. Karl Immermann meint in seinen „Memorabilien", daß Fichte „zu den merkwürdigen Geistern gehöre, in welchen sich ein Urzwiespalt zwischen dem, wonach sie streben, und ihren Mitteln befindet". „In Fichte ist von Anfang an ein Krieg zwischen Charakter und Erkenntnisvermögen. Der Charakter will das Erkennen zwingen, zu sehen, was ihm beliebt, verwirrt es dadurch und treibt es in Widersprüche, die er dann aber auch rechtschaffen genug ist, geradezu einzubekennen. Fichtes ganze geistige Erscheinung hat etwas Gewaltsames, aber freilich etwas Heroisch-Gewaltsames. Wenn es möglich wäre, mit dem Willen in das Allerheiligste der Wahrheit einzudringen, so hätte es ihm gelingen müssen; denn gewiß war nie ein Wille stärker und reiner." Fichtes Philosophie sei durch seinen Charakter „perturbiert" worden.

Dabei ist vorausgesetzt, daß es ein vom Charakter unabhängiges „Erkenntnisvermögen" gebe. Kann es aber eine philosophische Erkenntnis geben, die nicht zugleich und zuerst ein charakteristisches Bild des Philosophierenden ist? Niemand hat schärfer als Fichte betont, daß Erkennen eine Aktivität sei. Aber damit hat er nicht etwa eine Willkür der Erkenntnis zugegeben. Für Fichte gibt es eine „allgemeine" Erkenntnis, die von allen Menschen erkannt und anerkannt werden kann. Irrtum ist ihm nur Mangel an Klarheit, Fülle und Kraft des Denkens. Daß es allgemeingültige Erkenntnis geben könne, ist für ihn dadurch möglich, daß er ein „reines" Erkenntnisvermögen voraussetzt, das allgemeingültige Erkenntnisse „setzt". Irrtum ist Zufälligkeit, Wahrheit ist Notwendigkeit. Wirklich erkannt ist nur, was als notwendig erkannt ist. Ebenso ist nur der wirklich „frei", der nicht mehr willkürlich wollen kann, sondern der das als wahr erkannte Notwendige wollen muß. Wahrheit und Freiheit, diese beiden herrschenden Begriffe der Fichteschen Philosophie, sind beide Notwendigkeiten, denen gegenüber es keine „Willkür" gibt. Zu ihnen hindurchzudringen, ist die Aufgabe des wahrhaft Philosophierenden.

Aber der Charakter der Philosophen ist auch nach Fichte das Entscheidende. Fichte läßt freilich nur zwei Charaktermöglichkeiten zu: Charakter und Charakterlosigkeit.

Wie alle kämpferischen Naturen spitzt er die Dinge auf einen Gegensatz, auf ein Entweder-Oder zu. Das eine wird anerkannt, das andere verworfen. Fichtes Denken ist immer ein Polemisieren gegen etwas. Darum entfaltet es sich am prachtvollsten dort, wo er mit der ganzen Wucht seines Charakters auf den Feind eindringt. Jede seiner Schriften und Reden ist ein Schlachtfeld. Noch unter den sublimsten Abstraktionen spürt man das Zittern des angestrengten Ringens. Und zuweilen erklingt am Schluß der stolze Fanfarenstoß des Siegers über die Walstatt. Daß Fichte zum Denken wie zu einem Kampf schreitet, beweist sein Wort in der ersten Vorlesung der „Anweisung zum seligen Leben": „Wir haben Vorrat an Mute; und für einen löblichen Zweck, sei es sogar vergebens, sich angestrengt zu haben, ist auch der Mühe wert." Das ist der Geist des preußischen Exerzierreglements in der Philosophie: Angreifen! Untätigkeit ist das Laster aller Laster und das einzig Unverzeihliche.

Der Charakterlose — das ist der Feind schlechthin — wird von Fichte in eben jener „Anweisung zum seligen Leben" mit Hohn geschildert als der, in dem nichts anderes ist als der „Trieb des persönlichen, sinnlichen Wohlseins". Wer nichts anderes kennt als dies, muß alles Höhere verleugnen: „sie kämpfen für ihr Leben, für die Möglichkeit, sich selber zu ertragen. Aller Fanatismus und alle wütende Äußerung desselben ist vom Anfange der Welt an, bis auf diesen Tag, ausgegangen von dem Prinzip: wenn die Gegner recht hätten, so wäre ich ja ein armseliger Mensch." Wahrheit erstreben und Charakter haben ist für Fichte ein und dasselbe.

Denn Wahrheit ist ihm nicht ein Leer-Abstraktes, sondern eine mit „Anschauung" erfüllte „Idee". In der „Idee" wird die Einheit von Individuum und Gemeinschaft, von Individuellem und Allgemeinem praktisch vollzogen. Es sei ein Irrtum, wenn ein „Individuum" „sich einbilde", daß es „für sich selber dasein und leben, und denken und wirken könne", wenn „einer glaubt, er selbst, diese bestimmte Person, sei das Denkende zu seinem Denken, da er doch nur ein einzelnes Gedachtes ist aus den Einen allgemeinen und notwendigen Denken". Dieses „Allgemeine" ist nicht eine logische Abstraktion, vielmehr „die Idee ist ein selbständiger, in sich lebendiger und die Materie belebender Gedanke". „Das Leben der Gattung ist ausgedrückt in den Ideen." Nach Ideen leben, heißt also, im Dienste der Gattung leben. „Die Ideen gehen auf die Gattung als solche, und auf ihr Leben; und sonach besteht das vernunftgemäße und darum rechte, gute und wahrhaftige Leben darin, daß man sich selbst in den Ideen vergesse, keinen Genuß suche noch kenne, als den in ihnen und in der Aufopferung alles Lebensgenusses für sie." Soweit gelangt Fichte in den „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters".

Weiterhin setzt er Charakter und Deutschsein in eins. Da die Deutschen Charakter haben (und freilich nur, soweit sie ihn haben), sind sie „wahrhaft" Volk, sind sie „Idee". Die „wahre" Philosophie ist eben bei den Deutschen hervorgebrochen.

Das ist der weltgeschichtliche Wert des Charakterhaft-Deutschen. Dafür alle Kraft und das Leben selbst einzusetzen, heißt wahrhaft leben. Fichte gelangt also nicht etwa zu einer nationalen oder nationalistischen Philosophie, sondern zu einem philosophischen Nationalismus. Nation ist „Gattung", ist konkrete „Idee", Nationalcharakter ist „wahre" Idee.

So steht in Fichte die Philosophie auf für die deutsche Nation gegen Napoleon. Der preußische Philosoph erhebt sich zugleich mit dem preußischen Dichter. Die „Reden an die deutsche Nation" sind desselben Ursprungs wie die Kampflieder Heinrichs von Kleist. Unerträglich ist dem wahrhaft Freien die Knechtschaft. „Wir haben Vorrat an Mute . . ." „Wenn der Kampf nur fackelgleich entlodert, wert der Leiche, die zu Grabe geht." Urströme deutschen Dichtens und Denkens brachen in jenen Tagen hervor. Wir Nachgeborenen hören ihr Brausen in der Geschichte, und wir erkennen, es ist das Brausen unseres Blutes.

*

Fichte, der mitten zwischen dem klassischen Idealismus und der Romantik stand, der die Leidenschaft zur Wahrheit und die Leidenschaft zur Nation ineinanderschmolz, der Kant und Machiavell verband, gab als erster den Deutschen ein großes nationalpolitisches Ethos.

Wilhelm von Humboldt

1767–1835

Von

Werner Schultz

Nietzsche hat einmal von dem großen Menschen gesagt, er sei der Bogen mit der großen Spannung. Die Größe der Spannung bestimmt die Größe des Menschen. Je größer die Spannung ist, die er lebt, um so größer ist der Mensch. Spannung aber ist nur dort, wo zwei Pole sind, die sich unvereinbar gegenüberstehen. Je stärker diese Gegensätzlichkeit ist, um so größer ist die Spannung. Die größte Gegensätzlichkeit aber, die der Mensch kennt, ist dort, wo der eine Pol in der Welt des Unbedingten, des Ewigen, des Zeitlosen liegt und der andere Pol in der Welt des Diesseitigen, Zeitlich-Bewegten, Veränderlichen. Eine stärkere Spannung kennt der Mensch nicht. Wer also diese Spannung in ihrer unversöhnbaren Gegensätzlichkeit, in ihrer ruhelosen Bewegung, in ihrer ganzen Tiefe lebt, darf den Anspruch erheben, ein großer Mensch genannt zu werden.

Die folgenden Ausführungen suchen den Nachweis zu erbringen, daß Wilhelm von Humboldt in jedem Abschnitt seines Lebens jene gewaltige Spannung gelebt hat, und daß nur darin das Geheimnis der Größe seiner Gestalt beruht. Seine Größe beruht also nicht auf großem politischem, künstlerischem oder wissenschaftlichem Handeln, sondern auf dem rein menschlichen Leben der Spannung von Zeit und Ewigkeit, von Diesseits und Jenseits, von Notwendigkeit und Freiheit, von Welt und Überwelt. In den Briefen an seine Frau hat er die Pole dieser Spannung selbst einmal bezeichnet, wenn er schreibt: „Wer, wenn er stirbt, sich sagen kann: ‚Ich habe so viel Welt, als ich konnte, erfaßt und in meine Menschheit verwandelt', der hat sein Ziel erfüllt." Und den anderen Pol bezeichnet er, wenn er schreibt: „Ich fühle eigentlich, was es heißt, wenn die Frommen sagen, daß sie nicht in dieser Welt leben. Ich kann es nicht leugnen, ich habe eine innere, an die sich alles anschließt, was in dieser tiefes und eigentliches Wesen hat, aber von der Wechsel und die Vergänglichkeit dieser ausgeschlossen sind." In diesen Sätzen ist die Formel seines inneren und äußeren Lebens enthalten: auf der einen Seite der starke Trieb zur Welt und der Fülle ihrer Erscheinungen und Formen, das ruhelose Durch-die-Welt-getrieben-Werden, das faustische Stürmen und Drängen: „er, unbefriedigt jeden Augenblick", auf der anderen Seite das einsame Sichabschließen in der „inneren Welt", das Sichversenken in die Tiefe des Ich, in der er unmittelbar den Pulsschlag des Unbedingten, Ewigen vernahm, so daß alles Wirken in der Welt ihm gleichgültig erschien, jene Versenkung, in der er sich dem indischen Mystiker verwandt fühlte. Schon seine Zeitgenossen haben

dieſe Doppelheit ſeines Weſens bemerkt. So redet Varnhagen von Enſe in einer Charakteriſtik Humboldts von einem „in aller Weltlichkeit bewahrten Mönchtum". Doch wenden wir uns unmittelbar zu ſeinem Leben ſelber. Sein Leben gliedert ſich deutlich in drei Abſchnitte: die Jugend (1767—1791), Höhepunkt des Schaffens und Kämpfens (1791—1819), Reife des Alters (1820—1835).

*

Wilhelm von Humboldt wurde am 22. Juni 1767 in Potsdam geboren. Sein Vater, dem pommerſchen Landadel entſtammend, nahm als Offizier hervorragenden Anteil am Siebenjährigen Krieg und lebte nach dieſem Kriege als Kammerherr abwechſelnd in Berlin und auf ſeinen Gütern. Er ſtarb aber bereits 1779. Die Erziehung der beiden Söhne Wilhelm und Alexander lag deshalb von früh an in den Händen der Mutter und der von ihr beſtellten Hauslehrer. Unberührt blieben die Bildungsjahre der Humboldts von der leidenſchaftlichen Bewegung der Sturm-und-Drang-Periode, die damals über Deutſchland dahinbrauſte, und die das Leben des jungen Herder, Goethe und Schiller entſcheidend beſtimmte. Unberührt zunächſt auch von der neuen, großen geiſtigen Welt, die in Goethe und Schiller auftauchte. Die Lehrer, die die erſten Bildungsjahre Wilhelms von Humboldt leiteten, Kunth, Lampe, Engel, Dohm und Klein, gehörten noch ganz der Aufklärung an, jener Zeit, die in mancher Beziehung wohl anregend und fördernd in Deutſchland gewirkt hat, die aber noch öfters im menſchlich Kleinen und Engen haften blieb und ſich durch ein künſtliches Spiel mit leeren Begriffen den Zugang zur Wirklichkeit verbaute.

Kein Wunder, wenn Humboldt daher ſpäter auf ſeine Jugend oft als auf eine leere und öde Zeit ſeines Lebens zurückblickte. Kein Wunder auch, wenn ſeine Seele nach eigenen Wegen ſuchte, um ihr reiches, inneres Leben zur Entfaltung zu bringen. So wandte er ſich ſchon früh den heroiſchen Geſtalten der griechiſchen und römiſchen Antike zu, in deren Geſchichte er ſich mit unermüdlichem Eifer verſenkte. Jedenfalls hat gerade der enge geiſtige Raum, in dem er aufwuchs, die Entfaltung ſeines eigentümlichen inneren Lebens nur gefördert. Hinzu trat der Einfluß des landſchaftlichen Raums, dem er urſprünglich angehörte. Den größten Teil ſeiner erſten Jugend hat er in dem väterlichen Schloß zu Tegel verbracht. Von den Fenſtern des Schloſſes ſchweifte das Auge hin zu den ſtillen, düſteren Wäldern der märkiſchen Landſchaft, zu der großen, leiſe bewegten Fläche des Sees vor dem Schloß, über die ruhelos die Wolken dahinzogen, über die im Herbſt die Nebel brauten oder der Sternenhimmel ſich ſpannte, während die heiſeren Sehnſuchtsſchreie der wandernden Kraniche in ſeine Einſamkeit hineintönten. Humboldt hat den Eindruck dieſer Landſchaft auf ſeine jugendliche Seele ſpäter ſelbſt geſchildert. „Wie mein Blick in der erſten weitſtrebenden Jugend an dem See hing und ſich hinausdachte, und weiter und weiter über die Fluren und Wälder, und wie ſich das in mir abbildete, und ich ſo voll Mut und Luſt war, weit zu wirken, große Taten

zu vollbringen ..." Hinter den Wäldern lag die lockende, geheimnisvolle Ferne. Hinter der eintönigen Stille dieser Landschaft, da, wohin die Wolken zogen, lag die Welt mit dem Reichtum ihrer Fülle, mit dem Glanz ihrer wechselvollen Gestalten. So erwuchs aus der Landschaft gleichsam der eine Spannungspol seiner Seele, um den sie von nun an bis zuletzt schwingen sollte: der Hunger nach Welt, das Verlangen, sich in die Fülle ihrer Gestalten, wie sie in Natur und Geschichte auftauchten, zu versenken. Nicht mehr lange noch sollte es dauern, und die Welt sollte ihn in ihren Strudel ziehen, und er sollte, was er damals noch nicht sah, ihre dämonische Tiefe kennenlernen.

Aber auch den anderen Pol sehen wir aus den gestaltenden Kräften der Jugend erwachsen. Die Enge und Eintönigkeit des geistigen Raums, die abgeschlossene Stille und Einsamkeit der Landschaft warfen ihn zurück auf sich selber, zeigten ihm den Weg nach innen. Während sein Auge sich in der verschwommenen Ferne der Fläche des Sees träumerisch verlor, entdeckte er in sich eine Welt, aus deren wunderbarer Tiefe wie in überirdischem Glanz Gestalten auf Gestalten heraufstiegen. Auf dies Erleben deutet eine spätere Bemerkung an die Diede, die Freundin, die für lange Zeit die stille Begleiterin Humboldts gewesen ist: „Was Sie als Kind von sich erwähnen, daß Sie Bilder in der Phantasie getragen, für die Sie Wesenheit wünschten, ersehnten, erwarteten, ist mir genau ebenso und von der frühesten Kindheit an gewesen, ich glaube gewiß vom sechsten Jahre an, was doppelt früh bei mir ist, da ich erst im dritten sprechen gelernt habe." Er bemerkt dazu weiter, daß von den Gestalten, die aus seinem Inneren aufstiegen, eine war, die ihn in allen Lebenslagen begleitet hätte. Aber es war nicht nur dies Moment des Schöpferischen, das er so erfuhr. Es war gleichzeitig ein Zweifaches, was er zurückgeworfen auf sich selbst erlebte. Jeder Mensch trägt eine innere Welt in sich, in der er in unendlicher Einsamkeit eingeschlossen ist, die jeweils immer eine besondere, einzigartige Form annimmt. Und diese Welt ist in ihrer letzten Tiefe unmittelbar mit dem Unbedingten, Ewigen verbunden. Ziel des Menschen kann nur sein, in völliger Freiheit von allen Bindungen der Welt diese Tiefe, die in allen Menschen und Gegenständen schlummert, zu größter Klarheit und Höhe immer reiner und stärker zu entfalten.

Als er dann im Herbst des Jahres 1788 den ersten Flug in die Welt antrat und die Universität in Göttingen bezog, war es dies Erlebnis der ersten Jugend, das ihn zu einem intensiven Studium der Philosophie Kants, des großen Königsberger Philosophen, führte. Was er in Tegel noch als unbestimmtes Gefühl in sich trug, trat ihm in dieser Philosophie in letzter Klarheit und begrifflicher Schärfe entgegen und bestimmte von nun an entscheidend sein Denken und seine ganze Lebensgestaltung. Die Wahrheit liegt im Innern. Der Mensch trägt in sich ein Sein, das unmittelbar in die Welt des Ewigen hineinragt. Dies Sein ist schöpferisch. Es schafft aus sich heraus die Welt. Es ist das sinngebende Zentrum der Welt, der ruhende Pol in der Erscheinung Flucht. Und wie der Mensch der Welt erst ihren

Sinn gibt, so gibt der Mensch auch seinem eigenen Wesen selbst das Gesetz. Er hat die Möglichkeit, dies Gesetz seines Daseins zu erfüllen. Er ist zur Freiheit berufen. Und er ist dann frei, wenn er vermöge seiner Verbundenheit mit dem Ewigen sich selbst das Gesetz gibt und ihm und nur ihm unbedingt gehorcht. In seiner Freiheit liegt seine Würde. Der bestirnte Himmel über mir, das moralische Gesetz in mir! Wir werden sehen, wie diese großen Gedanken das Gemüt Humboldts berauscht haben. Hier fand er ausgesprochen, was ihn innerlich seit langem bewegte. „Wie ich nach Göttingen kam", schreibt er am 24. Dezember 1790 an die Braut, „da dämmerte es erst in mir, daß doch eigentlich nur das Wert habe, was der Mensch in sich ist ..."

In Göttingen schloß er Freundschaft mit dem Weltreisenden Forster. Während Kant ihn in die Wunder der inneren Welt einführte, erstand durch Forsters Erzählungen ihm das glänzende Bild der äußeren Welt. Wieder erwachte die Sehnsucht nach dieser Welt. Die Ferne lockte ihn, „wenn ich abends auf dem Gipfel eines hohen Berges sitze und die weiten Ebenen, den dickbelaubten Wald und die herumliegenden Turmspitzen der benachbarten Dörfer überschaue". Und nun sollten die ersten großen Reisen in diese Welt beginnen. Im Herbst 1788 reiste er in die Rheingegenden und im Sommer und Herbst des nächsten Jahres nach Paris, der Schweiz und Süddeutschland. Fremde Menschen, fremde Länder und Landschaftsbilder wollte er kennenlernen, um durch solche Erwerbung des Wissens noch tiefer den Weg in sein eigenes Inneres zu erschließen. Die Tagebuchblätter, die er über diese Reisen führte, geben uns ein genaues Bild davon, was seine Seele damals empfand. Er sucht das Wahre, das Schöne, das Tiefe und Große in den Formen und Farben der Welt, was er dunkel in der eigenen Brust empfand. Er sieht, wie ein unsichtbarer Zusammenhang zwischen der Welt und dem eigenen Innern besteht. Die beiden Pole berühren sich. Ja, sie scheinen eine Einheit zu bilden. „Dann bin ich ganz und bloß in mir, aber dann ist alles — alles in mir, und ich und alles außer mir Eins ..." In der Welt sieht er sich selber, und in der eigenen Seele findet er die Welt. Außenwelt und Innenwelt stehen in einer geheimnisvollen Verbindung. Sie bilden keine Gegensätze. In jeder Erscheinung der Welt weht unmittelbar das große Unbedingte, Ewige. In jeder der wechselvollen Gestalten der Welt gewinnt es einen besonderen Ausdruck. Wie er in der gewaltigen Landschaft der Berge, in der Schweiz reist, erfährt er es so, „als sei die sinnenwelt nur eine art, wie die außersinnliche dem sterblichen blikke erscheint, nur ausdruck, nur sprache, nur chiffre dessen, was unmittelbar uns nicht sichtbar ist. Manchmal kommt mir's bei gesichtern, bei gegenden, bei sinnlichen gegenständen überhaupt vor, als schaut ich durch den chiffre hindurch unmittelbar in den ursinn." Immer mehr möchte er entziffern von dieser Sprache des Ewigen, der Uridee. Platos Vorstellungsart müßte, dünkt ihn, der seinigen verwandt sein. Die Reisen weiten den Blick. Man bemerkt, wie diese neue Betrachtungsweise noch über Kants Weltanschauung hinausgeht. Nicht nur im Innern des Menschen west das

Unbedingte, sondern auch in jedem Teil der Natur. Und die Welt des Sinnlichen und des Geistigen stehen sich nicht in unversöhnbarem Gegensatz gegenüber. Sie bilden freilich auch keine absolute Einheit. Aber sie sind zueinander hingeordnet. Die Sinnenwelt ist das Symbol der unsichtbaren Welt. In keiner späteren Zeit seines Lebens hat Humboldt die ihn bewegenden Pole seines Lebens in solcher engen Verbundenheit gesehen wie von dieser Zeit an bis zu seinem Aufenthalt in Rom.

Es war der Eros Platos, der ihn beseelte, der unbändige Trieb, das Wahre, Schöne, Unbedingte zu schauen und die eigene Seele nach diesen ewigen Werten immer höher emporzubilden, als er nun nach Berlin zurückkehrte und im Januar 1790 dort Referendar am Kammergericht wurde. Was dann im folgenden Jahre eintrat, und was das Erstaunen seiner Freunde hervorrief: sein freiwilliges Ausscheiden aus dem Staatsdienst, ist für den nicht verwunderlich, der die innere Entwicklung seiner Jugend übersieht. Wo er als das letzte und höchste Ziel des Menschen nur das Eine erkannt hatte: „der Seele inneres Sein zu erhöhen", mußte er den Staatsdienst zunächst als Hemmung empfinden. Hatten sich die Pole der Spannung seiner Seele bis dahin fast noch wie im Spiel in einem harmonischen Gleichgewicht befunden, so meldet sich nun von fernher der erste Widerstand der Welt. In einem Brief an die Braut hat er damals diesem eigenartigen Widerspiel der Kräfte zuerst Ausdruck gegeben: „Wie doch alles Glück in diesem rein Idealischen unserer Empfindungen, in diesen Individualitäten unserer Gefühle liegt, wie sich da jeder seine eigene Welt bildet, und wie nur in dieser Heimat ihm wohl ist. Aber ewig strebt die Wirklichkeit außer uns diesem inneren Sein entgegen." Mit diesem ersten Ernstgefühl, aber das Auge noch ganz erfüllt von der Schönheit des Ewigen und dem Glanz der Ferne, betrat Humboldt den zweiten Abschnitt seines Lebens.

*

Wir wissen von keiner Zeit seines Lebens, in der die Pole des Unbedingt-Zeitlosen und des Diesseitig-Zeitlichen sich so ergänzten, so harmonisch zusammenklangen wie am Anfang dieses Lebensabschnitts. Er beginnt eigentlich schon an jenem Weihnachten 1789, wo er sich in Erfurt mit Karoline von Dacheröden verlobte, der Tochter des früheren Kammerpräsidenten von Dacheröden, Besitzers der Güter Burgörner bei Mansfeld und Auleben in der Goldenen Aue. In der „Li" erschloß sich Humboldt eine neue Welt von ungeahnter Tiefe und dämonisch-berückendem Glanz: die Gestalt des Weibes. Schon vorher, als er 1787 in den geheimen Seelenbund des Berliner Frauenkreises aufgenommen wurde, der sich Pflege der Sympathie, der Jugend und Seelenschönheit zur Aufgabe gemacht hatte, als er dort Henriette Herz und dann in Göttingen Therese Forster näher kennenlernte, war er mit dieser Welt in Berührung gekommen. Aber in der Li erschloß sie sich ihm zuerst in ihrer vollendeten Schönheit und ihrer harmonisierenden Kraft. In einem späteren Brief hat er zum Ausdruck gebracht, daß die

Heirat mit der Li, die am 29. Juni 1791 stattfand, ihn geradezu gerettet habe. Noch heute legt der Briefwechsel zwischen Wilhelm und Karoline von Humboldt, der zu dem Schönsten gehört, was in dieser Art in deutscher Sprache geschrieben wurde, beredtes Zeugnis davon ab, wie hier zwei verwandte Seelen, in völliger Freiheit gebend und nehmend, sich gegenseitig ergänzten und durcheinander wuchsen. In zahlreichen Sonetten hat Humboldt noch im hohen Alter das Glück dieser Zeit besungen.

In der Gestalt des Weibes zeigte sich ihm das Unbedingte von einer neuen Seite. Er hat sich damals darüber in den beiden Abhandlungen „Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur" und „Über die männliche und weibliche Form" ausgesprochen. Alles Leben existiert nur in polarer Spannung. Mann und Weib stehen sich gegenüber wie Selbsttätigkeit oder Form und Empfänglichkeit oder Stoff. Im Zustand der Liebe verbindet sich Körperliches und Geistiges zu höherer Einheit. Liebe stellt ein Verhältnis gegenseitiger Ergänzung dar. Ich und Du müssen ineinander völlig aufgehen, sich ineinander verlieren, sich ganz miteinander vereinen. Nur so gelangen beide zu ihrem eigentlichen, unmittelbaren Sein, zur Tiefe ihres Wesens. Sympathie als tiefes Verstehen des Wesens, als schöpferisches Gestalten des Ewigen — das war es, was Karoline ihm gab. „Daß ich eins bin in mir, daß ich bin, wozu ich Anlage hatte zu sein, daß ich Wahrheit sehe, daß ich harmonische Schönheit empfinde, das ist dein, einzig dein Werk; und mein, einzig mein Werk ist es, daß auch du bist, was du sein solltest, daß auch du Wahrheit siehst und Schönheit und Harmonie empfindest."

So begann die Zeit des großen Schaffens, des immer weiter greifenden Verstehens fremder Individualitäten. Sie wurde wesentlich gefördert durch die enge Freundschaft, die Humboldt damals schloß mit dem großen Philologen Fr. A. Wolf in Halle und besonders mit Schiller und Goethe. Führte Wolf ihn zu einem neuen, tiefen Verstehen der großen Gestalten der griechischen Antike und des Wesens des griechischen Menschen überhaupt in dem Maße, daß von nun an die griechische Antike die Welt wurde, in der er sich bis ans Ende seines Lebens heimisch fühlte, so erschloß ihm der dichterische Tiefsinn Schillers und Goethes das Geheimnis künstlerischen Schaffens, das Wesen der Kunst, des künstlerischen Menschen und des Menschen überhaupt. Was er in der Wirklichkeit des Lebens immer entzweit sah, fand er in der Kunst vereint: Idee und Erscheinung, Freiheit und Notwendigkeit, Geist und Körper waren in der künstlerischen Gestalt zur Einheit verbunden. Der Künstler ist der Seher, der Mensch, der das Ewige schaut in dem Zeitlichen und es dann in der schönen Form gestaltet. Aber er muß zugleich immer ein großer Mensch sein. „Wenn der große Künstler nicht immer auch ein großer Mensch ist, so ist es nur, weil er nicht in allen Punkten seines Wesens und in allen Augenblicken seines Lebens Künstler ist." Nur der aber ist ein großer Mensch, der in ständiger Fühlung mit dem Unbedingten schöpferisches Leben in sich trägt und nach allen Seiten belebende Funken entsendet.

Es waren die glücklichsten Jahre seines Lebens, wo er — frei von jeder beruflichen Bindung — vom Februar 1794 bis zum Sommer 1797 mit Schiller in Jena zusammenlebte. Große Pläne und Ideen erfüllten seine Seele. Eine Philosophie der Geschichte wollte er schreiben. Die letzten geistigen Grundlagen der Menschheit in ihren verschiedenen Formen wollte er aufdecken. Es war, als wenn die Ewigkeit eingegangen war in die Zeit, als wenn jede Spannung der sein Leben bewegenden Pole verschwunden war. Warum aber geschah es, daß plötzlich der Reisewagen wieder vor der Tür seines Hauses stand, daß er mitten in großer, schöpferischer Arbeit aufbrach in die Ferne? Warum konnte er zum Augenblick nicht sagen: Verweile doch, du bist so schön? Wurde es ihm doch zu eng in Jena? Wieder befiel ihn diese seltsame, aus einer letzten Tiefe seines Wesens stammende Unruhe. Wieder glitt sein Auge wie damals in Tegel und Göttingen aus dem Fenster seines Arbeitszimmers hinaus in die weite Ferne. Er fühlte jetzt: das klassische Persönlichkeitsbild, das Schiller und Goethe entworfen hatten: der Mensch, der in ruhiger Klarheit sein Leben zu einer in sich abgeschlossenen, vollendet harmonischen Ganzheit formt, das war nicht er. Das konnte man in Weimar und Jena leben. Das konnte aber nicht der leben, der die Sucht nach Welt als einen Pol seines Wesens in sich trug. „Nach dem Gesetz, wonach du angetreten . . . so mußt du sein." Das Gesetz seines Wesens war nicht die ruhige Einheit, sondern die widerspruchsvolle, nie zur Ruhe kommende Spannung. Die Ferne hatte ihn mit ihren geheimnisvoll lockenden Augen wieder angeschaut. Er konnte sich nicht vor ihr verbergen. Die Ferne ließ ihn nun nicht mehr los.

Die Fahrt geht zunächst nach Dresden, wo er Schillers Freund Körner besucht, von da mit der ganzen Familie nach Wien und Paris, wo er mit seinem Bruder Alexander zusammentrifft, der im Juni 1799 seine große Amerikareise antritt. In Paris studiert er das französische Geistesleben und vergleicht es mit dem deutschen. Er sieht die Vorzüge der eigenen Nation und bemerkt in einem Brief an Jacobi, daß er mitten in Frankreich ein noch viel eingefleischterer Deutscher geworden sei. „Weil ich dies heilige Feuer, das allein die Menschheit zugleich läutert und nährt, mehr als irgendwo sonst in der deutschen Nation antreffe, so wächst dadurch, wie ich nicht leugne, meine tiefe Achtung und meine innige Anhänglichkeit für sie." Immer hat er sich diese tiefe Liebe zu seinem Vaterland bewahrt. Von Paris aus unternahm er im Herbst 1800 und im Frühjahr des folgenden Jahres Reisen nach Spanien und den baskischen Provinzen. Fremde Völker wollte er kennenlernen aus ihrer Landschaft und Sprache, um so zu einem Verstehen des Menschen überhaupt zu gelangen. Von dieser Zeit an beginnt sein eigentliches Sprachstudium, das ihn zu genialen Entdeckungen über das Wesen der Sprache führte. Sprache war ihm der unmittelbarste Ausdruck eines Volkes und Menschen. Von der Eigenart der Sprache aus konnte man daher am sichersten auf völkische und menschliche Eigenart schließen. Wie jede Nation, so ist jede Sprache eine geistige Individualität, ein lebendiger Organismus, strömendes Leben. In ihr ist nichts statisch,

Die Töchter Wilhelm von Humboldts
Gemälde von Gottlieb Schick, 1809. Schloß Tegel bei Berlin

sondern alles dynamisch. Sie ist kein Werk, sondern eine Tätigkeit. Ihre Wurzeln liegen in der lebendigen Volksindividualität. Das menschliche Gemüt selbst ist „Wiege, Heimat und Wohnung der Sprache". Von nun an bis an das Ende seines Lebens hat sich Humboldt immer wieder bemüht, in den eigentümlichen Aufbau der Sprachen immer tiefer einzudringen, um so die dunklen Zusammenhänge der menschlichen Seele aufzuhellen und bloßzulegen. Denn das Sprachstudium war ihm ein Mittel des Verstehens des Menschen.

Im August 1801 kehrte er nach Berlin zurück. Trotz aller Bereicherung seines Erlebens war er doch unbefriedigt. Er sehnte sich nun doch nach geregelter Tätigkeit. „Ich habe an Genuß gewonnen, da aber Glückseligkeit nur aus gelingender Tätigkeit entspringt, an Glück, wie ich auch sehr lebhaft fühle, beträchtlich verloren." Da ernannte ihn der König auf sein Ansuchen im Sommer 1802 zum preußischen Ministerresidenten beim Päpstlichen Stuhl. Ohne Zögern und mit großer Freude brach er im Herbst desselben Jahres nach Rom auf, das schon lange das Ziel seiner Sehnsucht war. Nach Rom ging schon damals die Wanderung des deutschen künstlerischen Menschen. Nach Rom waren Goethe und Herder gezogen. In Rom begegnete Humboldt den großen Bildhauern Thorwaldsen, Schick und Rauch, den Romantikern A. W. Schlegel und Tieck und vielen anderen bedeutsamen Persönlichkeiten. Als er die auf den Höhen des Monte Pincio gelegene Villa Malta bezog mit dem wunderbaren Blick über die Ewige Stadt, war sein Haus bald der Mittelpunkt des geistigen Lebens, das sich dort in reichem Maße entfaltete. Es schien, als wenn die Tage von Jena zurückkehren sollten. Wenn er auch die römische Landschaft — im Gegensatz zu Goethe — mit den Augen des Romantikers sah, voll Sehnsucht nach der großen Vergangenheit, deren Zeugen ihn hier überall umgaben, voll Schmerz über die Vergänglichkeit alles menschlichen Schaffens, so gaben ihm die Sonne des südlichen Himmels und die Kunst der Ewigen Stadt doch ein Maß von Glück, dessen bezaubernder Reichtum ihm noch in den letzten Tagen seines Lebens vor der Seele stand.

Wieder schienen die Pole des Ewigen und Zeitlichen sich zu berühren. Da stieg aus dieser Welt des Glückes und Glanzes ein Ereignis auf, unheimlich und unberechenbar, das im hohen Maße wieder die Spannung der Pole erzeugte: am 15. August 1803 starb der von ihm besonders geliebte Sohn Wilhelm im Alter von neun Jahren. Es ist ein entscheidender Punkt der inneren Entwicklung seines Lebens. Von nun an folgt in langsam steigender Kurve eine Abwendung von der Welt und eine Hinwendung zur inneren Welt und Welt der Ideen. Das Ewige und die sichtbare Welt treten von nun an immer stärker auseinander. Die sichtbare Welt hat ihm auch jetzt noch einen Wert. Aber sie erhält jetzt immer stärker den Akzent des Dunkel-Widerspruchsvollen. „Es ist, als ginge das Schicksal absichtlich so verborgene und geheimnisvolle Wege, um die Brust in Leid und Freude zu versuchen, um das Leben zu einem Labyrinthe zu machen, in dem man alle Augenblicke die Gegenstände um sich verliert, um seine Heimat nur in sich selbst zu finden.

Es sind unleugbar zwei verschiedene Gesetze, welche die Welt beherrschen, Leben und Tod, und alle Erscheinungen der Körperwelt schreiten kalt und unerbittlich ihren ewigen Gang fort . . ." Die Welt ist ihm nun keine Einheit mehr. „Wund ist immer auch das glücklichste Leben . . ., daß das Schönste getrübt ist, das ist das Entsetzliche." Zurückblickend schreibt er später: „Das eigentliche Leben ist doch nur in den Ideen und im Idealen, wenn es nicht zu fromm und mystisch klänge, in Gott und dem Himmel."

Hinzu trat dann wenige Jahre später noch ein anderes Ereignis. Mit dem Jahre 1806 begann die Zeit der Erniedrigung seines Vaterlandes. Ein anderer Schatten legt sich über das sonnige Rom. Im Herbst 1808 ruft ihn das schwer ringende Vaterland zurück. Bei seinem Abschied von Rom schrieb er an Welcker: „Ich liebe Deutschland recht eigentlich in tiefer Seele . . . Das Unglück der Zeit knüpft mich noch enger daran, und da ich fest überzeugt bin, daß gerade dies Unglück Motiv werden sollte, für die einzelnen, mutiger zu streben, für alle, sich mehr zu fühlen, so möchte ich sehen, ob die gleiche Stimmung auch bei andern herrschend wäre, und dazu beitragen, sie zu verbreiten." Er weiß es jetzt: wenn das Vaterland in Gefahr ist, kommt es nicht auf das Glück oder Unglück des einzelnen an, kommt es nur darauf an, daß der einzelne seine ganze Kraft der Nation zur Verfügung stellt. Später schreibt er an seine Frau: „Glaube mir, teure Li, es gibt nur zwei gute und wohltätige Potenzen in der Welt: Gott und das Volk."

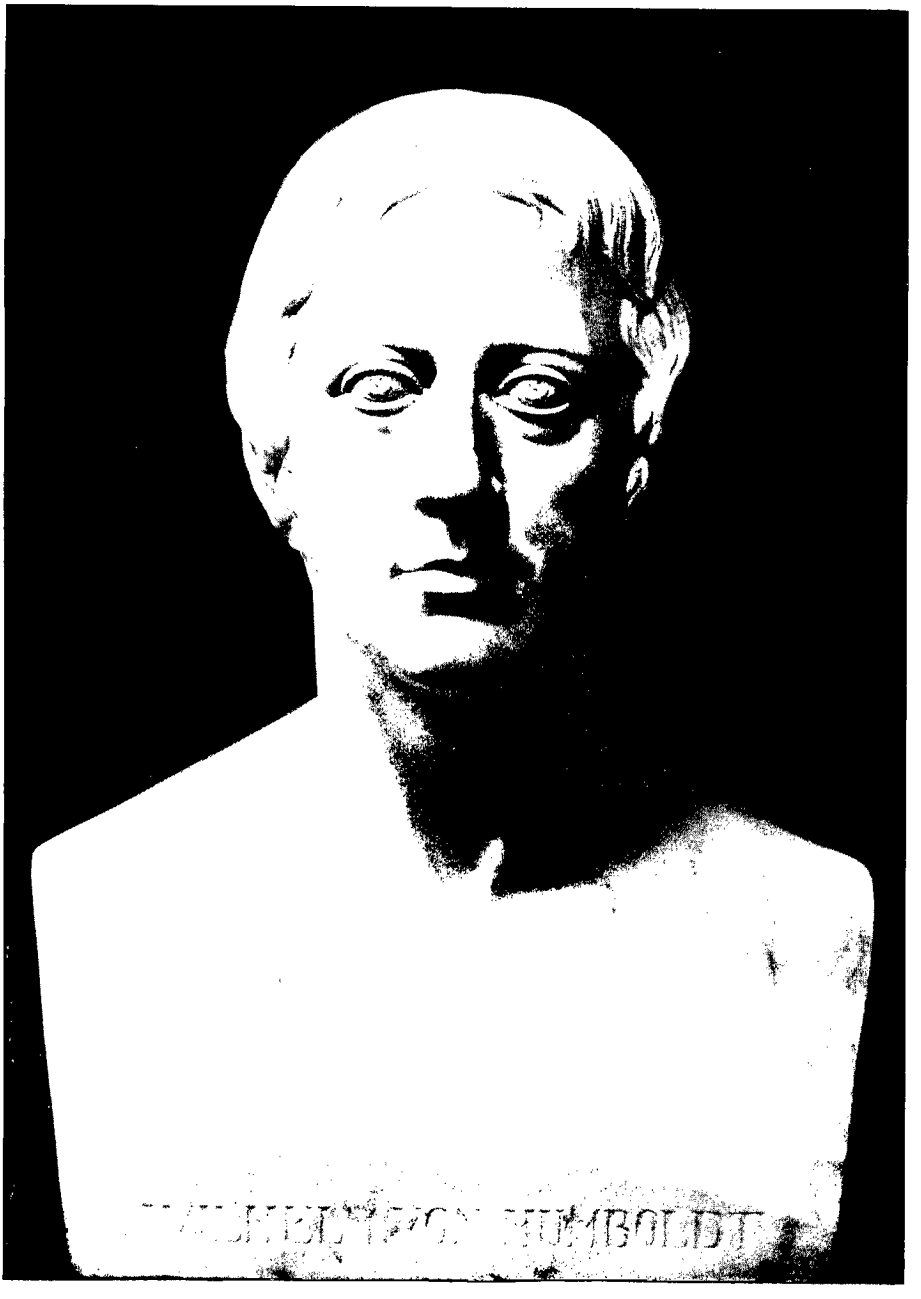
Daß seine Liebe zu seinem Volk kein leeres Gerede, keine nur äußerliche Gebärde war, daß es ihm Ernst damit war, davon legen die nun folgenden Jahre großer, hingebender Arbeit beredtes Zeugnis ab. Das Ziel dieser Abhandlung verbietet es, diese Arbeit auch nur annähernd darzustellen. Wir können nur die großen Linien zeichnen. Der König ernennt ihn zum Leiter des preußischen Unterrichtswesens. Mit ganzem Ernst und voller Hingabe hat er diese schwere Aufgabe übernommen. Er wußte, daß die Nation nur dann wieder Ehre und Freiheit erringen könnte, wenn sie geistig neu gestaltet würde. Als der große König die Augen geschlossen hatte, war die Nation der Oberflächlichkeit und Äußerlichkeit verfallen. Der kategorische Imperativ Kants, der auf die unbedingte Forderung hinwies: die Pflicht tun um der Pflicht willen und nicht um irgendwelcher persönlicher Vorteile wegen, war verhallt. Mit Humboldt trat der Mann an die Spitze des geistigen Lebens des Volkes, der, erfüllt von den großen Ideen der Antike, Kants, Schillers und Goethes, durchdrungen auch von der hohen Bedeutung der christlichen Religion für das Leben der Völker, klar erkannte, daß ein Volk ohne die tiefe, nachhaltige Besinnung auf seine ewigen Grundlagen verloren ist. In diesem Sinne hat er das preußische Unterrichtswesen neu gestaltet, das humanistische Gymnasium geschaffen, die Universität Berlin gestiftet und Männer wie Fichte, Schleiermacher, Wolf, Savigny, Böckh u. a. nach Berlin berufen. Mitten in diesen Arbeiten war er begriffen, da kreuzte ein Mann seinen Weg, der als sein

Gegenspieler die äußere Form seines Wirkens entscheidend bestimmen sollte, den der König zum Kanzler ausersehen hatte: Hardenberg — ein Mann, der von schwächlichem Willen und schwankender Gesundheit die persönlichen Belange wichtiger nahm als das Ganze der Nation, dabei aber — realistischer eingestellt als Humboldt — klug und gewandt seinen Einfluß beim König geltend machen konnte. Hardenberg fühlte die überlegene Größe Humboldts und fürchtete ihn als Nebenbuhler. Er bangte um seinen Posten. So setzte er alles daran, Humboldt aus Berlin zu entfernen und auch künftig fernzuhalten. Der König ließ sich bereden. Am 14. Juni 1810 erfolgte — als ehrenvolle Verbannung — die Ernennung Humboldts zum Gesandten in Wien. Und nun folgt ein ewiges Wandern von Land zu Land, von Kongreß zu Kongreß, bis zu seiner endgültigen Entlassung aus dem Staatsdienst am 31. Dezember 1819. Wir finden ihn in der großen Zeit der Erhebung der Nation 1813 bis 1814 in den Hauptquartieren der Armeen, als Bevollmächtigten seines Landes auf den Kongressen zu Prag, Chatillon, Wien und Frankfurt und als Gesandten in London. Wir sehen ihn mit der Abfassung von großen Denkschriften beschäftigt, die die preußische und deutsche Frage zum Gegenstand haben. Immer aber war das Ziel seines Handelns nicht der persönliche Vorteil, sondern die Ehre und Freiheit seines Volkes. „Deutschland muß frei und stark sein, weil nur eine auch nach außen hin starke Nation den Geist in sich bewahrt, aus dem auch alle Segnungen im Innern strömen; es muß frei und stark sein, um das, auch wenn es nie einer Prüfung ausgesetzt wäre, notwendige Selbstgefühl zu nähren, seiner Nationalentwicklung ruhig nachzugehen und die wohltätige Stelle, die es in der Mitte der europäischen Nationen für dieselben einnimmt, dauernd behaupten zu können." Immer ging es ihm um die Wahrheit und nicht um den Schein. Daß dieser Mann trotzdem nicht die Stellung im Staat erhielt, die ihm eigentlich zukam, darin liegt einer der tragischen Züge nicht nur seines Lebens, sondern auch seines Landes.

Wir bemerkten bereits, daß es unmöglich ist, im Rahmen unserer Ausführungen sein politisches Schaffen in seinen Einzelheiten darzustellen. Wir haben aber auch bei einer Darstellung seiner Persönlichkeit ein Recht, hiervon abzusehen. Denn er selbst bemerkt einmal von sich: „Die mich genau beurteilt haben, fanden immer, daß ich durch meine Naturanlage weder zu großen Taten des Lebens noch zu wichtigen Werken des Geistes bestimmt bin, daß aber meine eigentliche Sphäre das Leben selbst ist, es aufzunehmen, zu beobachten, zu beurteilen, zu behandeln und zu gestalten. Das Auffassen der Welt in ihrer Individualität und Totalität ist ja gerade mein Bestreben." Wenden wir uns nun wieder diesem inneren Zug seines Lebens zu, so finden wir, daß jene Spannung von jenseitiger und diesseitiger Welt, die wir als den tragenden Grund seines Lebens erkannten, ihn auch damals beherrschte, als er seine ganze Kraft in den Dienst seines Landes stellen mußte. Mitten in dem Lärm der Ereignisse lebt er in der inneren Welt der Gedanken. „Wenn man dem nachgeht, sieht man, wie wenig die Wirklichkeit ist, wie

bloß so ein Boden, auf den man den Fuß aufsetzt, um ihn zu verlassen, und wie alles der Gedanke und die Phantasie. Darum behaupte ich noch heute, was ich schon in meiner ersten Jugend sagte, daß ... man nicht unglücklich wäre, wenn man auch ohne Bücher und Menschen jahrelang in vier Mauern oder in einer Einsiedelei säße." Oft war er so sehr in sich und seinen Gedanken versunken, daß die richtige Bewertung des wirklichen Geschehens ihm verlorenging, daß die Wirklichkeit überhaupt ihren Wert für ihn verlor. „Der Mensch muß ein inneres, nur ihn und das, was er liebt, angehendes Interesse haben, und das andere muß nur darum herumspielen, nur das Dasein, was eigentlich da ist, nebenher ausfüllen." Wie ein Schauspiel läßt er das Leben an sich vorüberziehen. Oft spürt er die ungeheure Einsamkeit, die ihn umgibt, „mitten im Gewühl". Aber sie drückt ihn nicht. Sie ist sein Element. In der Einsamkeit seines Innern wandert er in die Vergangenheit. Aus dem großen Hauptquartier von Dijon berichtet er 1814 seiner Frau: „Ich lebe immer mehr mit den Alten. In St. Seine habe ich den ganzen Abend in Demosthenes gelesen und in der Felsgegend um Val de Suzon den Tod des Patroklus." Im Februar 1816 beendete er in Frankfurt die Übersetzung des „Agamemnon" von Aeschylos. Und als Gesandter in Wien beginnt er mit dem Studium der amerikanischen Sprachen.

Und dann wieder der Schrei nach der Welt, der Durst nach Liebe und Verstehen. Wie mit dämonischer Gewalt fühlt er sich dann wieder, wenn er in seiner inneren Welt die Erde bereits verlassen zu haben scheint, zu Menschen hingestoßen und besonders zu Frauen. Wie seine Familie noch in Rom weilt, und er selbst sich in Staatsgeschäften in Königsberg aufhalten muß, wird er von heißer Liebe zu der Frau des dortigen Arztes Motherby ergriffen. Die wenigen noch erhaltenen Briefe an die Geliebte geben einen interessanten Einblick in das Innerste seiner Seele. Die Liebe, nach der er dürstet, hat er hier beschrieben. „Diese Liebe besteht darin, daß das Weib ganz aufgehe in den Mann und gar keine Selbständigkeit mehr habe als seinen Willen, keinen Gedanken, als den er verlangt, keine Empfindung, als die sich ihm unterwirft; und daß er vollkommen frei und selbstkräftig bleibe und sie ansehe als einen Teil von sich, als bestimmt für ihn und in ihm zu leben." Fand er diese Art von Gemeinschaft in seiner Verbindung mit der Li doch nicht? Sah er im Laufe der Zeit auch die Grenze dieser Verbindung? Wurde er auch hier unbefriedigt jeden Augenblick? Im Hinblick auf die Bemerkung an Johanna Motherby, das Allereigentümlichste spräche sich in seiner ehelichen Gemeinschaft nicht aus, muß man diese Fragen bejahen. Die Sehnsucht „nach dem ewig Unerreichbaren", das Verlangen nach immer tieferem Verstehen und Verstandenwerden, nach einer letzten völligen Vereinigung mit dem Du ist das Grundmotiv seiner Liebe gewesen. Von hier aus muß auch seine Beziehung zu Frau Diede gesehen werden, der Jugendfreundin, mit der er bis zum Ende seines Lebens in gedanklichem Austausch blieb, wovon noch heute die schönen „Briefe an eine Freundin" berichten. Das alles zeugte natürlich in seiner Seele Konflikte und Spannungen. „Das



Wilhelm von Humboldt
Marmorbüste von Berthel Thorwaldsen, 1808. Berlin, Nationalgalerie

Wilhelm von Humboldts Tochter
Adelheid als Pſyche
Marmorplaſtik von Chriſtian Rauch. Schloß Tegel

Caroline von Humboldt,
geb. von Dacheröden
Gemälde von Gottlieb Schick, 1804. Schloß Tegel

Schloß Tegel bei Berlin, Gartenanſicht
von Carl Friedrich Schinkel 1822—1824 umgebaut

tiefste Wesen im Menschen ist einmal voller Widersprüche, und ich vielleicht bin es mehr wie ein anderer, vor allem, wenn ich nicht bei dir bin", schreibt er aus solcher Situation einmal seiner Frau, mit der er sich dann doch wieder durch starke Bande verbunden wußte. Er fühlte es in sich ebben und fluten. Wie ein ankerloses Schiff kam er sich bisweilen vor, und es bedurfte seiner ganzen Kraft, um den „Punkt außer der Welt" wiederzugewinnen, von dem er seinem Leben wieder die feste Gestalt geben konnte. So war er der Kämpfende großen Stils, als er 1819 den Staatsdienst endgültig verließ.

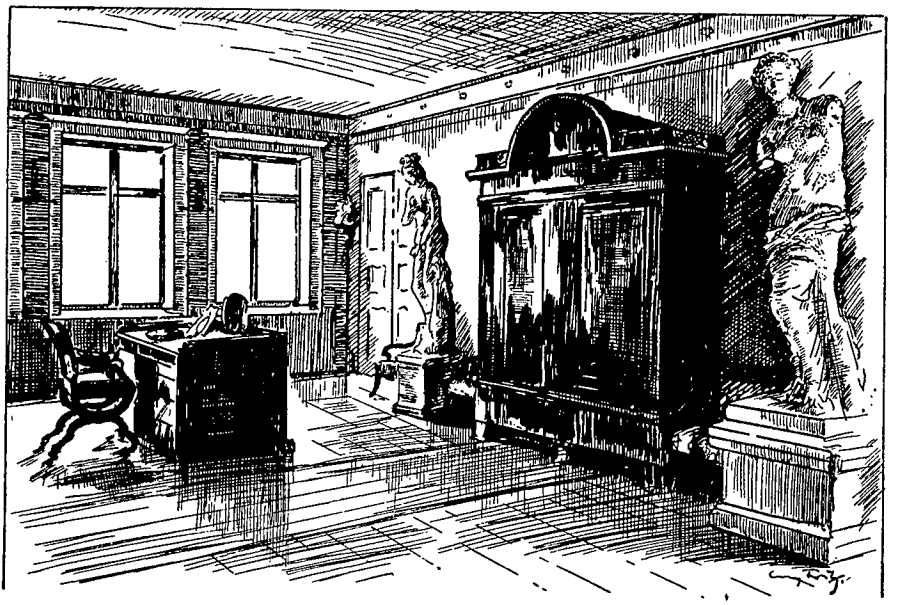
*

Die Wogen glätteten sich. Aber die große Dünung blieb. Es blieb jene gewaltige Spannung von Welt und Überwelt, die zu tragen das Gesetz seines Lebens war. Darin ist sein Leben sich immer gleichgeblieben. Er lebte auch im Alter nicht aus einer letzten Einheit heraus, die ihn in den verklärenden Glanz von Ruhe und Frieden gehoben hätte. Er blieb auch im Alter noch der Wanderer zwischen zwei Welten, der Mensch, der auch jetzt noch rastlos bestrebt war, „von ihrem Schein die Dinge zu entkleiden, zu ihrer nackten Wahrheit zu gelangen". Er lebte auch jetzt noch zwischen den Zeiten, von einer großen, heiligen Sehnsucht getrieben, das Ewige zu schauen in der Zeit. Als er nun von Staatsgeschäften frei wurde, stürzte er sich mit doppeltem Eifer in das Studium der Geschichte und der Sprachen. 1821 erschien die berühmte Abhandlung „Über die Aufgabe des Geschichtsschreibers". Es ist Aufgabe des Geschichtsschreibers, den eigentümlichen Reichtum der geschichtlichen Zusammenhänge aus sich selbst zu verstehen, sich selbstlos denkend in diesen Reichtum zu vertiefen und ihn darzustellen, nicht aber eigenmächtig gebildete Ideen in die Geschichte hineinzutragen und damit ihren lebendigen Gehalt zu verfälschen. Dann wurde das Studium der amerikanischen Sprachen weitergeführt und 1827 mit der Erforschung der Südseesprachen begonnen, die zu dem großen Kawiwerk führte. Daneben beschäftigte er sich seit 1820 mit der altindischen Sprache des Sanskrit. Im Sommer 1823 liest er mit wahrer Begeisterung das wunderbare indische Gedicht Bhagavad-Gita, mit dem er sich in den nächsten Jahren beschäftigte. „Ich hatte so ein wahrhaft dankbares Gefühl gegen das Schicksal, es erlebt zu haben, solche Töne der Vorzeit zu vernehmen. Das, was man aus der ganzen Menschheit Neues, Großes oder Eigentümliches in sich auffaßt . . ., das allein ist doch das, was dem Leben erst Wert gibt." Von Natur fühlte er sich dem indischen Geist verwandt. Diese schweigende Vertiefung in sich selbst, diese innere Loslösung von allem auf der Welt, dieses sich im Letzten doch Fremdfühlen auf dieser Welt — das waren die großen Motive, die auch in seiner Seele lebten. „Man ist ja auch nur ein Fremder auf Erden und hat nicht recht eigen." Damals schrieb er ein kurzes Gedicht nieder: „Ich bin, wie die Frommen, in *eine* Idee versunken, entnommen dem Wohle und Weh."

Aber noch immer bleibt er dann doch auch wieder weltzugewandt. Der andere Pol bleibt bestehen. Noch im Herbst 1825 schreibt er dem Freunde Welcker: „Ich habe einmal die bestimmte Idee, daß man, ehe man dies Leben verläßt, so viel von inneren menschlichen Erscheinungen, für die ich allein rechten Sinn habe ... kennen und in sich aufnehmen muß, als nur immer möglich ist." Aber die Betonung des weltjenseitigen Pols wird freilich nun stärker. Sie wird besonders stark, als ihn der schwerste Schlag trifft, der ihn treffen konnte: am 26. März 1829 starb in Berlin seine Frau, die zur stillen Dulderin geworden war in jahrelangem Siechtum. Noch sterbend bekannte sie: „Es ist und bleibt uns nichts mehr als die Liebe." Mit großer, alles verstehender Liebe, die von den tiefsten Kräften des Christentums getragen war, hatte sie Humboldts Leben geradezu geführt. Nun, wo sie die Augen für immer geschlossen hatte, erkannte er erst, was die Lebensgefährtin ihm gewesen war. Nichts hat ihn in seinem Leben so erschüttert, bis an die Grenze völligen Zusammenbruchs geführt wie dieser Tod. An Karoline von Wolzogen schrieb er in jener Zeit: „Ich sehe mich wie abgeschieden von den Menschen an, seitdem dies Band zwischen mir und der Welt zerrissen ist." Er weiß, daß er einen Schmerz erlitten hat, den nichts mehr heilt. „Sie fragen mich, was mir jetzt als das Tröstendste erscheint. Ich gestehe Ihnen: nichts als die tiefste und absoluteste Einsamkeit."

Er wurde der große Einsame von Tegel. In jenem Schlößchen, aus dessen Fenstern er einst als Kind träumend über den See in die Ferne geschaut hatte, das er später nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst unter Schinkels Leitung erneuert und mit Bildwerken der Antike geschmückt hatte, in jener märkischen Landschaft, der er entstammte, wollte er sein Leben beschließen. Die tiefen, gehaltvollen Sonette, die er damals schrieb, bekunden, daß er auch als der große Einsame der Suchende und Ringende blieb. Erfüllt von den großen Kräften der griechischen Philosophie und auch des Christentums, in das ihn noch in den letzten Jahren die Lebensgefährtin immer tiefer geführt hatte, eng verbunden mit der Natur, mit der Nacht und dem Sternenhimmel, mit den Wäldern und dem Meer, das er während der Sommermonate mehrerer Jahre noch in Norderney erlebte, hat er still und geduldig das Gesetz seines Daseins bis zu Ende gelebt. Am Tage noch mit tiefer wissenschaftlicher Arbeit beschäftigt, wanderten die Gedanken des Nachts in Erinnerung versunken in die schöne Vergangenheit seines Lebens, in die Jahre, wo die Gestalten seines Lebens ihn noch in strahlender Schönheit umgaben. Am 8. April 1835, als die scheidende Sonne ihre letzten Strahlen ins Zimmer warf, diese Sonne, die er so geliebt hatte, ist er mit Versen Homers und Pindars auf den Lippen gestorben. Einige Tage vorher noch ließ er sich von seinem Bruder die Worte Theklas aus Schillers Wallenstein vorlesen:

„Wo sich nicht mehr trennt, was sich verbunden ...
Dorten wirst auch Du uns wiederfinden,
Wenn Dein Lieben unserm Lieben gleicht." — —



Das Arbeitszimmer Wilhelm von Humboldts in Schloß Tegel bei Berlin

Jede große Persönlichkeit hat etwas Unaussprechbares. Ihr Leben läßt sich noch weniger als anderes Leben auf eine durchsichtige Formel bringen. Hat aber Nietzsche recht, daß das Wesen des großen Menschen in dem Tragen der großen Spannung besteht, dann dürfen wir Wilhelm von Humboldt zu den großen Menschen unserer Nation zählen. Daß er die dämonischen Tiefen des Lebens an sich erfuhr und sein Geist dann wieder steil wie eine Flamme nach oben schlug, daß er dies beides lebte in ständigem Wechsel, ohne zu ermüden, ohne zerbrochen zu werden — darin besteht seine Größe. Große Männer sind die Vorbilder der Nation. Sie haben ihrem Volke jeweils etwas zu sagen. Dreierlei scheint uns Wilhelm von Humboldt unserer Generation von heute besonders zu sagen: erstens, daß der deutsche Mensch seine Aufgabe nur erfüllen kann, wenn er nicht aufgeht im Diesseitigen, im Schein, im Äußerlichen, Oberflächlichen, sondern sich gebunden weiß an das Unbedingte, Ewige und sich ihm verantwortlich weiß, wenn er also erkennt, daß nur in der Bindung an das Unbedingte seine Freiheit, Würde und Kraft liegt; zweitens, daß der deutsche Mensch immer bereit sein muß, seine ganze Kraft in den Dienst des Vaterlandes zu stellen, und daß er sich in diesem Dienst nicht von persönlichen oder äußerlichen Gesichtspunkten leiten lassen darf, sondern nur von dem Gesichtspunkt der Wahrheit, die er in seiner Bindung an das Unbedingte erkannt hat; drittens, daß wie der einzelne nur Glied der Nation ist, so die Nation Glied eines Weltganzen, daß also auch der deutsche Mensch immer bemüht sein muß, dies Weltganze zu umfassen, um so noch tiefer die eigene Nation zu erkennen und zu der ihr von Gott bestimmten Aufgabe emporzubilden.

Karl Freiherr vom Stein

1757—1831

Von

Hermann Ullmann

Steins Bedeutung, die bis vor kurzem noch vielfach in Zusammenhang mit deutschen Geschichtsauffassungen des späteren neunzehnten Jahrhunderts verkannt wurde, liegt einmal in seinem entscheidenden Anteil an dem Befreiungskampf, den Arndt in seinem Aufsatz von 1831 umreißt: „Die Welt muß es nicht vergessen, daß sie dem Freiherrn vom Stein und der Beharrlichkeit des Kaisers Alexander in den Jahren 1812, 13 und 14 den Sturz der napoleonischen Tyranney ... am meisten zu danken hat ..." Zum zweiten aber gehört Stein zu den stärksten geistigen Gestaltern der Nation in einer ihrer fruchtbarsten Lebenskrisen; seine prophetische Gestalt ragt weit über ihre unmittelbare Wirkung hinaus in die Geschichte und in die Zukunft Deutschlands hinein. Und wenn er als Diplomat und als Staatsmann an vielen Stellen nicht zur abgeschlossenen Leistung gelangte, so darf nicht vergessen werden, daß der Stoff, den er seiner innersten Bestimmung nach zu bilden hatte, nicht die preußische Bevölkerung und nicht einer der vielen deutschen Staaten sein konnte, sondern nur: Deutschland, wie er es sah und wie es noch nicht in der Wirklichkeit bestehen konnte.

Gerade dieses eigentümlich Schöpferische, das in die üblichen staatsmännischen und politischen Formen nicht hineinpaßt, gibt ihm zugleich das urbildlich deutsche Gepräge. Alle großen Deutschen waren „Fragmentisten" in diesem Sinne. Ihrer aller Leben ragte so hoch in die Idee hinein und suchte sich zugleich so tief in die Wirklichkeit zu verwurzeln, daß überall die Leistung vom Entwurf, von der Forderung, der Aufgabe überschattet wurde und die letzte Form, die Vollendung, die Abrundung ins Diesseitige, die Geborgenheit vor dem Chaotisch-Unendlichen versagt blieb.

Die Unendlichkeit der Aufgabe aber, die in diesen typisch deutschen Lebenswerken gestellt wird, bedeutet das ewig Lebendige an ihnen, das immer wieder Weckende und Fruchtbare. Da diese Männer bis an die Grenze des geschichtlich Erfüllbaren vordrangen, unablässig mit den ewigen Problemen von Staat und Individuum, Gemeinschaft und Persönlichkeit im deutschen Bereich ringend, so ist ihr Wirken und ihr Kampf heute noch so frisch wie zu ihren Lebzeiten. Vor allem bei Stein fühlen wir in jedem Einzelzuge, in jeder Teilnahme an den gewaltigen Entscheidungen seiner Zeit die ungeheure Konzentration auf wesentlich deutsche Lebensfragen. Wo immer er anfaßte, hatte er ein wesentliches Stück deutschen Schicksals in der Hand.

Karl Freiherr vom Stein
Zeichnung von Julius Schnorr von Carolsfeld, 1822. Wien, Akademie der Bildenden Künste

Steins Geburtshaus, das Schloß in Nassau an der Lahn
erbaut 1621, im Besitz der Reichsfreiherrn vom Stein

Völlig aus der Anschauung und aus dem Leben heraus entfalteten sich in seinem Denken und Wirken die großen Antinomien der deutschen Staatlichkeit und des deutschen Volkes. Aus dem Biographischen wächst das allgemein Gültige dieses Wirkens.

*

Heinrich Friedrich Karl vom und zum Stein, geboren am 26. Oktober 1757, entstammte einem alten Reichsrittergeschlecht, dessen Stammburg in Nassau an der Lahn seit 1235 ohne Unterbrechung vom Vater auf den Sohn gekommen war. Auf einen Ahnen, den Trierer Domherrn Ludwig vom Stein, der, protestantisch geworden, während des Dreißigjährigen Krieges zehn Jahre in der Verbannung umherirrte, wies Stein später hin, da er selbst geächtet war. Sein Vater Karl Philipp galt als „wahres Urbild eines Mannes von Ehre, Rechtschaffenheit und Wohlwollen". Die Mutter, eine geborene Langwerth-Simmern, hat auf die geistige Entwicklung ihres dritten Sohnes den allerstärksten Einfluß ausgeübt. Ihre Briefe an seinen Erzieher zeugen von außergewöhnlicher Bildung und feinem Verständnis für alle geistigen Strömungen der Zeit. Stein schrieb selbst einmal die Worte: „Jede Abweichung von ihrem segensreichen Beispiel war für mich ein Schritt zum Verderben und eine Quelle bitterer Reue." Seine tiefe, gläubige Frömmigkeit hat er vor allem ihr zu danken.

Diese seine Abstammung aus der alten Reichsritterschaft war der Urgrund, auf dem sich seine Staatsanschauung aufbaute. Zwar war das Reich als politische Macht nicht mehr lebendig, es wirkte nur noch in einer überalterten und schwerfälligen Bürokratie fort, von der sich Stein nach kurzen Lehrjahren abwandte. Aber es bedeutete doch noch eine geistige und seelische Kraft. „Immer noch verband sich in Millionen deutscher Seelen mit dem Reich die Idee des Vaterlandes und des Rechts, noch galt ihnen das Reich als Staat, der Kaiser als der Inbegriff aller in der obersten Staatsgewalt liegenden Rechte, noch umschloß das Heilige Römische Reich den hauptsächlichen Lebensraum der altdeutschen und der älteren kolonialen Siedlungen in einem staatsrechtlichen Bund, noch gliederte es durch seine Verklammerung in staatsrechtlich fremde Gebiete auch das jüngere koloniale Deutschtum der deutschbestimmten, mitteleuropäischen Raumeinheit ein und war durch westliche und östliche Außenwerke gedeckt. Und noch bewahrte die alte Krone den Goldglanz alter Vergangenheit in den Augen vieler Tausende." In Stein wurde diese Reichsüberlieferung im Ringen mit den starr gewordenen Formen des preußischen Staates und im Kampfe mit Napoleon „zur gesamtdeutschen Tat". In ihm verband sich zum letztenmal für ein Jahrhundert der rückwärts gewandte Blick auf das im Reich vereinte Volk mit der Zukunftsschau auf das staatliche Ringen des 19. Jahrhunderts. Wenn er mit dem Herzog von Nassau-Usingen um seinen ererbten Besitz rechtete, so wuchs er zum Vorkämpfer der Reichseinheit gegen die Territorialfürsten empor,

in denen er die Zerstörer des Reiches sah und die im Kampf gegen Frankreich versagten. Und schon 1804, in dem berühmten Briefe an jenen kleinen Usurpator seines Besitzes, hieß es: „Sollen diese für die Nation so wohltätigen großen Zwecke (Deutschlands Unabhängigkeit und Selbständigkeit) erreicht werden, so müssen diese kleinen Staaten mit den beiden großen Monarchien, von deren Existenz die Fortdauer des deutschen Namens abhängt (Preußen und Österreich), vereinigt werden." So war er ein Letzter und ein Erster zugleich. Dem gesamten Zeitraum nach ihm bis in die jüngste Zeit fehlte die Gesamtanschauung vom deutschen Volke.

*

Die Söhne des Reichsadels bevorzugten die Universität Göttingen, der Karl Friedrich Moser „Unabhängigkeit von den Landesfürsten" nachrühmte. In Hannover bot sich in der Tat eine der freiesten Gelegenheiten im damaligen Deutschland, mit den geistigen Strömungen der Zeit in Berührung zu kommen. Die beiden Hannoveraner Rehberg und Brandes und die zum Teil durch sie vermittelten englischen Eindrücke wurden für Steins Entwicklung wesentlich. Nachdem er ernsthaft Rechtswissenschaft studiert hatte, ging er zum Reichskammergericht in Wetzlar, nach Mainz, später nach Regensburg und endlich nach Wien zum Reichshofrat. Wir wissen über diese Zeit sehr wenig, auch die große Ausgabe seiner Briefe gibt keinen rechten Aufschluß. Auf einen Wetzlarer Brief an seinen Freund, den Grafen Reden, der die ganze Kümmerlichkeit der Reichsbürokratie schildert, folgte unmittelbar das Gesuch seiner Mutter an Friedrich den Großen um die Einstellung ihres Sohnes in den preußischen Staatsdienst. Die innere Krise, die offenbar vorangegangen war, endete damit, daß der westdeutsche Reichsfreiherr, wie so viele große Nichtpreußen in jener Zeit, die Wirkungsstätte suchte und fand, die er instinktiv als Ansatz zu künftiger deutscher Großstaatbildung erkannte: Preußen. Und die Überzeugung, „daß Deutschlands Veredlung und Kultur fest und unzertrennlich an das Glück der preußischen Monarchie gekettet sei", hat ihn auch in den tiefsten Niederungen der preußischen Ohnmacht nicht verlassen.

Ein Vierteljahrhundert blieb er preußischer Verwaltungsfachmann. Wieder trat Steins innerste Anlage hervor: von der unmittelbaren Anschauung schreitet er zum Ganzen fort. Mit unermüdlichem Fleiß bändigt er seine Ungeduld und vertieft sich in die Einzelheiten des Berg- und Hüttenwesens, mit dem er begann. Wie so viele Große der deutschen Geschichte reifte er in einer ihn oft drückenden Einsamkeit. Nach vier Jahren wird er mit der Leitung des gesamten Bergwesens in den westlichen preußischen Provinzen betraut, und die Aufgabe ist ihm so gemäß, daß er eine 1785 ihm zwischendurch zugewiesene diplomatische Aufgabe — den Mainzer Hof von Österreich abzusprengen und für den deutschen Fürstenbund Friedrichs II. zu gewinnen — möglichst eilig erledigte. Vielleicht empfand

er auch den inneren Widerspruch dieses Auftrages, der ihn, den letzten großen Anwalt des Reichsgedankens, zwang, an entscheidender Stelle gegen die Reichspolitik Josefs II. zu wirken. 1793 wird er Kammerpräsident in Westfalen. Im gleichen Jahre heiratet er die Gräfin Wilhelmine von Wallmoden, die aus dem hannoverschen englischen Hochadel stammte. Diese Ehe gewann ihren höchsten und bedeutsamsten Inhalt erst in den Jahren der Verbannung, in denen Stein seiner Frau „Würde und Seelenadel" dankbar nachrühmt.

In Westfalen erlebt Stein die Reste altgermanischer Selbstverwaltung, die für ihn nicht nur ein lebendiges Stück deutscher Vergangenheit, sondern einen wesentlichen Baustein der Zukunft bedeuteten. Die Rettung und die Reform dieser westdeutschen Selbstverwaltung lag ihm am Herzen, und er verteidigte sie gegen den ostdeutschen Zentralismus. Man hat Stein später von reaktionärer Seite her oft vorgeworfen, daß er westliche Einrichtungen auf den Osten übertragen habe. Man denke sich aus der späteren preußischen Entwicklung diese große Leistung Steins fort, und es wird sofort klar, daß Preußen niemals zu seiner gesamtdeutschen Aufgabe fähig geworden wäre, wenn es nicht die starren Formen seiner ostdeutsch-territorial-staatlichen Vergangenheit überwunden hätte. Steins große westfälische Lehre ist eine Gnade für die gesamtdeutsche Entwicklung geworden.

Die westfälischen Erfahrungen werden für Stein um so bedeutsamer, als sie sich von dem Hintergrund der gewaltigen französischen Entwicklung abhoben, die Stein mit wachsender Kritik verfolgte. Hatte der junge Stein anfangs nicht ohne Ergriffenheit die Revolution verfolgt, so war er sich doch bald der unüberbrückbaren Kluft bewußt geworden, die Deutschland vom Westen geistig und seelisch trennte. Scharf setzte er sich mit den Ideen von 1789 auseinander, ihm ging es nicht um „die" Freiheit, sondern um die Freiheiten, nicht um eine abstrakte Befreiung des Individuums, sondern um das freie Spiel der Gemeinschaftskräfte gegenüber einem ertötenden Zentralismus.

Der Baseler Frieden von 1795 hat seinen Glauben an Preußen wie den so vieler Zeitgenossen schwer erschüttert. Er nannte ihn „treulose Preisgabe Deutschlands" („l'abandon perfide d'Allemagne"). Seine Kritik wurde immer bitterer: „Unser Staat hört auf, ein militärischer Staat zu sein, und verwandelt sich in einen exerzierenden und schreibenden" (1799). Aber vor dem Zusammenbruch wurde Stein noch dazu bestellt, an der Überleitung von Münster und Paderborn, der neuen katholischen Gebiete, in den preußischen Staat mitzuwirken. So war es ihm beschieden, auch diese innere Spannung des deutschen Schicksals, die konfessionelle, als Protestant und preußischer Beamter schöpferisch zu überwinden. Er hatte als Oberpräsident in Münster und als Regent der beiden alten westfälischen Bistümer die bodenständigste Form des deutschen Katholizismus kennengelernt, und seine feinfühlige Hand ist in der Behandlung der alten kirchlichen Rechte und ihrer Eingliederung in die neuen staatlichen Notwendigkeiten

sehr glücklich gewesen — soweit er sich gegen Berlin durchsetzen konnte. Er übte dabei eine Toleranz, die nichts mit Aufklärung zu tun hatte. Es ist, als reichte sein Glaube noch hinab in jene mittelalterlichen vorreformatorischen Tiefen, die vor der großen Entzweiung lagen.

So wuchs in diesen zwanzig westfälischen Jahren aus den stärksten Spannungen der damaligen deutschen Lage, die sich in ihm aus seiner Herkunft und in seinem Leben und Wirken vereinigten, ganz organisch ein lebendiges Staatsbild, das er der Französischen Revolution und der schon damals leidenschaftlich empfundenen, aus dem Westen drohenden Gefahr entgegensetzte. Er war schon ein Fünfziger, als ihn das Schicksal an den Platz stellte, an dem er dieses Staatsbild in der Wirklichkeit erproben sollte.

*

Am 27. Oktober 1804 wurde Stein zum Minister für Steuer-, Zoll-, Handels- und Industriefragen berufen. Damit wurde er Mitglied eben jener Zentralbürokratie, deren Reformbedürftigkeit er seit langem erkannt hatte. Aber erst 1806, ein halbes Jahr vor Jena, verfaßte er jene kühne Denkschrift, die nie an den König gelangt ist. Stein war es nicht beschieden, mit den Mitteln des geschmeidigen Hardenberg auf den schwachen Monarchen einzuwirken; Sprache und Inhalt jener Denkschrift, die Beseitigung der alten Kabinettsregierung und ein „der Nation" verantwortliches Ministerium verlangte, wären vom König nicht verstanden worden. Die patriotische Opposition fand freilich in Stein ihren Führer.

Nach dem 14. Oktober 1806 klammerten sich König und Hof an ihn. Er hatte die königliche Kasse und damit die Mittel zur Fortführung des Krieges nach Königsberg gerettet. Sein Widerstandswille machte die vernichtenden Waffenstillstandsbedingungen Napoleons hinfällig. Aber die beiden Naturen, die des entschlußlosen Königs und die des gewaltigen Mannes, dem Preußen nicht Selbstzweck war, waren zu verschieden. Intriganten schoben sich dazwischen, und Stein wurde schließlich in dem berüchtigten Handschreiben vom 3. Januar 1807 wie ein Schuljunge abgekanzelt und fortgejagt. Er, der als Nichtpreuße einem immer wieder enttäuschenden Herrscher die schwersten Opfer gebracht hatte, mußte den Vorwurf anhören, er handele „auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft, persönlichem Haß und Erbitterung". Stein empfing den Brief in dem Augenblick, in dem er, selbst schwer krank und ein todkrankes Kind zurücklassend, dem Hof nach Memel folgen wollte. Preußen und sein König waren noch nicht reif, die leidenschaftliche Ungeduld eines Mannes zu ertragen, dem es um Deutschland ging.

*

Die unfreiwillige Muße in Naſſau brachte eine koſtbare Frucht: die Denkſchrift von 1807. Sie geht aus von konkreten Einzelfragen der Verwaltung und ſteigt auf zu jenem gewaltigen Programm, das wohl das getreueſte Idealbild deſſen bietet, was Stein für Preußen plante. Von dem Schwager des Prinzen Louis Ferdinand veranlaßt, unter dem nüchternen Titel: „Über die zweckmäßige Bildung der Oberſten und der Provinzial-, Finanz- und Polizey-Behörden in der Preußiſchen Monarchie" entfaltete ſie ſich zu einer großartigen Darſtellung ſeiner Lieblingsgedanken. Im Vordergrund ſtehen ihm die ſtändiſchen Einrichtungen. Ihre Aufgabe iſt: „Die Regierung durch die Kenntniſſe und das Anſehen aller gebildeten Klaſſen zu verſtärken, ſie alle durch Überzeugung, Teilnahme und Mitwirkung bei den Nationalangelegenheiten an den Staat zu knüpfen, den Kräften der Nation eine freie Tätigkeit und eine Richtung auf das Gemeinnützige zu geben . . ." Das Ziel: „Belebung des Gemeingeiſtes und Bürgerſinnes, die Benutzung der ſchlafenden und falſch geleiteten Kräfte und der zerſtreut liegenden Kenntniſſe, der Einklang zwiſchen dem Geiſt der Nation, ihren Anſichten und Bedürfniſſen, und denen der Staatsbehörden, die Wiederbelebung der Gefühle für Vaterland, Selbſtändigkeit und Nationalehre."

Ein völlig neuer Gedanke tritt hier in den auf unmittelbare Verwirklichung gerichteten Plänen eines Staatsmannes hervor: der Gedanke der deutſchen Nation. Er wird einem Deutſchland, das in Territorialſtaaten zerfallen und nur noch in einer unpolitiſchen Kultur- und Bildungsgemeinſchaft zuſammengefaßt iſt und nur eine erblaßte Erinnerung an das Reich in ſich trägt, als neue Kraft entgegengeſtellt, als die weſentliche Kraft im Kampfe gegen den fremden Eroberer. Das alte Preußen war zuſammengebrochen, weil es ſich nicht auf ein lebendiges Volk, ſondern nur noch auf eine formaliſtiſche Militär- und Zivilbürokratie geſtützt hatte. Sollte es wieder auferſtehen, ſo mußte es von Grund auf neu geſchaffen werden. Aber Preußen allein konnte ſich nicht erheben, ſondern nur in der Front eines ſich ſelbſt neu geſtaltenden deutſchen Geſamtvolkes. Und tatſächlich iſt ja Preußen nicht etwa von einem nur preußiſchen, ſondern von einem geſamtdeutſchen Nationalethos gerettet worden.

Die Naſſauer Denkſchrift beruft ſich zwar auf engliſche Vorbilder, iſt aber ganz aus der unmittelbaren Anſchauung deutſchen Weſens und deutſcher Einrichtungen erwachſen. Hier wurden zum erſtenmal die Grundſätze des modernen Städteweſens niedergelegt. Der Magiſtrat ſoll von der mit Häuſern und Eigentum angeſeſſenen Bürgerſchaft ſelbſt gewählt, nicht etwa von der landesfürſtlichen Bürokratie eingeſetzt werden. Ähnliche Einrichtungen dachte ſich Stein für die Kommunalverbände, für Kreiſe und Provinzen.

Mitten in der ſtillen Naſſauer Arbeit wurde Stein von einem Angebot Kaiſer Alexanders erreicht, der ihm eine ehrenvolle Stellung in Rußland anbot. Ehe er ſich noch dafür entſcheiden konnte, wurde er von Hardenberg, der auf Befehl Napoleons zurücktreten mußte, dem König als Nachfolger und Premierminiſter vorgeſchlagen.

Preußen war nach dem Frieden von Tilsit in seine „tiefste Erniedrigung" gesunken, der König war, seines Beraters Hardenberg beraubt, hilflos. Die Führung drohte ganz in die Hände jener „Erfüllungspolitiker" zu gleiten, die von dem Grafen Kalckreuth geführt wurden und die das Heil in einer völligen Unterwerfung unter Frankreich sahen. Stein war die letzte Hoffnung aller Patrioten.

Er wirft alle Bedenken und alle bitteren Erfahrungen hinter sich. Am 1. Oktober 1807 übernimmt er die Leitung sämtlicher Zivilangelegenheiten des preußischen Staates. In den kurzen Monaten, die ihm zur Verfügung standen und die überdies durch außenpolitische Verhandlungen und durch schwere staatsfinanzielle Sorgen eingeengt waren, beginnt er, von Ostpreußen, der letzten dem König verbliebenen Provinz, aus die große preußische Staatsreform ins Werk zu setzen, auf der nicht nur das preußische, sondern das gesamte deutsche öffentliche Leben aufgebaut wurde. Weniger geschlossen als die Städteordnung ist das Werk der Bauernbefreiung und der ländlichen Justizreform gediehen. Hier wurde er mitten im Werk gestört. Aber die Weiterentwicklung des bäuerlichen Lebens in Preußen und Deutschland ist ohne den Anstoß, den Stein gab, nicht denkbar.

Es handelte sich nicht um eine „Reform" im üblichen Sinne, sondern gegenüber den bestehenden Verhältnissen um eine Revolution. Die ökonomischen und moralisierenden Begründungen, die er in seinen Denkschriften vorbringt, sind vielfach zu wichtig genommen worden. Der Steinsche Selbstverwaltungsgedanke ist nicht an fremden Maßstäben zu messen und auch nicht etwa zu umschreiben mit dem liberal-konservativen Widerspiel der englischen Einrichtungen oder mit dem Gedankengut der Französischen Revolution. Die Steinschen Reformen waren vielmehr Neuschöpfungen von der Wurzel her. Und wenn sich auch verschiedene Elemente in seinem Denken mischten, so der mittelalterliche Gedanke des gerechten Kaisertums mit den scheinbar aufklärerischen Zielen der Nassauer Denkschrift, so nimmt doch gerade dieses rationalistisch formulierte Erziehungsideal sofort eine Wendung ins Staatlich-Konkrete und Kämpferische, wenn er in der Denkschrift über die Aufgaben des Unterrichtswesens in Österreich (1810) fordert: „Die Erziehung muß dahin wirken, daß der Mensch nicht allein mechanische Fähigkeiten und einen Umfang von Wissen erlangt, sondern daß der staatsbürgerliche und kriegerische Geist in der Nation erweckt werde." Und in den Lebenserinnerungen heißt es: „Man ging von der Hauptidee aus, den sittlichen, religiösen, vaterländischen Geist in der Nation zu heben, ihr wieder Mut, Selbstvertrauen, Bereitwilligkeit zu jedem Opfer für die Unabhängigkeit von Fremden und für Nationalehre einzuflößen und die erste günstige Gelegenheit zu ergreifen, den blutigen, wagnisvollen Kampf für beides zu beginnen." Es war ihm um die Mobilisierung der Nation zu tun.

*

Mitten in dieses gewaltige Schaffen griff der Arm des Eroberers, der in Stein mit Recht seinen gefährlichsten Gegner witterte. Ein abgefangener Brief wurde zum Vorwand genommen, um die Ächtung über ihn auszusprechen. Es ist kein Zweifel, daß Treibereien von Feinden und Gegnern am Berliner Hof zu dieser Maßnahme beigetragen haben. Der König wollte seinen Minister zunächst nicht opfern, und Stein mußte dreimal seinen Abschied erbitten. Zum Schluß verstanden es die Gegner der Steinschen Reformen, sogar die Königin Luise gegen ihn einzunehmen, die ihm verdachte, daß er gegen die Reise des Königspaares nach Petersburg aufgetreten war. Mit Steins Entlassung wurde die ganze Reformpartei lahmgelegt. Stein mußte nach Böhmen fliehen, und es begannen nun jene drei Jahre der Verbannung, deren Zeugnisse kein Deutscher ohne Ehrfurcht auf sich wirken lassen kann.

Die Briefe aus Prag, Brünn und Trautenau geben wohl den tiefsten Einblick in die wesentlichsten Kräfte dieser heroischen Natur. Der Mann, an den Gneisenau schrieb: „Sie gehören nun der Geschichte an", von dem Gentz erklärte: „Alle die, welche noch wissen, auf welchem Wege Heil und Rettung zu finden wären, verehren in Ew. Exzellentz den Patriarchen, das Oberhaupt ihrer Kirche", dieser selbe Mann steigt in die Tiefen der Sorge hinab, seine Güter sind beschlagnahmt, sein und seiner Familie äußeres Schicksal vollkommen unsicher. Aber sein Glaube bleibt unerschüttert. „Es kommt nur darauf an, unter den Menschen Geist und Kraft zu erhalten, damit, wenn die eiserne Faust, die alles in diesem kataleptischen Zustand erhält, erschlafft oder erstirbt, das Bessere und Edlere wieder aufleben, und dieses Stärken der heiligen und größeren Gefühle kann jeder Gute in seinem Zirkel."

So war er denn auch in diesen Jahren der peinvollen Untätigkeit nicht unwirksam. Ein Unbekannter schrieb ihm: „Ihnen verdanke ich das Schönste, was diese Zeit geben kann, den Anblick eines standhaften, edlen, deutschen Willens." Mit gewaltigem Zorn wandte er sich gegen die reaktionären kurmärkischen Stände: „Diese Menschen verdienen, mit Skorpionen gezüchtigt zu werden, da sie durch alle ihre Erfahrungen in nichts geheilt, gebessert usw. sind, die Absicht der Herren geht dahin, das Resultat ihrer Verschwendung, ihrer Feigheit auf den Staat zu werfen und von sich abzuwälzen." Aber nie war er trotz allem verbittert, und mit der ganzen ungebrochenen Kraft seines politischen Willens griff er zu, als ihn der Zar an den russischen Hof rief. Jetzt erst, im Zweikampf mit Napoleon, wuchs Stein zu seiner ganzen Größe empor. Zwei Tage, nachdem Napoleon von Dresden aus nach Rußland gegangen war, am 26. Mai 1812 reiste Stein an den Zarenhof.

Wieder war seine Tätigkeit nicht ohne Hemmungen und Enttäuschungen, wieder hatte er mit der Reaktion die schwersten Kämpfe zu bestehen, und aus dieser Zeit stammen seine schärfsten Äußerungen über die Fürsten. Stein mußte namentlich nach der Schlacht von Borodino täglich und stündlich mit einer zunehmenden Friedenspartei ringen. Seine Stellung war durchaus nicht fest und gesichert,

um so bewundernswerter seine unerschütterliche Festigkeit. Wir haben über diese Zeit höchst lebendige Zeugnisse von seinem treuesten Mitarbeiter Ernst Moritz Arndt, der selbst in diesen Monaten des Umganges mit Stein zur höchsten Vollendung seiner Ausdruckskraft emporwuchs, auch er ein „Reichsunmittelbarer", der seine Kraft für Preußen und durch Preußen für Deutschland einsetzte. Nach dem französischen Zusammenbruch in Rußland forderte Stein den Zaren auf, Napoleon nach Deutschland hinein zu verfolgen und der „Befreier Europas" zu werden. Stein selbst eilte nach Ostpreußen zu Yorck. Aber in Königsberg hatte er wieder die volle Tragik seiner Einsamkeit zu ertragen. Er wurde mit Mißtrauen als „russischer Beamter" empfangen und trat deshalb, ohne Bitterkeit, ganz nur im Dienste der großen Stunde, in den Hintergrund. Man hat so oft seinen Mangel an Willen zur Macht und an Fähigkeit, sich diplomatisch zu behaupten, gerügt. War es nicht ein Geschenk des Schicksals, daß in diesen entscheidenden Lagen ein Mann vorhanden war und wirkte, der nur das Ganze, nur das künftige Deutschland sah? Entscheidend blieb: die ostpreußischen Stände beschlossen die Bildung einer Landwehr nach einem Entwurf von Clausewitz, den Stein vorschlug, und so wurde der erste Grundstein zu Scharnhorsts großem Werke gelegt.

Aber wiederum wurde Steins leidenschaftliche Ungeduld auf eine harte Probe gestellt. Wieder zögerte der König, und erst das Eingreifen Steins, der sich vom Zaren selbst nach Breslau senden ließ, brachte die Verhandlungen und den russischen Bündnisvertrag am 27. Februar 1813 zum Abschluß. Stein selbst erkrankte schwer und lag wochenlang einsam in einem dürftigen Gasthaus. Der König grollte dem Mann, der ihn in diesen Kampf gestoßen hatte, und die Höflinge wichen ihm aus. Dafür freilich bekannten sich Männer wie Blücher und Scharnhorst zu ihm. Und die Erfüllung reifte.

Am 19. März 1813 wurde ein Verwaltungsrat für die besetzten Gebiete geschaffen, dem Stein angehörte, freilich nur als russischer Bevollmächtigter, noch immer „peregrinus in patria". Er verstand, die widerstrebenden Fürsten niederzuringen, die auseinanderstrebenden Verbündeten immer wieder zusammenzuhalten. An wenigen Stellen der deutschen Geschichte ist der Gegensatz zwischen dem heroischen Kampf der wenigen Großen und dem kleinlichen Widerstand der Vielzuvielen so düster hervorgetreten wie in den Befreiungskriegen. Während der besondere Haß Napoleons Stein auszeichnete, mußte dieser sich in den kleinlichsten Streitereien um Sachsen und Thüringen herumschlagen. An der Vorbereitung der Entscheidung von Leipzig hatte er, freilich wieder meist im Hintergrunde, entscheidenden Anteil. Nach der Schlacht von Leipzig wurde er mit der zentralen Verwaltung der eroberten und noch zu erobernden Gebiete betraut. Aber wieder folgte man seinem Rat nicht völlig; man löste den Rheinbund wohl auf, ließ aber die Fürsten in ihren Besitztümern.

Trotzdem harrte Stein aus. Er mußte wieder einen verfrühten Frieden verhindern. In dieser Zeit war es, daß Offiziere der verbündeten Heere bei einem

Staatsrechtler anfragten, ob es nach Gesetz und Recht möglich sei, Stein zum deutschen Kaiser zu wählen.

Mitten im Siegesjubel bewegten ihn die schwersten Sorgen um Deutschlands Gestalt. Die an den Zaren gerichtete Denkschrift vom 18. August 1813 gibt Zeugnis von seiner Auseinandersetzung mit dem Problem des deutschen Dualismus. Von da an waren alle seine Entwürfe ein tragischer Kampf mit dieser deutschen Schicksalsfrage, die noch das ganze neunzehnte Jahrhundert ausfüllen sollte. Sein Geist, der alle deutschen Fragen in sich trug, gelangte immer wieder an die Grenze, wo der Mangel einer letzten gestaltenden Autorität sichtbar wurde, einer Autorität, die die kleinen Dynastien überflüssig zu machen vermöchte. Und es ist, als sei er auf oft geradezu künstlichen Wegen dem Mittel ausgewichen, mit dem dann Bismarck doch noch die deutsche Einigung erzwingen mußte: dem Mittel der Dynastien. Oft ist es, als hätte er all die lebensgefährlichen deutschen Schwierigkeiten vorausgeahnt, die gerade von diesem seinem Ursprung her einmal einem von den Dynastien, nicht vom Volke her geschaffenen „Deutschen Reich" erwachsen sollten. Er wollte den Staat von der Nation aus aufbauen. Er wollte ein starkes, einiges Deutschland in der Mitte Europas. Wilhelm von Humboldt hat in seiner an Stein gerichteten Denkschrift vom Dezember 1813 dieses Ziel scharf umrissen: „Deutschland muß frei und stark sein, um das, auch wenn es nie einer Prüfung ausgesetzt würde, notwendige Selbstgefühl zu nähren, seiner Nationalentwicklung ruhig und ungestört nachzugehen und die wohltätige Stelle, die es in der Mitte der europäischen Nationen für dieselben einnimmt, dauernd behalten zu können."

Oder wie Stein es selbst in seinem berühmten Brief an den Grafen Münster zusammenfaßt: „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besonderen Teil desselben angehöre, so bin ich auch nur ihm und nicht nur einem Teil desselben von ganzem Herzen ergeben. Mir sind die Dynastien in diesem Augenblick großer Entwicklung vollkommen gleichgültig, es sind bloß Werkzeuge. Mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wiederzuerlangen und beides in seiner Lage zwischen Frankreich und Rußland zu behaupten. Das ist das Interesse der Nation und ganz Europas."

Aber dieses Ziel wäre nur zu erreichen gewesen aus Deutschlands eigenen Kräften. Keine der möglichen Lösungen konnte auf den Beifall aller Verbündeten rechnen, im Gegenteil: „Rußland und Deutschland wollen, daß wir verwundbar bleiben", sagte Stein nach einer Unterredung mit dem Zaren in der Zeit des zweiten Pariser Friedens. Der erste Pariser Frieden hatte nur einige allgemeine Wendungen über die zukünftige Gestalt Deutschlands enthalten. Am Wiener Kongreß hatte Stein fast nur an der Peripherie teilgenommen, und er hätte ihn angewidert vor seiner Beendigung verlassen, wenn nicht Napoleon aus Elba zurückgekehrt wäre.

Erst nach langer Winterstarre sollte die Saat der großen Taten von 1813 aufgehen, zunächst schienen die Völker nur für die Fürsten geblutet zu haben. Nicht Stein, der das Volk in entscheidenden Stunden über sich selbst und seine eigene Kraft hinausgerissen hatte, wurde der Gestalter der nächsten Jahrzehnte, sondern Metternich, der die europäische Wirklichkeit mit ihren dynastischen Mächten verkörperte, wie sie nach dem die Völker erschöpfenden Ringen und nach der Überwindung der gestaltenden Not wieder hervortrat.

Nach dem zweiten Pariser Frieden vom 20. November 1815 blieb Stein Privatmann. Sowohl Preußen wie Österreich wollten ihn als Bundestagsgesandten haben, er lehnte ab. Achtundfünfzigjährig zog er sich auf das Gut Kappenberg in Westfalen zurück, kehrte er zu den vertrauten Stätten seiner jungen Mannesjahre heim. 1826 wurde er Landtagsmarschall von Westfalen. Regsten Anteil nahm er an den innerpolitischen Problemen Preußens, namentlich an agrarpolitischen Fragen und an dem Aufbau der provinzialen Selbstverwaltung. Gerade die Briefe und Aufzeichnungen aus jener Zeit erschließen den Kern seines politischen Denkens. Das Tiefste seiner Pläne, das sich in dem kurzen Reformjahr 1808 nicht hatte durchsetzen und ausreifen können, drängt sich jetzt in einer Spätblüte ans Tageslicht. Daneben vollzieht sich eine immer lebendige und kritische Auseinandersetzung mit der neuen Zeit; sein großer Lebenskampf gegen zwei Fronten wird, als gewaltiges Vorbild ihn und auch das Reich Bismarcks überragend, in diesen Zeugnissen lebendig, deren politischer Gehalt noch lange nicht ausgeschöpft ist.

Gegen Liberalismus und Reaktion hat er zeitlebens gerungen, gegen den reaktionären Absolutismus ebenso wie gegen den Rationalismus der Französischen Revolution und ihrer geistigen Gefolgschaft in Deutschland. Es war nicht der Abstand des einsamen Alters von dem Feuer der Jugend, wenn er eine falsche Auffassung seiner Reformen in seinen „Lebenserinnerungen" berichtigte: „Es war der Neuerungssucht des Staatskanzlers Hardenberg vorbehalten, die Verhältnisse des Gutsherrn zum Bauernstand und dessen innere Familienverhältnisse auf eine verderbliche Art Anno 1811 umzuwälzen. Daran habe ich keinen Anteil." Nicht um zu lockern, hatte er Freiheit gegeben, sondern um kräftiger zusammenzufassen. Er wollte eine Repräsentation nach Ständen, nicht nach „arithmetischer Zerstücklung einer in einen großen Teig, in eine chemische Flüssigkeit atomweise aufgelösten Nation". Und wenn er 1831, kurz vor seinem Tode, in einem Briefe an Gneisenau die Bildung von Reichsständen mit Ungestüm forderte, so wollte er doch nicht „den Ständen das Recht der Verweigerung des Budgets einräumen". „Das ganze Staatsgebäude umzustürzen, dazu ist niemand, er sei Fürst oder Parlament, befugt." Hier wird jener Kampf gegen zwei Fronten deutlich: „Wir leben in einer Zeit des Überganges, wir müssen also das Alte nicht zerstören, sondern es zeitgemäß abändern und uns sowohl den demokratischen Phantasten wie den gemieteten Verteidigern der fürstlichen Willkür widersetzen." „Verfassungen bilden, heißt bei einem alten Volk wie dem deutschen . . . nicht

sie aus Nichts erschaffen, sondern den vorhandenen Zustand der Dinge untersuchen, um eine Regel aufzufinden, die ihn ordnet; und allein dadurch, daß man das Gegenwärtige aus dem Vergangenen entwickelt, kann man ihm eine Zukunft versichern und vermeiden, daß die zu bildende Institution nicht eine abenteuerliche Erscheinung werde, ohne eine Bürgschaft ihrer Dauer zu haben, weder in der Vergangenheit noch in der Zukunft."

Mit diesem großen, aus der unmittelbaren Anschauung und dem Erlebnis geborenen Urbild und Zukunftsentwurf im Herzen lebt er über die Jahre der Karlsbader Beschlüsse und der Verfolgung seines Freundes Arndt, selbst vor Verdächtigungen nicht geschützt, hinweg, und es ist, als ob sein Alter von jener tiefsten Weisheit der Geschichte verklärt wäre, die so große Gedanken wie die seinen zwar erst jenseits einer dem Leben des Einzelnen vergönnten Zeitspanne reifen, aber nie untergehen läßt. Trost und Stärkung schöpft er nach alter Gewohnheit aus der Geschichte. „Sanctus amor patriae dat animum", dieser Wahlspruch, der über seinem Leben stehen könnte, leitet den ersten Band der von ihm gegründeten „Monumenta Germaniae historica" ein, der im Jahre 1826 erschienen ist. Seit seine Gattin gestorben war, wird es immer einsamer um ihn. „Ich gestehe, ich wünsche meinen Heimgang, und mich zu ihm vorzubereiten, ist mein ernstes, wichtigstes Geschäft." So schreibt er kurz vor seinem Tode, der ihn am 29. Juni 1831 abberuft.

Über ihn hinaus wirken seine Taten wie sein geistiges Erbe. In seinem kühnen Vordringen über die ewig unpolitischen Anlagen des deutschen Volkes hinaus zum großen politischen Erlebnis ist er einsam den Weg Deutschlands vorausgegangen. Unter seiner Führung wurde das deutsche Volk das erstemal, wenn auch nur für einen visionären Augenblick schwerster Lebensnot, eine politische Nation. In seinem Staatsbild vollzog sich die Geburt der politischen Nation und damit auch der künftigen deutschen Staatlichkeit in der Mitte Europas. In jenem Staatsbild sehen wir Heutigen uns zum Unterschied von jenen Generationen im Bismarck-Reich, die „saturiert" waren, noch als werdende Nation. Das, was Stein sah, liegt nicht hinter uns, sondern — den Schluß des Schicksals vorbehalten — vor uns.

Königin Luise

1776—1810

Von

Karl Griewank

An einem der letzten Maitage des Jahres 1793 beobachtete Goethe im preußischen Feldlager vor dem belagerten Mainz aus seinem Zelt das harmlos reizvolle Bild zweier jugendlicher fürstlicher Brautpaare, die durch das Lager wandelten und dort auch beim Herzog Karl August einkehrten, „und wirklich", so überliefert er, „konnte man die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten". Es waren die Prinzessinnen Luise und Friederike, Töchter des zweitgeborenen Prinzen und späteren Herzogs von Mecklenburg-Strelitz, deren ältere der zweiundzwanzigjährige Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen, zur Braut gewählt hatte. Hier in dem allen geistigen und empfindsamen Regungen besonders zugänglichen deutschen Südwesten waren sie unter den Augen ihrer pfälzischen Großmutter aufgewachsen in einem fürstlichen Haushalt von bescheidener Enge, in einem anspruchslosen, zärtlich verbundenen Familienkreis voll ungezwungenen deutschen Froh- und Freisinns. Sie hatten hier erlebt, wie in das bunte, idyllische Leben in den machtlosen Klein- und Kleinststaaten, die man schlechthin das „Reich" nannte, die französischen Revolutionäre störend eingebrochen waren. Nun hatte der preußische König mit Österreich deutsche Fürsten zu der letzten gemeinsamen Kriegsaktion des alten Reiches versammelt, und in seinem prächtigen Heerlager in der wiedereroberten Stadt Frankfurt waren Luise und Friederike im Winter mit den preußischen Prinzen Friedrich Wilhelm und Ludwig verlobt worden. Jener glückerfüllte Lagerbesuch vor Mainz war der schönste Tag ihrer heiteren gemeinsamen Brautzeit in der oberrheinischen Heimat.

Im Dezember 1793 hielten die beiden Prinzessinnen Einzug und Hochzeit in Berlin. Aus dem politisch unselbständigen Leben Südwestdeutschlands, wo Reichspatriotismus und deutsches Empfinden sich bei aller weltbürgerlichen Aufklärung stark gehalten hatten, kamen sie in die Hauptstadt der norddeutschen Macht, deren Lebensgesetz, wenngleich in den letzten Jahren weitgehend gelockert, die strenge und angespannte preußische Machtentfaltung war. Die siebzehnjährige Prinzessin Luise war ein munteres, ernsthaft sinniges und gutherziges Mädchen voll herzlicher Empfindungen und mit der Naturkoketterie, die sich seit dem ausgehenden Rokoko auch in den deutschen Fürstenhäusern ausgebreitet hatte. Ihr junger Gemahl Friedrich Wilhelm, der schlichte und gewissenhafte Sohn eines großherrlichen und allzu weitherzigen Vaters, hatte gerade aus seiner Neigung zu bescheidener und bürgerlich-solider Lebensführung wachsende Zuneigung zu ihr

Königin Luiſe
Gemälde von Joh. Friedrich Auguſt Tiſchbein, um 1796. Berlin, Hohenzollern-Muſeum

gefaßt. Angewidert von dem großspurigen und sittlich aufgelockerten Hofleben Friedrich Wilhelms II., suchte er als redlicher Charakter, freilich spröden und oft unfrohen Sinnes, nach menschlich einfachen und natürlichen Lebensformen. Nicht kampflos fand sich Luise ganz mit ihm. Wie eine Erscheinung aus einer anderen, freieren und anmutigeren Welt war sie in die herbe, kritikerfüllte Atmosphäre dieses Hofes gekommen. Lebhaft und unbekümmert begann die junge Kronprinzessin das immer noch strenge Berliner Hofzeremoniell zu durchbrechen, handelte auch eigenwillig und launisch, näherte sich arglos mit ihrer Schwester dem am königlichen Hofe verrufenen Prinzen Louis Ferdinand, der ein talentiertes Naturgenie- und Heldenwesen trieb und sich selbst als weit überlegenen Antipoden des Kronprinzen Friedrich Wilhelm fühlte. War dies aber für Luise eine Versuchung, so hat sie ihr ohne Zweifel standgehalten. Als alles am Hofe sich tadelnd von ihr abwandte, hat Friedrich Wilhelm sie fest und liebevoll zur Umkehr bewogen, nachdem der König selbst eingegriffen und ihm eingeschärft hatte, „daß wir hier gewöhnt sind, uns von unseren Frauen gehorchen zu lassen." Luise überwand sich und paßte sich nun dem Gatten an, zog sich inmitten einer als feindlich empfundenen Umwelt auf den engen Kreis der Häuslichkeit und ihrer Pflichten zurück und sammelte alles, was sie an Innigkeit, an Liebe und Herzensvermögen besaß, um den treuen und redlichen, dabei oft langweiligen und störrischen Mann zu beglücken.

Ihre zärtlichen Briefe zeugen von dem stillen Eheglück, das nun begann. Inmitten einer raffinierten Genießerkultur begründeten Friedrich Wilhelm und Luise ein an den Fürstenhöfen ihrer Zeit fast einzigartiges, schlichtes und untadeliges Familienleben im Kreise einer rasch anwachsenden Kinderschar. Empfindungsvoll hielt Luise sich die ernste Pflicht vor, ganz Gattin und Mutter zu sein und damit „der Stimme des Herzens, des Gefühls zu folgen". Jahrelang stellte sie alle eigene Neigung und Ausbildung dahinter zurück. Wie stark das Vertrauen und das Zusammenleben zwischen beiden Ehegatten war und blieb, hat Friedrich Wilhelm nach Luises Tod eindringlich und überzeugend geschildert. Er selbst fand übermäßig Genüge an dem bürgerlich familiären Privatleben, wie beide es besonders harmonisch in dem einfachen Landhause von Paretz führten. In seiner Mitwirkung im preußischen Heer hatte er sich nicht zu aktivem friderizianischem Staatsgeist erhoben, da es seinem nüchternen und pflichttreuen Wesen an lebendiger Schwungkraft des Geistes fehlte; der Vater zog ihn auch zu seiner unruhigen Staatsführung nicht heran. Den Krieg empfand der junge Ehemann vorwiegend nur noch als lästige Störung des Familienlebens. „Unsere besten Jahre gehen dahin", schrieb er 1794 im polnischen Feldzuge mißmutig, „die man mit Zufriedenheit und Ruhe bei den Seinigen verleben könnte."

Als Friedrich Wilhelm III. 1797 König wurde, veränderte die nun königliche Familie nur mäßig ihr anspruchsloses Leben. Aber Luises Wirkung drang nun hinaus in das Volk, und in der zwanglosen Erfüllung repräsentativer Pflichten

wurde sie menschlich voll und selbstbewußt. Friedrich Wilhelm, mehr ein großer Hausvater als ein König, vereinte doch stets dynastisches Selbstgefühl mit seiner zaghaft-humanen Grundhaltung; die junge Königin gewann königliche Würde gerade aus ihrer lebensvollen menschlich-fraulichen Empfindung heraus. So wirkten beide wie die Verwirklichung eines Lebensideals der Humanität auf dem Throne: das Königspaar schien zum Bürger, zum Untertanen herabsteigen und ihn in echtem menschlichem Mitgefühl beglücken zu wollen. Eine harmlose, liebenswerte Anekdotentugend schmückte beider Ruf. Der Eindruck der herzengewinnenden Königin überschattete dabei den stillen König. Hoch und niedrig begeisterte sich an ihr, der anmutigen „Zauberfee". Und liebenswürdig und lebensvoll mutet noch heute vieles an, was sie tat und sprach, weil es aus einer glücklichen Vereinigung von echter Empfindung und zwangloser Gefälligkeit kam.

Wenig berührten sie in ihrem anmutigen Dasein die politischen Geschehnisse dieser Jahre der norddeutschen Neutralität und der Rückzug Preußens aus dem Kampf um den deutschen Westen. Sie wurde so weit zur selbstgenügsamen Preußin, daß Preußens Fernbleiben vom zweiten Koalitionskrieg, wie es durch Friedrich Wilhelms scheue Friedenspolitik bestimmt wurde, ihr natürlich schien. Zeitweilig schien sie fast ganz in dem von ihrem Gemahl streng eingehaltenen regelmäßigen Einerlei des höfischen Jahreslaufs und in ihren Familienfreuden aufzugehen. Und doch blieb der gefühlvoll-schwärmerische Hang ihrer Seele, und sie entwickelte ihn zu einem geistigen Bemühen, durch das sie mit einem Fuß allmählich aus dem engen, phantasielosen Lebenskreise Friedrich Wilhelms hinaustrat. Im Umgang und im Briefwechsel mit geliebten Menschen, in Lektüre und Unterricht pflegte sie einen empfindsamen Freundschaftskult, eine sinnige Schwärmerei und zugleich einen lebhaften geistigen Bildungsdrang. Es drängte sie, die Lektüre, an der sie sich seit ihrer Jugend gern unklar erbaut und für die sie bei Friedrich Wilhelm kein Verständnis gefunden hatte, mit mehr Ernst und Ordnung zu betreiben, ihr schwaches Wissen zu bereichern, ihre Gedanken zu klären und zu vertiefen. Marie von Kleist, die Tante Heinrichs von Kleist, und deren Schwager, der später unrühmlich bekannt gewordene Massenbach, wurden ihr zeitweise Führer zur geistigen Bildung. Sie traten bald zurück hinter Frau von Berg, der geistreichen und regsamen Frau, die viele Beziehungen zu deutschen Dichtern und Staatsmännern und zwischen ihnen pflegte und auf die Königin unablässig erhebend und bildend einzuwirken suchte. Das gelang ihr, weil sie zugleich alle Empfindsamkeiten im Geschwisterkreise der Königin, vor allem in der Freundschaft mit Luises Lieblingsbruder Georg, innig mitlebte. Das große Werk der deutschen Klassiker erschloß sich nun vor Luise. Sie las nicht nur wie schon früher Wieland und Jean Paul, sondern auch Herder, Goethe und „ihren" Schiller, den sie 1799 in Weimar auch persönlich sah und dessen „wirklich göttliche" Gedichte und Dramen sie wieder und wieder las. Wenngleich sie in

alledem unselbständig und geistig schwerfällig blieb, so wurde doch ihr Wesen dabei geistig geschlossener und reifer, ihr Urteil klarer, ihr Stil runder und ruhiger.

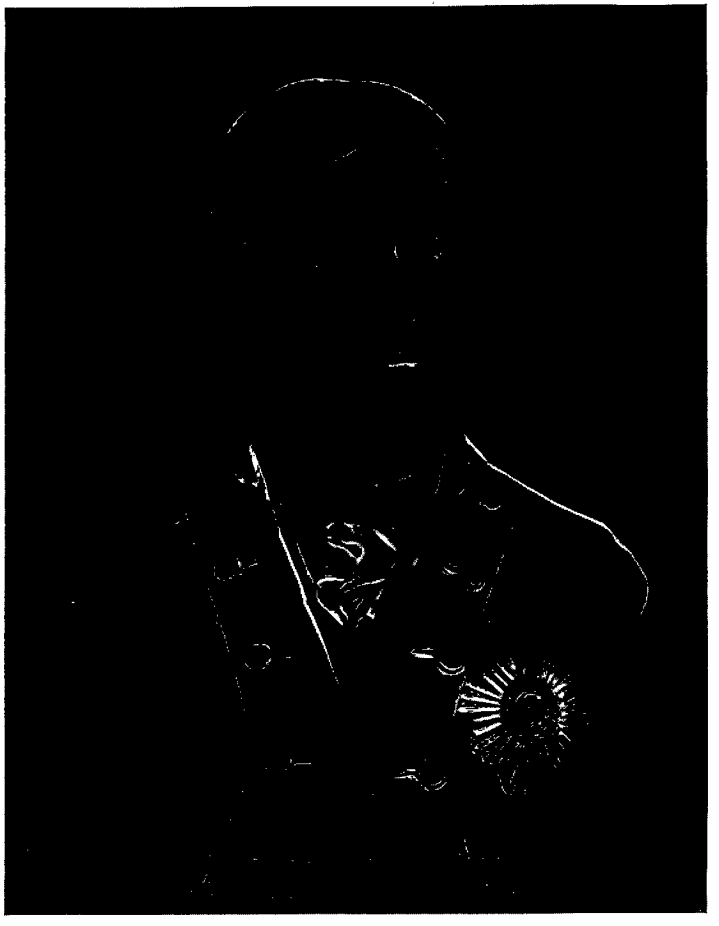
Gefühlvolle Schwärmerei und deutsche Geistesbildung hatten im Kreise ihrer mecklenburgischen Geschwister früh zum Bewußtsein eines Zusammenhanges von nationaler Geisteskultur und deutschem Patriotismus geführt. Man pflegte dort in bewußter Abkehr von der höfischen Konvention deutsche Bildung und Sprache. So sprach auch Luise in ihren manchmal ungelenken, aber immer liebenswerten und von herzenswarmen Tönen erfüllten Briefen mehr und mehr die „liebe Muttersprache". Die ihr häufiger in die Feder fließenden Worte aus deutschen Klassikern, besonders aus Schiller, lassen erkennen, wie ihr Empfinden hier allmählich neue, gehaltvollere Ausdrucksformen gewann. Luise stand nun bis an ihr Ende zwischen diesem Kreise und der bieder-pedantischen, traditionsgebundenen Lebensart Friedrich Wilhelms, der sie mit Mißvergnügen den „Modeliteratoren" und poetisch-enthusiastischen Einflüssen ausgesetzt sah. Daß aus den hierbei unvermeidlichen Reibungen keine ernsten Spannungen erwuchsen, dafür sorgte Luises treuer und gesunder Sinn. Sie überschätzte ihre Bildungsbestrebungen nicht, wie sie sie auch nicht mit Ausdauer und Geistesschärfe verfolgte, und ließ stets ihre Pflichten als Gattin und Mutter vorangehen, überzeugt, daß Bildung nicht das wahre Gefühl ersticken dürfe. Sie erklärte, „daß eine unverdorbene Seele nur ihren Gefühlen folgen darf, um gut und edel zu sein, und daß für solche die Philosophie ganz unnötig". Aber es war doch von tiefer Bedeutung, daß die große deutsche Geistesbewegung auch das Haupt dieses glücklichen Menschenkindes auf dem Throne anmutig umspielte.

Wenn einzelne Offiziere und Diplomaten schon um die Jahrhundertwende sich den Einfluß der Königin Luise zunutze machen wollten, um das Preußen Friedrich Wilhelms III. zu einer aktiveren, schwungvolleren Politik zu bringen, so mußten sie damals erkennen, daß ihrem fraulichen Sinn Kenntnis und Wille zu solcher Einflußnahme gänzlich fernlagen. Nur aus dem Vollen ihres fraulich-persönlichen Lebens konnte ihr Sinn den staatlichen Fragen erschlossen werden. Aus den Neigungen des Königs und ihren stillen Wünschen bildete sie sich ein Ideal des tugendhaften Menschen und Herrschers von reichem Gefühl und männlicher Entschiedenheit. Als das Königspaar 1802 in Memel mit dem russischen Kaiser Alexander I. zusammentraf, wurde Luise als Frau und Königin durch den Eindruck des bezaubernd sentimentalischen Herrschers der benachbarten Weltmacht aufs tiefste erregt. Das schlichte preußische Königspaar gab sich der wortreichen Naturkoketterie und Tugendschwärmerei des jungen Alexander völlig gefangen. Luise besonders begeisterte sich an den Grundsätzen der Tugend und Humanität, die er als werbendes Programm seiner Politik verkündete. Sie wandte sich ihm in gefühlvoller Seelenfreundschaft zu; sie begann mit und neben dem König einen Briefwechsel mit Alexander voll argloser, liebenswürdiger Zuneigung und Verehrung. Obwohl diese schwärmerische Freundschaft zweifellos etwas in ihr

aufwühlte, was in ihrer Ehe nicht voll befriedigt wurde, beeinträchtigte sie doch in keiner Weise die Festigkeit und Innigkeit ihres ehelichen Verhältnisses. Luise schätzte den Kaiser empfindsam als „jungen Herkules" mit allen liebenswürdigen und vorzüglichen Eigenschaften und sah in ihm doch wiederum nur den Ausdruck der gleichen Gesinnungen, die sie auch dem König beilegte, so schlicht und unentwickelt sie auch in diesem erscheinen mochten. Und als sie sich nach Jahren politisch und menschlich in Alexander getäuscht sah, zog sie nochmals die Parallele zu Friedrich Wilhelm III. und glaubte in diesem Schwächen wie Vorzüge Alexanders wiederzufinden, ohne daß sie sich in ihrer heiteren Liebe und Treue als Gattin durch solche Erkenntnis erschüttern ließ.

Die Neigung des Königs Friedrich Wilhelm, den Staat vor allem als Besitztum der Dynastie und die politischen Verhältnisse als Funktion der dynastischen Beziehungen aufzufassen, übertrug sich auf Luise; ohnehin urteilte sie frauenhaft gern unter dem Gesichtspunkt persönlicher und moralischer Affekte. Friedrich Wilhelm glaubte den Staat durch das persönlich-dynastische Verhältnis zu Rußland genügend gesichert und entzog sich ängstlich den zunehmenden Werbungen zur europäischen Koalition, um passiv den Frieden und schließlich nur eine fragwürdige Neutralität zwischen den streitenden Mächten zu wahren. Luise empfand wie er, doch noch lebhafter und gefühlvoller, innere Abneigung gegen den unermüdlich vordringenden Emporkömmling im Westen. Aber es war doch auch nach ihrem Herzen, Land und Volk im Frieden zu erhalten, solange dies durch ein gutes politisches Verhältnis zu Frankreich geschehen konnte; ihr gefiel sogar der vom König streng abgelehnte Gedanke, Preußen mit Napoleons Hilfe zum Kaiserreich zu erheben. Wie tief bei der schwächlichen und schwankenden Politik dieser Jahre der Staat an Macht und Geltung sank, wurde ihr erst später klar. Allmählich begann sie zu erkennen, wie Friedrich Wilhelm durch Unentschlossenheit und mangelndes Selbstvertrauen nur zu leicht die rechten Entschlüsse versäumte; sie suchte ihn durch Rat und Zuspruch zu ermuntern, zuerst nur ganz vereinzelt, da er seiner Frau jede Art von politischer Einmischung streng verwies.

Als Napoleon im Herbst 1805 durch die Mißachtung der preußischen Neutralität in Ansbach in einer den König tief verletzenden Weise seine Geringschätzung für Preußen zeigte, wurde in der Königin eine neue politische Aktivität wach. Nun erkannte sie es als Pflicht gegenüber ihrem Gemahl, ihrer Familie und dem Land, für die Kampfstellung Preußens gegen Napoleon zu wirken. Sie sah mit ihrem gesunden Instinkt, daß es mit der Ehre der Dynastie jetzt die Ehre und Unabhängigkeit des preußischen Staates zu schützen gelte. Nie erschien den Zeitgenossen die Königin strahlender und lebensvoller als in den ersten Novembertagen 1805, als Kaiser Alexander sich mit dem Königspaar in den Straßen Berlins zeigte und die Gruft Friedrichs des Großen in Potsdam besuchte. Während der König sich damals nur mit halbem Herzen zum Abschluß des Potsdamer Vertrages mit dem bedingten Beitritt zur Koalition herbeiließ, nahm die



Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise als Kronprinzenpaar
Büsten von Gottfried Schadow, 1794. Berlin, Hohenzollern-Museum und Nationalgalerie

König Friedrich Wilhelm III. von Preußen mit seiner Familie
Stich nach dem Gemälde von Heinrich Anton Dähling, 1807

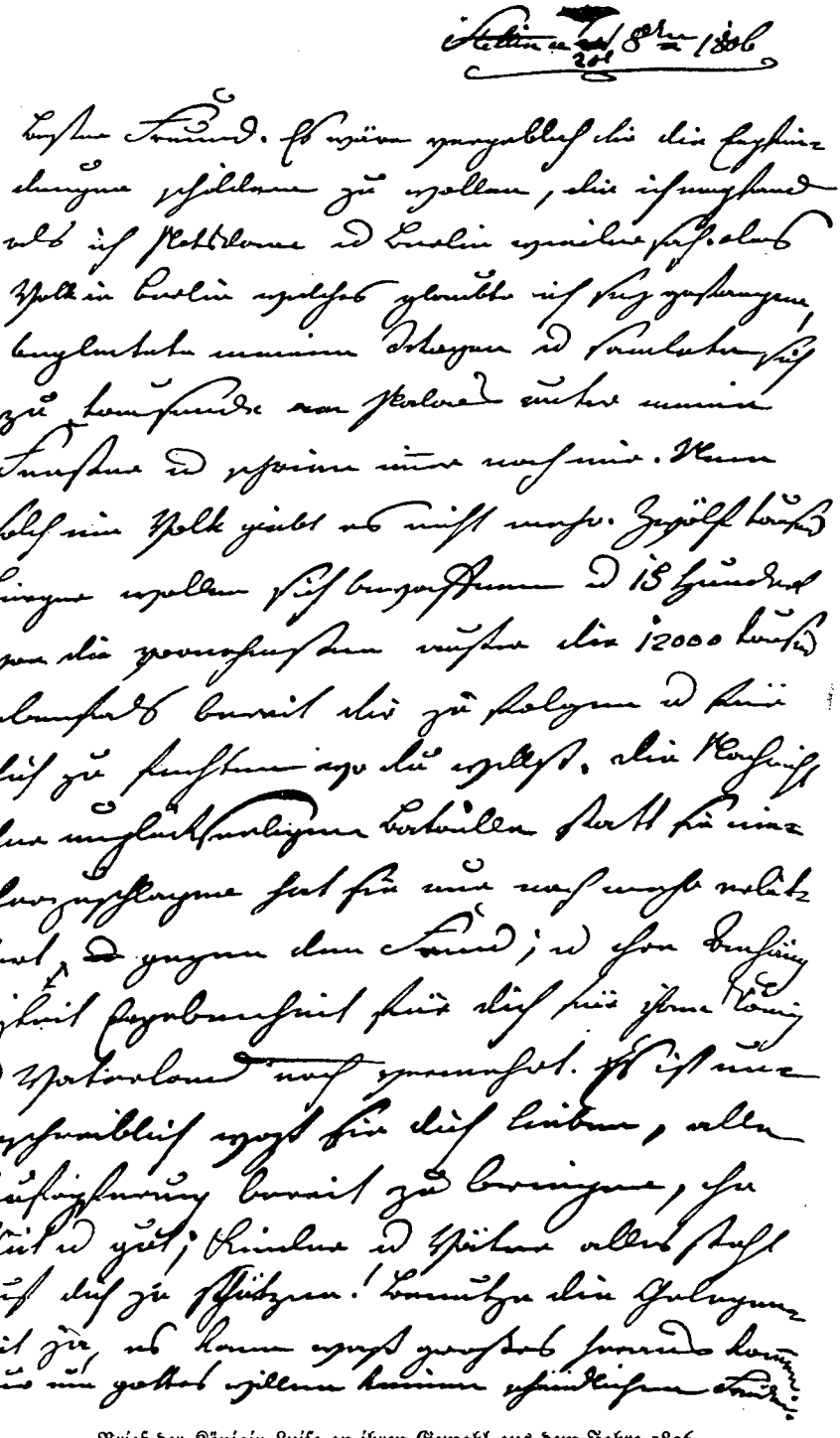
Königin lebhaft den von Alexander vertretenen Gedanken auf, das alte Europa vereint gegen den Verächter der Verträge zu verteidigen. Schwärmerisch sah sie nun mit den Damen ihrer Umgebung in dem „edlen" Russenkaiser den Vorkämpfer Europas gegen den Gewaltmenschen Napoleon, der ihr mehr und mehr zur Verkörperung des Schlechten, Gemeinen, „Infamen" wurde. Männer, die jetzt in Berlin für eine kriegerische Politik eintraten, wie Hardenberg, Stein, Prinz Louis Ferdinand, galten als „Partei der Königin". Sie wollte selbst den König in den Krieg begleiten. Empfand sie dabei auch ganz als preußische Königin, so erwachte doch bei dem Unglück Österreichs wieder das alte deutsche Gefühl in ihr, das sie aus dem „Reich" mitgebracht hatte und bei ihren Geschwistern wiederfand. „Man müßte kein Deutscher sein, um alles dies nicht tief zu fühlen", sagte sie mit Tränen in den Augen zu dem österreichischen Überbringer der Nachrichten von der Austerlitzer Schlacht, in der sie voll Schmerz Deutschland und Europa besiegt sah.

Aber die erste klare politische Stellungnahme Luises zeigte auch deutlich ihre Grenzen. Nur als gelegentliche persönliche Beraterin des zaghaften Königs konnte die zarte, liebevolle Königin einen Einfluß ausüben; nur solange und soweit er es gestattete und im Grunde mit ihrer Meinung übereinstimmte, konnte sie auf ihn persönlich einwirken. Als nach dem Zusammenbruch der Koalition die Politik Preußens wieder schwankend wurde und schließlich in einem entwürdigenden Bündnis mit Frankreich endigte, kam es gelegentlich zu gereizten Wortwechseln Luises mit dem König, der sie voll Unwillens in ihren weiblichen Beruf zurückwies. Sie gab es nun auf, ihn zu ihm fremden Entschlüssen treiben zu wollen, und ordnete sich pflichtgemäß ganz seinen Entscheidungen unter. Intrigante Einflußnahme auf die Regierung lehnte sie allezeit ab. Auch war ihr schwacher Körper ständigen Aufregungen nicht gewachsen. Acht Geburten hatte sie damals schon hinter sich; im Frühjahr 1806 beklagte sie zum zweitenmal den Tod eines ihrer Kinder; wiederholt hatte sie Herzkrämpfe, und im folgenden Sommer mußte sie in Pyrmont mit Bedacht ihrer Gesundheit leben. Der Gemahl ließ sie zwar teilnehmen an seiner Sorge in den wachsenden Bedrängnissen, ersuchte sie aber, in ihrem geschwächten Zustande jede Aufregung zu vermeiden. Sie strebte weiter, sein Selbstvertrauen und seine Initiative liebevoll zu stärken, und förderte zur Wahrung des Geheimnisses die Geheimverhandlungen mit Rußland, von denen sie das Beste hoffte. Soweit und solange der König Ministern als treuen Dienern vertraute, hielt auch die Königin sie hoch. So konnte sie auch die Hoffnungen der preußischen Patrioten nicht erfüllen, die den König zur Beseitigung des diskreditierten Kabinetts und zu einer tatkräftigen und starken Ministerregierung bestimmen wollten, um dem erwachten patriotischen Aufschwung in Preußen freien Lauf zu lassen. Dem Freiherrn vom Stein ließ sie auf Befragen raten, seine Angriffe gegen das Kabinett zu mildern und den dienstuenden Minister Haugwitz nicht zu umgehen, und der ungnädigen Abweisung

der gegen das Kabinett remonstrierenden Prinzen und Generale wohnte sie untätig bei. Mit dem König war sie selbst empfindlich gegen solche Beeinträchtigungen seiner absolutistischen Würde.

Und doch lag ihr das Geschick des Hauses und Staates jetzt immer am Herzen. Sie war nicht beteiligt an den Schritten, die im Herbst 1806 zu dem übereilten, isolierten Krieg Preußens mit Napoleon führten. Aber tapfer und entschieden trat sie in den Entscheidungskampf ein. In Krieg und Frieden jeden durch Beispiel zur Pflicht aufzumuntern, schilderte sie ihrem elfjährigen Sohn damals als künftige Kriegerpflicht, um den „alten Ruhm Preußens" zu erhalten; „sonst wärst du mein Sohn nicht". Anders als dem immer zweifelnden König erschienen ihr die patriotischen Gesinnungen der Nation, die Beweise von Hingebung und Vaterlandsliebe als sichere Gewähr des Erfolges. Als Landesmutter folgte sie dem siegesgewissen Heere zum Kriegsschauplatz. Als sie es fluchtartig im weiten Umwege über den Harz und Magdeburg verlassen mußte und dann von den unheilvoll zusammenwirkenden Niederlagen von Jena und Auerstädt hörte, verlor sie keinen Augenblick ihre mutige Fassung. „Du hast noch Truppen, das Volk verehrt Dich und ist bereit, alles zu tun"; „nur um Gottes willen keinen schändlichen Frieden", so schrieb sie von ihrer raschen Reise dem König, der düster und hilflos die Vernichtung seiner Armee und dann den Verrat der wichtigsten Festungen, die Treulosigkeit seiner Beamten und Kommandanten sah. „Gott, Du allein, das ist ein fürchterlicher Gedanke!" Das Königspaar traf sich in Küstrin und mußte vor den rasch vorschreitenden französischen Heeren unverzüglich weiter nach Osten eilen. Napoleon ließ nach seinem Einzug in Berlin Luises Papiere durchsuchen und sie in den Zeitungen als Kriegsstifterin, „neue Armida" und Freundin des russischen Kaisers schmähen. „Und man lebt und kann die Schmach nicht rächen!" stöhnte sie. So sehr Unglück, Schmach und Strapazen sie persönlich angriffen, ermutigte sie doch weiter den tief niedergeschlagenen und schon zum Frieden bereiten König. „Widerstand!" war ihre Losung, als man ihn zur Annahme des von Napoleon diktierten Waffenstillstandes bewegen wollte, und wirklich verwarf er dann gegen die Mehrheit seiner Berater den Waffenstillstand und leitete die Reorganisation der Armee, einen entscheidenden Regierungswechsel und engeren Anschluß an Rußland ein. Zwar ist schwer zu sagen, was ohne die Königin geschehen wäre; unverkennbar aber war das moralische Gewicht ihres Wesens, wie Heinrich von Kleist es damals schilderte: „Man sieht sie einen wahrhaft königlichen Charakter entfalten, ... sie ist es, die das, was noch nicht zusammengestürzt ist, hält."

Mit dem Notdürftigsten ausgestattet, mußte Luise nun ihre Flucht nach Königsberg fortsetzen. Aus ihren Bemühungen, dem König beim Ministerwechsel zu helfen, riß sie eine schwere, lebensgefährliche Krankheit; kaum genesen, mußte sie in schärfster Winterkälte bis an die russische Grenze nach Memel gebracht werden. Nichts hat sie den Zeitgenossen so rührend und interessant gemacht wie diese



Brief der Königin Luise an ihren Gemahl aus dem Jahre 1806.
Berlin-Charlottenburg, Brandenburg. Hausarchiv

schmerzen- und entbehrungsreiche Flucht, aus der sie sich zu gläubigem und sittlichem Vertrauen auf Gott und auf die große Sache erhob, die sie jetzt vertrat. An Kaiser Alexander klammerten sich wieder ihre Ideale und Hoffnungen. Nach mehrtägigem Beisammensein verließ sie Anfang April die beiden Monarchen und fuhr für einige Wochen zurück nach Königsberg, von wo sie den Abschluß der neuen antifranzösischen Konvention mit Rußland freudig begrüßte. In Königsberg und Memel sammeln sich nun die Hoffenden und Getreuen bei ihr; sie ermutigt und nimmt teil, leutselig wie je, zwangloser noch als im Hofleben der Friedenszeit. Hoffnungsvoll sorgt sie sich für Volk und Armee, empfiehlt dem König Förderung der Vertrauenswürdigen und Strenge gegen Nörgler und Verräter, stützt vor allem den unverwüstlichen Blücher und den zähen, gewandten Hardenberg, der zu Luises Genugtuung jetzt zum ersten Male leitender Minister wurde. Auf die absolute Hoheit des Königs war sie dabei eifrig bedacht; sie billigte die heftige Entlassung des widerstrebenden Freiherrn vom Stein und nahm leidenschaftlich Partei gegen die Minister, die sich selbstbewußt der neuen Verwaltungsordnung nicht sogleich fügen wollten. Mit stürmischer Freude verfolgte sie die letzten preußisch-russischen Waffenerfolge, mit um so größerer Empörung das Zögern der russischen Heeresführung, das sie mit dem Willen des Kaisers, wie sie ihn sah, nicht in Einklang bringen konnte. Bis dann nach der Niederlage von Friedland die große Enttäuschung kam: Kaiser Alexanders Verständigung mit Frankreich, zu deren wehrlosem Objekt das niedergeschlagene Preußen wurde.

Noch jetzt ermahnte sie den König, standhaft gegenüber dem Sieger zu bleiben, die Ehre und Selbständigkeit des Staates nicht aufzugeben, besonders nicht Hardenberg als Minister, wie verlangt wurde, zu opfern. In der Angst ihres Herzens flehte sie Kaiser Alexander an, für den Gemahl und das Erbe ihrer Kinder einzutreten. Da erging an Luise selbst der seltsame Ruf, in der verzweiflungsvollen Situation zu einer rettenden Unterredung mit dem unerbittlichen Sieger nach Tilsit zu kommen. In dem ehrlichen Glauben, etwas Gutes wirken zu können, tat sie den Gang nach Tilsit, als ein schmerzendes, nicht als strafendes Opfer. Als sie dem Manne gegenüberstand, in dem sie nicht nur den persönlichen Beleidiger, sondern die Quelle alles Unglücks erblickte, das über die Welt gekommen, empfand sie doch die unerwartete Größe seines Genies und freute sich seiner überlegenen Höflichkeit. Nach der auswendig gelernten Instruktion Hardenbergs bat sie ihn mit Aufbietung aller ihrer Kräfte um Schonung für das unglückliche Land und das Erbe ihrer Kinder, trug ihm Wünsche für die Erhaltung besonderer preußischer Landesteile vor, drang in ihn mit aller Innigkeit und Überzeugungskraft ihres stolzen, bekümmerten Herzens, um Empfindungen der Menschlichkeit in ihm wachzurufen, wie sie ihre eigenen politischen Vorstellungen innerlichst erfüllten. Ihm sogar nötigte ihr unbeirrbares Eintreten für ihre Ideale, die Ehrlichkeit und Schlagfertigkeit ihrer Antworten Achtung und Erstaunen ab. „Die Königin hat viel Verstand, überhaupt viele gute Eigenschaften, sie hat aber

nicht Einfluß genug", sagte er bald darauf zu ihrem Bruder Georg in Paris. Politisch fielen ihre Bitten für ihn nicht ins Gewicht. Auf weniger als die Hälfte seines Gebietes beschränkt, unter unabsehbaren Lasten, riesiger Besatzung und ständiger Bedrohung ging Preußen aus dem Kriege hervor. Aber so zwecklos auch Luises Auftreten politisch gewesen war, gerade in dieser Zeitwende, die von den Idealen persönlicher Bildung und Empfindung zu tätiger Einordnung und Vaterlandsliebe fortschritt, wurde die Gestalt der zarten, tapferen und leidenden Königin zu einem Sinnbild für die gegen den fremden Unterdrücker erwachenden Kräfte der Nation.

Königin Luise litt schwer unter den Unzuträglichkeiten, die der fast vernichtende und durch immer neue Bedingungen des Siegers erschwerte „Friede" dem Lande und ihr persönlich auferlegte. Das jahrelange Leben in der ostpreußischen Verbannung und die ständig neue Bedrohung der Dynastie ließ sie oft in tiefstem Jammer aufstöhnen, in dem sie frauenhaft Persönliches und Allgemeines vermischte. Zuweilen schmeichelte sie sich jetzt, selbst auf Napoleon persönlichen Einfluß gewinnen zu können, schrieb an ihn Bittbriefe um Erleichterung der Kontributionen und um Ermöglichung ihrer Rückkehr nach Berlin; ja sie faßte gar den sonderbaren Gedanken, gleich der Schar der deutschen Rheinbundfürsten ihn selbst in Paris bittend aufzusuchen. In königlicher Selbstentäußerung beugte sie sich nun unter den Genius Steins. Als „großen Meister", wie ihn Frau von Berg und Hardenberg ihr empfohlen hatten, unterstützte sie ihn vermittelnd bei Übernahme des Ministeriums, zog ihn eifrig zu Rate und suchte ihn gegen Intrigen zu schützen. Sie konnte zeitweilig als vertraute Helferin des Ministers gelten, der mit grimmiger Verachtung auf alles höfische Leben und, wie sie spürte, auf sie selbst als schwächliche „femmelette" herabsah.

Diese Leidenszeit, in der sie an allen Bedrängnissen Preußens so lebendig und persönlich teilnahm, ließ sie innerlich reifen und neue Kräfte gewinnen. Wie sie stets schon vielen Stimmungen und Strömungen ihrer Zeit offen hingegeben war, so erfaßte sie jetzt die Ideale einer christlich-germanischen Geschichtsbetrachtung und einer sittlich-religiösen Erziehung. Geschichtliche und moralische Betrachtung lehrte sie in Königsberg Zeiten des Abfalls und Egoismus von denen christlichen und deutschen Aufbaues unterscheiden, im Sinne Fichtes an die Überwindung eines genußsüchtigen Zeitalters glauben, und sie fühlte sich angespornt, „alle Kräfte aufzurichten, um dem Ganzen zu helfen und zu nützen". In Königsberg wurden ihr auch die Schriften Pestalozzis nachgebracht, um deren Verständnis und Anwendung sie sich voll Begeisterung bemühte. Mit vertiefter Religiosität, die sie besonders im Umgang mit Frau von Krüdener und durch deren dogmatisch ungebundene Gefühlsreligion genährt hatte, erhob sie sich über frühere Gegnerschaften und lernte Preußens und ihr eigenes Schicksal im Lichte göttlicher Bestimmung sehen. Und sie erkannte, daß Preußen „mit der Zeit fortschreiten" und „auch vom Feind lernen" müsse, um dann „eine andere Ordnung der Dinge

einzuleiten". So stärkte sie den Willen des Königs zur staatlichen und militärischen Reform und näherte sich selbst Scharnhorst, Gneisenau, dem Grafen Götzen und anderen führenden Patrioten. Sie kam zu einem noch nicht deutlich ausgesprochenen Glauben an die Wiederaufrichtung Preußens und Deutschlands. Darin bestärkten sie neben Frau von Berg, die ihr immer neue vertiefte Bekenntnisse und Betrachtungen entlockte, vor allem ihre Geschwister Georg und Friederike, die nun ganz als deutsche Fürsten auf Preußen als Vormacht der deutschen Erhebung schauten. Deutlich wußte Luise sich mit ihnen von der undeutschen Rheinbundgesinnung geschieden, von der die alte Heimat und so viele Verwandte darin erfaßt waren.

Doch schieden sich bald die Wege der Königin und der preußischen Reformer. Als Stein nach Napoleons neuen Tribut- und Entwaffnungsgeboten im Herbst 1808 weit über das Wissen des Königs hinaus die Volkserhebung gegen den Tyrannen betrieb und dazu noch unvorsichtig dessen Ungnade herausforderte, wandte sich die Königin ebenso von ihm ab wie der König, der solch revolutionäres und tollkühnes Wagen weit von sich wies. „Die schöne Frau, die einmal uns mit so hinreißendem Enthusiasmus von einer besseren Ordnung der Dinge sprach, ist nicht mehr in unserem Interesse", schrieb Gneisenau. Eine Volkserhebung ohne und gegen die Fürsten und ein anscheinend voreiliges Aufs-Spiel-Setzen des schwachen preußischen Staates konnte Luise so wenig wie der König gutheißen. Sie hatte gerade nach Steins Anweisung Kaiser Alexander beschworen, nicht gegen Österreich Partei mit Napoleon zu ergreifen, und hatte dabei mit tiefer Erschütterung erkannt, daß der schwärmerisch verehrte Kaiser der Sache des „Rechtes" und der „Tugend" wirklich abtrünnig geworden war. Trotzdem und trotz aller Abmahnungen gab sie die Hoffnung nicht auf, noch einmal durch ihren fraulichen Einfluß Alexander für die gemeinsame Sache zu gewinnen, wenn das Königspaar der Einladung zur Reise nach Petersburg folgte, die der Königin auch persönlich erwünscht, dem Minister vom Stein aber zur Zeit unangebracht schien. Hatte sie zunächst nur sich selbst von dem ihr im Grunde immer unheimlichen Minister zurückgezogen, so billigte sie schließlich auch den bestimmt gegen ihn hervortretenden Willen des Königs. In wenig glücklicher Weise meinte sie ihre Schuldigkeit zu tun, indem sie sich vor Franzosen selbst als Urheberin von Steins Sturz hinstellte, und im nächsten Jahre bezichtigte sie ihn gar eigensüchtiger Umtriebe gegen Preußen. Stein mußte weichen, und das Königspaar bekräftigte durch seine Petersburger Reise den erneuten politischen Anschluß an Rußland und Frankreich. Luise aber erlebte eine neue tiefe Enttäuschung. Jetzt erkannte sie, daß auch für Alexander Preußen nur ein Stein im Spiele größerer Pläne war; sie fand ihn bereit, zur Unterwerfung Österreichs mitzuwirken, und auch persönlich von einer ihr fremdartigen Umgebung teilweise zweifelhaften Charakters ganz mit Beschlag belegt. Sie kam aus dem „gräßlichen Gewirr dieses Aufenthalts" mit der schmerzlichen Gewißheit zurück, daß auch von dem

Versuch eines Ausgleichs über Rußland mit Frankreich, den sie vernunftgemäß noch eben gebilligt hatte, nichts Dauerhaftes mehr für Preußen und Deutschland zu erwarten sei.

Um so mehr empfand sie jetzt die Bedeutung der nationalen Kräfte, die sie für das Bestehen der Monarchie immer schon lebhafter eingeschätzt hatte als der König. Als 1809 der österreichisch-französische Krieg zum Ausbruch kam und die nationale Bewegung stürmisch den Anschluß Preußens forderte, machte auch Königin Luise kein Hehl aus ihrer Überzeugung, daß Preußen vereint mit Österreich den Kampf um seine Existenz führen sollte. Frau von Berg und die Geschwister, aber auch Minister und Hofleute, die im Vorjahr noch bedenklich gewesen waren, bestärkten sie darin. Während der König seine Entschlüsse mißtrauisch hinausschob mit der Begründung, daß eine politische Existenz, wäre sie noch so klein, dennoch besser sei als keine, schien der Königin ein untätiges Preußen verloren, ob nun Frankreich oder Österreich siege. So entscheidend auch die Existenz und Erhaltung der Dynastie für ihr Empfinden war, glaubte sie doch jetzt auch einem Untergang mit Ehren mutig ins Angesicht sehen und ihn einem schimpflichen Erliegen vorziehen zu müssen. „Ich bin Deutsche aus vollem Herzen", schrieb sie, und begeistert begrüßte sie mit Schillerschem Pathos die Volkserhebungen gegen den „Tyrannen": „Herrlich ist es, zu sehen, wie die Völker alle sogleich durchdrungen sind." Aber so entschieden ihre Meinung war, so ängstlich vermied sie nun, den König in seiner zögernden Politik zu drängen. Krankheit und Schwangerschaft verschärften ihren ohnmächtigen Kummer, ihr Leid um das Unglück Österreichs und um den zunehmenden Untergang alles „Edlen". „Nur Fassung, Stärke können wir dem fürchterlichen Schicksal entgegenbringen." Auch als sie im Dezember die Freude der endlichen Rückkehr nach Berlin hatte, wichen Wehmut und Sorge nicht von ihr.

Ganz einig wurde sie wieder mit dem König in dem Wunsch, an Stelle des unsicheren und unselbständigen Ministeriums Dohna-Altenstein in die Leitung des Staates Hardenberg zu bringen. Ihm schenkte die Königin unbeirrbares Vertrauen, da er sich ihr seit 1805 als Staatsmann des tatkräftigen Widerstandes empfohlen hatte und dabei auf den König wie auf jede Forderung der Zeit klug und geschmeidig einzugehen wußte. Seit seinem durch Napoleon erzwungenen Rücktritt hatte das Königspaar auf ihn als Meister der Politik bei jeder bedeutenden Entscheidung gesehen, und niemand war gleich ihm geeignet, die auf Erhaltung des Staates und der Dynastie gerichtete vorsichtige Politik des Königs in bestimmtere und geschicktere Bahnen zu lenken. Als nach dem Ende des österreichischen Krieges Napoleon auf unerfüllbaren Tributforderungen beharrte, wollte das preußische Ministerium den Gedanken der Erfüllung und des weiteren Ausgleichs mit Frankreich ad absurdum führen, indem es ein Eingehen auf den Gedanken einer Gebietsabtretung für nötig erklärte. König und Königin lehnten das entrüstet ab. Der König wollte pflichtgemäß den Staat wenigstens in seinen

jetzigen Grenzen erhalten, und er verlangte, unter Aufbietung aller Kräfte die Erfüllung der Zahlungen zu ermöglichen. Luise bestärkte ihn darin auf das lebhafteste; sie veranlaßte den Kammerherrn Fürsten Wittgenstein, mit zweifelhaften Projekten die Möglichkeit der Erfüllung darzutun, und stellte selbst den Ministern eindringlich vor, „daß vor allen Dingen die Nationalität gerettet werden muß"; es gelte, „dem König das gesamte Volk und dem gesamten Volk seinen rechtmäßigen König zu erhalten". Da Altenstein die ihm gestellte Aufgabe nicht zu lösen vermochte, entschied der König sich Luises Wunsch gemäß für die Wiederberufung Hardenbergs, der die Gewähr für eine einstweilige Erfüllungspolitik ohne Selbstaufgabe des Staates bot. Um seine Stellung und die der anderen Minister ging noch ein zweimonatiger gereizter Intrigenkampf, in dem Königin Luise eifrig für Hardenberg und zunächst auch für Humboldt Partei ergriff und unermüdlich beim König wirkte und vermittelte, das Spiel im einzelnen kaum durchschauend, doch stets dem großen Impulse folgend. Hinter ihr standen wieder ihre Geschwister und Frau von Berg, die sich damals offen ihrer „Herrschaft" über die Königin rühmte; sie sahen mit ihr in Hardenberg den Garanten für eine kräftigere und ehrenvolle preußische Politik, die zugleich eine deutsche sein sollte. Als schließlich Napoleons Zustimmung zu Hardenbergs Ministerschaft eintraf, hatte dieser sich den Weg für ein Staatskanzleramt von bisher unerhörter Machtfülle freigemacht. „Unbeschreiblich glücklich" war Luise mit den Ihren über die Lösung, die sie für die Haltung des Königs, die Zukunft Preußens und die ihrer Familie gleicherweise beruhigte.

Bei allen ihren Sorgen und Bemühungen hatte Luise ihr gesundes Gefühl und ihre herzliche Heiterkeit nicht verloren. Sie sprach selbst aus, sie wolle nicht zu den berühmten Frauen gezählt werden, aber standhaft dulden und durch ihre Kinder fortleben. Wie früher begleitete sie im Frühjahr 1810 den Gemahl nach Potsdam — ein Opfer für sie, die Potsdam mit seinen Paraden als Einöde empfand und ein Kind schwerkrank in Berlin lassen mußte. Friedrich Wilhelm erzählt, wie sie noch zuletzt gleich einer Siebzehnjährigen scherzen und sich freuen konnte. Mit ausgelassener Freude trat sie Ende Juni 1810 die letzte Reise ihres Lebens zu Vater und Geschwistern nach Neustrelitz an. Einer neuen Krankheit, die sie dort befiel, war ihr Körper nach den Anstrengungen der letzten Jahre nicht mehr gewachsen, und sie erlag am 19. Juni einem schweren inneren Leiden. Über ihre Familie, über den Hof, das Königreich und ganz Deutschland verbreitete der Tod der jungen, schmerzensreichen Königin tiefe Trauer. Napoleon sagte, er habe in ihr eine große Feindin verloren, und bezeichnete darin mit sicherem Blick, was sie durch ihre Wirkung in Deutschland war und wurde.

War ihr Leben mehr von Gefühlen als von Taten, mehr von instinktiv-moralischer als von geistig-bewußter Haltung bestimmt, hatte ihr Verhalten manchmal unsicher zwischen gefühlvollem Idealismus und frauenhafter Anpassung geschwankt, so fiel mit ihrem Tode, der wie ein Opfertod schien, alles Kleine und

Königin Luiſe wird von Napoleon in Tilſit empfangen,
6. Juli 1807. Gemälde von Louis François Nicolas Goſſe. Verſailles, Muſeum

Schloß Paretz an der Havel,
Lieblingsaufenthalt der Königin Luise, 1797 von David Gilly erbaut. Zeitgenössischer Stich

Gartensaal in Schloß Paretz

Schwache von ihr ab. Mit gemessener Anerkennung sprachen die Heroen der staatlichen Reform, Stein und Scharnhorst, mit liebevoller Wärme der allem Poetischen aufgeschlossene Gneisenau von ihr. In der Dichtung, im Gefühl und im Herzen des Volkes wurde ihr Andenken zu einer Leuchte der kommenden völkischen Erhebung. Keiner empfand das unmittelbarer als der selbst von volkhaftem Gemüt erfüllte Feldmarschall Blücher. Der Jugend der Befreiungskriege wurde Königin Luise zum heiligen und anfeuernden Sinnbild, zum „Schutzgeist deutscher Sache", in der die christlich-germanischen Ideale der jungen Generation bereits gelebt zu haben schienen. In Momenten ihres Lebens war sie selbst über sich hinausgewachsen; nach den Siegen über Frankreich verherrlichte sie nun über ihr wirkliches Dasein hinaus ein heldischer, ja religiöser Mythus vor der „preußischen Nation" und dem deutschen Volke. Die spätromantische Dichtung konnte kein schöneres Urbild der Helden- und Totenverehrung finden als die Herzen gewinnende Herrscherin, die in menschlicher Inbrunst und königlicher Hoheit, in tapferem Gefühl und hingebendem Leiden im Sinne der gemeinsamen Bestimmung gelebt hatte. In der Gestalt der Hoffnung ließ Goethe sie in seinem Festspiel sprechen: „Denn wie ich bin, so bin ich auch beständig." Ihre unbestimmten Ideale arbeiteten der Zukunft Preußens und Deutschlands vor. Daß die Einheit Deutschlands ihm am Herzen liege, hat ihr Sohn Friedrich Wilhelm IV. als Erbteil seiner Mutter bezeichnet. Und Kaiser Wilhelm I. dachte in seinen zur Bildung des preußisch-deutschen Kaiserreichs führenden Kämpfen schlicht und ehrfürchtig der früh verblichenen Mutter zu einer Zeit, als man die durchgeistigte Empfindsamkeit des Jahrhundertbeginns in die konventionelle Sentimentalität der Gründerzeit zu übersetzen begann. Alle Zeit aber bleibt Königin Luise liebenswert und ehrwürdig durch ihr Wesen und durch ihre Wirkung in Lebensströmen der deutschen Geschichte: eine deutsche Frau und preußische Königin, die das Herz des Volkes und der Jugend zu erheben vermochte, die in deutschen Lebens- und Geistesregungen lebte und ihre schwachen Kräfte an das tapfere Bestreben setzte, den neuen politischen, gemeinschaftsbildenden Forderungen genugzutun, deren Notwendigkeit für Fürstentum, Volk und Staat sie tief empfunden hat.

Heinrich von Kleist

1777—1811

Von

Josef Nadler

Der Held dieses Dramas hat nicht für sich allein gespielt. Er spielte für einen ganzen Stand, den ostdeutschen Junker, der durch Jahrhunderte in seiner Weise mit Schwert und Pflug die wirtschaftliche und staatliche Ordnung im deutschen Osten geschaffen und bewahrt hatte und nun unter geistigen Schmerzen von mancherlei Art die Bildung des klassischen und romantischen Deutschlands in sich aufnahm und schöpferisch verarbeitete. Freilich sind diese inneren Wandlungen eines ackerlichen und kriegerischen Standes zur vollen Bildung des neuen Zeitalters bei keinem seiner Standesgenossen so tragisch verlaufen wie bei Heinrich von Kleist. Sein Leben gleicht einem weitgeschwungenen Kreise, der enttäuscht von Preußen weg und, durch die Enttäuschungen der Zeit bekehrt, zu Preußen wieder zurückführte.

Geboren ist Kleist am 18. Oktober 1777 zu Frankfurt an der Oder. Sein Vater war preußischer Stabskapitän. Und die Überlieferung seines Vaterhauses schien auch seine eigene Laufbahn zu bestimmen. Er trat 1792 beim zweiten Gardebataillon ein, machte den Rheinfeldzug von 1793/1794 mit, kam als Fähnrich ins Garderegiment zu Fuß in Potsdam, wurde 1797 Leutnant. Was war innerlich geschehen, als Kleist 1799 seinen Abschied aus dem militärischen und 1800 auch aus dem bürgerlichen Staatsdienst nahm? Die schwersten innerlichen Entscheidungen, die der Mensch gegenüber seinem Staat und Vaterland treffen kann.

Den Soldatenstand verließ er, weil er „etwas durchaus Ungleichartiges mit meinem ganzen Wesen in sich trägt". Und das bürgerliche Amt verließ er aus einem Beweggrunde, der auf das Letzte weist: „Ich kann nicht eingreifen in ein Interesse, das ich mit meiner Vernunft nicht prüfen darf." Aber wie hier gegen den preußischen Staatsdienst in jeder seiner beiden Formen, so wendete er sich gleichzeitig gegen die geoffenbarte Religion. „Gott kann nur die Erfüllung unserer irdischen Bestimmung verlangen." Es ist nun nicht der landläufige Begriff der bürgerlichen und geistigen Freiheit, der ihn gegen den Staat und gegen die Religion an sich kehrte. Staat und Religion waren ihm der Inbegriff der undurchschaubaren Willkür der Welt, das verkörperte Spiel des Zufälligen. Sie waren ihm Schicksal, also Verkörperungen außervernünftiger Kräfte. Staat und Religion lassen dem einzelnen keine Freiheit der Wahl und können daher auch von ihm nicht verantwortet werden. Kleist hat damit an die Urfrage aller Sittlichkeit gerührt. Aus dieser Erkenntnis suchte er nach der neuen Richtung seines Lebens. Er wollte

es wahlfrei und damit verantwortbar gestalten. Das Mittel dazu war ihm noch nicht die Kunst, sondern vorerst die Wissenschaft. Das war der tiefere Grund, warum er 1799 die Frankfurter Hochschule bezog. Er bemühte sich hier mit einer Kraft, die in Erstaunen setzen muß, um die Wissenschaft. Denn sie erschien ihm als Mittel, sich selbst zur höchsten Glücksempfänglichkeit zu bilden und der Launen des Schicksals, das er in Staat und Religion verkörpert sah, Herr zu werden. Das war ein entschlossener Versuch, das Unberechenbare in Welt und Leben auf dem Generalnenner der Vernunft berechenbar und also beherrschbar zu machen.

In dieser Lage lernte er Kants Philosophie kennen. Der junge Mensch, der mit allem Übersinnlichen gebrochen und sich völlig auf das Diesseits gestellt hatte, der von der Wissenschaft eine Anleitung zur Beherrschung des Schicksals durch die Vernunft erwartete, wurde durch die neue Philosophie aus allen Himmeln seiner Hoffnungen gestürzt. Denn er las aus Kants Philosophie die Feststellung, daß es eine objektive Erkenntnis der Welt gar nicht geben könne. Gab es aber eine solche objektive Erkenntnis nicht, so war alle Wissenschaft für ihn wertlos geworden. Es gab daher auch keine Selbstbehauptung gegenüber dem Unberechenbaren und Schicksalhaften, und es lohnte sich gar nicht, eine Welt zu bewohnen, die nichts als Sinnentrug war. Daß diese Begegnung Kleists mit Kant ein seelischer Zusammenbruch wurde, erweist, daß er im Grunde gar kein Rationalist aus Anlage, sondern aus der Verführung der Zeit, und in Wahrheit ein Metaphysiker und Mystiker war. Nur aus diesem inneren Zusammenbruch versteht man, welche Gestalten sein Leben zunächst suchte. Er hatte sein Leben bisher außerhalb des Staates und außerhalb der Religion einzurichten versucht, und er mußte die Sicherung seines wirtschaftlichen Daseins nun auch außerhalb der Wissenschaft suchen. Er machte den Rest seines kleinen Vermögens flüssig und ging in die Schweiz. Er wollte sich hier ein völlig auf sich gestelltes Dasein aufbauen. Er wollte Bauer werden. Es war nicht anders zu erwarten, als daß dieser Plan nicht einmal ungefähr verwirklicht werden konnte. Aber es ist ergreifend, zu hören, wie er scheiterte und was nun die letzte Aushilfe war. Man höre das entscheidende Zeugnis: „Ich bewohne ein Häuschen auf einer Insel in der Aare, wo ich mich nun mit Lust oder Unlust, gleichviel, an die Schriftstellerei machen kann." Das war eine Flucht in das letzte Boot. Und wenn für Kleist auch zu keiner Zeit die Kunst Selbstzweck gewesen ist, diesmal — und es waren ja die Erstlingsopfer seiner künstlerischen Erweckung — ist die Kunst für ihn das letzte Mittel, zu leben.

Die Umgebung, in der ihm der Einfall dieses letzten Mittels kam, war ein Kreis junger Schriftsteller, die teils die Namen ihrer berühmten Väter trugen, wie Heinrich Geßner und Ludwig Wieland, teils planend und handelnd inmitten der sich neu gebärenden Schweiz standen wie Kleists Landsmann Heinrich Zschokke. Unter diesen Leuten hat Kleist begonnen, ein Dichter zu werden. Gleichwohl ist dieser zunächst nur um sein Leben Schreibende zum großen Dichter geworden. Er wurde es, weil er auch hier mit der gleichen preußischen Strenge und mit dem

Willen zum Äußersten zugriff. Und man versteht, daß dieser Anfänger mit einem schier frevelhaften Wagemut nichts anderes zu gestalten vermochte als das Erlebnis und den Schrecken der eben erlittenen Katastrophe. Sein Vorwurf hieß eben das Walten des blinden und grausamen Ungefährs, des Schicksals. Zwei Stücke tragen die Prägemarke dieser verwegenen Versuche. Das eine heißt „Familie Schroffenstein". Hier erscheint das Walten des Schicksals mit der ganzen Unberechenbarkeit einer entfesselten Weltmacht. Das andere war die Tragödie „Robert Guiscard", uns nur als Bruchstück von sechshundert Versen erhalten, die später aus der Erinnerung aufgezeichnet wurden. Man hat keine Handhabe, Gang und Ausgang dieses Trauerspiels zu erschließen. Was in den erhaltenen Versen steht, ist abermals der Kampf eines Helden gegen das hinterlistige Untier, das vom fernen Jenseits der Welt her in alle Handlungen des freien Willens als Schicksal einbricht, sie zerbricht oder ins Gegenteil umzwingt. Das Stück ist so groß im Vorwurf wie neu im Stil. Und es war ein großer Dichter, wenn auch noch unsicher in seinen Mitteln, der an diesem Bruchstück geschaffen hat. Und es ehrt den Dichter, daß es ihm gleichwohl nicht genügte, daß er die Urschrift zerstörte. Er war daran, mit diesem Griff sein kaum wieder gewonnenes Leben abermals zu vernichten. Es mag mehr als ein Beweggrund im Spiele gewesen sein, daß Kleist mit der Vernichtung dieses Gebildes Hand an sich selber zu legen begann. Vielleicht erkannte er, daß ihm auf diesem Wege niemals die wirtschaftliche Sicherung seines Daseins gelingen würde. Es kann sein, daß er den Abstand zwischen dem Gewollten und dem Erreichten überschätzte und sich als Dichter ebenso verloren glaubte wie ehemals als Offizier, Beamter, Landwirt. Jedenfalls war er aber dem Unmaß geistiger Anstrengung nicht gewachsen. Wie er nun handelte, so konnte nur ein Kranker handeln, einer, dem es an Leib und Seele gebrach. Kleist irrte planlos durch das nördliche Frankreich, von dem einen Triebe vorwärtsgehetzt, französischer Soldat zu werden und mit der gegen England bestimmten Landungsflotte Napoleons unterzugehen. Hat man sich in die schwer durchschaubare Seele dieses Menschen zu jener Zeit vertieft, so geht einem die ganze Grausamkeit eines solchen Entschlusses auf. Er wollte das werden, was er seinem Könige verweigert hatte: Soldat. Er haßte schon damals Napoleon mit dem ganzen Ingrimm, dessen seine Seele fähig war, und er wollte ein Soldat Napoleons werden. Kleist wollte damals die Selbstvernichtung in der grausamsten Form, die es für ihn geben konnte. Die getreue Schwester holte den Kranken heim.

Kleist ist vom Tode auferstanden, nur um ihn ein zweites Mal sterben zu können. Man begegnet ihm zu Berlin im Vorzimmer des Königs. Er wollte nun königliche Dienste nehmen. Aber das ist nicht der Entschluß eines Bekehrten, sondern eines für den Augenblick Abgekämpften. Man gab ihm ein kleines Amt in Königsberg. Es zeigte sich sogleich, daß es ihm nur gegolten hatte, den Kopf über das Wasser zu bringen. Nach zwei Jahren, 1806, gab Kleist dieses Amt

wieder auf. Denn das alte Spiel hatte längst wieder begonnen. Und wie einst in der Schweiz, so hieß es auch jetzt in Königsberg: „Ich will mich ... durch meine dramatischen Arbeiten ernähren." Man kann die Königsberger Zeit die glücklichste seines Lebens nennen. Aber die große Wendung seines inneren Menschen liegt nicht darin, daß ihm Wurf um Wurf die ersten Dichtungen wirklich gelangen. Man fasse nur ins Auge, was tatsächlich geschehen war. Kleist hatte sich von Staat und Religion gelöst, und er war bei der letzten seiner Enttäuschungen, mit seiner mißglückten Dichtung, liegengeblieben. Auf fast wunderbare Weise gerettet, eilte er nun den durchmessenen Weg in entgegengesetzter Richtung zurück mit dem Ziele: Staat und Religion. Vor seinem ersten Tode, den er ja im Willen schon gestorben war, hatte er sich auf das Diesseits beschieden und das Außervernünftige mit den Mitteln der Vernunft bewältigen wollen. Nun wandte er sich dem Sinnenjenseits zu und rief das schöpferische Vermögen zur Lösung der Schicksalsrätsel auf. Sein Gerät der Weltbewältigung wurde statt der Wissenschaft die Dichtung.

Kleists neue Dichtungen seit Königsberg sind im Grunde Versuche, der Welt auf mystische Weise in den Urgrund zu schauen. Es sind Zwiegespräche mit dem Absoluten der Welt. So sehr die Kleistforschung in diesem Punkte noch uneinig ist, darin beginnt Einverständnis zu herrschen, daß diese neuen Dramen Kleists um metaphysisch-religiöse Lösungen wenigstens ringen. Da ist schon das Lustspiel „Der zerbrochene Krug". Die ersten Anfänge dieser Dichtung reichen noch in die unglückliche Schweizer Zeit zurück. Das Gespenst des Widersinns der Welt spukt noch unheimlich in dieser Dichtung. Und so begreift man, daß hier die neue Fragestellung und die neuen Lösungsmittel über ironische Hemmungen noch nicht ganz hinwegkamen. Das Lustspiel dreht sich um eine eigentümlich mystische Vorstellung, um die Idee des gespaltenen Ich. Sehr wahrscheinlich wirkten dabei ironische Nebenvorstellungen von Fichtes Philosophie des Ich und Nicht-Ich mit. Richter und Schuldiger, frevelhafter Störer und berufener Wiederhersteller der Rechtsordnung sind hier eine und dieselbe Person. Das erinnert noch stark an die Anklagen gegen Gott wegen fahrlässiger Schöpfung etwa in der „Familie Schroffenstein". Aber man blickt nun doch in eine gewandelte Seele. Denn nun erscheint hier ein höherer Ordner und bringt die hohnvoll verwickelte Sache in Ordnung. Es gibt also eine höhere Gerechtigkeit und kein willkürliches Spiel des blinden Ungefähr. Auch das andere Stück, „Amphitryon", ist seinen weltliterarischen Ursprüngen nach ein Lustspiel. War es im „Krug" das gespaltene Ich, so ist es im „Amphitryon" der Doppelgänger: Ein Vorwurf, von den beiden entgegengesetzten Seiten betrachtet. In Gestalt Amphitryons sucht Jupiter Amphitryons Gattin Alkmene heim. In Gestalt von Amphitryons Diener Sosias wagt Merkur das gleiche Abenteuer bei der Frau des Sosias. Aber nur im Bereich dieser Dienerszenen herrscht die Luft des Lustspiels. Die Götterhandlung schwebt auf metaphysischer Höhe. Gott wird Mensch, und das in dem uralten mystischen Bilde: bräutliche Vereinigung Gottes mit der liebenden Seele. Damit war Kleist bereits

wieder an die Religion und ihre Kernfrage des Verhältnisses Gott-Mensch herangekommen. Diese Umkehr führte ihn aber jetzt auch zum Staat zurück. Nur heißt das Ziel vorerst deutsches Vaterland und deutsche Nation. Man kann diesen Wandel in Kleist von Urkunde zu Urkunde verfolgen. Schon auf seiner Reise nach Würzburg, das war 1800 gewesen, kam ihm der Gedanke, welch ein herrliches Geschenk des Himmels ein schönes Vaterland sei. Der Pariser Besuch 1801 vertiefte am Anblick französischer Zustände seine Abneigung vor jeglicher Form des Staates. Indessen, da er hier zum erstenmal zwei Völker miteinander vergleichen konnte, wurde ihm der Wesensgegensatz von Deutschen und Franzosen deutlich. Und was die Liebe nicht zustande gebracht hatte, das gelang dem Haß. Schon 1805 wünschte er Napoleon die Mordkugel eines französischen Emigranten. Das Jahr 1807 gab ihm die letzte Erfahrung. Kleist wurde von den Franzosen in Berlin verhaftet und monatelang in Frankreich gefangengehalten. Wenn er aber haßte, so haßte er nicht um Preußens, sondern um Deutschlands willen. Und der Haß trieb ihn nicht in den heimatlichen Staat zurück, sondern an das gemeinsame Vaterland heran.

Freigelassen, ging Kleist 1807 nach Dresden. Und hier vollendete sich wie seine religiöse so seine vaterländische Haltung. Keiner hat auf diese Haltung so nachdrücklich eingewirkt wie der Berliner Adam Müller, mit dem Kleist zu Dresden in engste Verbindung trat. Müller hatte 1804 die berühmte Schrift herausgegeben: „Die Lehre vom Gegensatz." Hier war der Gedanke gestaltet: Das All ist eine lebendig gegliederte Schöpfung. Jedes Einzelwesen ist in sich ein Organismus wie die ganze Welt, in die es eingegliedert ist. Jedes Einzelwesen ist nach abwärts das, was die nächst höhere Welt für es selber bedeutet. Damit war der Widerstreit zwischen Persönlichkeitswillen und Weltbedingnis gedanklich ausgeglichen. Es gab kein Vereinzeltes mehr, sondern nur Beziehungen aufeinander. Dasselbe Glied war Teil zugleich und Ganzheit, je nach seiner Stellung im Organismus der Welt. Man vermag kaum zu ermessen, was diese gedankliche Lösung für Kleist bedeutet. Er hatte bisher aus eigener Kraft noch keinen Ausweg gefunden aus der Spannung zwischen dem Willen zur Selbstbehauptung gegenüber Welt oder Staat und zwischen der Forderung des Ganzen, ob nun Welt oder Staat, an das Individuum. Nun sah er in Müllers Entwurf die Gegenpole, Einheit der Welt und Mannigfaltigkeit der Sonderwesen, für sich ausgeglichen. In allen folgenden Arbeiten Kleists läßt sich der Einfluß dieser Lösung nachweisen. In der Stunde, da Kleist zum erstenmal Müllers Gedanken ergriffen hatte, hatte er sich als notwendiges Glied einer geistig natürlichen Gemeinschaft verstanden. Dieser metaphysische Gewinn wurde sofort in den neuen Dichtungen Kleists sichtbar.

Das Trauerspiel „Penthesilea" ist in Königsberg begonnen und zu Dresden unter dem Einfluß Müllers vollendet worden. Wie die Ichkomödie „Der zerbrochene Krug" und das Doppelgängerspiel „Amphitryon" war auch „Penthesilea" ein im Körperlichen gespiegeltes metaphysisches Problem, hier der Vorwurf

des Geschlechtertausches. Doch das war schon nicht mehr Adam Müller allein. Zu dessen Anregungen vom polaren Gegensatz kamen solche eines andern Dresdner Freundes, die Geschlechtsmystik Heinrich Gotthilf Schuberts. Die beiden Geschlechter stellen in der Welt des Lebendigen die durchgehende kosmische Kraft, das lebenerzeugende Gegensatzpaar in Erscheinung. Der schöpferische Augenblick überwindet bei Mann und Weib diesen polaren Gegensatz. Bedingnis ist indessen, daß Mann und Weib, jedes für sich, den Gegenpol, der jedes ist, eindeutig ausprägen. Zweifellos ist das wenigstens das eine tragische Thema in „Penthesilea". Held und Heldin bilden hier keine reinen polaren Gegensätze. Und so müssen sie einander vernichten, weil es zwischen ihnen nichts Polares zu höherer Einheit auszugleichen gibt. Mit dem „Käthchen von Heilbronn", das bereits mehr von Schubert als von Müller geistig beleuchtet erscheint, das in seinem Vorwurf das gegensätzliche Doppelstück zu „Penthesilea" ist, klingt Kleists Metaphysik in reine Mystik aus. Wie seine metaphysische, so vollendet sich auch seine vaterländische Haltung durch Adam Müller. In Dresden wagte Kleist es zum erstenmal, vom Gedanken zur Tat hinüberzuschreiten und auf die Nation handelnd einzuwirken. Er gründete mit Adam Müller die Zeitschrift „Phöbus" und einen Verlag für diese Zeitschrift und für noch größere Aufgaben. Und wie er in seinem Kampfe um Gott nur die Waffe gewechselt hatte, als er von der Wissenschaft zur Dichtung überging, so tauschte er jetzt lediglich den Zweck, als er die Dichtung zum Mittel machte, die Nation aus ihrem Elend emporzureißen. Das ist die Stelle, von der aus allein sichtbar wird, was Kleists ganze Entwicklung bis zu dieser Stunde mit ihm gewollt hat. Man muß sich freilich bewußt sein, daß Kleist nicht allein aus seinen Werken, sondern auch aus den Aufgaben zu verstehen ist, die seine Zeit ihm stellte. Und man wird sich daran gewöhnen müssen, diesen so rätselhaften und schwer durchschaubaren Menschen, der nicht ohne Widersprüche aus den Quellen redet, die er hinterlassen hat, nicht ausschließlich als dichterische Erscheinung zu begreifen, die nicht mehr aufgibt als Rätsel der dichterischen Form und des Gehaltes, der in ihr Gestalt werden will.

Gerade diese zwei Dresdener Jahre vom August 1807 bis Juli 1809 sind die verschlossenste Zeit in Kleists Lebensgeschichte, die wahrhaft genug der ungelösten Rätsel bietet. Die äußeren Tatsachen liegen freilich ziemlich hell im Lichte. Sofort nach seiner Ankunft in Dresden bewegte sich der so weit Umhergeworfene im intimen Kreise der österreichischen Gesandtschaft. Der Gesandte selber spielte bei sich zu Hause in einem von Kleists Stücken mit. An seiner Tafel wurde der wahrlich nicht Verwöhnte mit dem dichterischen Lorbeer gekrönt. Der Gesandte vermittelte Verbindungen nach Wien und zu den Wiener Theatern, Fäden, die durch die Hände des Wiener Dichters Heinrich Josef Collin liefen. Kleists „Käthchen von Heilbronn" wurde in Wien gespielt, wenn auch nicht in ganz glücklicher Fassung. Und seine „Hermannsschlacht" warb um die gleiche Gunst. „Was würdest Du denn sagen", schrieb Kleist an seine aufopfernde Schwester Ulrike, „wenn ich eine

Direktionsstelle beim Wiener Theater bekäme." Der Dichter war sicherlich nicht der Vorwand, unter dem Kleist und der österreichische Gesandte miteinander verkehrten. Und man kam gewiß nicht nur zusammen, um Theater zu spielen. Johann Graf von Buol-Schauenstein nahm schon im Spätsommer 1807 Kleist nach Teplitz mit und machte ihn mit Gentz bekannt. Auch das keine rein literarische Vorstellung. Bei Ausbruch des Krieges von 1809 sollte Kleist zusammen mit der österreichischen Gesandtschaft Dresden verlassen. Die Abreise erfolgte rascher, als Kleist seine Angelegenheiten ordnen konnte. Als der Dichter endlich am 29. April loskam, verfügte er über einen österreichischen Paß. Er kam nach Aspern zu spät und konnte nur noch die Walstatt unmittelbar nach der Schlacht abstreifen. Er war im Juni und Juli 1809 zu Prag, mit Vorbereitungen für die Zeitschrift „Germania" beschäftigt, die er mit Hilfe halbamtlicher Kreise gründen wollte. Dann schlug das Unglück von Wagram ein. Für den Dichter war wieder einmal alles zu Ende. Statt nach Wien ging es nach Berlin und in den freiwilligen Tod. Was wir über diese zwei Jahre aus Kleists Briefen und aus andern spärlichen Urkunden kennen, die später bekannt wurden, erhellt diese Wegstrecke nur notdürftig, aber deutlich genug, um zu erkennen, was sich innerlich auf ihr begab.

Von welcher Art war Kleists Verhältnis zu Österreich? Dresden, die Hauptstadt des Rheinbundstaates Sachsen, war bei einem preußischen oder österreichischen Kriege gegen Napoleon, wenn es ein gemeindeutscher Aufstand werden sollte, der Schlüssel zur Lage. Hier sprang der deutsche Machtbereich Napoleons mit einem spitzen, schwer gefährdeten Winkel zwischen die beiden deutschen Mächte Preußen und Österreich vor. Hier mußten beide, dicht am Feinde, die Glieder schließen, um den ersten Schlag zu führen. Nach Dresden stießen zu Beginn des Krieges von 1809 österreichische Truppen vor, um das mittlere und nördliche Deutschland mitzureißen. Im Raum um Dresden fiel 1813 die kriegerische Entscheidung. Dresden war um diese Zeit das geladene Kraftfeld des vorbereitenden diplomatischen Kräftespiels. Hier hielt sich die österreichische Gesandtschaft zur Unterstützung ihrer diplomatischen Vorgefechte wirksame Federn gleich der von Kleists Freund Adam Müller, um den französischen Zeitungen in der öffentlichen Meinung Deutschlands entgegenzuarbeiten, um den kommenden Krieg Österreichs propagandistisch vorzubereiten, um die deutschen Patrioten des mittleren und nördlichen Deutschlands für die österreichische Erhebung zu gewinnen. In diese Front ist Kleist eingetreten. Er war für den österreichischen Gesandten ein unschätzbarer Mann, wie damals kaum Müller oder Gentz. Denn Kleist, der Sproß einer alten preußischen junkerlichen Soldatenfamilie, hatte umfangreiche und enge Beziehungen zu seinen preußischen Standesgenossen. Und Kleist führte eine sehr eigenwillige, aber stoßkräftige Feder. Es lohnte sich, ihn durch Teilnahme für seine dichterischen Arbeiten einer anderen, zur Stunde höheren Sache zu gewinnen. Kleist hat nicht, wie Gentz und Müller, beamtet und besoldet in österreichischen Diensten gestanden. Er war ein Freischärler geistiger Art. Um der deutschen Freiheit

Der siebenjährige Kleist mit seiner Mutter
Miniaturbildnis von L. Close

Heinrich von Kleist
Miniaturbildnis, 1801. Original verschollen

Ernſt Moritz Arndt, um 1813
Radierung von Ed. Eichens nach einer Zeichnung von L. Heine

Ernſt Moritz Arndt, 1843
Gemälde von Ferdinand Bender. Berlin, Nationalgalerie

willen, für die sich Österreich erhob, lieh er Österreich seine Feder. Man kann die Natur seines Verhältnisses zu dem mehr oder minder offiziellen Österreich in Dresden und Prag auf den Satz bringen: Heinrich von Kleist hat in den Jahren 1807 bis 1809 Österreich unzweifelhaft als Werbeschriftsteller und höchstwahrscheinlich als geheimer Mittelsmann gedient.

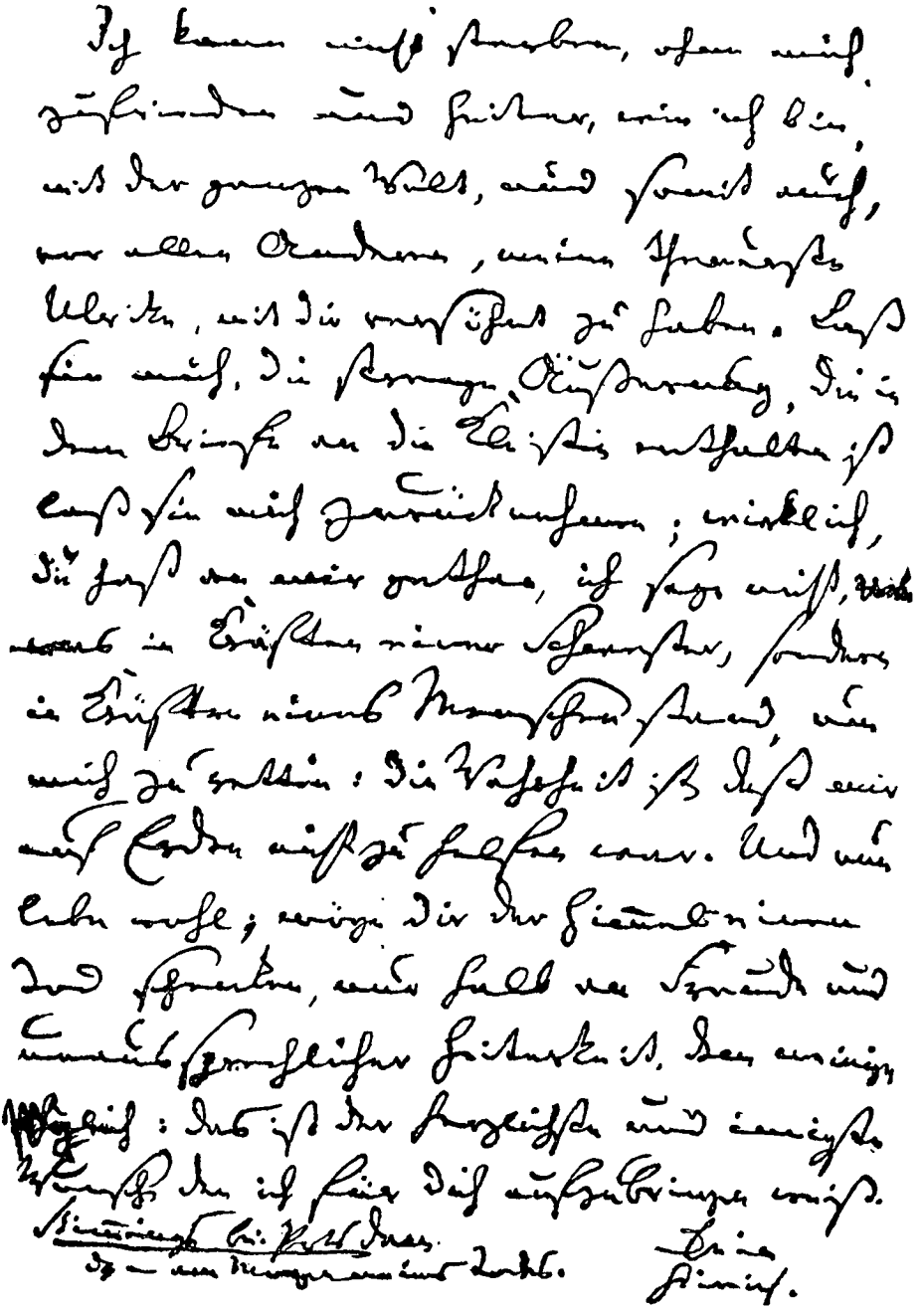
Kleists Schriften aus diesen zwei Jahren lassen keinen Zweifel an der Rolle, die er zugunsten Österreichs gespielt hat. All die geläufigen, ungemein wirksamen kleinen Zeitungsbeiträge zielen im Sinne Österreichs und angesichts des kommenden Krieges auf Zerstörung des Rheinbundgeistes, auf Erweckung Sachsens, auf Entlarvung der französischen Methoden. So verhöhnten die „Satirischen Briefe" die Gesinnung des kleinen Bürgertums, indem sie scheinbar verteidigten, was sie in Wirklichkeit angriffen. So leuchtete das „Lehrbuch der französischen Journalistik" in alle Schliche des Meinungsfanges und des öffentlichen Betruges. So ersann er eine treffende Fabel, um die österreichische Heeresleitung davon zu überzeugen, daß die Landwehr nicht als Waffe der Verteidigung, sondern des Angriffes gebraucht werden müsse. So tadelte er freimütig den Grundsatz verspäteter und halber Maßregeln, wo die Rettung nur im weit vorauseilenden Zugriff liegen könne. Aus all diesen kleinen Zeugnissen eines noch ungeschulten, aber hochbegnadeten Wortführers der öffentlichen Meinung ragen hoch auf zwei Denkmäler, die in der politischen Literatur der Deutschen unvergleichbar und einzig sind. Das eine ist das Drama „Die Hermannsschlacht", das andere der „Katechismus der Deutschen".

Das Drama „Die Hermannsschlacht" ist um die Jahreswende 1808 auf 1809 zu Dresden geschrieben worden. Kleist gab sich vergeblich alle Mühe, es zeitgerecht auf die Wiener Bühne zu bringen. Heute wirkt das Stück, seiner Zeit längst entrückt, als reines Historienspiel, in dem nur die Legende deutschen Freiheitswillens zeitreif und ewig jung geblieben ist. Aber die „Hermannsschlacht" ist nach Ursprung und Absicht kein Geschichtsdrama, sondern ein Maskenspiel, im höheren Sinne eine prophetische Schlüsseldichtung, ein politisches Werbestück, Zweckdichtung von künstlerisch vollkommenster Art. Kleist erläuterte hier an geschichtlichen Vorgängen die einzige Möglichkeit, wie aus dem herannahenden österreichischen ein erfolgreicher, das ist ein gemeindeutscher Krieg werden könne. Damit sollte zugleich die Erhebung des mittleren und nördlichen Deutschlands an Österreichs Seite propagandistisch vorbereitet werden. Kleist faßte die geschichtliche Notwendigkeit in ein dichterisches Bild: in dem bevorstehenden Kampfe müssen Österreich-Hermann und Preußen-Marbod miteinander gehen. Kleist sah eine ganz bestimmte militärische Lage voraus, wie sie 1809 wirklich angestrebt war und 1813 zur Reife gedieh: Österreich mußte Napoleon südlich der Elbe auf sich ziehen und festhalten, Preußen über die Elbe hinweg den letzten Schlag der Entscheidung führen. Und Kleist wies eine Lösung der Reichsfrage: Österreich müsse der Treuhänder der Kaiserkrone sein, bis nach dem Siege einvernehmlich eine endgültige Verfassung

gefunden sei. Die Schärfe des Blicks für die Wirklichkeit der Zeit und der überzeugende Nachweis des Notwendigen an einem geschichtlichen nationalen Schicksalsereignis, das sich so gar nicht begeben hat, sondern nur zweckbewußt erdacht wurde, verdienen die gleiche Bewunderung. Nicht minder groß wie die Voraussicht in den Mitteln, deren die nahende Aufgabe bedurfte, ist die Gesinnung, die hier verkündet wird. Kleist setzte alle Wertordnungen des Friedens außer Kraft und brachte sie auf Kriegsdauer in ein umgewertetes Verhältnis zu dem einzigen Ziel und Zweck des Sieges. Es ist der absolute, der unbedingte Krieg, der hier mit Rücksicht auf den absoluten, den unbedingten Feind verkündet wurde. Kleist ist der erste deutsche Dichter, der die absolute Nation jenseits von Gut und Böse stellte.

Der „Katechismus der Deutschen" ist nach den Gefechten von Regensburg und nach der ersten Erhebung der Tiroler, also frühestens Ende April 1809 und kaum mehr in Dresden, aber doch mit Berechnung auf Sachsen, geschrieben worden. Es ist eine nationale Pflichtenlehre, bezogen auf die Erhebung von 1809, und zugleich ein faßliches Handbüchlein der politischen Zeitfragen in Gestalt des kleinen Katechismus, wobei der Vater fragt und der Sohn antwortet. Hier weht eine andere Luft als in der „Hermannsschlacht". Der Träger der österreichischen Krone ist der Wiederhersteller des alten Reiches. Die Frage der Reichsverfassung ist für Kleist in ihrem wesentlichsten Punkte bereits entschieden. Die sittliche Pflichtenlehre folgt nicht mehr aus der absoluten Nation, sondern aus der christlichen Gottesordnung. Gott, Vaterland, Kaiser, Freiheit, Liebe, Treue, Schönheit, Wissenschaft, Kunst heißen jetzt die Rangstufen der höchsten Güter. Das war mehr als bloße Anpassung an die Ausdrucksweise der Katechismusform. Das war ein geistiger Wandel. Der Volkskrieg gegen Napoleon in Spanien und Tirol lebte aus religiösen, christlich-gläubigen Antrieben. Die spanischen Geistlichen hatten dem Volke in den Anschauungen der christlichen Heilslehre Sinn und Zweck des Krieges verständlich gemacht. Ein solcher spanischer Katechismus war eben durch die Wiener Zeitschrift „Germanien" verbreitet worden. Und diesem spanischen Katechismus hatte Kleist den seinen nachgebildet. Napoleon erschien jetzt als das Urböse, als Widersacher Gottes, des Urguten. Krieg ist die Verwirklichung des Guten gegen das Böse. Und so schließt Kleists Katechismus mit dem Satze: Es ist Gott lieb, wenn die Menschen ihrer Freiheit wegen sterben, weil es ihm ein Greuel ist, daß Sklaven leben.

In diesen zwei Jahren geistiger Gemeinschaft mit Männern, die Österreicher der Geburt oder der freien Wahl waren, in diesen zwei Jahren schicksalhafter Verknüpfung mit lebendiger österreichischer Geschichte hatte Kleist vielleicht den stärksten Gesinnungswandel seines Lebens durchgemacht und seine große Bestimmung in die Griffnähe seiner Hand gebracht. Er hatte nach mancherlei Irrgängen aus den Hoffnungen der österreichischen Erhebung die Offenbarung der Nation empfangen. Er sah sich zum erstenmal handelnd vor die große Tat



Kleists Abschiedsbrief an seine Schwester Ulrike,
in der Nacht vom 20. zum 21. November 1811 geschrieben. Berlin, Staatsbibliothek

gestellt, die er bisher vergeblich gesucht hatte. Er sah die Sendung, zu der kein zweiter Deutscher so wie er berufen war, in seinen Händen, als Dichter an das Gewissen der Nation zu rühren und als Stimmführer die öffentliche Meinung zum Besten zu lenken. Österreich aber hat in jenen entscheidenden Wochen, da es noch einmal die Nation aus unabwendbarem Untergange emporzureißen suchte, keinen verständnisvolleren, treueren und wortgewaltigeren Verkünder seines Berufes zur deutschen Freiheit gehabt als diesen preußischen Junker. Aber die Würfel fielen so rasch, der Sieg wurde in so jähem Umschwunge von neuer Niederlage verschlungen, daß weder das begonnene Werk die Nation ergreifen konnte, noch Kleist die Zeit fand, ins Öffentliche zu wirken. Keine seiner Dichtungen und keiner seiner Aufsätze, mit denen er Österreich zu Hilfe kommen wollte, ist gedruckt und über den engen Kreis seiner Freunde hinausgetragen worden. In seinen wenigen Gedichten kann man die Gipfel und Umschwünge dieser seiner zwei Jahre nacherleben, von dem zündenden Weckruf „Germania an ihre Kinder" bis zu dem hoffnungslosen Verzicht, der „Das letzte Lied" überschrieben ist. Mit dem Unglück von Wagram fühlte er sich selbst ins Herz getroffen. Von Prag aus schrieb er an seine Schwester Ulrike: „Noch niemals bin ich so erschüttert gewesen wie jetzt. Nicht sowohl über diese Zeit — denn das, was eingetreten ist, ließ sich auf gewisse Weise vorhersagen — als vielmehr darüber, daß ich bestimmt war, es zu überleben... Solange ich lebe, vereinigte sich noch nicht so viel, um mich eine frohe Zukunft hoffen zu lassen; und nun vernichten die letzten Vorfälle nicht nur diese Unternehmung — sie vernichten meine ganze Tätigkeit überhaupt."

Und also war Heinrich von Kleist wieder für Preußen reif geworden. Er ging 1810 nach Berlin. Man kann es verstehen, wie immer: hier spielte sich der letzte Akt seines innern und äußeren Daseins ab. Stärker denn je geriet er unter den Einfluß Adam Müllers. Dieser alte Freund von Dresden her war seit Neujahr 1808 in Berlin und rückte rasch in jene geistigen Bestrebungen hinein, aus denen das neue Preußen entstanden ist. Müllers Berliner Vorträge forderten die religiöse, politische, nationale Wiedergeburt als einen gemeinsamen Akt des einen Willens. Preußens Sache müsse die Sache der Nation werden. Die wahre menschliche Freiheit liege in der Hingabe zugleich an Gott und das Vaterland. Mittler zwischen Mensch und Gott sei die Kirche, Mittler zwischen Menschheit und Einzelwesen sei der ursprüngliche, der natürliche, der Volksstaat. In folgerichtigem Fortgang seiner bisherigen Entwicklung fand Kleist in diesen Gedanken Müllers jene beiden Bindungen Staat und Religion zur Einheit verschmolzen, von deren jeder einzelnen er sich vordem weggewendet, auf deren jede einzelne er sich sodann hinentwickelt hatte. In Dresden hatte ihm Müllers Schrift vom Gegensatz gezeigt, daß der einzelne ja selber nur eine organische Bindung von Freiheit und Willkür sei und daß er sich ja nur an das eigene, ihm innewohnende Gesetz binde, wenn er mit anderen seinesgleichen zu einer höheren Einheit und so stufenweise

hinauf zur Ganzheit der Welt zusammenträte. In Berlin erfuhr er aus Müllers gedruckten Vorträgen, Staat sei die Ordnung des Diesseitigen, Kirche die Ordnung des Jenseitigen, und beide seien nur Gesichter der einen Welt. Nationalstaatliche Wiedergeburt könne nur eine zugleich religiöse sein. Staatsdienst hieß zugleich auch Gottesdienst. Wie weit sich Kleist diese Lösung zu eigen gemacht hat, das vermag nur sehr bedingt sein letztes Schauspiel „Der Prinz von Homburg" zu bezeugen. Es leidet so wenig eine metaphysische Deutung wie die „Hermannsschlacht". War das Dresdener Stück auf Österreich, so dieses Berliner auf Preußen berechnet. Und zwar auf den preußischen Hof. In diesem Stück vollzog Kleist seine letzte staatspolitische Entscheidung: Hingabe des einzelnen an die diesseits und jenseits verwirklichte Ordnung der Welt. Wie weit sich Kleist jene Lösungen Adam Müllers zu eigen gemacht hat, bezeugt sich aus anderen Unternehmungen. Er wurde in Berlin Leiter eines politischen Zeitblattes wie in Dresden eines künstlerischen. Das waren die „Berliner Abendblätter". Die Zeitung, zunächst als Regierungsblatt geplant, konnte, da inzwischen Hardenberg ans Ruder gekommen war, nur als Blatt eines vorsichtigen Widerstandes aufgemacht werden. Denn es war die Zeitung der zum Losschlagen drängenden junkerlichen Berliner Gruppe, wie sie sich um die Berliner Christlich-Deutsche Tischgesellschaft sammelte. Indem Kleist die Leitung dieses Blattes übernahm, stand er nun dort, wo er am Beginn seiner Laufbahn um keinen Preis hatte stehen wollen, inmitten des öffentlichen Lebens, die letzte Kraft an Dienst und Vorbereitung eines neuen staatlichen Daseins seines Heimatlandes setzend. Und in den „Berliner Abendblättern" vollzog er, wie Adam Müller es gemeint hatte, die Lösung seines Lebensproblems: Staat und Religion sind ein Ganzes; Staatsdienst ist Gottesdienst. Sein Bekenntnis war das Gebet, das er auf die erste Seite der neuen Zeitung setzt.

Es ist das letzte Mal, daß wir Kleist in der Nähe des Königs begegnen. Hardenberg hatte das störende und unbequeme Blatt vernichtet. Und damit auch der letzte Schritt des umgekehrten Weges getan sei: Kleist wollte nun wieder preußischer Offizier werden. Im Oktober 1811 meldete er seiner Schwester, wohl allzu schnellgläubig, daß der König ihm seine Bitte erfüllt habe, und am 21. November 1811 meldete er der gleichen Schwester seinen freiwilligen Tod. Sieht man die Dinge nur von außen, so war das eine sinnlose, eine unbegreifliche Tat. In dem Augenblick, da Kleist mit der ursprünglichen, inneren Antinomie seines Lebens in reinen war, da ihm Diesseits und Jenseits in der Harmonie Religion-Staat zusammenflossen, richtete er die Waffe gegen sich. Man tut keine Tat, für die man nicht mit seinem ganzen Wesen zubereitet ist. Was war der letzte Antrieb? Wir glauben ihn zu kennen. Drei Wochen vor Kleists Tode, unmittelbar nach Abschluß des preußisch-französischen Bündnisses, schrieb Kleist an seine Base Marie von Kleist: „Was soll man doch, wenn der König diese Allianz abschließt, länger bei ihm machen? Die Zeit ist ja vor der Tür, wo man wegen der Treue gegen ihn, der Aufopferung und Standhaftigkeit und aller anderen bürgerlichen

Tugenden, von ihm selbst gerichtet, an den Galgen kommen kann." Kleist dachte an Schills Schicksal, und Yorcks Lage nahm er vorweg. Das ist mit Händen zu greifen. Was aber hatte sich da innerlich begeben? An diesem politischen Akt des Königs stürzte Kleist in die gleiche Katastrophe wie einst an Kants Philosophie. Damals war seine überzeugte Praxis an der widerlegenden Theorie zerschellt und jetzt eine geglaubte Theorie an der ernüchternden Praxis. Damals glaubte er sich weg von Staat und Religion in das verbürgte Diesseits gerettet zu haben und mußte erkennen, daß er sich über dem Nichts angesiedelt hatte. Jetzt hatte er sich von diesem Diesseitsglauben in Staat und Religion gerettet, und er sah sich abermals dem Nichts gegenüber. Er war den Weg von Anfang bis zum Ende gegangen und dem Widersinn der Welt begegnet. Er schritt den gleichen Weg zurück und stieß an seinem Ausgang auf den gleichen Widersinn. Hatte Kleist den ersten Zusammenbruch kaum überleben können, wie konnte er mit dem zweiten fertig werden, nachdem er es vergeblich sowohl mit dem Entweder als mit dem Oder des Lebens versucht hatte und bei dem Weder-Noch angelangt war. Welchem Gesicht aber war er beidemal begegnet? Dem dämonischen Spiel des Zufälligen des Nicht-zu-Bändigenden, des Schicksals. Die Welt also doch ein blindes Ungefähr, mit keinen Mitteln, weder mit denen der Vernunft noch mit denen der innern Schau, weder denkend noch handelnd zu ordnen. „Eine Puppe am Drahte des Schicksals. Lieber den Tod", hatte der junge Kleist geschworen. Er sah sich beim Wort genommen. Und so antwortete er mit einer Tat auf diesen zweifachen Streich des Schicksals, mit dem letzten Trumpf des freien Willens gegen das dämonische Ungefähr des Puppenspielers Schicksal.

Kleist, das ist die Tragödie des Deutschen jener Jahrhundertwende, der an der Wandlung vom Geistvolk zum Staatsvolk zerbrach, weil er jener Welt noch und dieser schon angehörte und für sich vorwegnahm, was erst durch lange Entwicklung ausgesondert und ausgeglichen werden konnte. So wie Kleist schon im Dezember 1805 an seinen Freund Rühle schrieb: „Die Zeit scheint eine neue Ordnung der Dinge herbeiführen zu wollen, und wir werden davon nichts als bloß den Umsturz der alten erleben." Kleist war eine Stafette auf dem Wege von Kant und Goethe zu Bismarck.

Ernst Moritz Arndt

1769–1860

Von

Hans Kern

Ernst Moritz Arndt, der große deutsche Volksmann, Sänger der Befreiungskriege und Seher des „Reiches", wurde am zweiten Weihnachtstage des Jahres 1769 in Groß-Schoritz, einem Rittersitz auf der Insel Rügen im Kirchspiel Garz, geboren. Nach alten Familienüberlieferungen war sein Urgroßvater als schwedischer Unteroffizier auf die damals noch schwedische Insel gekommen und hatte sich in ein Bauernwesen der Herrschaft Putbus eingeheiratet. Arndts Eltern waren also Bauern. Der Vater, Ludwig Nikolaus Arndt, hatte sich nicht nur in seinem landwirtschaftlichen Berufe, sondern auch sonst als ein so umsichtiger und lebenskluger Mann bewährt, daß der Graf Malte Putbus, der Erblandmarschall des Fürstentums Rügen, seine Leibeigenschaft aufhob und ihn zum Inspektor der Schoritzschen Güter ernannte. Der Vater verband eine unerschütterliche Lebenszähigkeit mit freier Beweglichkeit und besaß einen sicheren Blick für lebendige Wirklichkeit. Eben diese Eigenschaften hatten sich auf Ernst Moritz übertragen, während er von seiner Mutter, Friederike Wilhelmine Schuhmacher, einer einfachen, aber ausgezeichnet erzogenen und für ihren Stand recht gebildeten Frau, eine große religiöse Gemütstiefe als Erbteil erhalten hatte. Auf seine Ursprünge hinweisend, sagt Arndt einmal von sich selbst: „Ich bin geboren aus dem kleinen Volke, dicht an der Erde, nicht edel, nicht hoch, aber wohlgeboren und glücklich geboren, weil ich mich nicht von und unter den Schlechtesten geboren glaube. Schicksal, Sinn und Gemüt haben mich nun zu dem kleinen Volke gestellt und unten an der Erde festgehalten, weil es mir in den Furchen, wo die Lerchen wohnen und auffliegen, heimlicher und traulicher gedeucht hat als in den Räumen, wo die Adler über den Hochgeborenen und Edelgeborenen und Hochedelgeborenen hinschweben." Die Liebe zum Boden und zum Bodenständigen, die Herzensgebundenheit an die trächtige Scholle, eben an die Erde, die alles nährt und reift, ist von Jugend auf Arndts wesentlichster Zug gewesen und das Fundament seiner Persönlichkeit. Darin beweist er den lebendigen Wirklichkeitssinn des Bauern, und nur so konnte er der große Volkskundige werden und einer der tiefsten Deuter der germanischen Seele.

In Groß-Schoritz verlebte Ernst Moritz seine früheste Jugend. Hier bewohnten die Eltern ein neues, prächtiges Haus inmitten großer Gärten und in der Nachbarschaft weiter Eichenwälder. Das Meer war nicht fern, und freundliche Wiesen wechselten mit Hügeln, Teichen, Büschen und Hünengräbern. Die Natur befand

sich damals noch im romantisch-ungeordneten Zustande eines ursprünglichen Ackerbaus. Der Schauplatz der Kinderspiele Arndts änderte sich mehrfach, Landschaft und Leben blieben jedoch im Grunde immer die gleichen. Der Vater zog 1775/76 nach dem unweit von Schoritz gelegenen Dumsevitz und siedelte 1780 abermals um, indem er die Güter Grabitz und Breesen in der nordwestlichen Ecke von Rügen am Kubitzer Boden in Pacht nahm.

Ernst Moritz Arndt wurde durch kein frühes Lernenmüssen aus seinen Spielen und Träumen (er war ein großer Träumer!) aufgescheucht, sondern durfte in Feld und Wald und am Ufer des Meeres in Phantasieren und Denken sich bilden. Wer nun in den entscheidenden Jahren der Persönlichkeitsprägung (und diese Jahre liegen sehr früh) das Bild der ungeheuren See immer wieder vor Augen hat, die Großheit ihres Atems spürt, ihre stürmische Freiheit und den Unendlichkeitsduft der den weiten Horizont umzitternden Ferne, ihre frische Bewegtheit und herbe, ungebrochene Kraft, der wird von all dem ein Wesentliches auch in seiner Seele bergen. Arndts Antlitz verrät uns nicht zufällig einige unbezweifelbar seemännische Züge, und sein Charakter beweist es nur noch mehr: seine Kühnheit, sein Ernst und männlicher Trotz in Wind und Wetter des Geschicks, seine Erregbarkeit, die zürnende und rollende Gewalt seiner Rede und nicht zuletzt eine starke Unbändigkeit und Rauheit. Zuweilen aber auch die klare Spiegeltiefe der beruhigten und stillen See.

Den ersten ordentlichen Unterricht erhielt Ernst Moritz Arndt mit seinen Geschwistern in den Wintermonaten beim Vater, und zwar im Rechnen und Schreiben; bei der Mutter aber lernte er das Lesen in Luthers Bibel und im Gesangbuch. Die fromme Frau wußte die jungen flatternden Geister vor allem durch Märchen und Erzählungen oft bis über die Gespensterstunde hinaus zu fesseln. Ernst Moritz jedoch wollte nicht nur Geschichten lesen oder hören, sondern selber „Geschichten treiben", wie er es nannte. Mit seinen Spielkameraden fing er daher an, sich die langen Winterabende und -nächte durch umschichtiges Geschichtenerzählen zu verkürzen. Dabei gab nun jeder zum besten, was er selbst halb erlebt, halb zusammengefabelt hatte. In diesem „Geschichtentreiben" ist der Ursprung der wunderschönen Märchendichtungen des alten Arndt zu suchen. Es sind Märchen, die in Stoff und Form wahrhaft dem Volkstum entstammen. Oft hat der Dichter mit eigenen Worten nur wiedergegeben, was er als Junge von den „poetischen Bauern" selbst vernommen hatte, von Hinrich Vierk, Balzer Pievs, Jochem Eigen, Johann Geese, Schmied Mierk und anderen, und in diesen wiederum war es das Leben und Weben der Heimatinsel Rügen selbst, das die Geschichten von Wald- und Feldgeistern, Kobolden und unheimlichen Dämonen hervortrieb.

1787 bis 1789 besuchte Arndt das Gymnasium in Stralsund und 1791 bis 1794 die Universitäten in Greifswald und Jena, zunächst um Theologie zu studieren. Mehr noch aber beschäftigte er sich mit den alten Sprachen, mit der Geschichte und den Naturwissenschaften. In Jena hörte er den Kantianer Reinhold und Fichte,

dessen Persönlichkeit auf ihn großen Eindruck machte, während er aus seiner idealistischen Philosophie „wenig Scharfes und Spitzes" zu ziehen wußte.

Arndt liebte ausgedehnte Fußwanderungen. So pilgerte er zum Beispiel nach Abschluß seines Jenaer Aufenthaltes geruhsam über Leipzig, Dessau und Quedlinburg durch den Harz und die Lüneburger Heide bis nach Hamburg, erst von Lüneburg aus die Post benutzend. Wanderungen solcher Art behielt Arndt zeitlebens bei, denn er wollte die Landschaften und ihre Menschen gründlich kennenlernen. Und da er es verstand, auch mit den einfachsten Leuten sofort in ein gutes Verhältnis zu kommen, bekam er Einblicke in seelische, politische und volkskundliche Zusammenhänge, die er auf theoretische Weise niemals hätte erwerben können.

Daheim, jetzt in Löbnitz bei Barth, übernahm Arndt die Erziehung seiner jüngeren Geschwister und zog 1796, nachdem er sein Examen bei dem rationalistischen Theologen Schlegel in Greifswald abgelegt hatte, als Hauslehrer zu dem langjährigen Familienfreund Kosegarten, der in Altenkirchen auf Wittow eine Pfarrei innehatte. Hier predigte er einige Male mit Beifall; auch ward ihm eine Pfarrstelle durch Einheirat angeboten. Er verzichtete jedoch darauf, einmal, weil er die natürliche Tochter eines Greifswalder Professors, Charlotte Quistorp, heiraten wollte, sodann aber auch, weil er nach schweren und grüblerischen Kämpfen längst am überlieferten Glauben irre geworden war. Er spürte, daß die Welt ihn „nach einer anderen Seite hinzog". Die Freude an der Schönheit der Erde und dem Glanz des Lebens erfüllte ihn stärker als je, und eine große, unbezwingbare Sehnsucht lockte ihn in die Ferne. So wurde der Entschluß des nun Achtundzwanzigjährigen unumstößlich: „Ich wollte denn der Geistlichkeit Ade sagen und mich in die volle Weltlichkeit hineinstürzen." Es begann Arndts große Reise nach Bayern, Österreich, Ungarn und vor allem Norditalien. Arndts Schilderungen dieser Reise erschienen 1801 bis 1803 unter dem Titel „Reisen durch einen Teil Deutschlands, Italiens und Frankreichs in den Jahren 1798 und 1799" in sechs Bänden.

Erstaunlich war die Unvoreingenommenheit seines beobachtenden Geistes, die ungemeine Empfänglichkeit seiner bildfrohen Seele! Überall, da sein „Herz klopfte vom großen Gefühle des Lebens", gewann er Berührung mit den Landschaften, Städten und Menschen, überall erfaßte sein freier Blick das Wesentliche. Vor allem entwickelte er einen starken Sinn für den besonderen Zusammenhang von Natur und Menschenarbeit, Boden und Besiedlung, Landwirtschaft, Handel und Gewerbe. Arndt besaß eine ausgesprochene Begabung, „die verschiedenen Kreaturen voneinander zu unterscheiden und die bezeichnenden Charaktere der Tiere und Menschen leicht aufzufassen und zu schildern". In Florenz, wo ihm die hinreißend klare Formenschönheit der südlichen Natur, die großartige Gestalteinheit von Landschaft und Kultur zur Offenbarung wurde, weilte er längere Zeit; kam es doch hier zu Arndts innerlichster Befreiung, zum vollen Durchbruch

einer lebensvollen Weltfreude, zur Vergötterung, ja Vergottung des beseelten plastischen Leibes als naturgeborener „Gestalt". Das Leben gelangt da zur höchsten Entfaltung, wo es am meisten schöne Gestalt ist. Dieses hellenische Geheimnis, das ihm zweifellos bereits von Goethe nahegebracht worden war, erschloß sich ihm in der klassischen Landschaft (auch die Plastiken Michelangelos machten einen überwältigenden Eindruck auf ihn). Von hier aus auch mag es vollends verständlich werden, warum Arndt, als er mit seiner unerbittlichen Kritik der europäischen und deutschen Zustände begann, gerade Goethe als die höchste deutsche „Gestalt" in einer durch Rationalisierung zerstörten, ungestalthaften Welt pries.

In Süd- und Nordfrankreich traf Arndt auf die Spuren der Französischen Revolution. Die Eindrücke, die er empfing, waren im ganzen wenig erhebend. Überall erlebte er den „schrecklichsten Geist des scheidenden Jahrhunderts nicht in seiner Göttlichkeit und Menschlichkeit, sondern in jener Teufelskraft, die mächtig und unfühlend verzehrt und in der gewaltigen Lust des Umbildens vernichtet". Die Franzosen lernte Arndt dennoch bald schätzen als eine liebenswürdige Nation, die für die Bildung — allerdings auch Verbildung — des übrigen Europa viel getan habe, und nicht im mindesten verkannte er wegen der Greuelszenen der Revolution das Große und Menschliche dieses Volks. Frankreichs stolzen Freiheitssinn achtete er hoch, aber er verfiel niemals den reißerischen Schlagworten der revolutionären Phrasenmacher, zumal wenn diese sich moralisch gebärdeten. Arndt wußte allzu gut, daß die „physische Notwendigkeit" die Menschen stets weit stärker bestimmt als die „moralische Freiheit".

Damals geschah es, daß Arndt dem international gerichteten „Freiheitsgeist" der Französischen Revolution seine tiefere Erkenntnis der Bedeutung des „Volksgeistes" entgegenstellte. Er warf die entscheidende Frage auf, ob es denn nicht außer dem sogenannten Freiheitsgeiste noch einen ganz anderen gäbe, den die Zeitgenossen bei ihren Urteilen über die Franzosen vergessen haben. Seine Antwort lautete: „Man hat vergessen, daß es einen National- oder Volksgeist gibt, der oft ebenso kräftig wirkt und ebenso groß handelt als alles, was Schwärmerei und Begeisterung für Freiheit ausschreien. Dieser Volksgeist ... lebt bei jeder edlen und großen Nation, die sich ihrer Unabhängigkeit versichern kann, und wirkt auf das herrlichste." Der „Volksgeist", das ist für Arndt die beseelende Kraft der tief erlebten Gemeinschaft von Menschen, die durch Art, Schicksal und vor allem Sprache verbunden sind, ungeachtet aller noch so verschiedenen Berufe, Kasten, Gesellschaftsschichten. Der Einzelmensch ist ein Nichts ohne den lebendigen Zusammenhang mit diesem Gesamtgeiste, aus dem er stammt und durch den er allererst „Gestalt" wird. Bei den Engländern sah Arndt solchen Volksgeist besonders ausgeprägt, aber auch bei anderen Völkern; bei den französischen Emigranten, die trotz ihres Unglücks ihr Land liebten wie kein zweites auf der Welt, bewunderte er ihn zuhöchst. Aufs schmerzlichste mußte er ihn dagegen bei

den Deutschen vermissen. Das wurde ihm peinlich klar, als er von Paris über Brüssel und Lüttich den Heimweg antrat und die Rheinlande besuchte. In den linksrheinischen Gebieten erfuhr er den zügellosen Eroberstolz und gallischen Hochmut der Franzosen unerwartet stark. Waren das noch die Angehörigen jener Nation, die er zu verehren eben gelernt hatte? Die geduldige Langmut der Deutschen konnte Arndt nur mit Zorn erfüllen, dem er denn auch recht kräftigen Ausdruck gegeben hat. Nicht zuletzt aber warnte er das französische Volk vor dem Geiste der Eroberung, „der es selbst und andere elend machen würde".

Daß der Rhein nicht Deutschlands Grenze, sondern Deutschlands Strom sein müsse, daß es ein Frevel wäre, den schönen rheinischen Volksschlag durch Teilung der Rheinlande mit den Franzosen zu einem Zwitter herabzuwürdigen, das hat Arndt schon hier, als er die Städte Köln, Bonn, Koblenz und Mainz bereiste, aufs deutlichste eingesehen. Gerade weil er den Blick hatte für den gestalthaften Zusammenhang von Volk und Heimat, Menschentum und Landschaft, Stammesart und -boden, erkannte er mit einem Schlage das rheinische Geheimnis des deutschen Volkes, wie er es einige Jahre später im „Geist der Zeit" besonders eindringlich verkündet hat: „Hier an beiden Ufern des Rheins . . . hat sich das Germanische mitten in allen Stürmen der Jahrhunderte, in allen Umkehrungen und Wechseln der Völker immer zusammengedrängt erhalten, ja es ist gerade durch die Stürme und Wechsel derselben fester zusammengedrängt worden . . . von da sind unzeigbar, unscheinbar die zarten und geheimen Geister des deutschen Wesens in alle Lande ausgeflossen, aus diesem verborgenen Feuermeere sind die Funken ausgesprüht, die bis zur Ostsee und bis zu Polen, Ungarn hin das lebendig erhielten, was deutsch genannt werden durfte."

Als Arndt um die Jahrhundertwende heimgekehrt war, hatte er die Verhältnisse, Menschen und Völker Europas sehen und erkennen gelernt. Im März 1800 wurde er in Greifswald Privatdozent für „Historie und Philologie"; von seinen Vorlesungen möge die über die Geschichte der merkwürdigeren Revolutionen genannt sein. Im selben Jahre erschien die aus einer Vorlesung entstandene Schrift „Ein menschliches Wort über die Freiheit der alten Republiken". Am 28. Februar 1801 heiratete er Charlotte Quistorp, die jedoch noch im gleichen Jahre bei der Geburt eines Knaben (Karl Treu) starb. Arndt wurde Adjunkt der philosophischen Fakultät und war nun mit der Universität Greifswald zehn Jahre verbunden. Ungefähr die Hälfte der Zeit dozierte er, die andere Hälfte verbrachte er auf Reisen oder in Schweden. 1803 trat Arndt mit seinem „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen" nachdrücklich und mit Erfolg für die hart unterdrückten Bauern seines Heimatlandes ein. Im selben Jahre erschien sodann sein erstes großes Geschichtswerk „Germanien und Europa", eine großzügige, wenn auch skizzenhafte Darstellung eines riesigen Völkerpanoramas, beginnend mit den Völkern des alten Orients und endend mit der deutschen Nation und ihrer durch die europäische Gesamtentwicklung bedingten Lage.

Dieses Buch wie ebenso der erste Teil des „Geist der Zeit" (1806), die „Fragmente über Menschenbildung" (I, II, 1805) und die „Briefe an Freunde" (I, 1805, erschienen 1810) sind ein Ausdruck jener Gesinnung, die Arndt mit folgenden Worten gekennzeichnet hat: „Ich denke, ein gewisses Heidentum hätte nie zerstört werden sollen, und jeder Mensch, der es mit seinem Geschlechte gut meint, sollte dahin arbeiten, es wieder lebendig zu machen. Unter diesem Heidentum verstehe ich die göttliche Gesamtheit des Menschen und der Welt."

Die neue Weltanschauung des jungen Arndt ist gerade für uns Heutige von ganz besonderer Bedeutung. In ihrem Mittelpunkt steht der Begriff der „Gestalt" oder des „Bildes". Die Natur ist ein beseeltes, gestalthaftes Ganzes, selber die „Mutter aller Gestalten", das „Bild der Bilder". Und so bringt sie in unbewußtem, stetigem Bilden auch nur Ganzheiten hervor. „Gestalt" ist ferner sinnliche, konkrete Wirklichkeit, Leibhaftigkeit, denn anders als leiblich kann das Leben sich nicht offenbaren. Natur ist daher niemals etwas Abstraktes wie der Gedanke; sie kennt nichts Leibloses. Als „Mutter aller Gestalten" stellt die Natur den beseelenden Urgrund der Erscheinungen dar, die ungeheure „physische Notwendigkeit", den erhabenen Kreislauf des Geschehens. Sie vollzieht ihr Werk des Webens und Auflösens „wahrhaftig willenlos", einem gewaltigen Müssen folgend. Arndt erneuert den großen Begriff des Schicksals. „Sicher geht der Mensch auf der Erde, indem er alles als Notwendigkeit nimmt und in dieser Notwendigkeit fromm forttreibt, wie das Wasser fließt und der Baum wächst und der Vogel singt. So befestigt sich bei dem Menschen der erhabene Begriff einer physischen Notwendigkeit... Wir sehen diese Notwendigkeit der Erde, die physische Macht und Herrschaft der Elemente, nicht mehr als etwas Unheiliges an, weil wir in ihnen die Göttlichkeit und ein überschwengliches Leben finden."

Die Gestalt ist beseelter Leib. Arndt verkündet immer wieder die frohe Botschaft vom lebendigen Leibe. Als der Träger des Lebens der Welt ist das Stoffliche heilig. Gerade dieses Moment ist wesentlich für Arndts bäuerliches Heidentum; von hier aus kam er dazu, die seit dem Ausgang der Antike herrschende Spaltung zwischen Leib und Seele für einen „gemeinen Dualismus" zu erklären.

Als die drei „Hauptkräfte" des Menschen nennt Arndt Leib, Seele, Geist. Sie sollten eine Einheit bilden. Der Geist (das Vermögen der Ideen) indessen hat sich vom Lebensurgrund losgelöst und ist zum „Überflieger" geworden (Überfliegung ist bei Arndt soviel wie Transzendenz). Und eben damit begann das Verhängnis der Geschichte, wie es Arndt in den genannten Werken aufzeigt. Der Antrieb dieses „Überfliegers" gab dem Menschen eine natur- und leibfeindliche Richtung, ließ ihn die Gestaltenwelt immer schwerer verkennen und schließlich verachten. Des Menschen Seele verlor die Bindung an die schöne, mütterliche Erde und glaubte im gestaltlos-abstrakten Bereiche der Ideen sich wohler zu fühlen. Furchtbare Verblendung! „Als die Menschen anfingen sich klug zu dünken, alles mit dem Geiste zu betasten und zu probieren und durch ihn

ihre Erde einzurichten, da wurden sie dumm, verloren die Einfalt der Natur, die Kunst und den Begriff von Maß und Gestalt. Sie wurden Luftflatterer, Himmelsstürmer und Sklaven. Alle Gesetze — die der bloßen Idee, welche oft gar nicht für die Erde gehörten, sondern nur von ihr in ihren Äther aufsteigen sollten, und die der Elemente, oder des festen Naturleibes — wurden nun miteinander vermischt und verwechselt; daher das mannigfaltige Elend der Welt seit Jahrtausenden und die Schwäche, die nirgends einen festen Punkt hat, weil sie den Weltverstand verlor." Mit solchen Anschauungen durchbricht Arndt bereits die Schranken des „Idealismus" und zugleich damit die des geistgebundenen Bürgertums, das über Begriffen und Ideen, Programmen und Paragraphen sich um die Wirklichkeit des Lebens betrügt.

Wenn Arndt es als das Verhängnis der Geschichte ansah, daß sie das gestalthafte, blutgebundene Leben mehr und mehr durch rationalisierende Geistigkeit zerstöre, „anatomiere", so stemmte er sich der Richtung dieses Geschehens mit glühender Leidenschaft entgegen, um das Leben der Menschen aus der Einschnürung durch Begriff und Mechanismen aller Art befreien und der heiligen „Schwere" der Erde wieder verbinden zu helfen. „Wie hat man die Natur und ihre Produkte verarbeiten und bearbeiten gelernt, indem man die Ansprüche aufgab, ihr Gefühl zu dem seinigen zu machen! Ackerbau und Handel, Bergbau, Fabriken und Manufakturen, Häfen, dem Meere abgezwungen, Kanäle, durch Gebirge geführt, Maschinen, durch Wasser, Feuer und Luft für tausend Hände arbeitend, sind treffliche Denkmäler dieser Zeit. So ist endlich eine solche überkünstliche Staatsmaschinerie entstanden, daß selbst die Gescheitesten die Maschine nicht mehr im Gang erhalten können." Vor allem aber sah Arndt das deutsche Verhängnis: „Solches Ideenleben, wie wir es getrieben haben und noch treiben, ist einer verzehrenden Flamme gleich, welche die Welt und uns selbst zu einem Skelett ausdörrt . . . Könnten Ideen allein die Welt bilden und beherrschen, so müßten wir im Himmel und auf Erden die Ersten sein . . aber mit Wehmut müssen wir gestehen, daß dieser himmlische Reichtum uns irdisch arm gemacht hat und daß andere unsere Erde zu besitzen gekommen, während wir für sie den Himmel erobern . . . Solches Hinausspielen des Lebens in eine fremde Welt, solche Ungestalt und Überfließung in ein fast ganz leibloses Dasein ist nirgends so in Europa zu sehen wie bei uns . . . Daher unsere politische Erbärmlichkeit und Hilflosigkeit, das Unnationale und Trauriggleichgültige bei dem allgemeinen Elende des Volkes."

Das Arndtsche Geschichtsbild ist von gewaltiger metaphysischer Tiefe. Wohl lassen sich heute im einzelnen leicht die verschiedensten Korrekturen anbringen; der großartige Versuch jedoch, die Menschheitsgeschichte (insbesondere die europäische mit ihren Sonderabschnitten) von den genannten Grundgedanken aus zu durchleuchten, ist von grundsätzlicher Bedeutung. Zumal die von Arndt im Zusammenhang mit jener Geschichtsdeutung vorgetragene Kritik seiner Zeit („Alles

hat sich in leiblose Form, in körperlosen Geist aufgelöst!") greift so tief und enthält so treffsichere Bemerkungen über den Siegeszug der europäischen Vergeistigung, über die Krisis der Kirchen, der Wissenschaft („Hexenmeister sind wir geworden unter unsern Kathedern und Folianten!"), der Kunst, des Schrifttums, der Kultur überhaupt, über Deutschland und die Deutschen sodann und über das Verhältnis von Bürger und Bauer, über Sitte und Sprache usw., daß die zum Teil bereits vor etwa hundertzwanzig Jahren geschriebenen Sätze ihre Gültigkeit bis auf den heutigen Tag behalten haben, ja vielfach sich erst heute wirklich bewähren. Seinen Grund hat das nicht zuletzt darin, daß der Tiefengeschichte eines Volkes andere Zeiträume entsprechen als der Oberflächengeschichte, mit der es die „Historiker" meist nur zu tun haben. Arndt erkannte damals mit seherischem Blick, daß den Deutschen nur noch durch die entscheidende Rückkehr zu den Mächten und Kräften der Erde und des Leibes (des „Bodens" also und des „Blutes") und durch eine dementsprechende Umwertung der gesamten überlieferten Kulturwerte geholfen werden könne. Arndt war ein Seher der wahren Wirklichkeit und als solcher ein Prophet wie nur irgendeiner, er hatte „Blick" und „Perspektive" und sah in Abgründe des Lebens und der Geschichte, wie sie damals außer ihm niemandem und nach ihm erst wieder Friedrich Nietzsche sichtbar geworden sind. Und dann wollen wir nicht vergessen: er war überhaupt der erste Geschichtsschreiber, der uns in deutscher Sprache eine Weltgeschichte geschenkt hat. Ranke oder Mommsen, die ihm an Darstellungsbreite und geschichtswissenschaftlicher Genauigkeit überlegen sind, waren noch fern. Gewiß gab es Herder, bei dem sich wie bei Schiller und einigen anderen Völkerschilderungen finden, aber Arndt übertrifft sie alle bei weitem in seiner Fähigkeit der lebendigen Charakterisierung und Typisierung und überragt sie vollends durch die Tiefe seiner Geschichtsmetaphysik.

In den Jahren um 1800 bis etwa 1807 eröffnete Arndt gewaltige Angriffe auf das Christentum. Die Erkenntnis, zu der er sich damals ahnend vortastete (siebzig Jahre vor Nietzsche), hat er sich wahrhaft abgerungen: „Die neue Welt ist unter einem andern Gesetz und einem andern Gott gebildet als die alte; aus dem Gefühl eines erniedrigten und kümmerlichen Geschlechts sah der Mensch in ihr nach einem anderen Leben als diesem hin und nach einem Gott außer der Natur. Es mußte also zwischen diesem Menschen und der Natur, die seine Natur gewesen war, eine Trennung erfolgen. Er fing an, das Herrliche zu verachten, was er hatte, um sich etwas herrlicher zu träumen, was er glaubte ... Dies gab Kampf zwischen Himmel und Erde, und im Streit hat mein Geschlecht gelebt seit der Herrschaft des Christentums auf Erden ... Manches Jahrhundert arbeitete und disziplinierte der Geist, aber das süße Gesetz der Schwere riß oft irdisch nieder, was er himmlich baute, und er mußte seine Arbeit wieder von vorne anfangen. Doch endlich war der Kampf durchgekämpft, der physischen Stärke ward weniger, und der Sieg schien dazusein. Aber mit der Stärke ist auch die Schnellkraft dahin;

entkörpert genug sind die Sterblichen, aber sie sind selbst den geistigen Flügeln zu leicht geworden, denn ohne Schwerpunkt gelingt kein Flug! ... Nach langem Kampf und tausend Rückfällen sind sie endlich der Natur entfremdet und aus ihrer süßen Gemeinschaft ausgeschieden, die irdische Kraft hat sie verlassen, wie sie Antäus verließ, als er in den Armen des Göttersohns zwischen Himmel und Erde erwürgt ward." Zugleich setzte Arndt mit einer Kritik der christlichen Moralität ein, die an Schärfe nicht leicht zu überbieten ist. „Man trug die Religion, die Moralität in alles hinein, wo sie gar nichts zu tun hatten; der Himmel ward durchaus das Maß, woran man die Erde hielt; sie an sich selbst zu messen und durch sich selbst zu halten, davon hatte man keine Idee. Man wußte in der Verkehrtheit des Wahnes zuletzt nichts mehr mit der Erde zu beginnen. Wohin man sah, stieß man auf Gebrechen und Sünde; jeder Genuß, der aus dem Erdboden aufwuchs, ward ein Verbrechen; jede unschuldige Lebensfreude, jeder lustige Trieb empfing die Disziplin. So kam man dahin, daß man die Erde, die bekannte mütterlichliebe Erde, verachtete für einen Himmel, der hier unten nur sich auftat, um seine Schrecken zu zeigen." Folgerichtig wurde Arndt auch zum Kritiker des überlieferten Gottesbegriffs: der christliche Gott ist transzendent, die Gottheit des Lebens erscheint in der Welt der Gestalten als Schicksal und „physische Notwendigkeit".

Im einzelnen waren Arndts Ansichten gerade hier verständlichermaßen den mannigfaltigsten Schwankungen unterworfen. Auch in dem genannten Zeitraum beurteilte er das Christentum gelegentlich positiver und glaubte schließlich daran, daß Heidentum und Christentum zu einer harmonischen Vereinigung gebracht werden könnten. Endlich aber wandte er sich dem (protestantischen) Christentum entschieden wieder zu, wenngleich er zunächst aus seinem gewaltigen Heidentum noch ein bedeutendes Stück mit herübernahm, an Theologie und Kirche revolutionäre Forderungen stellend: „Wahrlich, ich sage euch und verkündige euch, der alte Papst und der alte Luther sind lange tot und stehen in der früheren Gestalt nimmer wieder auf; mit einem höheren Atem des Lebens muß die Welt und das Christentum wandeln; einer neuen Kirche und eines neuen Heils warten wir." (Geschrieben 1813!)

Gerade durch diesen leidenschaftlichen Kampf mit seinen vielfach sich kreuzenden Motiven ist uns Arndt heute wieder zu einem Sinnbild geworden: er hörte das Rollen der unterirdischen Gewitter, er spürte die seltsamen Zuckungen der elementaren Mächte germanisch-deutschen Seelentums schon damals.

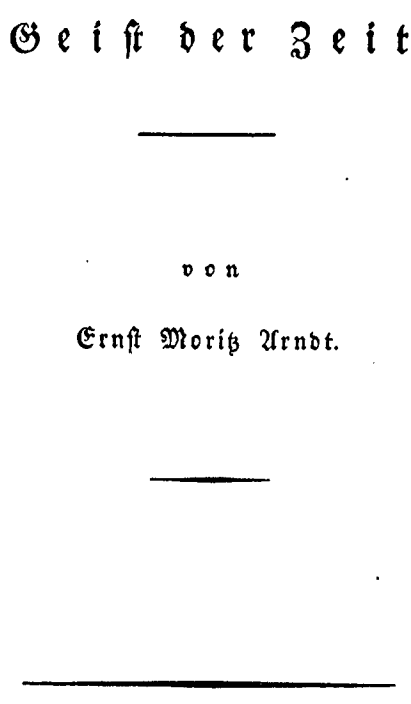
Der erste Teil des „Geist der Zeit" ist besonders interessant durch Arndts scharfe Kritik an den Vertretern des öffentlichen Lebens, den Schreibern und Rednern, Diplomaten und Pfaffen, Fürsten und Edelleuten. Zumal mit den deutschen Fürsten geht Arndt unerbittlich zu Gericht. Die meisten von ihnen nennt er Tyrannen, die einem krankhaften Machtegoismus verfallen seien und ihre Untertanen zu Sklaven erniedrigt hätten. Um die deutsche Nation hätten sie sich nie gekümmert; ihr Volk sei ihnen gleichgültig oder ein reines Beuteobjekt gewesen.

Es hätte ihnen gar nichts ausgemacht, Landeskinder zu verschachern und „Deutsche zu vertilgen, wenn durch viel Blut und mehr Schmach einige Quadratmeilen Land zu gewinnen wären". Daher wird „der Tag der Rache schnell kommen, und unvermeidlich und ohne Tränen wird das Volk die unwürdigen Enkel besserer Väter vergehen sehen". Das Adelsprinzip hielt Arndt damals für eine völlig historisch gewordene Angelegenheit (während er sich 1848 für die Beibehaltung des Adels aussprach). Der Feudalismus habe, so führte er aus, die halbe Erde verwüstet und das Volk um sein Recht auf den Boden betrogen. Nicht verschwiegen sei ferner, daß Arndt in dieser Zeit zu harter Kritik Friedrichs des Großen gelangte. Der König habe durch unorganische Aufmästung Preußens und seine reichsfeindliche Politik dem Mythus des Reiches schweren Schaden zugefügt. Außerdem habe er seinen Staat in eine reine Verwaltungsmaschinerie verwandelt und damit den Grund zu dessen Entseelung gelegt. Als Arndt später einsah, daß das alte Heilige Römische Reich Deutscher Nation auf keine Weise länger lebensfähig geblieben wäre, hat er die große Bedeutung Preußens für die zu errichtende neue deutsche Nation sofort erkannt und rückwirkend nun auch das Werk des großen Friedrich weit positiver beurteilt.

Aufs neue schätzen wir Arndt auch als Pädagogen. Seine „Fragmente über Menschenbildung" enthalten die Gedanken eines großen Menschenkenners und wahren Lebensfreundes. Arndt hatte es in den Bildungsanstalten seiner eigenen Zeit erfahren, daß der Mensch die natürliche Bildkraft, die in ihm webt, immer wieder durch Überzüchtung und einseitige Bewertung des Geistes verdirbt, da er kein Gefühl mehr besitzt für den wahren Schwerpunkt des Menschenwesens. So entwickelte denn Arndt (äußerlich in manchem an Rousseau anknüpfend, über dessen flachen Naturbegriff jedoch weit hinausgehend) eine entscheidende Grundforderung: die bildende Lebendigkeit der Natur, wie sie im jugendlichen Menschen vom frühesten Alter an wirksam ist, soll ungestört zur Ausprägung kommen, und es sei alles zu beseitigen oder fernzuhalten, was irgendwie zu Hemmungen, Störungen oder Verbiegungen des kindlichen Innenlebens führen könnte. Mit einem Worte: während der übliche Begriff der „Bildung" einseitig den Vervollkommnungsprozeß des geistigen Prinzips im Menschen in Richtung auf die bewußte Verarbeitung der sogenannten „Kulturgüter" bedeutet (also einen idealistischen bezw. aufklärerischen Einschlag aufweist), bedeutet „Bildung" bei Arndt die Steigerung der seelischen Aufgeschlossenheit für die Lebensfülle der Welt, für das beseelte „Reich der Bilder". Die Welt ist in allen ihren Teilen lebendig; diese Lebendigkeit zu erfassen, das ist die Aufgabe der wahren Bildung, die Arndt die „mythische Bildung" nennt. Dabei steht auch für Arndt von vornherein im Vordergrund: die Vertiefung des Lebenskontaktes mit der Heimat und dem deutschen Volkstum. Damit rückt er uns abermals außerordentlich nahe, denn genau wie er wird auch jede künftige, wirklich deutsche Menschenbildung von der Idee des Lebens auszugehen haben!

1806 wurde Arndt außerordentlicher Professor in Greifswald. Da aber damals alle Welt vom Begeisterungstaumel für Napoleon erfaßt war, wurde die Stellung Arndts, der Bonaparte leidenschaftlich haßte, immer unhaltbarer. Er ging deshalb nicht ungern im Auftrag seiner Regierung nach Stralsund, um die Akte der schwedischen Reichstage ins Deutsche zu übertragen. In Stralsund kam es zu einem Ereignis, das für Arndts männlich-deutschen Charakter sehr bezeichnend ist: er duellierte sich mit einem schwedischen Offizier, der das deutsche Volk beleidigt hatte. Dabei wurde er von der Pistolenkugel des Gegners schwer verletzt und genas nur langsam.

Mittlerweile war der Krieg zwischen Frankreich und Preußen ausgebrochen, die Katastrophe von Jena hatte die Gemüter erschüttert, und gegen Ende 1806 rückten die französischen Truppen auch nach Pommern ein. Arndt zog sich nach Schweden zurück, und nun begann für ihn ein neuer Abschnitt seines Lebens und Wirkens. Mit dem mehrere Einzelschriften zusammenfassenden zweiten Teil des „Geistes der Zeit" (1807, erschienen 1809) setzte Arndts Kampf gegen Napoleon und für die geistige und politische Einigung der damals bekanntlich in zahllose Einzelstaaten zerrissenen deutschen Nation ein.


Geist der Zeit

von

Ernst Moritz Arndt.

1 8 0 6.

Titelblatt der Erstausgabe von Arndts „Geist der Zeit"

In Schweden verkehrte Arndt viel in der Familie des Freiherrn von Munck in Edeby. Mit dessen Gemahlin Elisa Maria, einer tiefreligiös gestimmten Frau, war Arndt innig befreundet. Ihr widmete er seine „Psychidion"-Gedichte, die „Briefe an Psychidion" (den dritten Teil der „Fragmente über Menschenbildung", 1819) und die „Reime aus einem Gebetbuch für zwei fromme Kinder". Nicht zuletzt war es der Einfluß dieser Frau, der zu Arndts Rückwendung zum (protestantischen) Christentum Entscheidendes beigetragen hat. Es sei noch erwähnt, daß eine für Arndt sehr charakteristische Erlebnisweise diese Rückwendung

unbewußt vorbereitet hat (wobei sich in seiner Eigengeschichte zugleich ein Stück deutscher Vorgeschichte wiederholt hat). Arndt war, wie wir ausgeführt haben, den Kräften und Mächten der „Erde", des „Leibes" und „Wachstums" besonders innig verbunden, zugleich aber kam in ihm die Sehnsucht zur erdüberhobenen „Ferne" immer wieder gewaltig zum Durchbruch. Auch in seiner Brust wohnten „zwei Seelen", von denen die eine in der Lichtwelt der Sonne und im verklärten Reich der Sterne ihre eigentliche Heimat erkannte. So kam es bei ihm zum typisch germanisch-nordischen Konflikt zwischen Erdenliebe und Fernstenssehnsucht. Es war die Fernzone des Kosmos, die er (wie so viele andere) unter der Einwirkung des christlichen Weltbildes unversehens mit dem „Jenseits" vertauscht hat. Es gibt dafür in seinen Schriften zahlreiche Belege. „Daß es das Edelste, Tiefste und Unergründlichste im Menschen ist, was als das Tätige und Bewegliche in den Mystikern erscheint, dasjenige, was mit Gott und mit der alten Sternenwelt (!) wunderbar verknüpft und immer wieder zur alten Heimat (!) zurückwinkt, darüber sind sich alle einig, welche über das Innerlichste und Geheimste nicht spotten dürfen." Hierher gehört auch der folgende Ausspruch Arndts: „Alles, was germanischen gotischen Stammes ist, sowie es das Meer erblickt, reißt sich mit allen sehnsuchtgeschwellten Segeln in die Weltweite hinaus." Von solchen Phänomenen hätte auszugehen, wer das Problem der „religiösen Entwicklung" Arndts gültig erörtern wollte.

In Schweden erlebte Arndt den Sturz Gustavs IV. Adolf und den rasch anwachsenden Napoleon-Enthusiasmus. Da beschloß er, wieder in die Heimat zurückzukehren. Über Kolberg eilte er nach Trantow zu seinen Geschwistern (die Eltern waren inzwischen verstorben) und ging im Winter 1809/10 nach Berlin, wo er sich bei dem befreundeten Verleger Georg Reimer verborgen hielt und Beziehungen zu jenen Männern anknüpfte, die heimlich eine preußische Volkserhebung vorbereiteten. Er lernte Scharnhorst, Gneisenau und Blücher, Chazot, Eichhorn und Gruner kennen. Mit ihnen blieb er von nun an in Fühlung, auch als er für einige Jahre wieder in Greifswald amtierte. Als es Napoleon gelungen war, mit Österreich und Preußen ein Bündnis gegen Rußland abzuschließen und eine Riesenarmee an der russischen Grenze zu versammeln, reiste Arndt zweimal nach Berlin und schließlich nach Breslau und Prag, wo er sich mit Gruner traf. Durch ihn erhielt Arndt von Napoleons größtem Gegenspieler, dem Freiherrn vom Stein, die Aufforderung, sofort nach Petersburg zu kommen. Auf gefährlichen und mühsamen Schleichwegen gelang es ihm, als Diener eines Kaufmanns verkappt durch die Front der „Großen Armee" ins Innere Rußlands, nach Moskau und schließlich nach Petersburg zu gelangen, wo er dem Freiherrn vom Stein zur Seite stand, Flugschriften verfaßte, Depeschen bearbeitete und ähnliches. Damals erschien die „Glocke der Stunde", ein Aufruf zur Bildung einer deutsch-russischen Legion aus deutschen Flüchtlingen und Überläufern. An die Soldaten ebendieser Legion ist der berühmte „Katechismus für teutsche Soldaten" gerichtet (der später

— 1813 und 1815 — erheblich umgearbeitet wurde in den „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann"). Gewaltig war die Kraft der Arndtschen Stimme, aufrüttelnd sein Ruf zur heiligen Ehre! „Das ist die deutsche Soldatenehre, daß der brave Krieger dem Könige oder Fürsten, der ihm zu gebieten wagt, für die Franzosen und ihren Despoten den Degen zu ziehen und gegen die Freiheit und Ehre ihres Landes zu fechten, den Degen im Angesicht zerbreche, weil er nicht den Mut hat, gleich seinen Vätern stolz und frei zu herrschen oder freier und stolzer zu vergehen . . . Das ist die deutsche Soldatenehre, daß der Soldat fühlt: er war ein deutscher Mensch, ehe er von deutschen Königen und Fürsten wußte: es war ein deutsches Land, ehe Könige und Fürsten waren; daß er es tief und inniglich fühlt: das Land und das Volk sollen unsterblich und ewig sein, aber die Herren und Fürsten mit ihren Ehren und Schanden sind vergänglich."

Der Soldatenkatechismus atmet lutherischen Geist und ist ein deutliches Zeugnis für die große Gesinnungswandlung Arndts, die zum erstenmal eindeutig in der „Hoffnungsrede vom Jahre 1810" (erst 1847 erschienen) sichtbar wird und deren Hauptgrund das Napoleonerlebnis war, das für Arndt immer zentralere Bedeutung erhielt. Napoleon, der Erschütterer Europas, war der gigantische Zerstörer, der eigensüchtige Eroberer und Tyrann, der hemmungslose Lügner und Gleisner, mit einem Wort: das fleischgewordene Böse! Mit dem Augenblick aber, da Arndt durch Napoleon ein radikal Böses in der Welt wirken zu sehen glaubte, wuchs in ihm auch der Glaube an die Wirklichkeit des Guten als des höchsten Gegenprinzips und zugleich das Vertrauen auf den schließlichen Sieg dieses Guten. Die christliche Weltansicht war da und zeigte Bonaparte im Lichte eines Widersachers Gottes, ja des „Antichristen". Diese Überzeugung führte zu gewichtigen Folgerungen. Wenn damals alle Welt Napoleon als den Gesandten Gottes pries, dem gegenüber jeder Widerstand nutzlos sei, so konnte Arndt jetzt gerade im Namen „Gottes" zum Kampf aufrufen gegen den Feind des Friedens, den Zertrümmerer der Völker und Schänder der deutschen Ehre. Die Gerechtigkeit der Dinge verlangte gebieterisch, daß Bonaparte niedergerungen werde. Und der inbrünstige Glaube an eine Macht, die das Gerechte will und die Verletzung der ewigen Ordnung ahndet, konnte nach Arndts Überzeugung den Menschen mit der Kraft für die große Tat der Befreiung erfüllen. Arndt ersetzte den Schicksalsbegriff durch den Begriff einer Weltgerechtigkeit, die durch die Persönlichkeit Gottes dargestellt wird. Die Weltgeschichte mit ihren Untergängen und Siegen war nun in dem Einen Gott befaßt und zum Weltgericht für alle diejenigen geworden, die dem Willen Gottes einen eigenen Ungehorsam entgegensetzten. So wurde Arndt ein streitbarer Kämpfer im Geiste Luthers, an dessen glühendem und großmächtigem Deutsch er sich mit hohem Erfolg geschult hat. Arndt ist ganz zweifellos einer der sprachgewaltigsten politischen Schriftsteller Deutschlands gewesen. Seine nun folgenden Schriften sind keine Schriften mehr der überschauenden Weltweisheit, sondern Kampfschriften voller Gegenwartsklugheit und Tatbewußtsein.

Die wechselreichen Erlebnisse Arndts in Petersburg wurden durch den Winterrückzug des französischen Heeres nach dem Brande Moskaus zum Abschluß gebracht. Anfang Januar 1813 brachen Stein und Arndt auf, folgten der französischen Rückzugsstraße und trafen gegen Ende des Monats in Königsberg ein, wo die Wogen der Begeisterung hochschlugen. Die Bildung der ersten Landwehr wurde eingeleitet, Freiwillige meldeten sich in großen Scharen. Damals war es, als Arndt das Lied dichtete: „Was ist des Deutschen Vaterland"; andere Freiheitslieder folgten, so das Lied vom Gneisenau, vom Dörnberg oder vom Chazot. Daß diese und viele andere Freiheitslieder mehr sind als bloße Bekenntnisse eines Privatmannes, daß sie Eingang und Bleibe fanden im Herzen des Volks, hat seinen Grund darin, daß Arndt mit großem Schwung und heißer Leidenschaft die allgemeine Not und Begeisterung, den Sturm und Drang des Heeres, das Wehen des Volksgeistes dichterische Sprache werden ließ. Arndts eigentliches Element des Ausdrucks war nicht die Dichtung, sondern die (geschriebene) Rede; aber er wurde dennoch ein wirklicher Dichter, als sein feuriges Herz überfloß vom Erlebnis der großen Stunde seines Volkes. Der Durchbruch der volkhaften Kräfte in den Raum der politischen Geschichte Deutschlands war es, den er sang und der in seinen Liedern Ton wurde. Darum sind die besten seiner Freiheitsdichtungen lebendig geblieben und werden es bleiben, solange das Volk noch als Volk sich fühlt.

Im Auftrage Steins verfaßte Arndt ein Büchlein mit dem Titel „Was bedeutet Landwehr und Landsturm?", das zu seiner Freude bald über ganz Deutschland hinflog und ohne sein Zutun in vielen tausend Abdrucken vervielfältigt wurde. Von höchster politischer Bedeutung war der dritte Teil des „Geistes der Zeit", an dem Arndt in den Königsberger Tagen schrieb. Scharf genau erkannte Arndt das, was alleiniges Ziel der beginnenden Freiheitsbewegung sein müsse: die Gründung eines einheitlichen Deutschen Reiches. Im einzelnen forderte er den Einschluß Österreichs, die Errichtung einer starken kaiserlichen Zentralgewalt, bedeutende Einschränkung der Selbständigkeit der Fürsten und der Einzelländer, Einführung eines nach vier Ständen gegliederten Reichstages mit einem Oberhaus als Ergänzung, eine einheitliche Reichsgesetzgebung, ein oberstes Reichsgericht, ein Reichsheer unter dem Oberbefehl des Deutschen Kaisers, Aufhebung der Zollschranken innerhalb der Reichsgrenzen und Einheit von Maß, Münze und Gewicht.

Während der nun beginnenden Feldzüge blieb Arndt ständig in Fühlung mit Stein oder den Männern des preußischen Hauptquartiers. Nach der Schlacht bei Leipzig hielt er sich in der befreiten Stadt auf und ließ eine ganze Reihe neuer Schriften erscheinen: „Über Volkshaß und über den Gebrauch einer fremden Sprache", „Über das Verhältnis Englands und Frankreichs zu Europa", „Das preußische Volk und Heer" und die „Grundlinien einer teutschen Kriegsordnung". Großes Aufsehen und eine mächtige Wirkung erregte seine Schrift „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze". Hier sprach er in Erinnerung

seiner rheinischen Erlebnisse vom Jahre 1799 wieder einmal zur richtigen Stunde das richtige Wort, denn es drohte Gefahr, daß die Heere der Verbündeten die Verfolgung der Franzosen nicht über den Rhein fortsetzen würden. Damit aber wären die geplanten Friedensverhandlungen von vornherein für die territoriale Neuordnung Preußen-Deutschlands wenig verheißungsvoll gewesen. So war diese Schrift eine politische Tat. Von einer Belassung der Rheinlande bei Frankreich war von nun an bei den deutschen Staatsmännern keine Rede mehr. Stein, Geßler, Eichhorn und viele andere äußerten begeistert ihre Zustimmung zu den Ideen Arndts. Der Staatskanzler von Hardenberg bot ihm eine Stelle im preußischen Staatsdienst an.

Anfang Januar 1814 traf Arndt in Frankfurt am Main ein, dem Sitz der Zentralverwaltung, die die von den Franzosen befreiten Länder provisorisch regierte. Hier hielt er sich längere Zeit auf, bereiste aber wiederum die Rheingegenden und Baden. Im Herbst des Jahres überwältigte ihn sein alter Wandertrieb, und er machte sich zu Fuß auf nach Berlin. Von den Frankfurter kleinen Schriften Arndts sind vornehmlich zwei zu erwähnen: die mit dem Titel „Über künftige ständische Verfassungen" und der „Entwurf einer teutschen Gesellschaft". Sein besonderes Augenmerk richtete Arndt naturgemäß jetzt auf den Wiener Kongreß, an den er drei anonyme Schriften richtete: „Beherzigungen vor dem Wiener Kongreß", „Die Regenten und die Regierten" und „Friedrich August, König von Sachsen und sein Volk im Jahre 1813". Seine alten großen Forderungen faßte er noch einmal in dem Buch „Blick aus der Zeit auf die Zeit" zusammen. Auch sei die bedeutsame politische Schrift „Über Preußens Rheinische Mark und über Bundesfestungen" erwähnt.

Im Frühjahr 1815, nach Wiederausbruch des Krieges mit Napoleon, finden wir Arndt in Köln. Dort gab er eine Zeitschrift mit dem Namen „Der Wächter" heraus. Die meisten Artikel dieser Zeitschrift verfaßte er selbst, der unermüdliche Wächter des Rheines. Er nahm Stellung zu den wichtigsten Problemen des neuen Krieges, der europäischen und deutschen Politik. Zu dieser Zeit hatte Arndt bereits eingesehen, daß die Rolle Habsburgs in Deutschland ausgespielt war. Seine Hoffnungen auf die künftige Errichtung eines deutschen Kaisertums gingen auf Preußen über. „Preußen wird", rief er prophetisch aus, „durch sein eigenes großes Herz, es wird durch den fortreißenden Strom der Umstände und Verhältnisse, es wird durch die Notwendigkeit des Kampfes um sein eigenes Dasein zu seiner Höhe hinaufgetrieben werden, vor welcher ihm jetzt selbst noch schwindeln würde, wenn es sie sehen könnte, wie sie sein wird. Oh, ich könnte weissagen, so klar steht Preußens und Germaniens Zukunft vor meiner Seele; aber ich will die Wonne der Gesichte in meiner Brust verschließen, deren Erfüllung nicht mehr in weiter Ferne dämmert."

Auch die Kriegsgeschehnisse der Hundert Tage vollzogen sich so, wie Arndt vorausgesehen hatte. Es gelang Napoleon nicht mehr, das verlorene Glück zu

korrigieren. Der neue Friedenskongreß führte zwar zu etwas günstigeren Ergebnissen für Preußen, doch kam es noch nicht zu der von Arndt erwarteten durchgreifenden innerdeutschen Neugestaltung. Österreich gab den deutschen Kaisergedanken endgültig auf, und an Stelle eines einheitlichen Deutschen Reiches kam ein lockerer Staatsverband, der „Deutsche Bund", zustande. Der Partikularismus hatte auf der ganzen Linie gesiegt. Ideen, wie Arndt sie hegte, fingen bereits an, politisch verdächtig zu werden. Der deutsche Einheitsgedanke, die „Germanomanie", galt den einzelnen Fürsten und ihren Ländern gegenüber mehr und mehr als Hochverrat. Arndt ließ sich indessen nicht beirren, wenngleich ihn der Unmut über seine unerfüllten Wünsche wiederum zum Aufbruch trieb. Er sah 1816 seine Heimat wieder und besuchte Schleswig-Holstein und Kopenhagen. Daß dieser Besuch das genauere Studium der „Schleswig-Holsteinischen Frage" zum Zweck hatte, steht ziemlich außer Zweifel.

Im Herbst 1817 ließ sich Arndt, nachdem er sich zuvor in Berlin mit Nana Schleiermacher, der Halbschwester des Theologen, verheiratet hatte, in Bonn nieder. Er hatte von Hardenberg jetzt bestimmtere Versprechungen wegen einer Professur an einer neu zu gründenden preußischen Universität erhalten. Diese Universität sollte anfangs in Köln eröffnet werden. Arndt aber schlug in einer Schrift an Hardenberg aus bestimmten Gründen Bonn vor, und in der Tat: Bonn wurde als Sitz der neuen Hochschule gewählt. Vor dem Koblenzer Tore ließ Arndt sich ein Haus bauen, das „die Schönheit des Siebengebirges gerade aufs Korn nahm", und bald fing er an, im neuen Heim sich wohl zu fühlen, neue Freunde zu gewinnen und ein stilles, arbeitsames Leben zu führen. Er sammelte seine Märchen zu einem Bande, bereitete eine neue Gedichtausgabe vor und schrieb am vierten Teil des „Geistes der Zeit". Im Herbst 1818 begann Arndt an der Bonner Universität mit seiner Vorlesungstätigkeit als Professor der Geschichte. Eben jener vierte Teil des „Geistes der Zeit" mit seiner Forderung der deutschen Reichs- und Volksgemeinschaft und seinen Ausfällen gegen die reaktionären Dunkelmänner und „Herren Polizeimeister" führte jedoch zu einem Konflikt mit der preußischen Regierung. Eine Kabinettsorder des Königs sprach die Drohung der Amtsentsetzung aus. Arndts Rechtfertigungsschreiben an den Staatskanzler blieb ohne Antwort. Da kam es am 22. März 1819 zur Ermordung Kotzebues durch den Studenten Sand. Und nun holte die preußische Regierung zu einem großen Schlage aus, denn sie glaubte jetzt den Beweis zu haben für die Tatsache einer hochverräterischen Verschwörung der Studenten und gewisser Professoren gegen den Staat. Am 14. Juli hielt man Haussuchung auch bei Arndt. Aus der Haft zwar wurde er wieder entlassen, aber man behielt sämtliche Papiere und Manuskripte zurück. Arndt wandte sich sofort und im Frühjahr 1820 abermals beschwerdeführend an Hardenberg. Beidemal vergeblich. Eine gerichtliche Anklage wurde merkwürdigerweise niemals gegen Arndt erhoben; es blieb bei Schnüffelei und Schikane. Am 10. November 1820 mußte Arndt von seinem Amte als

Universitätsprofessor zurücktreten, und vom Februar 1821 an begann die „genaue" Untersuchung des „Falles". Durch brutale Verhöre (fast täglich und stets mehrstündig) suchte man Arndt mürbe zu machen. Seine Abwehrversuche blieben erfolglos, ebenso die weiteren Gesuche, die er an die Regierung oder den König richtete. Mitte 1822 hörte die infame Inquisition plötzlich auf, ohne daß Arndt dafür eine Begründung erfahren hätte. Auch ist ihm niemals ein Urteilsspruch zugegangen. Die Vorlesungstätigkeit wurde ihm verboten, sein Gehalt durfte er weiterbeziehen. Arndt hat nach eigenem Eingeständnis unter dieser Behandlung (die er 1847 in dem „Notgedrungenen Bericht aus meinem Leben" näher beschrieben hat) schwer gelitten. Zum Glück besaß Arndt in seinem Hause und Freundeskreis eine unwandelbare Stütze. Sein Weib hatte ihm bis 1827 sechs Kinder — fünf Knaben und ein Mädchen — geschenkt, und die alten Freunde, Stein, Niebuhr, Eichhorn und andere, wurden keinen Augenblick an ihm irre. Arndts schriftstellerische Tätigkeit war unter den traurigen Umständen naturgemäß besonders stark beeinträchtigt. Er schrieb nur wenige kleine Schriften. 1831 veröffentlichte Arndt die Schrift „Die Frage über die Niederlande und Rheinlande", in welcher er abermals auf die Zugehörigkeit der Rheinlande zu Deutschland hinwies und in Frankreichs Bestrebungen, Belgien zu einem französischen Vasallenstaate zu machen, eine erneute Bedrohung des Rheins erblickte. Die gleichen Fragen behandelte er 1834 in der Schrift „Belgien und was daran hangt". Im selben Jahre wurde Arndt von einem furchtbaren Schlage heimgesucht. Vor seinen eigenen Augen ertrank beim Baden im Rhein sein Lieblingskind, der neunjährige Willibald, von dessen Begabung der Vater Großes erwartet hatte. Bis an sein Lebensende konnte Arndt diesen Verlust nicht überwinden.

Mit dem Jahre 1840 trat in Arndts äußerem Leben eine Wendung von Bedeutung ein. Friedrich Wilhelm IV. ließ nach seiner Thronbesteigung Arndt Gerechtigkeit widerfahren. Der alte Mann wurde in sein Amt wiedereingesetzt; die geraubten Papiere und Manuskripte erhielt er zurück. 1841 wählte ihn die Bonner Universität zu ihrem Rektor. Er las über „Vergleichende Völkergeschichte" (1843 als Buch erschienen), über neuere Geschichte und über die „Germania" des Tacitus. 1840 gab er seine „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" heraus, ein besonders schönes, lesenswertes Buch. Von den übrigen Schriften dieser und der folgenden Jahre bis 1848 seien noch die „Rhein- und Ahr-Wanderungen" und die dreibändige Sammlung seiner vaterländischen „Schriften für und an seine lieben Deutschen" erwähnt.

Das Jahr Achtzehnhundertachtundvierzig, das Jahr des Aufruhrs, kam Arndt nicht überraschend. Mit ganzem Herzen stellte er sich auf die Seite der großen volksnationalen Bewegung, doch verwahrte er sich mit Entschiedenheit gegen den Radikalismus. Arndt schrieb damals über „Das verjüngte oder vielmehr zu verjüngende Deutschland" und über „Polenlärm und Polenbegeisterung" und gab seine (zum Teil nicht gehaltenen) „Reden und Glossen" heraus. Bei den

Abgeordnetenwahlen für die Paulskirche wurde der Achtzigjährige in fünf Wahlkreisen, vier rheinischen und dem Stralsunder, gewählt. Er war Mitglied des rechten Zentrums. Im Parlament vertrat Arndt weiterhin seine Meinung, daß nur das preußisch-deutsche Kaisertum die „deutsche Frage" werde lösen können. Arndt wußte, daß Österreichs Rolle in Deutschland ausgespielt sein mußte. Österreich habe das Schwergewicht seiner Politik allzu stark auf den Balkan verlegt, wo ihm doch keine ewige Herrschaft blühen werde. So trat er denn unerschrocken und entgegen seinen eigenen früheren Ansichten für die Hinausdrängung Österreichs aus dem deutschen Staatenverbande ein. Die Nationalversammlung rief Arndt entgegen: „Das ganze Deutschland soll es sein!" Arndt aber blieb bei seiner Meinung. Daher auch forderte er Friedrich Wilhelm IV. in einem sehr frischen und mit Offenheit verfaßten Briefe auf, zur Rettung der Reichsidee die deutsche Kaiserkrone anzunehmen. In seinem ausführlichen Antwortschreiben an Arndt lehnte der König ab. Er blieb bei dieser Ablehnung, als ihn am 28. März 1849 die Frankfurter Nationalversammlung zum Kaiser gewählt hatte und ihm eine Deputation, der auch Arndt angehörte, die erbliche Kaiserkrone anbot. Niedergeschlagen kehrte die Deputation nach Frankfurt zurück. Nicht das deutsche Volk, die deutschen Fürsten hatten versagt. Erbittert erklärte Arndt: „Ihnen am meisten fehlt die Hoheit der Gedanken, der Sinn stolzer und edler Herrscher, womit sie den Unsinn des Tages bändigen können; sie sind entweder wunderliche Phantasten, in der Gottesgnadenlehre behext, oder übermütige Verblendete, welche die wirklichen Notwendigkeiten der Zeit ... nicht anerkennen wollen. Gerade sie und ihre verfessenen und besessenen Verkünder arbeiten der roten Republik, wenn sie eine deutsche Möglichkeit ist, am allerwirksamsten vor." Eine solche Möglichkeit war Arndt indessen äußerst zuwider. Er hoffte jetzt nur noch, daß in nicht zu ferner Zeit ein einzelner starker Geist die Macht ergreifen und die deutsche Frage durch eine Revolution von oben lösen würde. Es sei, so gestand er, „dem Jahre Achtzehnhundertachtundvierzig ein Gewaltiger not gewesen, ein Dreinschläger und Durchhauer, der ein scharfes Eisen um die Köpfe der Menschen geschwungen und mit Zepter und Schwert wie mit Keulen geschlagen hätte". Einst muß es so kommen! „Große Helden und Herrscher haben Preußen geschaffen und zusammengeschlossen; es werden die nicht fehlen, die einen größeren Ring zusammenschließen." Im Mai 1849 legten die preußischen Abgeordneten des Frankfurter Parlaments ihre Mandate nieder, und Arndt kehrte zu seiner Familie nach Bonn zurück.

In Bonn setzte Arndt seine Vorlesungstätigkeit fort und griff weiter mit der Feder in die politischen Fragen der Zeit ein. Seine 1850 erschienene Schrift über die „Frage um Schleswig-Holstein", eine Eingabe an den preußischen König, erklärte die schleswig-holsteinische Frage prophetisch als die „gegenwärtig größte deutsche Frage", die zur „blutrotesten Frage" werden könne. 1854 gab Arndt sein letztes politisches Buch, „Pro populo Germanico" heraus, ein Buch der großen

Rückschau und des Ausblicks. Im selben Jahre stellte er seine öffentliche akademische Arbeit ein. 1855 sammelte er verschiedene kleinere Arbeiten zu einem vierten Bande der „Schriften für und an seine lieben Deutschen", 1857 gab er Übersetzungen als „Blütenlese aus Altem und Neuem" heraus und bereitete eine Ausgabe letzter Band der eigenen Gedichte vor (erschienen 1860). Und endlich geschah noch etwas ganz Überraschendes: der Neunundachtzigjährige veröffentlicht 1858 eines seiner frischesten und schönsten Bücher unter dem Titel „Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn H. K. Fr. vom Stein".

Arndts neunzigster Geburtstag am 26. Dezember 1859 wurde vom gesamten deutschen Volk wie ein Nationalfeiertag begangen. Eine Flut von Ehrungen und Glückwünschen aus allen deutschen Landen traf ein. Das war zu viel für das alte Herz. Die große Erregung hatte einen Rückschlag zur Folge; eine Erkältung, zu der eine Lungenentzündung hinzukam, brachte am 29. Januar 1860 das Ende. Auf dem alten Friedhofe zu Bonn fand der große alte Mann seine letzte Ruhestätte.

Wir erkennen heute aufs deutlichste, daß das bisher überlieferte Arndtbild höchst einseitig vom Geiste der liberalen Epoche geprägt worden ist, wobei es einigermaßen gleichgültig bleibt, ob man Arndt mehr als den Propheten des neuen deutschen Kaiserreichs oder mehr als den Befürworter eines „freieren" Verfassungslebens pries. Wir wissen wieder, daß Arndt die „große Freiheit" des Volksganzen stets über die „kleine Freiheit" des einzelnen gestellt hat und daß er in Wahrheit der revolutionäre Vorkämpfer für ein Reich gewesen ist, dessen Bau sich auf die ewigen Fundamente der „Deutschheit" gründet, für ein Reich, das mehr ist als nur eine konstitutionell gesicherte „Zusammenfassung" der deutschen Stämme, weil sich in ihm die wahre Volkwerdung nicht nur der Stämme, sondern auch der Stände und Klassen und die grundsätzliche Überwindung der alten Konfessionen vollziehen soll. Arndt erklärte: „Die Weisesten geben die Gesetze durch das Volk. Ich will damit nicht sagen, daß alles Volk sie mit entwerfe oder wenigstens von diesen Weisesten den Schein empfange, als wenn es sie mit entwerfe: sondern ‚durch das Volk' heißt mir ‚durch die Idee des Volks', indem sie nicht vergessen, was diese größere Menschenmasse eigentlich wollte, als sie mit mancher Aufopferung in den Staat trat. Dem Volke werden diese Gesetze vorgehalten, indem die Gesetzgeber sie ihm an dem Zweck des Staates beleuchtet zeigen. Erkennt das Volk sie an als diesen Zweck sichernd und befördernd, so sind sie durch und für das Volk gegeben; dann kennt und erkennt es sie; anders soll das Volk als Masse nie gesetzgebend sein; aber nicht gesetzgebend soll ein Volk nie sein, d. h. du darfst keine Gesetze geben, die nicht die Masse des Volks kennen und erkennen könne noch dürfe; alle Gesetze, bei denen das nicht ist, sind Sünden an einem Volke oder an vielen." Auf diese, und nur auf diese Weise soll der künftige Gründer des Reiches Gesetze geben. Mit besonderem Nachdruck forderte Arndt sodann die ständische Gliederung des Bürgertums, denn er hatte das politische Chaos, das der Liberalismus heraufbeschwören würde, im voraus erkannt. „Damit nun bei

der zu großen Flüchtigkeit und dem zu geschwinden Wechsel der Dinge im städtischen Leben und bei der Wirkung, welche diese Art notwendig auf das Gemüt der Menschen haben muß, aller Grund von Sitte und Gesetz nicht erschüttert und endlich verschüttet und der Mensch nicht in Wildheit und Unglück der Triebe hineingerissen würde, suchten alle wohlgeordneten Staaten ein Gegengewicht gegen diese zu große Leichtigkeit und Flüchtigkeit, und auch unsere Vorfahren haben das getan: sie schufen etwas, das die wilden Triebe zügeln und die flatterhaften Geister fesseln könnte, nämlich Innungen, Zünfte und Gilden. Ich weiß wohl, daß die Theorie der Freiheit unserer Tage diese Ordnungen als Gängelbänder der Unmündigkeit verlacht und als Notbehelfe der Barbarei des Mittelalters verspottet hat, deren unselige Reste auf das geschwindeste weggeschafft werden müßten, damit die mündige Menschheit in ungefesselter und würdiger Freiheit wandeln könne; aber ich habe den Begriff von der mündigen Menschheit nicht, den gewisse Herren von ihr hegen ... Wollen wir also ein festes, frommes, ehrbares und gehaltenes Bürgerwesen haben, so müssen wir unsere Bürgerschaften nach alter Weise unserer Väter wieder in sichere Schranken von Innungen und Zünften schließen. Aus diesen wiederhergestellten und erfrischten Einrichtungen, welche echt germanischen Stammes sind, räumen wir alles Nichtige und Tote weg, das für unsere Zeit nicht paßt, alle unnützen Mißbräuche und Hemmungen menschlicher Kräfte und Entwicklungen. Man befestige aber dreifach, was die Menschen als Gemeinheiten zusammenbindet und was den gemeinsamen Geist des Volks reizt und erweckt ... Tut man dies oder ähnliches nicht, so treiben wir als schwächliche und gestaltlose Sklaven aller Begierden dem Unglück und der Knechtschaft immer steuerloser entgegen."

„Es gibt", so wußte Arndt, „in jedes Volkes Geschichte etwas Ewiges und Allgemeines, das sich besonders in den mythischen Urgeschichten hinstellt und das im gebildeten Zustand nur bei außerordentlichen Menschen und Verhängnissen erscheint." Arndt war der Beschwörer dieses Ewigen der deutschen Seele, und allein von hier aus kann uns ein angemessenes Verständnis seiner geschichtlichen Sendung erwachsen. Arndt verfiel nicht in den Irrwahn der rationalistischen Revolutionäre des westlichen Europa; niemals wollte er die Idealkonstruktion eines neuen Gesellschaftszustandes mit Gewalt durchsetzen. Gerade weil er als Bauernsohn und Bauernpolitiker (er forderte zum Beispiel die Einrichtung von Erbhöfen!) um das Geheimnis der lebendigen „Gestalt", um Wachstum, „Leib" und „Erde" wußte, war er tief davon durchdrungen, daß „Volkwerdung" in dem von ihm gemeinten Sinne ein Substanzgeheimnis des Lebens ist. Daher fragte er vor allem: „Ist noch fester und kräftiger Urstoff in uns, an welchem vielleicht noch ein paar Jahrtausende arbeiten können?" Erst als er diese entscheidende Frage mit einem Ja glaubte beantworten zu dürfen, suchte er die „Zeichen", in denen sich das geheime Wachsen des „göttlichen Stromes" ankündigte. Arndt fühlte, bitteren Enttäuschungen zum Trotz, durch die Jahrzehnte hindurch das

„deutsche Gemeingefühl" heimlich wachsen und den Mutterboden einer neuen Religiosität von zukunftschaffender Kraft bilden. Was er 1807 als sein „Glaubensbekenntnis" ausgesprochen hat, ist immer die tiefste Triebfeder seines Wirkens gewesen: „Ein Volk zu sein, ein Gefühl zu haben für eine Sache ... das ist die Religion unserer Zeit: durch diesen Glauben müßt ihr einträchtig und stark sein, durch diesen den Teufel und die Hölle überwinden. Laßt alle die kleinen Religionen und tut die Pflicht der einzig höchsten, und hoch über dem Papst und Luther vereinigt euch in ihr zu einem Glauben."

Mit solchen Anschauungen aber gewinnt Arndt die Bedeutung einer Führergestalt im Zusammenhang der großen deutschen Revolution, die sich im „Sturm und Drang" vorbereitet und über Goethe, Hölderlin und Friedrich Nietzsche in die Gegenwart führt.

Friedrich Ludwig Jahn

1778—1852

Von

Konrad Dürre

Wir erleben in unserer Zeit das Wunder einer Wiedergeburt der Deutschen aus dem Geiste ihres Volkstums! Der Glaube an ein Deutsches Reich Deutscher Nation erfüllt die Herzen.

Die Zeit ist gekommen, den Mann in sein geschichtliches Ehrenrecht einzusetzen, der das Wort sprach: „Staat und Volk in eins geben erst ein Reich, und dessen Erhaltungsgewalt bleibt das Volkstum!" — den Mann, der Deutschlands Einheit den „Traum seines erwachenden Lebens, das Morgenrot seiner Jugend, den Sonnenschein seiner Manneskraft" nannte und den „Abendstern, der ihm zur ewigen Ruhe winkte".

Die Zeit ist gekommen, Friedrich Ludwig Jahn in seiner wahren Größe zu zeigen und das Unrecht wiedergutzumachen, das Karl Immermann und nach ihm Heinrich von Treitschke an ihm begangen haben, die Jahn einen Eulenspiegel zu nennen wagten und ihn als groben, ungeschlachten, ewig polternden Naturburschen abtaten. Bedauerlicherweise hat sich Treitschke Immermanns böses Urteil über Jahn zu eigen gemacht, obwohl er wissen mußte, daß Immermann Jahn nur deshalb mit seinem Haß verfolgte, weil dieser es ablehnte, in einem Streite der Hallenser Burschenschaft Teutonia mit einem hausierenden jüdischen Studenten den Schiedsrichter zu spielen. Schlimmer als Treitschkes Fehlurteil, das bei der kanonischen Geltung seiner „Deutschen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts" von allen Gebildeten nachgesprochen wurde, war die Verspießerung des „Turnvaters Jahn" durch das deutsche Bürgertum. Eine Sünde wider den deutschen Geist war es, sich so oberflächlich und so unleidenschaftlich mit einem der leidenschaftlichsten Deutschen und seiner Wesenserscheinung auseinanderzusetzen. Friedrich Ludwig Jahn ist mehr gewesen als der Gründer eines öffentlichen Turnplatzes auf der Hasenheide. Die Wiedererweckung der deutschen Turnkunst war nur einer seiner Pläne zur Kräftigung des Volkstums. Als Herold der deutschen Einheit, als Künder des deutschen Volkstums, als Meister und Mehrer der deutschen Sprache, als politischer Turner verdient der Mitbesieger Napoleons, der eigentliche Gründer der Lützower Freischaren und der deutschen Burschenschaft, einen Ehrenplatz in dem Lebensbuch großer deutscher Männer.

Friedrich Ludwig Jahn muß vom deutschen Volke neu erlebt werden! Jahn ist nicht mit dem wallenden Bart der in Turnhallen aufgestellten Gipsbüsten auf die Welt gekommen. Wenn wir den „Alten im Bart" betrachten, so sollten wir

stets vor dem alten den jungen Jahn sehen, mit dem Feuer seiner blauen Augen, mit seinem blonden Haar, mit der edlen Stirn, der scharfkantigen, kühnen Nase, mit dem eigenwilligen, trotzigen Mund — in allem, auch in seinem hohen, kraftvollen Wuchs das Urbild nordischer Jugend.

Einem vornehmen Engländer, der Jahns Körperbau bewunderte, das Ebenmaß seiner Glieder und die Spannkraft seiner Sehnen, sagte er: „Ich bin in Rüstkammern gewesen, wo ich manchen Harnisch gemustert, ehe ich einen fand, der mir paßte, aber der Rock Gustav Wasas auf der Bücherei zu Lübeck, in dem er vor dem Rat der Hansastadt stand, der sitzt mir wie angegossen."

Das klingt eitel, in Wirklichkeit ist es der Ausdruck echten Rassegefühls, das bei Jahn immer stärker aus dem Unterbewußtsein emporwuchs. Auf Grund seiner Rasse war Jahn der nordische „Leistungsmensch" zeit seines Lebens, war er der faustische, unruhige ewige Wanderer, der im Sturmschritt oft an siebzig Kilometer den Tag über hinter sich ließ, der nachts an die Hütten der Menschen pochte, um sie aus ihrem weltbürgerlichen Schlaf zu wecken, der alle Gaue des großen Vaterlandes durchquerte und darum wie keiner in allen Bezirken des deutschen Volkstums, namentlich aber im Bereiche der deutschen Sprache wahrhaft „bewandert" war. Er war der geborene Führer, ein Vordenker und Vortäter, ein Planer und Ausführer, ein Ideenträger und Ideenkämpfer unter rücksichtslosem Einsatz aller seiner Kräfte, erbarmungslos hart gegen sich, bedürfnislos, von heldischer Opferbereitschaft: „Für die Verwirklichung des Gedankens von der Einheit Deutschlands hätte ich mich lassen rädern können." Nordisch, also unbeirrbar, war auch sein Rechtsgefühl, seine Begeisterung für alles Starke, Gesunde und Ganze, seine Ehrfurcht vor den Taten und dem Geist der Vorfahren, seine Reinheit, seine Achtung vor echter Weiblichkeit, seine trotzige Eigenständigkeit und Selbstbehauptung, seine unwandelbare Treue.

Dennoch lassen sich aus dem nordischen Blutserbe allein nicht alle Wesenszüge Jahns erklären. Man muß diesem Manne auch als einem bestimmten Körperbautypus gerecht werden. Seinem athletischen Körperbau entsprach jener merkwürdige seelische Zwiespalt, in dem wir den Schlüssel zu so mancher einseitigen, harten Beurteilung Jahns besitzen. Selbst im Formkreis der reinen Idealisten — zu denen wir Jahn rechnen müssen — finden wir jenen schroffen Wechsel von hoher Empfindlichkeit und scheinbarer Gefühlskälte, von flammendem Jähzorn und rührender Geduld, von grotesker Verachtung jeder Form und sicherem Stilgefühl, von schonungsloser Grobheit und zarter Rücksichtnahme, von Beten und Fluchen, Hassen und Lieben, Ichsucht und Selbstentäußerung. Gemildert wird dieser dämonische Zwiespalt bei Jahn durch den Zuschuß einer Temperamentsanlage, wie sie etwa auch Blücher besaß, der heldenhaft und kindlich zugleich war, bieder und treuherzig, draufgängerisch, polternd, packend und derb und voll von „grobkörnigem Mutterwitz" — und gerade diesen Zügen verdankte Jahn seine ungewöhnliche Volkstümlichkeit und seine Vergötterung durch die Jugend.

Im strohgedeckten Pfarrhaus zu Lanz bei Lenzen an der Elbe wurde Friedrich Ludwig Jahn am 11. August 1778 geboren. Sein Vater, ein strenggläubiger, im Volke wurzelnder Landgeistlicher, stammte aus einem Geschlecht, das sich in der Westpriegnitz seit 1522 nachweisen läßt und sich durch Schulzen, Richter, Ratsherren und Pfarrer auszeichnete. Seine Mutter war eine Pfarrerstochter Schulz aus Lenzenwieschen. Von ihr hat Jahn entscheidende Charakterzüge geerbt, und dem biologischen Wert ihrer Sippe sollte die Wissenschaft einmal nachspüren. „Ich kann mir Jahn gar nicht vorstellen, ohne seine Mutter neben ihm zu sehen." Sie besaß große Willensstärke, war überempfindlich, leidenschaftlich in ihren Gefühlsausbrüchen. „Mir geht es so wie Luther", sagte sie einmal zu Christian Eduard Dürre, dem Turner, Lützower und Burschenschafter, einem der vertrautesten jungen Freunde ihres Sohnes, „ich kann nicht beten, ohne zu fluchen." War sie zornig, so pflegte sie sich mit besorgniserregender Heftigkeit vor die Brust zu schlagen. Von ihr erbte Jahn auch sein ausgezeichnetes Gedächtnis.

Aber das Erbbild der Eltern Jahns muß viel mehr enthalten haben als das, was wir aus den dürftigen uns übermittelten Einzelzügen ihres Erscheinungsbildes schließen können. Doch nicht nur die Erbanlage, auch die Umwelt baut die Persönlichkeit auf. Die offenbaren und geheimen Kräfte des Bodens und der Heimat sind es, die an der Ausprägung des Bluterbes Anteil haben: der mächtige Elbstrom, der diesen Teil der niederdeutschen Landschaft so kräftig bestimmt, die Heidedünen mit Kiefern, Wacholdern, uralten Eichen und Hünengräbern, die riesigen Wälder, die fruchtbaren Acker, die von Überschwemmungskatastrophen heimgesuchten Niederungen, die wiesenreichen niedersächsischen Dörfer, damals oft noch hinter hohen grünen Hopfenfeldern verborgen, die Wehrkirchen, Gutshöfe und Schlösser, die Hanseplätze und mittelalterlichen Kleinstädte mit ihren Rolanden, ihren Ratshäusern und Türmen.

Als einen wilden, von unbändigem Bewegungs- und Erlebnisdrang erfüllten Dorfjungen müssen wir uns den kleinen Jahn vorstellen, der von den zerschossenen und narbenbedeckten Veteranen des Alten Fritz Schießen, Fechten und Reiten, von einem Grönlandfahrer Schwimmen, von Schmugglern und Wilddieben Klettern, Fährtenlesen, Laufen und Springen lernte. Ohne diese wehrhaften Leibesübungen in frühester Jugend hätte es niemals den Kriegsturner Jahn gegeben. Und ohne die gewaltigen Bildungskräfte der Lutherspracht auch nicht den sprachschöpferischen Jahn. Aus der Lutherbibel lernte er im vierten Lebensjahr auf dem Schoße der Mutter das Lesen.

Das zweite Buch, das ihm sein Vater in die Hand gab, waren Pufendorfs „Taten des Großen Kurfürsten". Auf den Krieg bezogene Leibesübungen, Religion, Muttersprache und Geschichte — nur dies können die Grundlagen jeder deutschen Bildung sein. Unverbildet jedenfalls kam Jahn in die Stadt Albrechts des Bären — auf das Gymnasium zu Salzwedel — und machte wahrscheinlich deswegen seinen Lehrern viel Kopfzerbrechen. Aber schon damals zeigte sich sein Urselbst in

einem verblüffenden Ausspruch. Als er gefragt wurde, welcher von den großen Männern der Vergangenheit er gern hätte sein mögen, antwortete Jahn: „Keiner von allen! Nur ich selbst will ich sein! Ein anderer sein wollen ist sittlicher Selbstmord." Kann es einen schöneren Beweis für die Offenbarung der nordischen Rassenseele in einem jungen Deutschen geben? Einem Kerl von dieser Erkenntniskraft glauben wir, daß er schon als Gymnasiast das Wunschbild von Deutschlands Einheit in seinem Herzen trug und daß er sich, wenn sich seine hannöverschen, mecklenburgischen und preußischen Klassengenossen prügelten, als überparteiischer Deutscher auf das Katheder schwang und zusah.

In Halle sollte Jahn Theologie studieren, studierte daneben aber Sprache und Geschichtswissenschaft und rechnete sich stolz zu keiner der vier Fakultäten. Empört über den kindischen Kleinstaatendünkel der Landsmannschaften und Kränzchen, begann er mit verwegenem persönlichem Mute einen wilden Kampf gegen diesen Ungeist deutscher Zwietracht und Zerrissenheit. Mancher „Kränzianer" bekam damals seine harte Faust und seinen Ziegenhainer zu spüren. Als aber die Übermacht zu groß wurde, zog er sich für ein ganzes Semester vor den Hetzpeitschen und Stoßdegen seiner Gegner in eine Felsenhöhle über der Saale unterhalb des Giebichensteins gegenüber Kröllwitz zurück. Bei einem Überfall erschien Jahn wie ein Urmensch über der Höhle und trieb seine Gegner durch Steinwürfe in die Flucht. Die „Jahnhöhle" ist heute noch vorhanden, und sie sollte für alle Zeiten erhalten bleiben, nicht zur Erinnerung an diesen Studentenkrieg, sondern weil sich Jahn in dieser Höhleneinsamkeit und Abgeschiedenheit seiner wahren Sendung bewußt wurde. Er hatte sich ein merkwürdiges Buch mitgenommen, den 1787 erschienenen Roman „Dya Na Sore" des Österreichers B. Fr. von Meyern, und über diesem Buche ging ihm eine neue Welt auf. Der Roman, den der Einundzwanzigjährige „ein Meisterstück des 18. Jahrhunderts" nennt, ist trotz aller literarischen Schwächen ein Hohes-lied auf die Vaterlandsliebe. „Heil dem Geschlecht", so heißt es darin, „dem das angestammte Erbe seiner Ahnen zu einem Heiligtume wird!" und: „Der Mensch ist nur groß durch den Begriff eines Vaterlandes und durch den Begriff der Pflicht". Jahn hatte sein Glaubensbekenntnis gefunden: er legte ein Gelübde ab. „So will ich stets handeln — so werde ich handeln!" schrieb er einem Salzwedeler Freunde 1799 ins Stammbuch. Jahn handelte. 1800 erschien seine erste politische Schrift: „Über die Beförderung des Patriotismus im preußischen Reiche." Sie ist ein Vorläufer des „Deutschen Volkstums" und in ihrer Sprachgewalt ein Findling, den der große Sohn Preußens an die Pforte des neunzehnten Jahrhunderts wälzte. So deutsch war zu den Deutschen seit Luther noch nicht geredet worden. Eine neue deutsche Glocke ließ ihre Stimme erschallen, als fern in Italien unter den Kanonen des Ersten Konsuls das tausendjährige Deutsche Reich zusammenzubrechen begann.

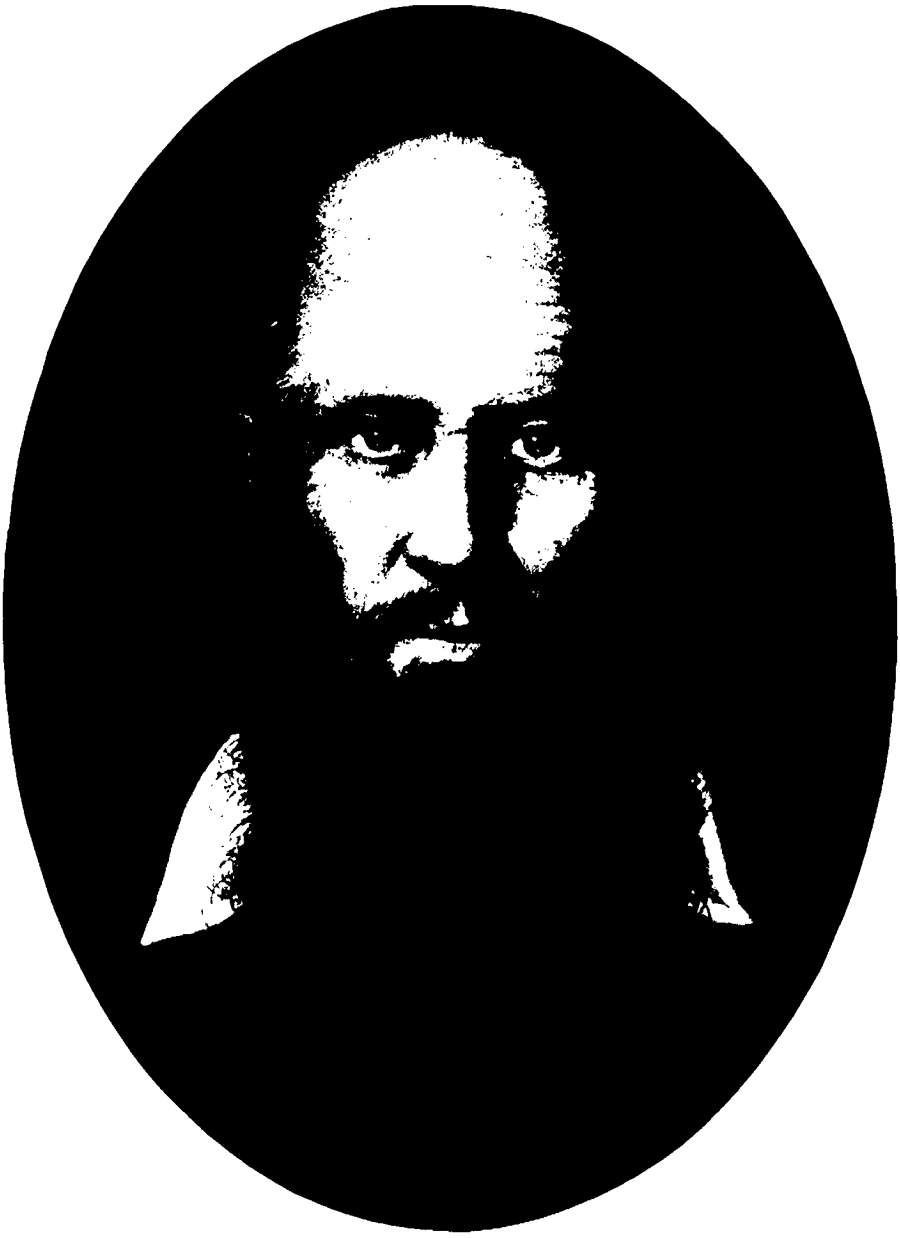
Jahn setzte seine Studien, zum Teil unter falschem Namen — wegen seiner Fehden mit den Orden und Kränzchen — in Jena und Greifswald fort. In

Greifswald wollte er die nordischen Sprachen studieren. Ernst Moritz Arndt wurde sein Lehrer und Thomas Thorild, jener Mann, den Herder zum Ordner seines philosophischen Nachlasses bestimmte. Herder, der von Deutschland als der „ungewordenen Nation" sprach, der den Wert jeder Dichtung nur nach dem durch die nationale Sprache bedingten nationalen Gehalt beurteilte, kam Jahns Gedankenwelt wunderbar entgegen; nicht minder Ernst Moritz Arndt, dessen Freundschaft Jahn später gewann und nicht wieder verlor. Wegen Verhöhnung des Studentenkomments mußte Jahn Greifswald verlassen. Mehrere Jahre lebte er als Hauslehrer im Mecklenburgischen und begann hier seine später in Göttingen vollendete sprachwissenschaftliche Arbeit „Bereicherung des hochdeutschen Sprachschatzes auf dem Gebiete der Sinnverwandtschaft." In Neubrandenburg und Torgelow begann er auch an einem „Denkbuch für Deutsche" und am „Deutschen Volkstum" zu arbeiten. Mit seinen Schülern, die für ihn durchs Feuer gingen, pflegte er damals schon jene bewußte, planvolle, wenn auch äußerlich völlig spielerische und freie Körperschulung durch Wandern und Schwimmen, Ringen und Springen, Stürmen und Verteidigen.

Immer drohender nahte sich Anfang des Jahrhunderts der französische Kriegsgott den preußischen Grenzen. Durch die Besetzung Hannovers kamen französische Truppen bis hart an Jahns Heimatdorf. 1804 ließ sich Napoleon als Kaiser huldigen. Nach der Schlacht bei Austerlitz legte der Kaiser von Österreich die deutsche Kaiserkrone nieder. Am 20. August 1806 wird der Nürnberger Buchhändler Palm auf Befehl Napoleons in Braunau am Inn erschossen. „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung."

Im Sommer 1806 lebte Jahn in Jena, um sich auf die akademische Laufbahn vorzubereiten. Die gelehrten Anzeigen rühmten den ersten sprachwissenschaftlichen Versuch Jahns, der „mit so wenig Hilfsmitteln so viel habe leisten können". In der Tat war dieses Werk von einer bis dahin nicht gekannten schöpferischen Urtümlichkeit und Erneuerungskraft. Man kann hier von einer Aufartung des deutschen Spracherbes reden, von einem Versuch, der durch Welschsucht weibisch und bleichsüchtig gewordenen deutschen Sprache wieder Eisen ins Blut zu gießen.

Das scheinheilige Schutz-Trutz-Bündnis, das Napoleon mit Preußen abgeschlossen hatte, rettete das politisch damals wahrhaft erbärmlich geführte Land nicht vor dem Todesstoß, der ihm längst zugedacht war. Jahn wollte im Herbst 1806 von Jena über den Harz nach Göttingen wandern. In Goslar überraschte ihn das Kriegsgewitter. Im auflodernden Feuer seiner Vaterlandsliebe warf er die Feder weg, um das Schwert zu ergreifen. In Gewaltmärschen eilte er durch Sturm und Regengüsse nach Jena zurück. Er wird Zeuge der vernichtenden Niederlage des preußischen linken Flügels, der unter Napoleons persönlicher Führung zermalmt wird. Mit den Trümmern von mehr als zwanzig von ihren Offizieren verlassenen Regimentern kommt er nachts in Artern an. Die Versuche des „Zivilisten" Jahn, die Flüchtlinge zu sammeln und zu ermutigen, mißlingen. In dieser



Friedrich Ludwig Jahn
Gemälde von Friedrich Ludwig Heine, 1825. Freyburg a. d. Unstrut, Jahn-Museum

Scharnhorst beim Ausfall aus der von französischen Revolutionstruppen belagerten Festung Menin, 1794
Links mit weißem Helmbusch Scharnhorst, in der Mitte der Kommandant General von Hammerstein. Zeitgenössischer englischer Stich

furchtbaren Nacht ergraut dem Achtundzwanzigjährigen das Haupthaar. Er eilt weiter! Bei der Verteidigung Halles steht er auf der hohen Brücke im Kugelregen, er versucht, einen preußischen Artillerieoffizier auf einen Vorteil aufmerksam zu machen. „Sie haben hier wohl viel zu befehlen?" herrscht dieser ihn an. „Zu befehlen gar nichts", antwortete Jahn, „aber zu raten! Raten darf ein jeder, der ein Vaterland zu verlieren hat."

Jahns Absicht, sich nützlich zu machen, wird überall vereitelt. Er folgt Blücher, der sich nach Norden zurückgezogen hatte, gerät nach vielfacher Lebensgefahr auf das Schlachtfeld von Lübeck, verbirgt sich unter den Toten, schleicht sich auf dänisches Gebiet und erlebt Dinge, die ihm eine „Vorstellung von Attila" geben.

Schwerer als der grauenvolle Zusammenbruch des preußischen Heeres traf Jahn wie alle Vaterlandstreuen der Schmachfriede von Tilsit. Das Stammbuch der Wartburg, zu der er im gläubigen Vertrauen auf seinen Luthergott immer wieder wallfahrte, enthält einen Beweis von Jahns heldischer Überwindung der Mut- und Hoffnungslosigkeit jener Tage. „Es wird" — schreibt er 1807 — „ein anderes Zeitalter für Deutschland kommen und eine echte Deutschheit aufblühen."

Bei einem deutschen Biedermann fand er Unterschlupf. Von hier aus unternahm er zahlreiche Wanderungen und Reisen zu dem einzigen Zwecke, seinen unerschütterlichen Glauben an eine bessere Zukunft Deutschlands bei hoch und niedrig zu verbreiten, Haß und Verachtung gegen Welschsucht und inneren Hader zu predigen, zum Widerstand gegen den Todfeind des Vaterlandes aufzurufen. Niemals sprach er das Wort Napoleon aus. „Glückauf! Nieder mit ihm!" war sein Gruß. Bei seinem Gönner in Boitzenburg und auch bei seinen Eltern in Lanz schrieb Jahn aus dem Gedächtnis in großen Zügen noch einmal das Werk nieder, dessen Handschrift nach der Schlacht von Jena verlorengegangen war: „Deutsches Volkstum." Die Wörter Volkstum, volkstümlich und Volkstümlichkeit hat es vor Friedrich Ludwig Jahn in der deutschen Sprache nicht gegeben. Sie sind die schönste Frucht seines sprachschöpferischen Geistes. Mit seinem „Deutschen Volkstum" ragt Jahn hoch hinaus über seine Zeit und tief hinein in die Gegenwart.

Wer das „Deutsche Volkstum" gelesen hat, der ist dem Urselbst Jahns begegnet. 1809 erließ er eine Voranzeige seines Buches. Aus ihr geht hervor, daß er unter „Volksseele" nichts anderes verstand als das, was wir heute Rassenseele nennen. Die Begriffe „Rasse" und „Volkstum" bedeuten ihm streng genommen ein und dasselbe. Jahn spricht von der bleibenden, nachartenden (also vererblichen) Schädelbildung, er spricht von der geistigen und sittlichen feststehenden Besonderheit. „Volkstum" ist ihm nicht nur eine weltgesetzliche „Einungskraft". „Es ist das Gemeinsame des Volkes, sein innewohnendes Wesen, sein Regen und Leben, seine Wiedererzeugungskraft, seine Fortpflanzungsfähigkeit." Gar nicht scharf genug kann sich Jahn gegen die Rassenmischung und Verbastardierung wenden. „Wer die Völker der Erde in eine einzige Herde zu bringen trachtet, ist in Gefahr,

bald über den verächtlichsten Auskehricht des Menschengeschlechtes zu herrschen." Die sich ins Negerige verlierenden Araber seien die Schande ihres Volkstums. „Wahre Teufelswesen sind die Bastarde in Afrika."

Jahn muß auf Grund seines „Volkstums" ein „universalistischer" Denker genannt werden, der Vertreter eines organischen Weltbildes, ein Mann, der die Ganzheitlehre sowohl wie die Gestaltlehre ahnend in sich trug. Er geht vom Primat der Volksgemeinschaft aus, und in der schöpferischen Wechselwirkung von Gemeinschaft und Einzelmensch, von Einzelseele und Volksseele sieht er die eigentliche Deutschheit.

Unübersehbar ist die Fülle seiner Erneuerungsvorschläge für die Einrichtung und Verwaltung eines neuen deutschen Reiches, für Volkserziehung durch Sprache, Geschichte und Leibesübungen, für Sitte und Brauchtum, für die Ehr- und Wehrhaftmachung des gesamten Volkes gegen den welschen Unterdrücker. Genial ist der Gedanke einer neu zu gründenden Deutschen Reichsstadt „Teutonia".

Die Vaterlandsfreunde nahmen das ungewöhnliche Buch des leidenschaftlichen Tatdenkers mit größter Begeisterung auf. Blücher nannte es „das deutscheste Wehrbüchlein", Fr. W. Thiersch „eines der köstlichsten Erzeugnisse deutschen Sinnes". Gneisenau sandte es an den Freund und Mitarbeiter des Freiherrn vom Stein, J. A. Sack, den späteren Oberpräsidenten Pommerns. Sack erwiderte ihm: „Sähe man von diesen kräftigen und trefflichen Ideen nur erst mehr in das Leben gebracht!" Der Bundestagsausschuß nennt Jahns „Volkstum" und Fichtes „Reden an die deutsche Nation" später „die geistigen Paten der neueren Deutschheit".

Ende 1809 sehen wir Jahn in Berlin. Als Lehrer der Plamannschen Anstalt trifft er mit einem der herrlichsten jungen Deutschen aller Zeiten zusammen, mit Friedrich Friesen, der für Volk und Vaterland gleich Jahn entflammt war und darauf brannte, sein Leben für die Befreiung Deutschlands einzusetzen. Mit Friesen gründet Jahn noch im Jahre 1810 den „Deutschen Bund", nachdem der in Königsberg begründete Tugendbund im Jahre 1809 aufgelöst war. Der nur den „Eidgenossen" dieses Bundes bekannte Erkennungsruf hieß: „Deutschland erwache!" Schutz und Schirm wider offenbare Knechtschaft, Kampf für die Einheit unseres zersplitterten und getrennten Volkes war sein Zweck. Nichts anderes war auch der Zweck der Gründung des Turnplatzes in der Hasenheide im Jahre 1811. Hier handelte es sich nicht wie bei Guts-Muths um eine philanthropische Angelegenheit, sondern um die Kriegsertüchtigung der verweichlichten, durch die französischen Sitten gefährdeten deutschen Jugend, darüber hinaus um die Verwirklichung der großen volkserzieherischen Gedanken des „Deutschen Volkstums". Die Wörter: Turner, Turnen, Turnplatz stammen von Jahn, der das Turnier für eine deutsche Erfindung hielt.

Jahn, als dem Vorläufer der Germantik unserer Tage, verdanken wir auch die Einrichtung von Thingplätzen neben den eigentlichen Turnplätzen. Auf dem „Tie" versammelte er die „Turnmüden" unter schattigen Bäumen, und von einer

Erhöhung unter dem Thingbaum begeisterte er sie durch seine Redegewalt für das größere Vaterland, für Gemeinnutz, Freiheit, Sittenreinheit, Einfachheit und Selbstgenügsamkeit. Hier trug er ihnen in dem von ihm erfundenen „Wort-Sturmschritt" Gedichte von Klopstock, Seume und Arndt und Fouqués Verherrlichung des Sachsenherzogs Wittekind vor. Auf den Thingplätzen kamen nach 1813 auch die germanischen Höhenfeuer wieder zu Ehren.

Von denen, die im geheimen zum Krieg gegen Napoleon schürten, war Jahn einer der Unermüdlichsten. Die verwegensten Pläne wurden entworfen; wochenlang war er aus Berlin verschwunden, um als Sendbote der Regierung auch außerhalb Preußens die Erhebung vorzubereiten.

Im Sinne seines Deutschen Bundes wünschte Jahn einen Zusammenschluß aller deutschen Studenten zu einer großen Burschenschaft. Mit Friesen arbeitete er die Satzungen für eine solche Gründung aus und trug sie dem Rektor der Berliner Universität, dem Philosophen Fichte, vor. In fieberhafter Spannung durchlebte Jahn das Jahr 1812; er rechnete fest mit einem Mißerfolg des Napoleonischen Feldzuges gegen Rußland. Von ihm stammt der Kehrreim: „Mit Mann und Roß und Wagen, so hat sie Gott geschlagen." Von ihm stammt wahrscheinlich auch das Schwertfegerlied, das Alexander von Blomberg, dem ersten Opfer der Befreiungskriege, zugeschrieben wird. „Die mächtige Wehr laßt denn uns erschaffen, den König der Waffen, den schrecklichen Speer."

Nicht ohne Lebensgefahr war dies Treiben unter den Augen der französischen Machthaber und der Französlinge möglich. Der „Moniteur" warnte vor dem „nommé Jahn". Hardenberg deckte ihn, und Gneisenau und Scharnhorst verteidigten den „Deutschen Bund" vor dem Könige. Der Gedanke der Aufstellung eines Freiwilligenkorps ging von Jahn aus, und ehe der Staatskanzler nach Breslau abreiste, mußte er Jahn in die Hand versprechen, Freiwillige für den bevorstehenden Krieg aufzurufen. Achtzehntausend Freiwillige traten in das Heer ein, darunter allein neuntausend aus Berlin, und unter ihnen alle wehrfähigen Turner Jahns. Bei der Vereidigung der Lützower in der Kirche zu Rogau am Zobten stand Jahn vor dem Altar, sein Schwert bildete mit dem eines Offiziers das Kreuz. Ein ganzes Bataillon brachte er allein zusammen, übte es ein, bewaffnete und kleidete es mit Hilfe seiner Freunde. Eine in der „Vossischen Zeitung" veröffentlichte, vom Zivil-Gouverneur Sack und dem bekannten Turnfreunde Bornemann unterzeichnete „Anzeige" quittiert über „2294 Thaler, die für das Lützower Corps in Berlin gesammelt" waren: „mit besonderer Beziehung auf Herrn Professor Jahn, jetzigem Chef des dritten Bataillons. Es war vorzüglich die Absicht, den Herrn Jahn in Stand zu setzen, den aus allen deutschen Ländern seinem Rufe folgenden für die deutsche Sache entflammten Jünglingen Unterstützung zu ihrer Ausrüstung gewähren zu können."

Für seine Kaltblütigkeit im Gefecht bei Mölln erhielt Jahn das Eiserne Kreuz und den Wladimir-Orden.

Während des Waffenstillstandes im Sommer 1813 bezog er Quartier im Schloß Schönhausen und kam täglich mit der späteren Mutter Ottos von Bismarck zusammen, die bei Tisch „mit Anmut und Adel" den Vorsitz führte. Jahns Begeisterung für Deutschlands Einheit wird dabei oft das Tischgespräch bestimmt haben, und Jahnsches Geisteserbe wird auf Bismarcks Entwicklung nicht ohne Einfluß gewesen sein. Bismarck besuchte zudem später auch die Plamannsche Anstalt zu Berlin, an der Jahn und Friesen gewirkt hatten.

Nach der Schlacht von Leipzig und Napoleons Rückzug über den Rhein galt es, die befreiten Gebiete zum Anschluß an die Erhebung Preußens zu veranlassen. Jahn wurde zunächst in das frühere Königreich Westfalen geschickt, um auch dort mit seinen zündenden Aufrufen Begeisterung für den Freiheitskampf zu wecken; dann wurde er der Generalkommission für deutsche Bewaffnungsangelegenheiten in Frankfurt a. M. überwiesen. Diese Kommission sollte darüber wachen, ob die „Sonst-Rheinbundstaaten" ihre neu übernommenen Pflichten gegen das Vaterland auch gehörig erfüllten, Freiwillige aufriefen, Landwehren ausrüsteten und den Landsturm einrichteten. Den „separatistisch" gesinnten Deutschen am Rhein das Gewissen zu schärfen, war Jahn, der Verfasser der die Kleinstaaten und ihre Fürsten vernichtend treffenden „Runenblätter", der rechte Mann. Sein Vorgesetzter war — welche Anziehungskraft des Bezüglichen — der Dichter von „Dya-Na-Sore". Auch Ernst Moritz Arndt ist in Frankfurt a. M., und mit ihm besucht Jahn den von Frankreich so gefürchteten Herausgeber des „Rheinischen Merkur" in Koblenz, Joseph Görres.

Nach dem ersten Frieden von Paris wandert Jahn über die Wartburg nach Berlin zurück. „Großes ist geschehen, Größeres wird kommen. Der Morgen einer neuen deutschen Welt hat begonnen!"

Unter den Turnern, die ihn auf der Hasenheide begrüßten, fehlten die besten. Auch Friedrich Friesen war gefallen. „Friesen war ein aufblühender Mann in Jugendfülle und Jugendschöne, an Leib und Seele ohne Fehl, voll Unschuld und Weisheit, beredt wie ein Seher; eine Siegfriedsgestalt von großen Gaben und Gnaden, den jung und alt gleich liebhatte; ein Meister des Schwerts auf Hieb und Stoß, kurz, rasch, fest, fein, gewaltig und nicht zu ermüden, wenn seine Hand erst das Eisen faßte; ein kühner Schwimmer, dem kein deutscher Strom zu breit und zu reißend; ein reisiger Reiter, in allen Sätteln gerecht; ein Sinner in der Turnkunst, die ihm viel verdankt. Ihm war nicht beschieden, ins freie Vaterland heimzukehren, an dem seine Seele hielt. Von welscher Tücke fiel er bei düsterer Winternacht durch Meuchelschuß in den Ardennen. Ihn hätte auch im Kampf keines Sterblichen Klinge gefället. Keinem zuliebe und keinem zuleide: aber wie Scharnhorst unter den Alten, ist Friesen von der Jugend der Größeste aller Gebliebenen." Mit diesem unvergleichlichen Wort hat Jahn Friedrich Friesen unsterblich gemacht.

Dem Heldengeist der Lützower verdankt das Turnwesen die stürmische Entwicklung, die nun einsetzte. In allen Gauen entstanden Turnplätze, und auf ihren

Wanderfahrten grüßte ein neues Geschlecht das Morgenrot deutscher Volksgemeinschaft. Für seine Verdienste um das Vaterland erhielt Jahn ein Ehrengehalt. Er konnte nun Helene Kollhoff, eine Mecklenburgerin, heiraten, die er seit Jahren liebte. Einige wenige erhaltene, überaus zarte und gemütvolle Briefe geben Kunde von seiner tiefen Liebe zu ihr. Sie schenkte ihm drei Kinder, seinen Sohn Arnold Siegfried und zwei Töchter. „Es war eine Freude", schrieb Heinrich Ranke, der Bruder Leopolds von Ranke, „in Jahns Familie einzutreten. Seine Frau war ebenso fein und sanft, als er im Gefühle seiner Kraft derb und mutig auftrat. In ihrer Nähe zeigte er eine Zartheit, die man nicht von ihm erwartet hätte."

Was mochte den Staatskanzler Hardenberg bewogen haben, Jahn im Frühjahr 1815 zum Wiener Kongreß und nach der Schlacht bei Waterloo nach Paris zu rufen? Varnhagen von Ense gibt uns in seinen „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens" die Antwort, wenn er auf den großen Einfluß hinweist, den der „berühmte Deutschtümler" durch die Entschiedenheit und den Trotz seiner Meinungen und durch den rücksichtslosen Ausdruck seiner kurzen Rede ausübte. Hardenberg zog ihn oft zu Tafel während dieser Kongresse. Zu dem attischen Salz Wilhelms von Humboldt nahm er gern das körnige Hallorensalz Jahns, der selbst von Generalen als gewaltiger Mitsprecher gefürchtet und geschont wurde. Der Kaiser von Rußland bat sich von Jahn jene Rede aus, die dieser in Paris hoch oben auf dem Triumphbogen vor den Tuilerien aus dem Wagen der von Napoleon aus Venedig geraubten korinthischen Sonnenrosse hielt, der französischen Siegesgöttin mit den Worten „Leipzig und Waterloo" auf den Mund schlagend.

Die erste Tat Jahns nach den Befreiungskriegen war die Gründung der „Gesellschaft für deutsche Sprache" in Berlin, zu deren Hauptförderern neben Arndt und Ludwig Uhland der Philosoph Carl Christian Friedrich Krause gehörte.

1816 erscheint Jahns „Deutsche Turnkunst", ein Buch aus einem Guß, eines der deutschesten aller Bücher. Turner und Lützower bildeten jetzt auf den Universitäten den Kern der im Sinne der Jahnschen Einheitsidee 1815 in Jena gegründeten „Burschenschaft". Erfüllt vom Gefühl der Eintracht und Gemeinschaft, der opferbereiten Hingabe des einzelnen an das Gesamtwohl, der Frömmigkeit, Wahrheit, Reinheit und Wahrhaftigkeit, waren diese Erneuerer des akademischen Volkstums zu den Landeshochschulen zurückgeströmt, willens, der Nation ein Leben in neuem Geiste vorzuleben, um der dem deutschen Volke versprochenen Freiheiten würdig zu sein. Die Erfüllung des in der Not der Befreiungskriege gegebenen Versprechens aber ließ in Preußen wie in anderen Staaten schmerzlich auf sich warten. Unter den Studenten wuchs die Erregung über diesen Wortbruch. Sie fühlten sich um den Preis ihrer Opfer in den Befreiungskriegen betrogen, sahen ihr Eisernes Kreuz verhöhnt, Schleicher und Liebediener der Regierung hielten ihren Mantel vor das schlechte Gewissen der Herrscher. Das beste Mittel, die Verfassung zu hintertreiben, war, den Geist der deutschen Jugend zu verdächtigen und in seinen Beweggründen zu leugnen. Das geschah in der Schmähschrift des Geheimrats

Schmalz. Hardenberg, der Jahn im Grunde wohlgesinnt war, leistete der sich zum Überfluß auf Hegels Philosophie berufenden Reaktion keinen rechten Widerstand. Es war ein abgekartetes Spiel: wie man den Versuch machte, Jahns schnell berühmt gewordenes Wort „Volkstum" aus dem Sprachgebrauch zu tilgen, so machte man auch die Angelegenheit des Turnens zum Ziel boshafter Angriffe. Die Turnfehde begann. Zwei bedeutungslose Journalisten, Scheerer und Wadzeck, eröffneten sie. Der hochangesehene Breslauer Professor Steffens, dem Jahns bewußt zur Schau getragene derbe Deutschheit „grauenvoll" war, führte gegen das Turnen einen gefährlichen Streich. Kotzebue und andere hieben in dieselbe Kerbe, bis Ernst Moritz Arndt sich in seinem „Geist der Zeit" ritterlich vor Jahn stellte. Max von Schenkendorf weihte Jahn sein berühmtes Lied „Wenn alle untreu werden".

Jahn, der erste Freiwillige von 1813, machte sich zum „freiwilligen Sprecher" der Nation und kämpfte in einundzwanzig Vorlesungen schonungs- und rücksichtslos gegen das klägliche Geschlecht, das den Traum von Deutschlands Einheit und Deutschlands Größe durch das Gespenst des Aufruhrs verscheuchte. Hunderte und aber Hunderte drängten sich zu diesen Vorträgen und brachten dem „allverehrten Volksfreunde" nach dem Abschluß dieser mutigen Tat eine Abendmusik, die mit dem Lutherlied „Ein feste Burg" begann. „An Tiefe und Donnergewalt der Rede mit keinem mehr als mit Luther zu vergleichen", so hieß es in dem Ehrendoktor-Diplom, das die charaktervolle Universität Kiel Friedrich Ludwig Jahn zum dreihundertjährigen Lutherfest 1817 überreichte. Auch die Universität Jena verlieh ihm mutig die philosophische Doktorwürde: „Dem Manne, der niemals, auch in den schlimmsten Zeiten nicht, an dem Vaterlande verzweifelte." Um so eifriger waren die Wühler und Wurzelgräber daran, Jahn, der die höchst gefährliche Lehre von der „Einheit Deutschlands" aufgebracht hatte, zu beseitigen. Man machte ihn verantwortlich für den Geist der Empörung, der am Schluß des von Jahns Freund Dürre angeregten Wartburgfestes der deutschen Burschenschaft mit dem Höhenfeuer auf dem Wartenberg aufgeflammt sei. In den brennenden Holzstoß schleuderte man die verhaßten Schriften der „Schmalzgesellen" Scheerer, Wadzeck, Jancke, Immermann, Kotzebue und, außer einem Schnürleib und einem Korporalstock, auch den Gendarmeriekodex des Geheimrats von Kamptz. Tödlich beleidigt, wurde dieser nun der erbittertste Feind Jahns, der übrigens dem Wartburgfest selbst nicht beigewohnt hatte.

Im Frühjahr 1819 durfte der Turnplatz in der Hasenheide nicht wieder eröffnet werden. In Breslau wurde der Turnplatz wegen eines Streites schon früher geschlossen. Jahns Versuch, beim König eine Aufhebung der Turnsperre zu erreichen, wirkte wie eine Verhöhnung, als die Nachricht in Berlin eintraf, daß der Burschenschafter Sand den Dichter Kotzebue ermordet habe. Nichts konnte Metternich und den preußischen Demagogenriechern gelegener kommen als diese Schandtat eines Schwärmers. Auch sie wurde Jahn in die Schuhe geschoben. Jahns Lage

wurde bedrohlich. Es bedurfte kaum mehr der Denunziation des Regierungsrates Jancke und der beschlagnahmten Papiere des Gymnasiasten Lieber (eines im Felde schwer verwundeten und halb tauben jungen Lützowers, der Äußerungen Jahns als „Goldkörner aus dem Munde Vater Jahns" sinnentstellend zu Papier gebracht hatte), um Jahns Verhaftung bei Hardenberg durchzusetzen. Grenzenloses Leid brach nun über Jahn herein. Vom Bett seines todkranken Töchterchens führte man ihn in der Nacht auf die Festung Spandau, von dort später in Ketten nach Küstrin. Beide Töchter starben, ohne daß der Vater sie wiedersah. Vorübergehend kam er in die Hausvogtei nach Berlin zur Vernehmung durch die Untersuchungskommission. Ihr gehörte als Kammergerichtsrat der Dichter und Musiker E. T. A. Hoffmann an. Er ließ sich den Fall Jahn nicht leicht werden und stellte in einer wahrhaft mustergültigen Untersuchungsschrift fest, daß alle Anklagepunkte gegen Jahn jeden Grundes entbehrten. Sein Antrag, Jahn unverzüglich freizulassen, wurde mit dessen Verbannung in die Festung Kolberg beantwortet. 1824 erst (Jahns Gattin war vor Gram gestorben) verurteilte ihn das Oberlandesgericht in Breslau zu zwei Jahren Festung. Jahn legte sofort Berufung ein, verfaßte eine stolze und trotzige Selbstverteidigung, und das Oberlandesgericht in Frankfurt a.O. sprach ihn im Jahre 1825 frei. Aber auch nach diesem Spruch wurde ihm infolge einer „Kabinettsordre" die unbeschränkte Freiheit vorenthalten. Jahn durfte sich weder in Berlin noch in einer Universitäts- oder Gymnasialstadt künftig niederlassen. Er wurde unter Polizeiaufsicht gestellt. Jahn wußte nicht, daß es der König selbst war, der, von kleinen Seelen aufgestachelt, einen seiner treuesten Verehrer mit Haß verfolgte.

So entledigte sich das Vaterland eines seiner besten Söhne. Eine sokrateische Schande ruht auf den dafür verantwortlichen Geheimräten des reaktionären Systems, das selbst einen Gneisenau beargwöhnte, von Ernst Moritz Arndt und Joseph Görres ganz zu schweigen. Erst an der Größe seiner Tragik wird Jahns geschichtliche Größe meßbar.

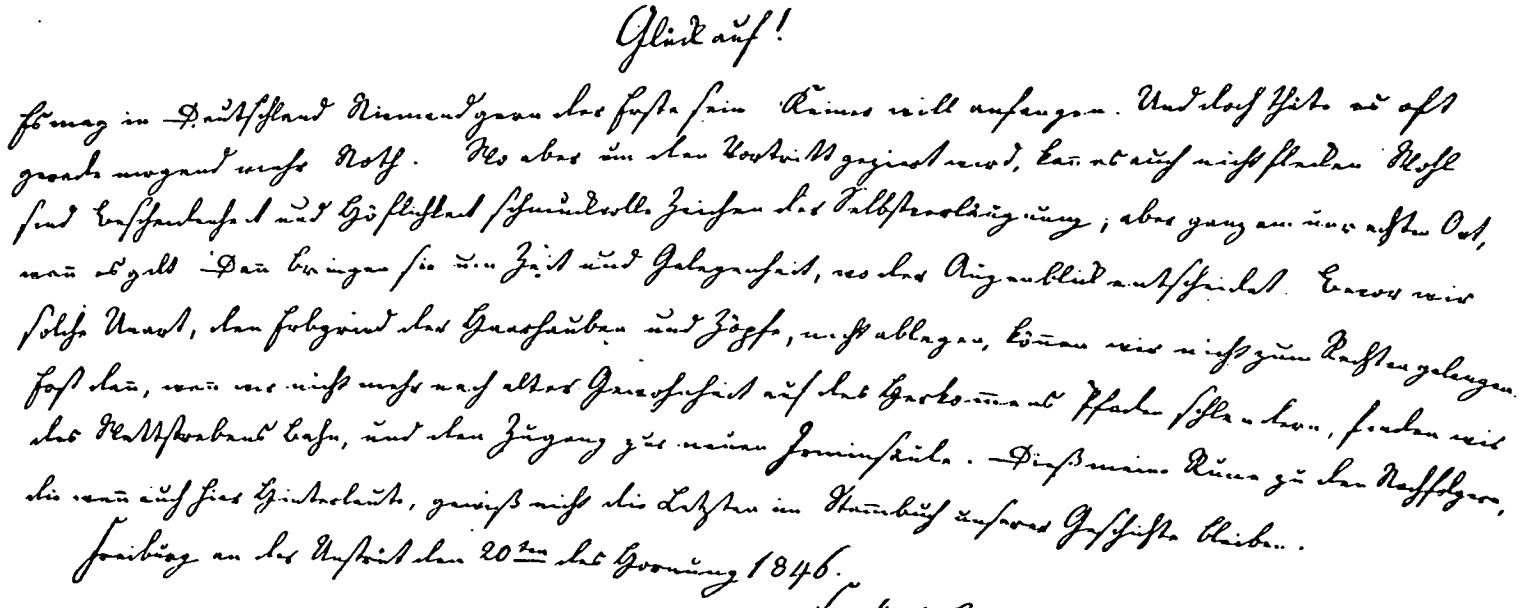
Mit seiner zweiten Frau zog er in die kleine Stadt Freiburg a. d. Unstrut, das immer viel Reiz für ihn gehabt hatte und ihm als „Grabstätte zeitlichen Glückes" lieb war. Von dort wurde er in das noch kleinere Kölleda „weggemaßregelt". Wegen einer geharnischten Beschwerde über diese Behandlung erhielt er ein halbes Jahr Festung in Erfurt. Nach sieben Jahren durfte er von Kölleda nach Freiburg zurückkehren. Kaum hatte er sich dort von neuem eingerichtet, brach während seiner Abwesenheit in seiner Wohnung Feuer aus. Er verlor durch den Brand sein ganzes Hab und Gut, darunter alle seine Bücher und seine unersetzlichen Handschriften, Quellenstudien und kostbares Quellenmaterial zu Arbeiten über den Dreißigjährigen Krieg und für eine vorchristliche Deutschkunde „Mittelgart", eine „Nebenschrift" zu Grimms Deutscher Mythologie.

In dieser schweren Prüfung zeigte sich abermals jener heldische Optimismus, der sich in Deutschlands großer Notzeit so oft bewährt hatte. Er baute sich zum

Teil mit eigener Hand — von vier Uhr früh bis abends acht Uhr Steine „wie im Gebirgskrieg" schleppend — ein eigenes Haus am Bergabhang unterhalb der alten Landgrafenburg. „Aus meinem Fenster erblicke ich die Fluchtstraße der von Leipzig Entronnenen, mit den Stätten der Notbrücken, und aus meiner Haustür den Wald, der den Anmarsch von Yorck deckte, als er mit schwacher Mannschaft die Fliehenden in eine Heereszeile drängte." Seine treuen Turner sammelten trotz der Turnsperre einen namhaften Geldbetrag für den Bau, der mit dem Wahlspruch „Frisch, frei, fröhlich, fromm" geziert wurde. Von weither wanderten sie herbei, um den „Alten im Bart" wiederzusehen oder ihn kennenzulernen. Wie eine Gestalt aus der Edda sahen die Ankommenden vom anderen Ufer der Unstrut den bärtigen Riesen in seinem Garten wirken. Die alten Turner und Burschenschafter waren es, die den Reichsgedanken und den Gedanken der Einheit als heiligen Funken unter der Asche hüteten. Und war man bei Vater Jahn, dann schlug unter dessen Atem die Flamme schnell empor.

Mit ungebrochenem politischem Verantwortungsgefühl verfolgte er die Ereignisse der Zeit. Die Erweiterung des Zollverbandes begrüßte er weitschauend mit unverhohlener Freude. Der „Feuerwagen" (die Eisenbahn) bedeutete ihm eine Verschmelzung der Ländergrenzen. Argwöhnisch betrachtet er Frankreichs Unruhe und Angriffslust; Belgien schien ihm eine Vorstadt von Paris zu werden. Für die Verbrüderung mit den Franzosen auf dem Hambacher Fest hatte er nur Spott und Verachtung.

Schwer kränkte es Jahn, daß ihm noch immer die Aushändigung des Eisernen Kreuzes verweigert wurde, weil er dieser Ehre nicht würdig sei. „Es ist gewiß ein recht glücklicher Gedanke von Dir", schreibt er 1839 bitter an den Historiker F. Förster, seinen Lützower Freund, „Denkniſſe vom Jahre 1813 zu sammeln, einen Köcher voll geistiger Pfeile. Nur darf ich keinen Schaft dazu schnitzen und keine Spitze daran heften, weil es neuerdings staatsamtlich ausgesprochen, daß ich an der Ehre von 1813 keinen Antheil habe." „Ich bin kein Muspelheimer, der mit Hehlwaffen kämpft; sondern ein Freund der Asen, der die Wehr in der Nähe zieht. Ich will mich darum nicht in die Denkniſſe einschmuggeln." Aus Trotz schrieb er seine „Neuen Runenblätter", seine „Merke" zum „Deutschen Volkstum" und seine köstlichen novellistischen „Denkniſſe". Er versuchte, selbst die Arbeit an seinem „Mittelgart" wiederaufzunehmen und das Verbrannte wiederherzustellen. Wie ein Maulwurf vergrub er sich in die „Grüfte des Altertums", und wie ein „erwachter Siebenschläfer" kam er sich vor, als endlich nach Friedrich Wilhelms III. Tode die Schmach der Polizeiaufsicht und die Beschränkung in der Wahl seines Aufenthaltsortes von ihm genommen wurde. Das Eiserne Kreuz wurde ihm ausgehändigt, die Turnsperre aufgehoben. Eine königliche Kabinettsorder machte das Turnen zum notwendigen und unentbehrlichen Bestandteil der männlichen Erziehung. Der deutsche Mensch wurde wieder straff und politisch. Ernst Moritz Arndt gab seinen prächtigen Aufsatz über das Turnwesen neu heraus. Der bekannte


Glück auf!

Stammbuchblatt von Friedrich Ludwig Jahn

Pädagoge Diesterweg feierte in einem Vortrage das Turnen als wichtigsten Teil des Unterrichts. Der Turnvater Jahn stand plötzlich wieder im Mittelpunkt der Öffentlichkeit.

Jahn war zu stolz, um Freiburg zu verlassen und etwa wieder nach Berlin überzusiedeln. Er versagte sich sogar bei fast allen Einladungen zu Turn- und Erinnerungsfesten. Selbst an der Grundsteinlegung des Hermann-Denkmals im Teutoburger Wald nahm er nicht teil. Aber die Wogen des Jahres 1848 warfen sein Lebensschiff noch einmal auf das Meer hinaus. Unter den Männern aus allen deutschen Gauen, die in der Paulskirche das Zweite Reich aufrichten wollten, war auch der siebzigjährige Friedrich Ludwig Jahn. Seine Ehrfurcht gebietende Erscheinung, seine turnerische Rüstigkeit und seine immer noch feurige Beredsamkeit verfehlten ihre Wirkung nicht.

Bedeutsam ist seine Bemühung um die Gründung einer deutschen Flotte; seine wuchtigen Angriffe gegen Pöbelherrschaft und Umsturz kosteten ihm beinahe das Leben. Nur mit Mühe entging er jenem verbrecherischen Anschlag, dem in Bockenheim der Fürst Lichnowsky und der Abgeordnete von Auerswald zum Opfer fielen. In jenen Tagen des Schmerzes schrieb er seine unvergleichliche „Schwanenrede" nieder, deren Kernsatz wir an den Beginn dieses Lebensabrisses stellten.

Dennoch versank „der Abendstern, der ihm zur letzten Ruhe winkte", hinter dem dunklen Schatten einer grenzenlosen Enttäuschung, als der preußische König die ihm angetragene Volkskaiserwürde ablehnte. Bald danach verschied Friedrich Ludwig Jahn am 15. Oktober 1852 in Freiburg a. d. Unstrut.

Vielleicht stünde Friedrich Ludwig Jahn leuchtender in der Erinnerung der Deutschen, wenn ihm das Schicksal Theodor Körners und Friedrich Friesens beschieden gewesen wäre. Er selbst hat einmal gesagt: „Gott segnet nicht alle Begeisterte für das Vaterland durch frühes Verlassen dieser Zeitlichkeit, damit ihr Ruhm ewiglich grüne." Niemand hätte dann Jahns Bild entstellen und verzerren können.

Wir wissen, daß dieser große Deutsche seine seelischen und geistigen Grenzen hatte. Er war weder ein systematischer Philosoph wie Fichte noch ein Gelehrter und Weltmann wie Wilhelm von Humboldt. Er war kein musischer Mensch. Für die schönen Künste brachte er wenig Verständnis auf. Die raffaelische Madonna lehnte er aus dem Stilgesetz seiner Rasse ab. Er war oft grob, derbschalkhaft, gelegentlich auch herrschsüchtig und überheblich. Er war einseitig und einzielig. Aber er war von monumentaler Größe und bleibt eine einmalige Erscheinung in der deutschen Geistesgeschichte. Leicht ist es, die Schatten in einem Bildnis zu vertiefen, die Lichter zu dämpfen und zu übermalen. Auch Friedrich Ludwig Jahns Bild ist mit diesen Mitteln verfälscht worden. Und es ist tiefbedauerlich, daß Heinrich von Treitschke sich den Urteilen über Jahn angeschlossen hat, die über ihn gefällt wurden, als der „berühmte Deutschtümler" dem Herrscher und seinen Kreaturen nichts mehr bedeutete.

Aber der „Freund der Asen" ist keines unrühmlichen Strohtodes gestorben. Er blieb der heldische, nordische Kämpfer bis zum letzten Atemzuge, denn im schwersten Ringen um seine Idee vom einigen und ewigen Deutschland ging er in die Unsterblichkeit Walhalls ein.

Bismarck, der das Zweite Reich schuf, hat in einem Briefe an die Lübecker Turner die Turnerschaft als die Trägerin des deutschen Einheitsgedankens bezeichnet. Sicherlich ist das Jahnsche Turnen bis zur Reichsgründung überall eine politische Angelegenheit gewesen. Im Auslande ist es sie immer gewesen, ganz besonders in der von einem Schüler Jahns unter den Slawen hervorgerufenen völkischen „Sokolbewegung". Mit dem Einbruch des technischen Materialismus in das deutsche Volkstum wurde Jahns völkisches Mittel leider mehr und mehr Selbstzweck. Die Turntechniker gewannen die Überhand über die Volksturner. Die Erinnerung an Jahns eigentliche Bedeutung ging trotz der Denkmäler in der Hasenheide und in Freiburg immer mehr verloren. Heinrich von Treitschke tat ein übriges. Das Zweite Reich zerbrach, weil dem Reichskörper, wie Friedrich Lienhard richtig erkannte, die Reichsseele fehlte.

Nur die Wiedergeburt der Deutschen aus dem Geist ihres Volkstums im Sinne Friedrich Ludwig Jahns konnte ein Drittes Reich zum Leben erwecken.

Scharnhorst

1755—1813

Von

Friedrich von Rabenau

In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ist es unruhig in Europa. Unruhig in jeder Beziehung, nicht nur in der Politik. Die Geister der Skepsis, der Aufklärung, der Kritik überhaupt hatten sich an Althergebrachtes und Feststehendes gewagt. Die Folgen der Zeitströmung sind höchst eindeutig. Sie reißen Frankreich in den Strudel der Revolution. In Deutschland hat man endlich, seit 1763, Ruhe. Man will sie bewahren und allen Ernstes den Frieden zum Wohl der Völker nutzen. Da brandet die Welle aus Frankreich über die Grenze herüber. In Preußen hat man sich, Friedenswillen und Friedensbedürfnis allem voranstellend, allzu klug mit dem Baseler Frieden 1795 aus dem Gedränge anstürmender Ereignisse herauszuziehen gewußt. Man wird jedoch des Baseler Erfolges innerlich nicht recht froh. Wer kann wissen, wann man gegen den eigenen Willen doch wieder in die große Politik hineinverstrickt wird. Freilich glaubt man, in der von Friedrich II. übernommenen unnachahmlichen Armee ein Staatsinstrument zu besitzen, mit dem man allen Schwierigkeiten gewachsen sein wird. Es mag die Unruhe der Zeit mit sich bringen, daß man sich trotzdem nicht so ganz sicher fühlt.

In der preußischen Armee wurde schon unter Friedrich Wilhelm II. viel gedacht und gestrebt. Nur daß die Bestrebungen fruchtlos und die Gedankenläufe vergeblich blieben. Ein preußisches Oberkriegskollegium leistete erstaunlich vielseitige Arbeit. Sogar das Kantonreglement von 1792 enthielt den Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht, um ihn durch eine Unzahl von Ausnahmen sofort wieder aufzuheben. Nicht nur in Preußen, sondern allerorten war jedoch das Streben sichtbar, wenigstens die geistige Schulung der Offiziere zu heben. So erhob auch seit 1782 in seiner Zeitschrift „Die Militär-Bibliothek" ein hannoverscher Offizier namens Scharnhorst immer wieder ganz bestimmte Forderungen in dieser Richtung. Andere schrieben auch, so Behrenhorst und Bülow, überwiegend Scharnhorst angreifend. Dieses Zeitalter handelte ja zunächst meist nicht, sondern es schrieb.

Scharnhorst mühte sich mit den militärischen Problemen seiner Tage jedoch nicht nur schriftlich ab. Der vom Vater, dem altgedienten Wachtmeister, ererbte Soldateninstinkt und die Zähigkeit des Bauernsohnes, die von der Mutter her kam, trieb zum Handeln, freilich ohne daß sich zunächst Gelegenheit dazu gab. Der Hang des Vaters, auf eigener Scholle zu sitzen, den dieser ein Leben lang durch ein wechselvolles Schicksal hindurchrettete, hätte den Sohn eigentlich zum Bauern

machen müssen. Leider prozessierte man in der Familie fast siebzehn Jahre um den alten Hof, um Bordenau. Der Junge hatte nichts als die Erinnerung, dort geboren zu sein. Als er siebzehn Jahre alt ist, gehört endlich der Hof dem Vater. Aber die Erinnerung an die Ungewißheit langer Jahre zittert nach. Der Sohn soll in eine gesicherte Stellung. Er soll auch mehr werden als der Vater. Er ist ja begabt. Also bringt ihn der Vater auf die Offizierschule des Grafen Lippe auf dem Wilhelmstein im Steinhuder Meer. Der Versuch gelingt. Als der Graf 1777 stirbt, reicht es nun eben nicht gerade zu einer bemerkenswerten Stellung, aber doch zum Lehrer an der Regimentsschule des Kavallerie-Regiments in Northeim unweit des Westharzes. Das ist nicht viel, aber es ist das Sprungbrett, um nach wenigen Jahren Lehrer an der Artillerieschule in Hannover zu werden.

Um die Jahrhundertwende trifft ein Gesuch des hannoverschen Majors Scharnhorst um Einstellung in die preußische Armee in Berlin ein. Ein merkwürdiges Gesuch. Ihm beigefügt waren drei Aufsätze, gleichsam um den Wert des Antragstellers darzutun. Der Verfasser muß über die Stimmung in Berlin unterrichtet sein. Er weiß, daß man dort die beste Armee und trotz der Mißerfolge im Herzog von Braunschweig den Besten aller Feldherren zu besitzen glaubt. Der Verfasser weiß aber auch, daß man so seine geheimen Sorgen in Berlin hat. Also sind die beigefügten Aufsätze Reformvorschläge. Harmlose Reformen der Regimentsartillerie, die man der Infanterie besser wegnähme, im Gebrauch des dritten Gliedes und für die Truppenübungen. Genug, um den Verfasser als Mann von Ideen zu zeigen, nicht so reformatorisch, um im Lande behutsamer Beharrlichkeit sofort anzustoßen. Auch sonst ein merkwürdiges Gesuch. Der um Einstellung Bittende stellt Bedingungen: Nobilitierung und Beförderung zum Oberstleutnant. Er hat seine Erfahrungen als bürgerlicher Offizier und Mann der Nichte des Hofküchenlieferanten Schmalz in der etikette-erstarrten hannoverschen Armee.

Scharnhorst gehört zu den ausgesprochen gelehrten Offizieren jener Zeit. Er galt als Autorität auf dem Gebiet der Kriegsgeschichte. Aus Dänemark war infolgedessen bereits ein Ruf zum Übertritt ergangen, den Scharnhorst aber ablehnte. Anfang 1797 kam dann von Preußen aus eine Anfrage.

Dem damals Zweiundvierzigjährigen lag nicht viel am Verbleiben in hannoverschen Diensten. Die fast zwei Jahrzehnte dort waren an Enttäuschungen nicht arm gewesen. Er dürfte nicht gerade von Mißerfolgen sprechen. Aber der Leutnant Scharnhorst war doch ein Außenseiter in dem mit Standesvorurteilen besonders reich gesegneten Hannover geblieben, „dem deutschen China", wie Stein es nannte.

Vielleicht hätte die Ehe ein Ausgleich für manche offenkundige Zurücksetzung im Beruf sein können. Bis zu einem gewissen Grade war sie es auch. Denn diese Ehe war zweiundzwanzig Jahre hindurch, bis Scharnhorst 1804 seine Frau unter den alten Eichen von Bordenau begrub, durchaus friedvoll und harmonisch. Scharnhorst hat nach dem Tode seiner Frau selbst von ihr geschrieben: „Wenn es

auf innere Güte des Herzens ankam, ... so übertraf sie ihre Mitmenschen, aber sie war selbst dabei nicht glücklich; von trauriger Gemütsart, floh sie alle Freuden." Ein leiser Unterton der Enttäuschung schwingt mit, der Grundton in Scharnhorsts Leben.

Am Schlusse der hannoverschen, gewiß nicht inhaltsleeren Zeit stand eine letzte herbe Enttäuschung. Nach langem Hinhalten über allerlei Formelkram erteilte man ihm in lakonischer Kürze mit genau acht Worten den Abschied.

So kam er denn im Mai 1801 nach Berlin. Mittelgroß, beinah linkisch und eckig, fast etwas nachlässig im Äußeren, mit weichen und bequemen Gelehrtenformen, ganz und gar nicht „stramm". Nichts von der imponierenden Gestalt und dem prachtvollen Herrenauge Blüchers, nichts von dem heroisch anmutenden Format Gneisenaus. Die Nase, die bäuerliche Herkunft verratend, ist etwas grob geraten. Um den schweigsamen Mund ein Zug von Sarkasmus, gemildert durch Resignation. Das Kinn hat die Linie starken Wollens. Und aus den ungewöhnlich ruhigen Augen spricht heitere Güte, tiefes Menschentum und verhaltene Leidenschaft. Man fühlt, hinter der bedeutenden Stirn drängen sich große Gedanken. Man hofft, sie werden in zwingendem Strom über die Lippen kommen, und man ist enttäuscht, wenn er nun unbeholfen, bis zur Unklarheit ungeschickt, mit allzu häufigen Wiederholungen spricht. Noch 1807 schreibt er an Clausewitz: „Ich habe den besten Willen, zu wirken, wo ich kann, ich bin aber nicht dazu gemacht, mir Anhang und Zutrauen durch persönliche Bearbeitung zu verschaffen." Scharnhorst ist in der Tat kein guter Anwalt seiner eigenen Entwürfe. Deshalb gebraucht er so oft das Mittel umfangreicher Denkschriften, überraschend oft selbst in diesem Literaturzeitalter, das so gerne schrieb.

Scharnhorst ist sicher nicht als bewußter Reformator nach Berlin gekommen. Man tut ihm Unrecht, wenn man ihm andichtet, als habe er mit Stein und Gneisenau zusammen das morsche Alte gestürzt. So morsch war dieses Alte keineswegs. Hervorgegangen aus einer traditionell nicht gebundenen Umgebung, fand Scharnhorst sich wohl leichter darein, Vorhandenes zu ändern. Es zu stürzen war kein Anlaß, und der Gang der Dinge in Frankreich lockte auch so gar nicht mehr dazu.

Scharnhorst sah nur eine Aufgabe. Drüben war der Erfolg. Und wer den Erfolg so meisterte wie Bonaparte, der konnte zur Gefahr werden. Um die Gefahr zu bannen, mußte man feststellen, woraus diese verblüffenden Erfolge entstanden. Dies eine hatte als Kernpunkt zunächst Interesse für Scharnhorst.

Das Studium der Feldzüge des großen Königs hatte Scharnhorst eine von der allgemeinen Anschauung erheblich abweichende große Lehre gegeben. Das häufige Ausweichen und Manövrieren entstand aus Rücksicht auf das schwer zu ersetzende Instrument einer überwiegend aus Ausländern, jedenfalls aus Berufssoldaten, gebildeten Armee. Die Operationen konnten auch nicht frei sein von Magazinrücksichten. Dies waren die Fesseln der Zeit. Dahinter aber stand der

geniale Feldherr, der trotz der Hemmungen den ethischen Kern jeder Kriegshandlung, die Entscheidung, und deshalb die Schlacht suchte und mit der Umfassung und Konzentration an entscheidender Stelle zu siegen wußte. Seine Nachfolger erhoben die Hemmung zur Kunst, das Manöver zum Siegesrezept; sie mieden die Schlacht.

Wenn ein Mann von so innerer Selbstherrlichkeit wie Friedrich der Große die Bedingtheiten der Zeit nicht abstreifen konnte, so mußte auch Napoleon irgendwie daran gebunden sein. Da er Erfolge und nur Erfolge hatte, mußte er also von den Umständen gefördert werden. Scharnhorst spürt diesen Zusammenhängen nach. Er erkennt, daß der tiefste Antrieb zu den die Welt erschütternden Taten etwas anderes als Änderungen der Gefechtsformen, vielmehr etwas ganz Neues sein mußte. Das ganze französische Volk, von der Revolution in Bewegung gebracht, war am Werke, die Nation war in Waffen.

Die nationale Entwicklung beim Gegner erkannt zu haben ist die grundlegende Leistung Scharnhorsts. Scharnhorst hat diese Erkenntnis auch nicht als eine ungefähre Vorstellung herausgefühlt. Er sieht vielmehr ganz klar, daß ein Volk in seiner Gesamtheit nötig ist, wenn es in kriegerischer Auseinandersetzung seine Zukunft sichern will, daß dazu nirgends mehr ein Berufsheer allein ausreichen wird. Mit unbeirrbarer Folgerichtigkeit der Gedanken leitet er alles andere von dieser Grunderkenntnis ab. Zuerst vorsichtig, später von den Ereignissen gedrängt. Scharnhorst ist der erste, der das Ruhende wirklich bewegen will.

Und nun vollzieht sich ein ganz eigenartiges Gegenspiel, unbekannt der Mitwelt, unbekannt sogar den beiden Gegenspielern. Zur selben Zeit, als Scharnhorst in seinen Studien erkennt, daß man die nationale Volkskraft lösen müsse, um die Mittel des Krieges von ihrer Unzulänglichkeit zu befreien, steht Napoleon vor einer weltgeschichtlichen Entscheidung. Eben hat England 1802 mit Frankreich Frieden gemacht. Jetzt kann Napoleon entweder Frankreich im Innern festigen oder mit den neuerwachten Kräften die Welt nach seinem Willen gestalten. Er entscheidet, die nationale Kraft Frankreichs über die Grenzen, auch über die „natürlichen" Grenzen hinaus zur Errichtung des Empire, für die imperialistische Idee zu nützen. Wer dem nationalen Frankreich in erfolgreicher Abwehr entgegentreten will, muß die eigenen Volkskräfte entfesseln. Solange das die Gegner Napoleons noch nicht getan hatten, mußte er siegen. Sobald die Gegner es tun, kann ein Ausgleich eintreten, wenn Frankreich selbst auf der Grundlage des Nationalstaates bleibt. Als und weil sich Napoleon im Empire von der nationalen Grundlage des Staates entfernt, geht Kraft und Möglichkeit des Sieges auf die Gegner über. Es kommt nur darauf an, daß dieser Gegner den erlösenden Übergang vom Berufsheer zum Volksheer vollzieht und dann allerdings die neuentstehenden Kräfte auch richtig einsetzt.

Scharnhorst hat diesen Übergang für Preußen eingeleitet. Er hat natürlich im Beginn seiner Berliner Zeit nicht erkennen können, daß er im Begriff stand, den

richtigen Weg zu finden, zur gleichen Zeit, als Napoleon den falschen einschlug. Aber er hat es rechtzeitig herausgefühlt. Knapp ein halbes Jahr nach seinem Eintritt in preußische Dienste wurde Scharnhorst dem, wenn man ihn so nennen will, Chef des Generalstabes von Geusau beigegeben, um ihm die Aufsicht über die Berliner Offizierschule abzunehmen. Hier war Scharnhorst so recht in seinem Element. Scharnhorst nahm die Kriegsgeschichte selbst zum Lehrmittel. Er hatte kein fertiges System, aber er hatte, wie Clausewitz von ihm sagte, „die Gründlichkeit der Ansichten als wohlerworbenen Besitz. Er suchte aus dem Alten selbst das Neue hervorgehen zu lassen, um so auf kurzem Wege zu einer naturgemäßen Methode zu gelangen". Scharnhorst lehrte noch als Konzession an die Zeitumstände, nicht immer sei der Zweck der operativen Handlung die Schlacht. Ganz überraschend fanden sich aber schon daneben die Thesen von den großen Zwecken, von der Schlacht, die entscheidend sein soll. Nicht als etwas Fertiges stand Scharnhorsts Lehre da. Sie war es 1806 nicht, sie entwickelte sich 1807 wohl mit Riesenschritten, und sie blieb 1813 zweifellos unvollendet. Aber sie genügte doch als unterstes Fundament eines hundertjährigen Baues.

Die Kriegsakademie hat in der Form, die ihr Scharnhorst gab, nur kurze Zeit bestanden. Aber ihr Geist, der Geist Scharnhorsts, lebte in den Schülern fort, die stärksten Einfluß auf den Gang der kommenden Ereignisse gewonnen haben. Clausewitz, dürftig vorgebildet, fast verzweifelt, lernt von Scharnhorst alles und nennt ihn den Vater seines Geistes. Diesem Lieblingsschüler, der seinem Herzen zweifellos noch nähergestanden hat als selbst Gneisenau, hat Scharnhorst in seinen Beurteilungen nur einen gleichgestellt, den Leutnant von Tiedemann. Rühle und Boyen gehören zu den am zweitbesten Qualifizierten. 1804 hatte Scharnhorst die Genugtuung, daß fast die Hälfte aller neuen Stellen des Generalquartiermeisterstabes an Schüler seiner Akademie vergeben wurde.

Indessen, die Ereignisse wollten dem friedlichen Unterricht so recht keinen Raum mehr lassen. Eine der ersten Auswirkungen des napoleonischen Entschlusses zum Imperium war 1803 die Besetzung Hannovers durch französische Truppen. Preußen ließ das geschehen. Scharnhorst, um dessen alte Heimat es sich handelte, hat es nicht gutgeheißen. Aber er hatte keine Möglichkeit, auf die politischen Entschlüsse einzuwirken.

Die Truppen des „Dämons" Bonaparte in Hannover so nahe zu haben, hielt Friedrich Wilhelm III. mit Recht für eine Gefahr. Er traf also einige militärische Vorsichtsmaßregeln. Zu diesen muß man es auch rechnen, daß Scharnhorst im März 1804 zum Generalquartiermeister-Lieutenant ernannt wurde. Am Ende des Jahres überreichte er Hardenberg wie üblich eine Denkschrift. Das Entscheidende sei: man muß sich auf einen Krieg mit Frankreich gefaßt machen. Napoleon ist nun einmal so. Ändern kann man daran nichts. Kommt es zum Krieg, dann soll man nicht zaudern, vorwärts gehen und an der Weser schlagen. Operativ war der Gedanke sicher richtig; ob er mit der preußischen Armee gegen

Brief Gneisenaus

an den Staatskanzler v. Hardenberg

13. Dezember 1811

(Berlin, Preuß. Staatsarchiv)

[Mit Betrübnis habe ich öfters bemerken müssen, wie der König und Andere die Individualität des Generals von Scharnhorst nicht hinreichend aufgefaßt haben. Ich habe daher beiliegendes aus einem militairischen Werke abgeschrieben, einiges von dem meinigen hinzugesetzt, und lege solches Ew. Excellenz vor mit der dringenden Bitte, dieses Blatt zur Kenntnis Sr. Majestät kommen zu lassen.
Berlin d. 13ten Dezember 1811 N. v. Gneisenau]

Häufig ist das Verdienst unseres edlen Scharnhorst verkannt. Man will ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn man ihn für einen tiefen Denker, mit der Gesammtheit der Kriegswissenschaften vertraut gelten läßt, meint aber, er sei für die praktische Ausführung nicht geschaffen, und gerade diese praktische Brauchbarkeit, wohin sein langes Studium immer gerichtet gewesen, zeichnet ihn in so hohem Grade aus. Immer hat er bei seinen kriegswissenschaftlichen Forschungen allein dahin gestrebt, das praktisch Wichtige herauszuheben und in das Leben übergehen zu machen. So sind seine Schriften, so sein Umgang, so seine Amtswirksamkeit.

Als einen kompetenten Richter über praktische Brauchbarkeit werden Eure Exzellenz den kürzlich verstorbenen General von Hammerstein gern anerkennen. Ich will hier herausheben, was der alte Krieger, in seinem Bericht über das Durchschlagen aus Menin, eine der glänzendsten Thaten der Kriegsgeschichte, über Scharnhorst sagt. Der Bericht ist an den Generalfeldzeugmeister Clayrfait gerichtet. Nachdem er die Thaten der verschiedenen Waffen und der Einzelnen erzählt, schließt er den Bericht folgendergestalt.

„Vor allen anderm halte ich mich verpflichtet, nur noch des Hauptmanns Scharnhorst allein Erwähnung zu thun. Dieser hat bei seinem ganzen Aufenthalt in Menin nachher beim Bombardement, und letzlich beim Durchschlagen, Fähigkeiten und Talente, verbunden mit einer ganz unvergleichlichen Bravour, einen nie ermüdeten Eifer und eine bewunderungswürdige Contenance gezeigt, daß ich ihm allein den glücklichen Ausgang meines Plans mich durchzuschlagen verdanke. Er ist bei allen Ausführungen der erste und der letzte gewesen. Ich kann es unmöglich alles beschreiben, von welchem großen Nutzen dieser so sehr verdienstvolle und einem jeden zum Muster aufzustellende Offizier mir gewesen ist. Schließlich ersuche ich Ew. Excellenz, bei abzustattendem Rapport an Se. Majestät dieser sämmtlich genannten Offizier(e) Erwähnung zu thun. Wäre es möglich, möchte ich

für alle Belohnungen erbitten, die sie wahrhaftig verdient haben. Für den Hauptmann Scharnhorst aber erflehe ich auf das dringendste eine Gnade bei Sr. Majestät zu bewirken, da dieser Mann, wenn jemals Jemandem eine Belohnung für etwas Außerordentliches geworden ist, sie jetzt im größtem Maaße verdient."

So spricht ein grauer tapferer praktischer Kriegsmann, bei Erzählung einer Kriegsbegebenheit, deren Natur einen schnellen Entschluß, praktische Einsicht und schleunige Ausführung in gleich hohem Grade zum Gelingen erforderte, von einem Manne, dem man häufig hier zu Lande nur das Gebiet der Theorie einräumen will, von einem Mann, dem man mich oft gleichsetzen möchte, mich, der ich ein Pygmäe gegen diesen Riesen bin, dessen Geistestiefe ich nur bewundern, nimmer aber ergründen kann.

N. v. Gneisenau

Häufig ist das Verdienst unseres edlen Scharnhorst verkannt. Man will ihm Gründlichkeit widerfahren lassen, wenn man ihn für einen tiefen Denker, mit der Gesammtheit der Kriegswissenschaften vertraut, gelten läßt, meint aber, er sei für die praktische Ausführung nicht geschaffen, und gerade diese praktische Brauchbarkeit, wohin sein langes Studium immer gerichtet gewesen, zeichnet ihn in hohem Grade aus. Immer hat er bei seinen kriegswissenschaftlichen Forschungen allein dahin gestrebt, das praktisch Wichtige herauszuheben und in das Leben übergehend zu machen. So sind seine Schriften, so sein Umgang, so seine Amtswirksamkeit.

Als einen vorzüglichen Richter über praktische Brauchbarkeit werden Sie Excellenz den kürzlich verstorbenen General von Hammerstein gern anerkennen. Ich will hier herausheben, was der alte Krieger, in seinem Bericht über das Durchschlagen aus Menin, einer der glänzendsten Thaten der Kriegsgeschichte, über Scharnhorst sagt. Der Bericht ist an den Generalfeldzeugmeister Clayrfait gerichtet. Nachdem er die Thaten der verschiedenen Waffen und der Einzelnen erzählt, schließt er den Bericht folgendergestalt.

„Vor allen andern halte ich mich verpflichtet, nur noch des Hauptmanns Scharnhorst
„allein Erwähnung zu thun. Dieser hat, bei seinem ganzen Aufenthalt in Menin
„sowohl beim Bombardement, und letztlich beim Durchschlagen, Fähigkeiten und Ta-
„lente, verbunden mit einer ganz unvergleichlichen Bravour, einen nie
„ermüdeten Eifer und eine bewunderungswürdige Contenance gezeigt, daß
„ich ihm allein den glücklichen Ausgang meines Plans mich durchzuschlagen
„verdanke. Er ist bei allen Ausführungen der erste und der letzte
„gewesen. Ich kann es unmöglich alles beschreiben, von welchem großen
„Nutzen dieser so sehr verdienstvolle und einem jeden zum Muster auf-
„zustellende Offizier mir gewesen ist. Schließlich ersuche ich Sie Excellenz,
„bei abzustattendem Rapport an S. Majestät dieser sämmtlich genannten
„Offiziers Erwähnung zu thun. Wäre es möglich, möchte ich für alle Belohnungen
„erbitten, die sie wahrhaftig verdient haben. Für den Hauptmann Scharnhorst

» aber erflehe ich auf das Dringendste eine Gnade bei Sr. Majestät zu bewir-
» ken, da dieser Mann, wenn jemals Jemanden eine Belohnung für etwas
» Außerordentliches geworden ist, sie jetzt im größten Maaße verdient.

So spricht ein grauer tapferer praktischer Kriegsmann, bei Erzählung einer Kriegsbegebenheit deren Natur einen schnellen Entschluß, [illegible] frische und schleunige Ausführung in gleich hohem Grade zum Gelingen erfordert, von einem Manne, dem man häufig hier zu Lande nur das Gebiet der Theorie einräumen will, von einem Manne, dem man mich oft gleichsetzen möchte, mich, der ich ein Pygmäe gegen diesen Riesen bin, dessen Geistes Tiefe ich nur bewundern, nimmer aber ergründen kann.

Gneisenau.

Napoleon Erfolg gebracht hätte, ist nicht erprobt. Scharnhorst hat an dem dauernden Hin und Her der Entschlüsse nicht teilgenommen, weil er bis in den Hochsommer 1805 überwiegend mit Generalstabsreisen, in unserem Sinne operativen Geländeerkundungen, beschäftigt war. Eine merkwürdige Beschäftigung für diesen seltenen Geist in solcher Zeit. Aber auch eine seltsame Seelenruhe, sich so beschäftigen zu lassen. Wahrscheinlich fühlte Scharnhorst, daß nicht zu raten war. Als er im September 1805 zurückkehrte, war gerade die Entscheidung über das Unding einer bewaffneten Neutralität gefallen.

Napoleon brach diese Neutralität bald und marschierte durch ansbach-preußisches Gebiet. Nach anfangs nebensächlicher, einigermaßen enttäuschender Verwendung war Scharnhorst in wichtigen Quartiermeisterstellen. Er riet und trieb sofort zum Kriege, zum Angriff, der selbst nach der Niederlage Macks bei Ulm gemeinsam mit Österreich noch größte Aussicht auf Erfolg bot. Zweifellos war der Rat damals richtig. Aber fast nur Scharnhorst drängte zum aktiven Entschluß. Er stand mit seinem Drängen derart allein, daß man seinen Namen mit dem Kriegsentschluß gleichsetzte. Der Grund war, daß Scharnhorst den Kaiser nie für unbesiegbar gehalten hat. Man muß bedenken, was das heißt, welches eigene innere Kraftbewußtsein dazu gehörte. Napoleon hatte noch keine Schlacht verloren. Dieser preußische Oberst ahnte, daß der Zenit Napoleons mit der Entschlußüberspannung, die zum Kaiserreich führte, trotz aller kommenden äußeren Erfolge bereits überschritten war. Dieser Unglaube Scharnhorsts an die Unbezwingbarkeit des Gegners machte den Weg erst frei zum späteren Wiederaufstieg. Die Befreiung lag schon in Scharnhorsts Seele fest umschlossen in den Tagen vor der Niederlage Preußens.

Der König, bei dem Scharnhorst vor dem Zusammenbruch Gunst und hohes Ansehen genoß, hat es nie ganz verwunden, daß nach seiner Ansicht gerade Scharnhorst durch sein Drängen zum Kampf das Unglück herbeigeführt hatte. So wie die Dinge sich entwickelten, hielt Friedrich Wilhelm III. die Niederlage für unvermeidbar, und nicht zuletzt deshalb, weil der Krieg in den breiten Schichten der Handwerker und Bauern ausgesprochen unpopulär war. Der König hat recht behalten. Das ist ein gewichtiges Argument gegen Scharnhorst. Vor Austerlitz war die Lage so günstig, daß das Nichteingreifen Preußens zweifellos ein grober Fehler war. Aber Scharnhorst verlangte Krieg auch nach Austerlitz, sogar nachdem Österreich und Frankreich Frieden miteinander geschlossen hatten, schließlich nachdem die preußische Armee demobilisiert worden war. Scharnhorst wußte doch, daß diese preußische Armee etwas altmodisch war, daß sie nicht die Kraft des Volkes darstellte. Ja, das wußte er. Und dennoch hielt er sie für gut, wie sie es in der Tat war. Trotz aller ihrer Mängel brauchte man mit dieser Truppe keine Schlachten notwendig zu verlieren, wenn auch das Siegen nicht leicht sein mochte. Scharnhorst sagte selbst von der Armee: „Mut und Geschicklichkeit, nichts fehlt ihr. Aber sie wird nicht, sie soll nicht, sie kann nicht in der Lage, in der sie ist, in die sie kommen

wird, etwas Großes und Entscheidendes tun." Düstere Prophetenworte eines seiner Zeit Vorangehenden, geboren aus dem Zorn des oft Enttäuschten, aber in seinem Kraftbewußtsein nicht Verzichtenden.

Wenn Scharnhorst so urteilte, durfte er trotzdem zum Kriege raten? Er durfte. Denn im Innersten hoffte er wohl, an entscheidender Führungsstelle verwendet zu werden. Am 17. Dezember 1805 hat er Worte an seine Tochter geschrieben, die die ganze Tragik im Innern dieser großen Seele, den fast rührenden Zwiespalt zwischen Sollen und Wollen enthüllen: „Auf alles in der Welt wollte ich gern Verzicht tun, wenn ich nur auf sechs Wochen mit der Armee machen könnte, was ich wollte." Das wird zum Grundton einer Sehnsuchtsmelodie in ihm.

Zunächst dringt Scharnhorst darauf, die Truppe zu vermehren, dann, daß man sie zur besseren Befehlserteilung in Divisionen einteile. Diese alte Lieblingsidee Scharnhorsts taucht hier nur so nebenbei auf.

In dem Streben nach der unabweisbar notwendigen Vermehrung der Zahl, der Vermehrung der Kader, schlägt er vor: die Ausnutzung der Kräfte des ganzen preußischen Volkes durch Errichtung einer Miliz.

An sich war der Gedanke nicht eben neu. Scharnhorsts Lehrer, Graf Wilhelm von Schaumburg, hatte sich bereits darüber Gedanken gemacht, das ganze Volk zur Verteidigung des Gemeinwesens heranzuziehen. Scharnhorst hat niemals sehr viel für Milizen übriggehabt. Es ist grundfalsch, ihm die Absicht zu unterstellen, er habe ein Milizheer an sich für etwas Erstrebenswertes angesehen. Wenn trotzdem gerade die Miliz zu einem der Hauptstücke seines späteren Aufbauwirkens wurde, dann nur deshalb, weil er in der Miliz eine Aushilfe in der Not sah.

Der bevorstehende Krieg wird ein nationaler werden. Ihn will Scharnhorst deshalb mit „Einländern" führen. Von einem solchen Aufgebot in großem Stile erwartet er etwas, nicht von der halben Maßregel einer unbedeutenden Fünfzigtausend-Mann-Miliz. Scharnhorst, und nur er allein vorläufig, sieht, was sieben Jahre später zur Befreiung führt. Demgegenüber macht es nichts aus, daß er zur Stunde die staatliche Unmöglichkeit der Volkserhebung nicht erkennt. Der Gedanke, man könnte die Kraft eines Volkes und nicht nur die Armee eines Staates einsetzen, ist geboren. Das ist der Gewinn dieser Monate vor dem Unheil.

So verkündet schon der April von 1806 den Anbruch einer neuen Zeit. Nur leider bleibt nicht Raum, Neues pfleglich zu entwickeln. Nichts von Scharnhorsts Vorschlägen wird angenommen. Enttäuschung genug. Aber Stein geht es ebenso. Man muß auch zugeben, es ist nicht Zeit, jetzt noch viel zu ändern. Behält man Frieden, dann drängt das ja alles nicht so; kommt Krieg, dann kann man nicht Organisationsprobleme lösen. Scharnhorst wird still, es wird still um ihn. Er arbeitet an einem Plane für die Sommerarbeit der ihm unterstellten Generalstabsoffiziere.

Indessen, die Lage spitzt sich zu. Man erfährt aus Paris, daß Napoleon, um Frieden mit England zu bekommen, bereit sei, ihm Hannover zurückzugeben. Da fürchtet Haugwitz, daß Napoleon mit Rußland und England Frieden macht und dann über Preußen herfällt. Was 1805 politische Einsicht nicht vermochte, bringt 1806 die Angst zustande. Zunächst macht man Anfang August Teile der Armee mobil. Ganze Entschlüsse aber werden sorgfältig vermieden.

Es gibt in der Armee eine starke Partei, die zum Kriege um jeden Preis drängt. An ihrer Spitze der Kommandierende General in Westfalen, von Blücher. In Berlin kommt es zu deutlichen Offiziersdemonstrationen. Der Herzog von Braunschweig, nach Berlin geholt, rät, Bundesgenossen zu suchen und mit denkbarer Schnelligkeit zu rüsten. Wenn dieser dickbäuchige Apoll nur gute Gedanken in die Tat umsetzen könnte! Da holt er sich Scharnhorst. Am 22. August wird dem König eine Denkschrift überreicht, die im wesentlichen Scharnhorst zum Verfasser hat.

Scharnhorst rät nicht zum Kriege. Das kann er wirklich nicht mehr, nachdem alle seine Vorschläge unverwirklicht geblieben waren, nachdem man mit der Tradition der Macht dauernd eine Politik der Ohnmacht getrieben hatte. Scharnhorst nimmt den Krieg mit Frankreich einfach als unvermeidliche bevorstehende Tatsache hin. Zu retten, was noch zu retten ist, das bezweckt sein Rat. Offensiv geführte Defensive mit zwei Armeen an der Weser und in Thüringen; Vermehrung der Kräfte, soweit das noch irgend geht; und dann schnell handeln, schnell. Ob der operative Teil dieser Ratschläge das Unglück noch verhindern kann, steht dahin. Es ist immerhin eine operative Absicht ohne Kenntnis der Feindlage.

Von alledem geschieht so gut wie nichts. Scharnhorst versucht trotz aller Enttäuschungen, organisatorisch zu bessern, was zu bessern geht. Von allen seinen Vorschlägen ist einer der wenigen ausgeführten die Einteilung der Armee in Divisionen.

Friderizianisch war dies preußische Heer nicht mehr zu führen. Das erkannten die andern nicht. Scharnhorst hat es erkannt. Aber seine mit unerhörter Arbeitskraft erreichte Abhilfe, eben die Einführung der Divisionseinteilung und des Truppengeneralstabes, kam zu spät. Sie gewöhnte sich nicht ein, sie setzte sich nicht durch. Statt einer autoritativen Heerführung blieb es bei einer kollegialen, im praktischen Gebrauch noch dazu höchst unkollegialen. Die autoritative Führung mit Hilfe eines Generalstabes ist der Kernpunkt dessen, was Scharnhorst in der Führungstechnik erreichen wollte, bei der Art der maßgebenden Männer und der Kraft des beharrlich Bestehenden aber nicht erreichen konnte. Drüben beim Gegner wurde leider unbedingt autoritär befohlen, wenngleich auch Napoleon keineswegs, wie behauptet worden ist, 1806 einen Generalstab auf moderner Grundlage gehabt hat. Aber daß, wie bei Auerstädt, auf preußischer Seite alles durcheinander kommandierte, das war im Heere Frankreichs allerdings nicht möglich. Der Aufbau des preußischen Führungsapparates war unbedingt noch ein Stück Vergangenheit. Daran lag zum großen Teil das Versagen der Führung, viel weniger an den Führern selbst.

Massenbach haßt den Herzog grimmig, was man ihm schließlich verzeihen könnte, und hat etwas gegen Scharnhorst. Er schaltet Scharnhorst einfach aus. Man muß es zugeben, Scharnhorst ist dieser Lage schlechthin nicht gewachsen. Er überzeugt mit seiner ungelenken Sprechart nicht in der Debatte. Und leider sind es Debatten an Stelle von Befehlen. Der Mann mit der einfachen Herkunft und der großen, abgeklärten Seele ist zu leicht bereit, zurückzutreten. Und hätte ihn ein unbezwingbarer Verantwortungshunger getrieben, er hätte sich höchstwahrscheinlich auch nicht durchgesetzt, weil eben der Begriff autoritativer Führung nicht bestand. Aber er versuchte es auch nicht. Er setzt nicht in höchster Gefahr brutale Gewalt an, um Gehorsam zu erzwingen. Eine jener Hemmungen, denen auch ganz Große erliegen. Hätte er nicht Schwächen, er wäre kein Mensch. Weil er sie hat, wird er um so liebenswerter.

So geht das Unheil seinen Gang. Scharnhorst gibt dringende Ratschläge für Aufklärung, Kräftevereinigung oder mindestens Einheitlichkeit der Gesamthandlung, Stoß in die Flanke des Feindes. Ob namentlich dieser letzte Rat gut ist, bleibt fraglich. Nur die erfolgreiche Ausführung wäre der Beweis. Ende September ausgeführt,konnte er zum Ziele führen, wenngleich nicht mit derSicherheit, die ihm Clausewitz später voll Verehrung für den Meister zusprach. Alle Vorschläge blieben wirkungslos. Es ist nach dem Kriege festgestellt, daß Scharnhorst bei allen Befehlen vom 10. bis 13. Oktober keine Verantwortung trifft. Eine bittere Feststellung für einen Mann in dieser Stellung. Nicht, daß Scharnhorst das alles mit Gleichmut hingenommen hätte. Das Verhältnis zwischen ihm und dem Herzog wird empfindlich gestört. Unvermeidlich muß sich diese Störung nachher in der Schlacht auswirken.

Die Niederlage war vielleicht nicht zu vermeiden, sie war, wie Schlieffen urteilt, wohl Führungsfehler. Wie dem auch sei, daß daraus ruhmlose Flucht wird, ist unnötig. Den Versuch, die Gewalt an sich zu reißen, macht Scharnhorst auch jetzt nicht. Es liegt ihm nicht, und es wäre auch vergebens.

Während die Armee in Trümmern hinter die Weichsel geht, während Festungen übergeben werden, weil greisenhafte Kommandanten es so wollen und eine verstaubte Bürokratie ihnen die Mittel nimmt, wesentlich anders zu können; während ganze Armeeteile die Waffen strecken, schlagen sich Blücher und Scharnhorst mit einigen Verbänden nach Norden durch. Die eigenen Schüler, Thile und Boyen, helfen als Generalstabsoffiziere. Mit genauer Not gelingt es, sich der Hohenloheschen Kapitulation bei Prenzlau zu entziehen. Nichts bleibt, als nach Westen auszubrechen. Es geht nicht ohne Kämpfe ab. Wo in ihnen die geballte Energie des Obersten von Yorck führt, gehen sie gut aus. Er macht einen unauslöschlichen Eindruck auf Blücher und Scharnhorst. Am 5. November ist Lübeck erreicht. Tags darauf stürmt Übermacht die Stadt. Auch diese Episode heldenhaften Widerstandes durch Blücher ist zu Ende. Scharnhorst wird gefangengenommen, nach drei Tagen ausgetauscht.

Es ist bezeichnend für Scharnhorst, daß der nächste Schritt, der richtunggebend für sein Leben wird, nicht eigener Entschluß ist. Blücher schickt ihn mit Berichten über das Ende bei Ratkau zum König. Als er den Monarchen in Wehlau erreicht, ist die Lage eine wesentlich bessere, als Scharnhorst vorausgesetzt. Ein russisches Hilfskorps hat die Weichsel erreicht, Stralsund und ganz Schlesien sind unbezwungen, der König hat den Kleinmut überwunden. Er hat sogar schon von sich aus militärische Reformen begonnen.

Die Lage verschlechterte sich aber bald; die Russen räumten die Weichsel. Lähmender Stumpfsinn erfaßte wieder die Geister. Scharnhorst mußte eigentlich zum Generalquartiermeisterstab, der ziemlich ausgeschaltet in Königsberger Büros brütete.

Der König überhob Scharnhorst der Entscheidung. Er schickte ihn nicht als Generalsstabschef, sondern als Gehilfen, als „Assistenten" zu L'Estocq. Eine fast unmögliche Stellung. Was bei der gänzlichen Gleichgültigkeit L'Estocqs sich vielleicht noch hätte tun lassen, das machten die beiden den Stab beherrschenden Adjutanten unmöglich. Mit der Überheblichkeit fehlender Kenntnisse leisteten sie Scharnhorst Widerstand. Sie sind dadurch der Zukunft von großem Nutzen gewesen. Scharnhorst empfand erneut persönlich, was es bedeutet, wenn ein für seine Aufgabe geschulter Truppengeneralstab fehlt.

Als Bennigsen nach einigem Ausweichen vor dem anrückenden Napoleon am 8. Februar 1807 bei Preußisch-Eylau die Entscheidungsschlacht annehmen zu müssen glaubt, stehen die Dinge nicht gerade zum besten. Es ist zwar noch gelungen, die Russen zu vereinen. Aber bei dem preußischen Korps L'Estocq ist nicht alles beisammen, und das Korps ist nicht heran. Zwischen Preußen und Russen hat sich bereits Ney eingeschoben. Er soll nach des Kaisers Willen L'Estocq fernhalten, Davout den linken Flügel der Russen vernichtend schlagen. Beide Aufgaben werden glücken, wenn L'Estocq führt. Das ist nicht der Fall. Es ist nicht klar, aus welchen Anlässen; tatsächlich hat Scharnhorst an diesem Tage über die knappe Hälfte der Truppen L'Estocqs zum ersten und einzigen Male seines Lebens Befehl geführt. Dieses eine Mal verrät allerdings den Mann, der die aus dem Studium der Kriegsgeschichte erworbene Theorie im Wirklichkeitsfalle in die Tat umzusetzen weiß. L'Estocq hätte Ney sicher den Gefallen getan, sich mit ihm herumzuschlagen. Scharnhorst windet sich mit außerordentlich kühnem Marsch an ihm vorbei und erscheint in der Flanke, fast im Rücken der französischen Hauptarmee. Schon hat der Kaiser den Sieg bereits in den Händen, da kommen etwa fünftausend Mann, nicht gerade viel, aber geführt von Scharnhorst, und entreißen ihm den Erfolg des Tages. Gewiß, es ist Glück dabei, so viel Glück nämlich wie bei jedem Schlachterfolg. Aber das Glück ist herbeigezwungen durch eine erstaunliche Lückenlosigkeit Scharnhorstscher Anordnungen während des ganzen Tages.

Die Dunkelheit bricht an, ehe man die Franzosen zum Rückzug zwingen kann. Das zu tun wird die Arbeit des nächsten Tages sein. Da verläßt den russischen

Oberbefehlshaber jede Kühnheit; er befiehlt den Rückzug auf Königsberg. Zornig widerspricht Scharnhorst. Er fühlt, das ist sein großer Tag gewesen, und der wird ihm zerstört. Der schönste Erfolg wird eine Enttäuschung.

Bennigsen befiehlt Rückzug nach Königsberg. Für die Preußen mag das angehen. Für die Russen heißt das Verlust der Verbindung nach der Heimat. Wenn der russische Führer das nicht sieht, dann wird der preußische Führer für ihn handeln. Nicht nach Norden, sondern gegen den Befehl nach Osten geht Scharnhorst zurück. Der Mann, dem man am sinkenden Abend einen, seinen Sieg zerstört, rettet mit diesem mitternächtlichen Entschluß das russische Heer. Die Seele Scharnhorsts mochte unbegrenzte Kräfte haben.

Scharnhorst erhält den Verdienstorden. Sonst spricht kein Mensch von ihm. L'Estocq erntet den ganzen Ruhm. Scharnhorst ist es gleich. Erst als der „erschöpfte Greis" nachher Scharnhorst herausfordert, ihn verletzend angreift, da wird es diesem doch zu viel. Er wehrt sich mit einer in persönlichen Dingen bei ihm ungewöhnlichen Schärfe.

Bis in den Mai hinein wird viel entschlußlos gezögert; beraten, ob Fortsetzung des Krieges oder Frieden, der nach des zurückgekehrten Hardenbergs Meinung nur als „französische Provinz" zu haben ist. Das Unglück mehrt sich. Danzig fällt. An der Niederlage von Friedland konnte Scharnhorst nichts ändern. Waffenstillstand und ein Frieden, der kein Frieden war, folgten im Juli. Scharnhorst wollte auch jetzt noch den Verzweiflungskampf. Der Gedanke ehrt diese unbeugsame Seele. Ausführbar war er nicht mehr.

*

Ein Stück preußischer Geschichte war am Tage von Friedland unabänderlich abgeschlossen, und wenn es eine Fortsetzung geben sollte, so mußte notwendig ein neues, anders gestaltetes Stück beginnen. Das wußte Scharnhorst besser als andere. Er kannte die Fehler, die zur Katastrophe geführt hatten, nur zu gut, und die er nicht kannte, ahnte er. Aber er dachte nicht daran, deshalb die Vergangenheit zu verleumden. „Gerade der Armee", meint Scharnhorst, „... könne man Mangel an Aufopferung nicht zur Last legen." Für das Offizierkorps sprachen die von Scharnhorst selbst bis 1808 gesammelten Verlustlisten. Sämtliche Kommandierenden Generale, so berichtet Scharnhorst der Tochter, und die Mehrzahl der älteren Generale waren verwundet. Mitte Juli 1807 bekundet der König seinen ernstlichen Willen zu Reformen durch Einsetzung der Militär-Reorganisationskommission. So hart der Tilsiter Friede sonst ist, seine Bestimmungen engen die Tätigkeit dieser Kommission keineswegs entscheidend ein. Vorsitzender wird der soeben zum Generalmajor ernannte Scharnhorst. Neben ihm Gneisenau. Im übrigen ist die Kommission nicht glücklich zusammengesetzt. Allerdings wiegt Gneisenau, dessen Name seit seiner Verteidigung Kolbergs auf aller Lippen ist, als Bundesgenosse allein fast das Zwergenvolk der Gegner auf.

In diesen Monaten gewinnt der alte Gedanke Scharnhorsts erneut Gestalt, man müsse die eigenen Kräfte des Volkes wecken, lösen, ja erlösen. Vom vorausgegangenen Jahrhundert hatte man eine heilige Scheu vor der zerstörenden Wucht von Volkskräften geerbt. Nun war die Idee da. Also mußte man nach Mitteln suchen, sie Tat werden zu lassen. In der Kommission entsteht ein höchst abstoßender, mit persönlicher Gehässigkeit geführter Kampf. Scharnhorst bietet seine Stellung an, Gneisenau will ganz den Abschied nehmen. Schließlich gibt der König eine andere Zusammensetzung der Kommission zu.

Was Scharnhorst und Gneisenau fühlten, das erkannte Stein staatsmännisch. 1806 bis 1807 war nicht so sehr eine militärische als eine politische Niederlage. Wollte man, daß das Volk den Staat nicht mehr als etwas Fremdes, sozusagen lediglich als Obrigkeit, vielmehr als seine ureigenste Sache empfand, kurzum, daß es national fühlte, dann mußte man ihm die Verantwortung für diesen Staat mitübertragen.

Wehrpflicht der Gesamtheit war die militärisch unvermeidbare Forderung. Politische Entfesselung der Volkskräfte die Voraussetzung und gleichzeitig das Äquivalent. Mithin lag der Angelpunkt der ganzen Gedankenreihe zunächst beim Staatsmann Stein. Der schaffte auch bedeutsamerweise die Anfänge der sozialpolitischen Voraussetzungen. Steins Absichten knüpfen genau so wie die Scharnhorsts bewußt an Bestehendes an. Er wendet sich daher zunächst Dingen zu, die wie die Aufhebung der Leibeigenschaft ohnehin in der Linie des Humanitätsideals der Zeit liegen. Während jedoch Scharnhorst mit Recht überall aus der Geschichte beweist, daß er nur Vergessenes zu neuem Leben erwecken will, muß Stein gleich zu Anfang eine ausgesprochene Revolution des ersten Staatsbeamten gegen den absoluten König bekennen. Er schlägt vor, die Regierung völlig unverantwortlicher Kabinettsräte durch eine Ministerregierung zu ersetzen. Zur Genugtuung Scharnhorsts erhält Stein Sitz und Stimme in der militärischen Kommission. Das ist neben dem praktischen Nutzen eine programmatische Handlung. Der Friede zwischen zwei damals feindlichen Faktoren des Staatslebens, zwischen dem zivilen Denken und dem militärischen Handeln, beginnt. Das bedeutet eine innere Aussöhnung, aus der neue Kräfte erwachsen können. So zusammengesetzt, wirksam von Lottum, dem Generaladjutanten des Königs, gehindert, macht sich die Kommission erneut an emsige Arbeit.

Es muß versucht werden, das Offizierkorps neu zu gestalten. Scharnhorst schlägt sofort vor, den Eintritt in den Offizierstand nur von zwei Bedingungen abhängig zu machen: von einer Altersgrenze und einem bestimmten Maß von Kenntnissen. Die charakterlichen Voraussetzungen erwähnt Scharnhorst nicht. Sie sind gerade ihm schlechterdings selbstverständlich. Die Beförderung zum Portepeefähnrich soll von einer Prüfung, die Beförderung zum Offizier von der Wahl durch das Offizierkorps abhängen. Hier sind Grundsätze aufgestellt, die

noch heute nach fünf Vierteljahrhunderten uneingeschränkt gelten. In diesem Punkt ist Scharnhorst einer der wenigen vollen Erfolge gelungen. Seine Vorschläge werden im August 1808 vom König genehmigt.

Sinnvoll begründet war die Reform des Offiziersatzes nur, wenn die Armee „die Vereinigung aller Staatsbürger" wurde. Dies aber war keineswegs der Fall. Leider war man sich nicht einmal über die Form, der man Inhalt geben wollte, einig. Gegen das stehende Heer wurde heftig Sturm gelaufen. Sogar Gneisenau war im Grundsatz dagegen. Scharnhorst wollte das stehende Heer unter keinen Umständen abschaffen. Er wollte aber doch noch erheblich mehr, als nur seine Mängel beseitigen. Er wollte es, wie er in unermüdlicher Wiederholung immer wieder vorschlug, durch eine Art Miliz ergänzen. Der Feind stand noch im Lande. Sein Übergewicht zum Siege bestand in der eingesetzten Gesamtkraft des französischen Volkes. Mißbraucht, mußte sie drüben nachlassen. Gelang es hier, das ganze Volk in Waffen zu schulen, dann traute Scharnhorst Preußen zu, die Kräfte zur Freiheit zu haben. Äußeres Zeichen unsichtbarer Kräfteverschiebung, das war für Scharnhorst die Wehrpflicht.

Die Absicht war klar, nicht klar war die Durchführung. Das einfachste schien, die waffenfähigen Mannschaften in die Friedenskader des Heeres einzustellen und sie nach einer kurzen Dienstzeit zu entlassen. Für kurz hielt man damals, gemessen am bisherigen lebenslänglichen Zustand, sechs Jahre. Dies Verfahren war für den erschöpften Staat viel zu teuer, und sechs Jahre wollte Scharnhorst keineswegs warten, bis seine Maßnahmen zu wirken anfingen. Die einfache Lösung, dann die Dienstzeit erheblich mehr zu kürzen, lag nicht im Vorstellungskreise der Zeit. Scharnhorst hätte sich damals noch für einen Gegner des von ihm verteidigten stehenden Heeres gehalten, wenn er eine Dienstzeit von Monaten vorgeschlagen hätte. Noch hatte man das Volksheer nicht, noch hatte jeder brave Bürgersmann eine ungemilderte Scheu vor dem Soldatengewerbe. Kriegsdienst wurde noch immer unbedenklich als bürgerliche Strafe angewendet. Also sollte man neben der Armee für Leute, die auf ihren Ruf hielten, vorläufig die Miliz errichten. Tat man dies, dann konnte, vielmehr dann mußte man sich sogar mit recht kurzer Dienstzeit begnügen. Denn lange durfte man Handwerker, Gewerbetreibende und was sie sonst waren ihrem Beruf nicht entziehen.

Es liegt eine eigenartige Inkonsequenz Scharnhorsts in dieser Trennung der Armee und nunmehr echter Miliz. Die Armee sollte aus der Kraft des ganzen Volkes entstehen; sie sollte die Lehrmeisterin der Gesamtnation werden. Das war sie in dieser Trennung kaum. Man muß einräumen, daß hier ein Fehler entsteht, der sich ausgewirkt hat und dessen Folgen erst ein halbes Jahrhundert später durch Vereinheitlichung des Heeres ganz beseitigt wurden. Ob Scharnhorst den Fehler erkannt hat, ist sehr fraglich. Hätte er ihn erkannt, er hätte genau so handeln müssen. Unter den gegebenen sozialen und politischen Umständen war es der einzige, also der richtige Ausweg.

Es waren keine geringen Köpfe, die über die Neuerungen erschraken. Gentz, Vincke, Niebuhr gehörten zu ihnen. Yorck, im Gegensatz zu Stein, Scharnhorst, Gneisenau bedeutsamerweise geborener Preuße, sprach vom Natterngezücht der Reformer. Hardenberg sah in der allgemeinen Wehrpflicht eine Gefährdung der Monarchie. Kein Wunder, daß der König seine Zustimmung versagte. In der Tat eröffnete die Popularisierung der Waffe einen breiten Weg der Möglichkeiten, war eine Revolution im Reich des Moralischen. Die Armeefrage wurde eine soziale und eine Volkserziehungsfrage. Mochte immerhin die Not gebieterisch den allgemeinen Waffendienst fordern, das war zu viel des Neuen auf einmal. Von unwesentlichen Einzelheiten abgesehen, hatten die Reformer Anfang August 1808 den Kampf in der Hauptsache verloren.

Nur ein Erfolg glückte vollständig: die Reinigung des militärischen Strafgesetzbuches von entehrenden Strafen. Wenn der Änderung der Strafbestimmungen die Errichtung der Ehrengerichte für Offiziere folgte, so war das zunächst nur eine notwendige Ergänzung. Und doch bedeuten die Ehrengerichte etwas Wesentliches für sich. In dem Augenblick, in dem die Reformen der Armee die gesellschaftliche Sphäre des Offizierkorps erheblich erweiterten, wahrten ihm die Ehrengerichte den unentbehrlichen aristokratischen Charakter. Beide Maßnahmen, die Aufhebung der entehrenden Strafen und die Einsetzung der Ehrengerichte, waren Hauptstücke des Fundaments eines späteren Baues. Der Geist einer neuen Zeit hielt seinen Einzug. Die Rückwirkung auf die bürgerliche Bevölkerung konnte nicht ausbleiben. Sehr bald wird es nun in der Tat keine Schande mehr sein, Soldat zu werden.

Der Feind hatte eine Verringerung der Armee nicht verlangt. Diese Unterlassung klang wie Hohn. Der Sieger glaubte, den Besiegten wirtschaftlich besser treffen zu können. In der Tat forderte die Geldlage des Staates bis zum April 1808 ganz erhebliche Herabsetzungen des Bestandes an diensttuenden Mannschaften bei den Truppenteilen. In Scharnhorst wehrt sich alles dagegen, daß ihm nicht nur vom König seine Vermehrungsvorschläge abgewiesen werden, sondern daß nun auch noch finanzielle Gründe das wenige Vorhandene verringern. Er suchte nach einer Aushilfe und sah sie schließlich trotz aller Bedenken doch darin, dem Soldaten nur das schlechthin Notwendige beizubringen, ihn nach kurzer Zeit zu beurlauben und dafür Ersatz im schnellen Wechsel einzuziehen. Scharnhorst hatte zu dieser Zeit nicht im geringsten daran gedacht, den Feind zu täuschen. Was er tat, war nicht verboten. In dieser Notlage wollte er lediglich von seiner Grundidee des Volksheeres etwas retten. Daß er dabei wie von selbst die wesentlichen Bestandteile des Milizbegriffes, vollständig verkürzte Dienstzeit und wenn nicht allgemeine so doch erheblich mehr ausgedehnte Dienstpflicht, vereinte, war Tatsache, aber gewiß nicht ursprüngliche Absicht. Wesentlich war, daß der erste praktische Schritt auf dem Weg zur nationalen Wehrpflicht getan wurde.

War hier ein folgenschwerer Anfang gemacht, so sollte ein anderer von Scharnhorst ausgehender Vorschlag ebenfalls jahrhundertweite Auswirkung erhalten: Scharnhorst setzt nunmehr endlich die oft angeregte Errichtung gemischter Divisionen auch für den Friedensstand durch.

Noch sollten aber selbst die bescheidenen Reformanfänge schwer gefährdet werden. Mitten in alle mühsamen Bestrebungen schlug ein schwerer Rückschlag. Bisher besaß Preußen das wesentlichste Hoheitsrecht, den freien Gebrauch der Kriegsmittel. Jetzt wurde ihm auch dies geraubt. Was in Tilsit nicht geschah, kam nun: das Ende der militärischen Freiheit und beinahe das Ende Scharnhorstscher Reformversuche. Preußen durfte fortan nur zweiundvierzigtausend Mann unterhalten, keine Miliz, keine Bürgergarde aufstellen.

Leidenschaftlich geht der Kampf um Annahme oder Ablehnung hin und her. Scharnhorst, Gneisenau sind für Ablehnung. Die Lage ist so verworren, daß selbst Stein sich zum Anraten recht bedenklicher Maßnahmen verirrt. Er und Scharnhorst wechseln außerdem die Rollen. Hat Stein bisher das militärische Werk zu fördern versucht, so tritt Scharnhorst jetzt auf das politische Gebiet über und rät zur Einberufung einer Volksvertretung.

Die Dinge gehen im Oktober 1808 schicksalhaft ihren Gang. Der König ratifiziert, Stein ist nicht zu halten, er muß durch Hardenberg ersetzt werden, Scharnhorsts Stellung ist gefährdet. Gegen eine Sturzflut von Intrigen hält sich Scharnhorst, hochherzig genug, um der Sache willen auch dann noch zu bleiben, als man ausgesprochen gegen seine Ansicht handelt.

Es liegt die ganze Hartnäckigkeit der Bauernnatur darin, ohne Zögern sofort selbst auf der Grundlage des Septembervertrages den Wiederaufbau der Armee zu versuchen. In der Festsetzung der zweiundvierzigtausend Mann lag keine Gefahr. Man hatte sie aus Geldmangel bis jetzt kaum erreicht. Vielmehr bewirkte bezeichnenderweise erst das feindliche Verbot, die gesetzte Zahl später unter Anspannung der äußersten Kraft auszunutzen. Aber der Vertrag setzt die Kader auf zehn Infanterie- und acht Kavallerie-Regimenter fest, weniger als ein Drittel des von Scharnhorst Beabsichtigten. Und die Miliz war ganz und gar verboten. Gerade das war Scharnhorst die Hauptsache. Mit ungewöhnlich kühnem Griff findet er die Aushilfe. Was er von sich aus noch nicht wagte, die Vereinigung von ergänzender Landwehr und stehendem Heer, zwang die Not zu versuchen. Das Heer selbst sollte nun das Gefäß für die große Idee der Volkswehr werden. War die Zahl der Kader zu klein, so mußte man eben die Dienstzeit noch mehr verkürzen. Kein leichter Entschluß in damaliger Zeit, auf zweiundzwanzig Monate, für Gebildete noch weiter herunterzugehen. Das Diktat des Feindes ließ die Wege zu künftiger Entwicklung finden. Doch das war dem König wieder zu viel Neues und Unerprobtes. Er versagte sich abermals. Das einzige, was blieb, war die Entlassung von monatlich fünf Leuten bei jeder Kompanie und Ersatz durch Rekruten. Nicht viel, aber Rettung des Prinzips.

Der Gang der Dinge hatte gewiß die militärische Leistung sehr erschwert. Das Wirken des Oberkriegskollegiums hatte aber erst recht und mehr als notwendig enttäuscht. Schon Ende 1807 forderte Stein daher die Errichtung eines Kriegsministeriums. Der Staatsmann setzte die militärische Notwendigkeit durch. Es war ein erfreuliches Zeichen beginnender Gesundung, das seine bedeutsamste Wiederholung unter Bismarck findet, wenn der Staatsmann direkt für den militärischen Organisator arbeitet. Ende Juli 1808 war das Kriegsministerium eigentlich schon Tatsache; am 1. März 1809 wurde es auf Scharnhorsts Drängen förmlich eingesetzt, und zwar ausdrücklich als ein Teil des Gesamtministeriums. Für Scharnhorst selbst blieb die gewohnte Enttäuschung nicht aus. Er wurde nicht Minister, nur Chef des Allgemeinen Departements, ausgerechnet sein alter Gegner Lottum Chef der Verwaltung. Nur das Recht, das Kriegsministerium im Ministerrat zu vertreten, hatte Scharnhorst voraus.

Es kommt zwischen dem König und Scharnhorst zu Schwierigkeiten, zu offenkundiger Ungnade, was der Sache schaden muß. Da entwirft Scharnhorst eine seiner wuchtigsten Denkschriften. Er will das Alte auch jetzt nicht verurteilen. Nur daß Preußen seine Streitmittel schlechter benutzt als jeder andere europäische Staat, das schreibt er grimmig. Aber das mag nun gleich sein. Viel wichtiger ist, daß die Kritiker an seinen Vorschlägen über den Einzelheiten die Grundgedanken nicht erkennen. „Man darf die einzelnen Gegenstände nicht ohne das Ganze betrachten; den Geist der Armee zu erheben und zu beleben, die Armee und Nation inniger zu vereinen und ihr die Richtung zu ihrer wesentlichen und großen Bestimmung zu geben, das ist es ... Die Richtung der nationalen Stimmung muß auf große heroische Taten eingestellt werden." Wesentliche große Bestimmungen, jetzt 1809, das ist der ganze Scharnhorst. Heroische Tat, das ist der König eben nicht. Ihm schmeckt das alles etwas nach Poeterei. Nur daß man ohne solch Stück Poesie nichts schafft. Gneisenau hat das in die prachtvollen Worte gefaßt: „Keine Herzenserhebung ohne poetischen Schwung. Wer nur nach kalter Berechnung handelt, wird ein starrer Egoist ... Der Mensch muß für eine Idee begeistert werden, damit er etwas Großes leistet."

Wollte Scharnhorst den Geist erneuern, so lag es nahe, daß er sich zunächst wieder der wissenschaftlichen Ausbildung der Offiziere annahm. Drei Kriegsschulen für Fähnriche und in Berlin eine Kriegsschule für Offiziere als Ersatz für die Akademie wurden gegründet, eine Zentralstelle für das Militärbildungswesen geschaffen. Erneute Enttäuschung; nicht er, sondern Dierickе erhielt die Zentralstelle. Erneute Selbstverleugnung. Scharnhorst bat um die Leitung der Kriegsschulen. Wirklich nicht zufällig, sondern mit Willen, gestärkt durch die Gabe ungewöhnlicher Geduld, wurde dieser Mann als Leiter und Lehrer zum Wegbereiter der Zukunft.

Jetzt machte sich der Meister des Lehrens daran, zukünftigen Offiziergenerationen praktisches Wissen zu vermitteln. An die Berliner Offizierschule holt er

als Lehrer seine besten Schüler aus der Zeit vor Jena, Tiedemann und Clausewitz. Ihre Aufgabe war insbesondere die Schulung für den Generalstabsdienst. Damit setzt erst eine absichtsvolle, nicht zufällige Vorbereitung und, was noch wichtiger war, Auswahl für den Generalstab ein. Am 15. Oktober 1810 begann der Unterricht auf der Akademie, wie sie bald genannt wurde. Der Lehrplan trug dem Zweck der operativen Durchbildung und der Auslese Rechnung. Was gelehrt wurde, wich merkbar ab von den bisher allgemein gültigen Anschauungen. Scharnhorst ließ unumwunden den Entscheidungskampf, die operative Kräftevereinigung und die bewegliche Führung lehren. Scharnhorst bleibt der, der den Anfang gemacht hat, die Kriegführung aus dem Gebiet verzopften Handwerks hinüberzuretten in das Land der frei schaltenden Kunst. Vielleicht hat er das gar nicht gewollt. Scharnhorst war mehr Gelehrter. Er bahnte nur systematisch die Entfesselung der Heerführung an. Je mehr drüben Napoleon sein Heer zur Maschine machte, desto mehr wollte Scharnhorst aus einer ehemals schwerfälligen Maschine ein lebendiges Heer machen. „Der den Geist tötende Mechanismus" soll überwunden werden, erklärt Scharnhorst. Immer wieder die Ursprungsabsicht: Kräfte lösen, erlösen. Dann wird Napoleon bezwingbar. Die kleinste Nebenanordnung mußte diesem Zweck dienen. Das machte Scharnhorst groß.

Eine ungewöhnliche Organisationsarbeit leistete Scharnhorst in den Jahren 1808 und 1809 auch außerhalb des Generalstabes. Die einzelnen Truppengattungen wurden erheblich modernisiert, ihre Ausbildung, insbesondere die Übungsanlagen, neuzeitlichen Anforderungen angepaßt, das Verpflegungsverfahren, die Art der Mobilmachung verbessert, mit großzügigem Plan die Waffenfertigung organisiert, Festungen ausgebaut. Die Verbesserung der Festungen war eine neben seiner Fürsorge für die Artillerie seit 1805 ständig wiederkehrende Hauptsorge. Wieder war es der, wie Scharnhorst selbst gestand, „unbeschreiblich schwierige" Kampf mit dem Detail. Denn die Reformen, gemeinsam mit Gneisenau in Angriff genommen, gingen in alle Verzweigungen des Heeresorganismus.

Während dies alles im Werden und Wachsen war, hatte zunächst das österreichische Unglück des Jahres 1809 seinen Gang genommen. Scharnhorst hielt schon im Februar den Ausbruch des Krieges für unvermeidlich. Er drängte den König, der den Frieden unter allen Umständen wollte, auch diesmal zum Angriff an Österreichs Seite. Österreich trägt im März ein Bündnis an. Noch kommt aber die Koalition nicht zustande. Rußland versagt sich; seine und Schwedens Aussöhnung mit Frankreich scheint dicht bevorzustehen. So bleibt auch Preußen fern nach kurzem, von Scharnhorst verursachtem Schwanken. Damit ist ein offener Konflikt zwischen dem König und seinem militärischen Ratgeber da, der sich zur ausgesprochenen Mißbilligung und kränkender Behandlung Scharnhorsts steigert. Man hinterbringt dem König, Scharnhorst sei gewillt, ihn vom Throne zu entfernen. Der König lenkt dann ein. Aber die Spannung ist für Scharnhorst zuviel. Wochenlang hemmt Krankheit den Unermüdlichen. Es ist vielleicht so, daß der

Gegensatz zum König gerade da am schmerzlichsten trifft, wo es fraglich bleiben muß, ob bei Scharnhorst das volle Recht liegt.

Die Siegesnachricht von Aspern reißt Scharnhorst und Gneisenau zu neuem Ansturm auf den König hin. Der weiß genau: Ist es ein wirklicher Sieg, dann will der Österreicher kein echtes Bündnis mit dem Preußen Friedrichs des Großen; ist es kein richtiger Sieg, dann fehlt zum Losschlagen jeglicher Anlaß. Nun, es ist ein Sieg, ein neuer Beweis für Scharnhorsts Ansicht von der Besiegbarkeit des Imperators. Aber es ist ein Sieg ohne Nutzen. Wagram folgt, und damit ist im Juli der Krieg verloren.

Nach der Niederlage Österreichs war zu befürchten, daß sich Napoleon erneut auf Preußen stürzen würde. Im Oktober 1809 war man allgemein der Ansicht, daß es zum Verzweiflungskampf kommen müßte. Indessen, das Unerwartete geschah. Napoleon machte Frieden mit Österreich und griff Preußen nicht an. Freilich, der König und sein Kriegsminister mußten auf Frankreichs Verlangen von Königsberg nach Berlin zurückkehren. Schwerer als bisher liegt des Tyrannen Hand auf Preußen. Krank, voll Enttäuschung, mit dem Haß eines Hannibal im Herzen kehrt Scharnhorst nach Berlin zurück. „Pflichtgefühl hält ihn", nach seinen eigenen Worten, „das begonnene militärische Gebäude zu vollenden."

Das preußische „militärische Gebäude" paßt Napoleon ganz und gar nicht. Ob man es nicht aus Ersparnisgründen abschaffen wolle, fragt er an. Scharnhorsts Antwort ist von einer in dieser Lage unerhörten Kühnheit. Er beantragt bei größter Sparsamkeit eine Erhöhung des Heeresetats um sechshunderttausend Taler. Deutlicher kann man nicht sein, mutiger, trotziger auch nicht. Die Antwort kann den Krieg bringen. Scharnhorst bereitet den Verzweiflungskampf in Anlehnung an die Festungen vor, verlangt Verdoppelung der Friedenspräsenz.

Napoleon stellt ultimativ die Forderung der Zahlung oder der Abtretung von Teilen Schlesiens. Da man nicht zahlen kann, taucht der Gedanke auf, sich mit Nachgeben loszukaufen. Schweren Herzens rät Scharnhorst zur Landabtretung. Land kann man wiedererwerben, eine zerstörte Wehrmacht ist schwer zu erneuern in der Zeit, in der Kampf auf Leben und Tod mit dem Imperium kommen muß, wie Scharnhorst gewiß weiß. Scharnhorst, der oft politischen Rat gab, rät hier nur als Soldat. Dabei entsteht eine ganz merkwürdige Umkehrung der Gedanken. Politisch mochte der Rat des Soldaten richtig sein, militärisch war er falsch. Man hätte Schlesien 1813 nicht entbehren können.

Begreiflich, daß der Rat übel vermerkt, das Verhältnis zum König noch weiter getrübt wird. Es kommt hinzu, daß Napoleon die Entfernung des Generals von Scharnhorst als eine der ihm mißliebigen Persönlichkeiten verlangt. Der mit Scharnhorsts Hilfe zurückgekehrte Hardenberg stützt ihn kaum. Scharnhorst hat mehr Gegner als Freunde. Er will so viel. Das macht unbeliebt. So steht es am 7. Juni von 1810 in den Zeitungen zu lesen: „Se. Kgl. Majestät haben dem Generalmajor von Scharnhorst die wegen seiner geschwächten Gesundheit schon

längst erbetene Entlassung von dem Posten als Chef des Allgemeinen Kriegsdepartements gnädigst bewilligt." Rund dreimal so viel Worte als damals beim Abschied von Hannover. Im Grunde die gleiche herbe Enttäuschung. Clausewitz hat sehr viel später berichtet, Scharnhorst habe mit Rücksicht auf Frankreich selbst die Veränderung seiner Stellung herbeigeführt. Das stimmt nur äußerlich. Scharnhorst will einer französischen Forderung, die ihn von seiner Tätigkeit trennen muß, durch einen scheinbaren Rücktritt ausweichen. Was aber wirklich geschieht, ist eine Trennung vom Werk. Das ist zu viel. Mit harten Worten scheidet er vom König, in leidenschaftlicher Erregung spricht er sich zu Freunden aus. Das hindert ihn nicht, in den nächsten Tagen persönlich ganz objektiv die Regelung des Dienstes für sich und seinen Nachfolger auszuarbeiten. Die Pflicht siegt, und sie siegt leicht.

Von allem, was er vor einem Jahre als Vorbereitung der Erhebung vorgeschlagen hatte, war ja das wenigste geschehen. Erfüllt waren eigentlich nur die Forderungen für die Festungen. Wenn er jetzt schied, dann geschah sicher nichts. Hardenberg, obwohl Freund eines Bündnisses mit Frankreich, hatte doch den einen Berührungspunkt mit Scharnhorst, daß er letzten Endes auch die Befreiung wollte. Er wußte: ohne Scharnhorst ging das nicht. Also sicherte er ihm durch Geheimbefehl zu, daß er von seinem Nachfolger Hake über alles zu unterrichten sei.

1810 wird gegen England die Abschließung vollständig von Napoleon ausgebaut. Rußland fügt sich nicht. Da ist eine offene gefährliche Stelle in dem Imperium. Schon 1810 ergehen die ersten Geheimbefehle zum Kriege gegen Rußland. Das verändert die Lage. Preußen muß Durchmarschland, wenn nicht Aufmarschgebiet, werden. Scharnhorst setzt jetzt wenigstens eine merkbare Erhöhung der Krümper durch. Auch das geht nicht ohne Widerstand. Scharnhorsts Einfluß ist so gering geworden, daß er nur durchdringt, weil Hake zufällig gleicher Ansicht ist.

1811 nimmt von Monat zu Monat die französisch-russische Spannung zu. Preußen gelingt eine List. Napoleon selbst verlangt Verteidigung der Ostseeküste gegen England. Das nützt man aus zu Rüstungen und Truppenverstärkungen. Scharnhorst liegen solche Listen. Er besitzt Schlauheit, die niemals zur Falschheit wird, die stets in Ansehung ihrer Zwecke sogar etwas Großartiges behält. Der April bringt eine Ausdehnung dieser Maßnahmen, die einer Mobilmachung gleichkommen, immer unter dem Vorwand des Küstenschutzes, immer nach mühevollem Drängen Scharnhorsts.

Hardenberg will wissen, was Scharnhorst mit den Rüstungen beabsichtigt. Der antwortet offen: sich stellen, als ob man die Neutralität wolle, in Wirklichkeit Frankreich im richtigen Augenblick angreifen. Kein Zweifel, daß alle Aussicht für den Untergang dabei besteht. Aber wenn man die Gesamtkraft der Nation entfesselt und England zu Hilfe kommt, dann „soll man kämpfen, und Gott wird den Sieg geben!" Ja — wenn. Der Staatsmann hat diese gläubige Zuversicht nicht, kann sie nicht haben.

Immer mehr französische Truppen strömen nach Preußen hinein. Ende Juni 1811 sind es über achtzigtausend Mann. Scharnhorst muß sich weiter mit unzulänglichen, mühsam erreichten Verstärkungen begnügen. Da wechselt plötzlich der Kanzler, zögernd auch der König, die Ansicht. Es wird klar, daß Napoleon ein wirkliches Bündnis nicht will, daß vielleicht die Dynastie gefährdet ist. Scharnhorst erlebt den Triumph, daß ein Bündnisangebot nach Petersburg geht, begleitet von einem Feldzugsplan Scharnhorsts.

Die Rüstungen werden verstärkt aufgenommen. Sie werden in die besten Hände, die es geben kann, gelegt. Gneisenau übernimmt die Aufgabe, als Scharnhorst nach dem Osten abreist, um mit dem Zaren den Operationsplan zu vereinbaren. Bis Mitte Oktober ziehen sich die Verhandlungen hin. Dann hat Scharnhorst die Genugtuung, Anfang November durchaus brauchbare Vereinbarungen zu gemeinsamem Handeln nach Berlin zu bringen. Aber eine Vorahnung erneuter Enttäuschung, erneuter Niederlage macht ihn unruhig. Napoleon kann in seinem Rücken kein bewaffnetes Preußen lassen. September und Oktober folgt ein Befehl zum Abrüsten dem andern. Entschieden muß nun werden. Gneisenau schlägt als Antwort Verdoppelung der Rüstung vor. Hardenberg tritt in einer glutvollen, formschönen Denkschrift für das russische Bündnis ein. Da geschieht das kaum Glaubliche: der König entscheidet sich für das Bündnis mit Frankreich. Der König glaubt fest an die Unüberwindlichkeit Napoleons. Einen Vorwurf kann man ihm daraus nicht machen. Goethe und Hegel waren genau der gleichen Ansicht. Wäre es ein Vorwurf, dann hätte Scharnhorst kein Verdienst, anderer Meinung gewesen zu sein.

Noch ein kurzes Zwischenspiel. Wenn man Österreich als Verbündeten in Bewegung brachte, war der König vielleicht doch noch vom französischen Bündnis abzubringen. Scharnhorst geht nach Wien. Metternich ist gegen den General, den er fälschlich für das Haupt des höchst verdächtigen Tugendbundes hält, von vornherein eingenommen. Scharnhorst, mit der ganzen Seele kämpfend, spricht mit einer Beredsamkeit, die er noch nie gehabt hat. Eine heilige Angst erfüllt ihn. Vergeblich. Das Ostbündnis ist erledigt, das preußisch-französische wird Tatsache.

Das Bündnis mit dem Feinde ist eine ungeheure Belastungsprobe gerade für die Besten. Sie gehen, Gneisenau nach England, andere hierhin, dorthin. Scharnhorst kann nicht gehen. Der Glaube hält ihn. „Große Veränderungen stehen in kurzem bevor ... Ich werde mich nicht vom Vaterlande entfernen ... Wer sein Ziel aus dem Auge verliert, kommt in Gefahr, sich zu verirren." Das Ziel, wie ein Seher sieht er es.

Wäre Scharnhorst gegangen, der König hätte ihn 1813 nicht wieder gerufen. Sie waren sich fremd geworden. Der Kanzler behält Vertrauen zu Scharnhorst. Er erwartet von ihm, der Lage zum Trotz, günstige militärische Maßnahmen. Scharnhorst bleibt konsequent. Er will die Krümper, die ihm stets nur Notbehelf, nicht Zweck waren, nicht opfern, um die allgemeine Wehrpflicht zu haben, die

Aushilfe drangeben, um das Eigentliche zu erreichen. Erreicht wird wenig, von der allgemeinen Wehrpflicht so gut wie nichts, jedoch verhindert, daß die Rüstungsfortschritte von 1811 mehr als erträglich abgebaut werden. Dann geht Scharnhorst nach Schlesien, schaltet sich selbst aus. Es bleibt unklar, was er eigentlich ist. Die Generalstabsgeschäfte hat er abgegeben, sein Verhältnis zu Hake ist ohne sein Wissen aufgehoben. Als Inspekteur der Festungen bereist er Schlesien, nicht ohne gelegentlich persönliche Kränkungen zu erfahren. Wenn er trotzdem im Dienst bleibt, so geschieht es aus Pflicht. Eine letzte Pflicht, Pflichten zu zerbrechen, hat diese klare Seele niemals anerkannt. Neben der Tätigkeit des Inspekteurs beginnt er ein Buch über Kriegskunst. Ein Pilger, der Ruhe des Gemütes sucht.

*

Inzwischen zieht ein preußisches Kontingent unter französischem Kommando in Rußland ostwärts. Allmählich kommen die ersten Nachrichten vom Umschwung, langsam, spärlich, kaum geglaubt. Am 14. Dezember 1812 weiß man, daß der fliehende Imperator durch Glogau gefahren ist.

Es müßte wohl etwas geschehen. Hardenberg erwägt, mit den vorhandenen dreißigtausend Mann über die Trümmer der französischen Armee herzufallen. Möglich, daß es gelungen wäre, sicher war es nicht. Noch standen über vierzigtausend Franzosen in preußischen Festungen. Also treibt man eine Politik des Abwartens, bei der Unklarheit des russisch-österreichischen Verhältnisses vielleicht ganz gescheit, aber nicht gerade heroisch. Die Neujahrstat des von einer Laune des Schicksals Mitte Dezember 1812 beinah zum Marschall von Frankreich erhobenen Yorck wird als recht ärgerlicher Zwischenfall mißbilligend übergangen.

Anfang Januar 1813 schreibt Hardenberg an Scharnhorst. Dieser drängt als Antwort in einer Reihe von Briefen, mit aller Anstrengung zu rüsten. Mitte Januar wird eine ansehnliche Heeresvermehrung verfügt. Schließlich hat Hardenberg den König so weit, daß er nach Breslau übersiedelt. Am 25. Januar trifft er ein. Am 28. ist Scharnhorst da. Er hat kaum ein Amt, kein Kommando, er ist da. Er drängt und drängt zum Bündnis mit Rußland. Ein aufreibender Kampf ist durchzufechten, um den gefährlichen Versuch einer Vermittlerrolle Preußens zwischen Rußland und Frankreich zu verhindern.

Der Lebensweg Scharnhorsts führt in wenigen Wochen steil zum Gipfel. Die Wende vom Februar zum März 1813 ist der Höhepunkt. Eben noch ein Beiseitegeschobener, jetzt im Vollbesitz der tatsächlichen Macht. Er ist weder Generalstabschef noch Kriegsminister, er ist nichts, und er ist alles. Sein Name ist Preußen. Die Politik ist heroisch geworden, und ihr von leidenschaftlichem Gefühl hingerissener Vorkämpfer ist der sonst so kühle Verstandesmensch Scharnhorst. Der militärische Aufstand, etwas anderes ist es nicht, in Ostpreußen, das Drängen in Berlin, die Gärung in Schlesien, alle Kräfte sammeln sich in seiner Person. Er kann den König vom Throne stoßen, so groß ist jetzt seine Macht. Er braucht

nur die Welle der Volkserregung so zu lenken, und sie braust über den Monarchen fort. Zwei Drittel des Volkes, viel schlimmer, zwei Drittel des Heeres sind den Händen des Königs entglitten, sind bereit zu patriotischer Revolution, wenn Scharnhorst es will. Gnädige Fügung, daß der Entschluß des Königs zum Kriege Scharnhorst eine Entscheidung erspart, die getroffen ein Unglück, vermieden ein Fehler, in jedem Fall seelische Vernichtung Scharnhorsts gewesen wäre.

Ob er politisch recht hat, jetzt schon die Entschließung zum Bruch mit Frankreich herbeizuführen, ist dabei fraglich. Man muß zugeben, daß trotz aller mühevollen Vorarbeit Scharnhorsts die Mobilmachung Preußens überwiegend eine ausgesprochene Improvisation mit allen ihren Schwächen blieb. Der Waffenstillstand beweist nachher, daß die Dinge erst Ende August reif sind. Armeeverstärkung und Bundesgenossen brauchen Zeit. Für Preußen wird nichts schlechter, wenn man den äußeren Bruch hinausschiebt. Scharnhorst fragt nicht, ob die Stunde recht sei. Er ist das Schicksal. Also hat er recht. Der innere Grund ist die fast unbewußte Erkenntnis, daß die Begeisterung, die zum Kriege drängt, sich nicht monatelang auf gleicher und ausreichender Höhe erhalten läßt. Es ist trotzdem gar nicht zu bestreiten, daß Preußen mit unzulänglichen Kräften, von wenigen russischen Truppen unterstützt, ein erstaunliches Wagnis ziemlich allein beginnt. Es muß so sein. Wäre es anders, Preußen hätte niemals das Recht erworben, bestimmend auf deutsches Werden einzuwirken. Indem Scharnhorst Preußen auf diesen Weg treibt, wird er zum Wegbereiter des Deutschen Reiches.

Der Februar bringt weitere Heeresvermehrungen, den Freiwilligenaufruf, neue, der Lage angepaßte Bestimmungen über den Offiziersatz und die Aufhebung aller Ausnahmen der Kantonpflicht. Mitte März wird das Landwehrgesetz verkündet, später folgt die Errichtung des Landsturms. Das ist zwar nicht der Form, aber der Wirkung nach die allgemeine Wehrpflicht. Scharnhorst hat endlich gesiegt.

Es ist, als ob das Schicksal kurz vor dem dunklen Ende noch einmal alles Licht schenken wollte. Heimliche Blüten einer tiefen Neigung Scharnhorsts zu Friederike Hensel, der jungen Bonne seiner Enkelkinder, ranken sich um das große Geschehen. Es ist aber nur, als ob das Leben schenken wollte. Es schenkte nicht, auch diesmal nicht.

Ende Februar ging Scharnhorst nach Kalisch, um mit den Russen die gemeinsamen Operationen und die etwas heikle Frage des Oberbefehls zu besprechen. Da der Umschwung im Schicksal Napoleons von den Russen ausging, konnte man nicht anders, als einem Russen, dem Fürsten Kutusoff, den Oberbefehl und gleichzeitig die Führung der sogenannten Hauptarmee zu geben. Den Befehl über die beiden anderen Armeekorps erhielten ein Russe, Wittgenstein, und ein Preuße.

Es lag nahe, den gegenwärtig einflußreichsten General, Scharnhorst, erst kürzlich zum Generalleutnant befördert, wenigstens mit der Führung dieses Korps zu betrauen. Er wäre aber Partei geworden, wenn man ihn zum Befehlshaber des preußischen Kontingents machte, und hätte es hinnehmen müssen, daß

andere Posten mit gefährlichen Nichtkönnern alter Schule besetzt wurden. Um dies zu verhindern, versagt er sich selbst den größten Wunsch und verzichtete zugunsten Blüchers. Am 21. März schrieb er an die Tochter Worte, die in ihrer schmerzlichen Entsagung ergreifend sind: „... Ich will nichts von der ganzen Welt; was mir wert ist, gibt sie mir ohnehin nicht. Könnte ich das Ganze kommandieren, so wäre mir daran viel gelegen, ich halte mich in aller Beziehung ganz dazu fähig. Da ich aber das nicht kann, so ist mir alles gleich ..." Der Verzicht war die reinste, edelste und darum größte Tat in Scharnhorsts Leben. Titanentrotz bewies sie nicht. Die Stunde uneingeschränkter Macht war wieder vorüber. Es bleibt für Scharnhorst nur die Stellung eines Chefs bei Blücher.

Als man am 2. Mai bei Großgörschen der langgezogenen Heeressäule Napoleons in die Flanke fiel, da war Scharnhorst völlig eine Nebenfigur, eine für den höchsten Generalstabsoffizier in Preußen schier unbegreifliche Rolle. Rühle hat es ganz offen eine Degradation genannt. „Da es uns", berichtet Clausewitz, „nicht vergönnt war, auf die Führung des Gefechtes einen bestimmenden Einfluß zu üben, so blieb uns nichts übrig, als mit dem Säbel in der Faust zu wirken." Vergönnt freilich nicht, aber auch nicht im geringsten zu erzwingen versucht. Was bei Jena falsch, jedoch menschlich verständlich blieb, wurde im Mai 1813 bei dem vor wenigen Tagen noch mächtigsten Offizier Preußens zum Rätsel. Als ob eine mystische Macht ihn dahin drängte, wo das Ende wartete.

Am Fuß verwundet, mußte Scharnhorst das Schlachtfeld noch vor Einleitung des Rückzuges verlassen. Er legte der Wunde keine große Bedeutung bei, nahm sie aber zum Anlaß, ins Hauptquartier nach Dresden zu gehen und dort mit aller Kraft die Beschleunigung der Heeresvermehrung, der Ausnutzung seiner jahrelangen Mühen zu betreiben. Sein ist das Werk, kein anderer kann es so fördern wie er.

Noch bleibt ein Letztes zu tun: der Anschluß Österreichs. Einhundertneunzigtausend Mann waren inzwischen so gut wie zugesagt. Bange Frage, ob sie kommen werden, nachdem eine nicht gewonnene Schlacht den Feldzug eingeleitet hat. Scharnhorst entschließt sich, selbst nach Wien zu reisen, und entscheidet damit über sein Leben. Am 14. Mai erreicht er Prag. Dort wird er durch einen Wink Metternichs aufgehalten, der in ihm noch immer ein Individuum mit exzentrischen Plänen, das Haupt einer rebellierenden Clique sieht. Ende Mai verschlimmert sich die Wunde. Tage der Unruhe folgen. „Wenn mir jetzt und hier", so schreibt er an Müffling, „der Tod beschieden sein sollte, so scheide ich schwer; denn ich habe nur den Untergang der edelsten Sache vor Augen und weiß doch, daß sie endlich siegreich hervorgehen muß. Das möchte ich gern erleben." Endlich hat er die Gewißheit des österreichischen Beistandes. Bald darauf überfällt ihn tiefe Betroffenheit über den Abschluß des Waffenstillstandes, fast gleichzeitig wiederholt sich Anfang Juni die Todesahnung.

Am 28. Juni tritt eine plötzliche Verschlimmerung ein. Grolman berichtet am Bette Scharnhorsts über den künftigen Operationsplan mit den Österreichern.

Nun ist alles getan, der Weg ist frei. Die Gewißheit des Sieges ist das Abschiedsgeschenk dem fliehenden Leben. Langsam umflort sich das Auge. Ein letztes, zartes Wort gilt der fernen Geliebten. Dann ist es zu Ende.

*

Scharnhorst war, wie er bezeichnenderweise von sich selbst schon vor Auerstedt der Tochter schrieb, Napoleons „tätigster Gegner". Der Kampf gegen das Imperium, der Glaube an die Besiegbarkeit Napoleons und das Streben nach Entfesselung der nationalen Kräfte ist das Dreigestirn, das allem Handeln Scharnhorsts leuchtete. Ihm ist er über alle Mißerfolge und Fehler mit einer ungewöhnlichen Beharrlichkeit gefolgt. In diesen drei entscheidenden Dingen liegt Scharnhorsts Größe begründet. Die Mitwelt hat seine wuchtige Charaktergröße gespürt, die Nachwelt weiß, daß er den Baugrund schuf, auf dem andere das Gebäude der Zukunft errichteten. Scharnhorst lebte in einer Zeit zwischen einer endenden und einer beginnenden Epoche, und er war dazu verurteilt, alles Problematische eines solchen Abschnitts zu tragen. Er wandelt an den Ufern der Zeit. Ihn kennzeichnet schon das Bedeutende einer neuen Periode. Das sittliche Große, das Heroische, Altruistische hebt ihn bereits über Napoleon und seine Zeit hinaus. Gneisenau hat ihn einen Riesen genannt. Er war ein Riese an Kraft, Lebensströme in seinem Volk zu wecken, und ein Riese im Glauben an Preußens Zukunft.

Scharnhorsts Grabdenkmal
auf dem Invalidenfriedhof in Berlin.
1826 nach Schinkels Entwurf errichtet

Kein strahlender Erfolg steht am Ende, manche bittere Enttäuschung schließt die einzelnen Abschnitte ab. Unvollendet blieb das meiste. Ein winziges tödliches Beinahe ist immer in seinem Leben. Und dennoch ist sein Leben bei allem unverkennbaren Wehmutsanklang übersonnt von der stillen Heiterkeit eigener Größe. Es ist wie Schuberts letzte Sinfonie, die Unvollendete: resignierendes Erkennen menschlicher Begrenztheit, gedämpftes H-moll, durchglüht vom gläubig-heiteren Motiv des zweiten Satzes; die ewige Melancholie als das Erhabene, das ist der Grundton in Scharnhorsts Leben.

Yorck

1759–1830

Von

Jürgen Uhde

Hans David Ludwig Yorck gehört zu den großen preußischen Männern, in denen zum erstenmal deutsche Verantwortung deutlich wird. Er gehört aber auch zu den Männern, die erst durch einen ungewöhnlichen Lebenslauf für das Ungewöhnliche ihrer Taten reif gemacht sind. Dieser Lebenslauf beginnt hart, fast eintönig. Freudlose Jugend als Sohn eines armen Offiziers aus den friderizianischen Kriegen, eines sehr tapferen Offiziers freilich, dem der große König den Pour le mérite gegeben hat, und einer armen, aber redlichen Potsdamer Handwerkstochter, Marie Pflugin. Schon als Dreizehnjähriger wird er als „auf Avantage dienender gemeiner Rekrut" nach Ostpreußen, nach Braunsberg, ins Regiment von Luck, in die erbarmungslose Schule des eisernen preußischen Ladestocks gesteckt. Die erste „revolutionäre" Szene in Yorcks Leben spielt sich 1779 in Braunsberg ab: Das Offizierkorps wirft dem Stabskapitän von Naurock vor, er habe sich während des Feldzugs persönlich bereichert, Yorck nimmt den Vorwurf gegen Naurock persönlich auf sich. Die Sache kam dem großen König zu, der sonderbarerweise aus einer Laune heraus auf die Akten schrieb: „Geplündert ist nicht gestohlen, Yorck kann sich zum Teufel scheren!" Ob nun die Ausführung dieses Marginals nicht allzu ernst gehalten wurde oder sich verzögerte: jedenfalls sammelt Yorck den Widerstand gegen Naurock noch weiter, das Offizierkorps teilt dem Kapitän mit, es könne nicht weiter mit ihm zusammen dienen. Als nun eines Tages Yorck als wachhabender Leutnant die Wachtparade führt, die Naurock kommandieren sollte, befolgt er das Kommando nicht, dreht das Sponton zur Erde — und wird sofort in Arrest abgeführt. Der König bestätigt gegen ihn die Kassation und einjährige Festungshaft, die er nun in Königsberg absitzen muß.

Er benutzt die Haft, Französisch zu lernen. Mit einer Reihe von ausgezeichneten Empfehlungen, darunter einer seines Obersten, der ihn einen Offizier plein d'honneur nennt, geht er im Frühjahr 1781 von Pillau über Kopenhagen nach Holland. Es war die Zeit des Holländisch-Englischen Krieges. Die Generalstaaten Wilhelms V. waren in heller Unordnung und diesem Feldzug in keiner Weise gewachsen; die Stände taten, was sie wollten. Yorck macht seine erste Bekanntschaft mit dem Parlamentarismus. Der Statthalter nimmt ihn gnädig auf, zögert aber, ihm als Ausländer eine Kompanie zu geben. Inzwischen fährt er mit dem Kapitän Kinsbergen, der das größte holländische Schiff, den „Admiral General", befehligt, zu einer Seeschlacht gegen die Engländer. Er erlebt auf der Doggerbank

die schweren Zusammenstöße mit der englischen Flotte, wobei er selbst zum erstenmal ernstlich gefährdet ist. Der holländische Admiral wählt gerade ihn aus, Wilhelm V. die Siegesbotschaft zu bringen. Zum Lohn für diese gute Botschaft erhält er eine Gardekompanie. Die Erbstatthalterin, eine Nichte Friedrichs des Großen, bezahlt ihm obendrein seine Schulden.

Im Schweizerregiment von Meuron tut er Dienst, das Regiment wird in Paris aufgestellt, auf Grund eines Traktats zwischen der Ostindischen Kompanie und der französischen Regierung. Im Februar 1782 landet das Regiment, um hundertfünfzig Mann geschwächt, im Hafen Kapstadt. Nun liegt die Abfahrt aus Pillau schon etwa zwei Jahre zurück. Es müssen dort unten damals ziemlich wüste Zustände geherrscht haben. Die angekommenen französischen Truppen legten mehr Wert darauf, mit den Frauen der Kolonisten zu flirten, als darauf, die Kolonie nun auch wirklich gegen die Engländer zu sichern. Yorck selbst verliebt sich vom Kopf bis zum Fuß in eine ebenso schöne wie arme Kolonistentochter. Mit dem großen Admiral Suffren, dem alten Haudegen, der ein halbes Jahrhundert sich auf allen Meeren der Welt umhergetrieben hat, fährt bald auch Yorck nach Ceylon. Sie landen dort nach schweren Gefechten, die auch der spätere preußische General noch immer in der Erinnerung behalten wird, wie er denn überhaupt aus dem französischen Admiral sich eine Art bleibendes Vorbild geschaffen hat.

Der indische Dienst ist hart. Die Truppen sind verbummelt. Mit der Waffe in der Hand muß Yorck, der diable prussien, sich seine Autorität herstellen, dann erst schlägt die Wut in Anhänglichkeit um. Als er die Truppe eben in Schuß hat, geht es nach dem Kap zurück. Yorck sieht seine alte Liebe wieder; er denkt allen Ernstes daran, ihretwegen für immer auf dem Kap zu bleiben. Aber als ihr dann von einem anderen, einem reichen Kaufmann, ein Antrag gemacht wird, da überdenkt er mit seiner ganzen kalten Nüchternheit, ohne die mindeste Schonung der eigenen Person, die Lage — und tritt zurück, allerdings mit der eigentümlichen Bitte, der Hochzeit beiwohnen zu dürfen. „Fest und kalt" — so schildert es der alte Droysen — „hört er der Rede des Pfarrers zu. Als die Braut ihr Ja spricht, stürzt er zur Erde." Nun ist er zum erstenmal Yorck. Wie am Anfang Friedrich Wilhelms I. Karoline von der Pfalz, wie am Anfang Friedrichs des Großen das Erlebnis von Tamsel den Mann zu lebenslanger Härte glühte, so ging es auch ihm. Er verkauft, wie das damals so Sitte war, seine Kompanie und segelt nach Europa zurück. Anscheinend ist er Mitte 1785 wieder im Haag, wo er erneut auf das freundlichste empfangen wird. Er hat nun genug von Abenteuern, er will noch einmal versuchen, nach Preußen zu kommen. Die Erbstatthalterin unterstützt sein Gesuch, sagt ihm aber gleich, solange der Alte noch lebe, werde er kaum Glück haben. Höhnisch weist Friedrich der Große ihn ab: er hätte ja auf der Flotte Suffrens gedient, deshalb sei in der preußischen Infanterie nichts mit ihm anzufangen. Das wäre genau so, „als wenn man einen Koch zum Tanzmeister machen

wolle". Endlich, im Frühjahr 1787, hat er Glück. Der neue König stellt ihn, unter ausdrücklicher Anerkennung seiner Kriegserfahrung, im Regiment von Saß, beim Bataillon von Plüskow als Kapitän und Kompaniechef an. So hat er also im Avancement durch seine Abenteurerjahre nichts verloren, im Gegenteil erheblich gewonnen: zehn Jahre nach dem Offizierspatent ist er schon Kapitän. Seine Garnison erhält er in Namslau.

Der Feldzug in der Champagne hatte 1792 dem preußischen Waffenruhm einen enormen Stoß gegeben, nicht minder schwer als der Stoß, den das Ansehen der preußischen Diplomatie zwei Jahre vorher mit der Reichenbacher Konvention erhalten hatte. Der polnische Aufstand Kosciuszkos griff im darauffolgenden Jahr bis an die preußische Grenze und darüber hinaus. Die preußische Monarchie mußte bald auch an der Ostgrenze ihren Feldzug eröffnen. Yorck, der dort das Bataillon Eyssenhardt bekommen hatte, nahm an dem Feldzug, der über Krakau bis vor Warschau führte, teil. Schon damals zeichnet sich der junge Bataillonsführer durch ungewöhnlichen Mut aus, er selbst hält ein weichendes Regiment auf, führt es bei Scekoczin erneut gegen den Feind. Die Truppe erhält darauf zwei Pour le mérite. Yorck lehnt den seinen ab, weil Eyssenhardt, der erkrankt und an der Teilnahme verhindert war, den andern erhalten sollte. Die Führung dieses polnischen Feldzuges war kläglich. Unter dem allerdings sehr brauchbaren General Günther focht Yorck noch lange an der Pilica, am Narew, am Bug und an der Weichsel den Kleinkrieg gegen die Insurgenten, denen er im übrigen eine gewisse Sympathie, die gerade Kosciuszko ja auch mit Fug und Recht verdiente, nicht absprach. Yorck, der den Pour le mérite abgelehnt hatte, ging ohne Orden aus diesem Feldzug hervor. Der alte Günther gab grundsätzlich keine Offiziere zu Orden ein, wenn diese Offiziere ihm besonders nahestanden. Als dann der Feldzug sein Ende hat, bleibt Yorck, der nun endgültig Bataillonskommandeur geworden ist, noch zwei Jahre in elenden polnischen Garnisonen zwischen Kalisch und Sidawa stehen. Gemeinsam mit einem preußischen Major, der nach seinen Worten „wie geschaffen für eine Kotzebuesche Komödie" war, hat er dort das seinige getan, mit der polnischen Bevölkerung ein gutes Einvernehmen herzustellen. Es ist ihm weitgehend gelungen.

Im letzten Regierungsjahr Friedrich Wilhelms II. ging man an die Einrichtung neuer Füsilierbataillone in Ostpreußen. Eines davon bekam Yorck mit der Garnison in Johannisburg, das andere Major von Bülow mit der benachbarten Garnison in Soldau. Wer konnte damals wissen, daß aus den Kommandeuren dieser beiden entlegenen Bataillone einst die preußischen Feldmarschälle Bülow von Dennewitz und Yorck von Wartenburg werden sollten! Das ganze Regiment bekommt seinen Ersatz nur aus Förster- und Jägersöhnen. Am letzten Abend des Jahres 1799 trifft Yorck ein, am 26. Oktober 1800 wird er mit seinem vollkommen neugeschulten Regiment zum erstenmal vom König inspiziert. Es ist derselbe Tag, an dem in Parchim Helmuth von Moltke geboren wird.

Erst mit dem Jahr 1805 tritt Yorck in das politische Bewußtsein seiner Zeit. Er ist kein seherischer Mensch, auch ihm fehlt der prometheische Funke, dafür arbeitet er mit seinem klaren, logischen Verstand, mit seiner harten Energie — auch im Denken ist er energisch — und als Ergebnis dieser klaren und nüchternen Schau sieht er schon 1805, daß Preußen die Entscheidung gegen Napoleon verloren hat. Er sieht die große Möglichkeit, die sich zwischen Preußen, Rußland und Schweden damals ergibt, er sieht, wie sie ungenutzt vergeht. Also folgert er auch, illusionslos, wie er nun einmal ist, daß die großen Hoffnungen, die er an Friedrich Wilhelm III. bei dessen Regierungsantritt geknüpft hat, trügerische Hoffnungen gewesen sind. Wäre er nur Revolutionär, „so würde er jetzt zu der Bewegung der jungen und emphatischen Rebellen um Ehre treten, die stürmisch darauf aus wollen, den König zur Entscheidung" zu zwingen. Aber Yorck, der ja in Holland und in Frankreich gesehen hat, wohin es führt, wenn man die Frage der königlichen Herrschaft, sei es auch nur als personelle Frage, offen zur Diskussion stellt, ist zuallererst einmal Legitimist, Royalist und dann erst Frondeur. Yorcks revolutionäre Haltung zeigt sich darin, wie er den Dingen innerlich entgegengeht. Nachdem Preußen mit dem Schönbrunner Vertrag seine freiwilligen Demütigungen noch erweitert hatte, nachdem es sich ebenso törichter- wie schmachvollerweise auch noch hatte bereden lassen, Hannover von Napoleons Gnaden Anfang 1806 zu annektieren, war es allgemeinster Verachtung preisgegeben. Es scheint, als wenn Yorck, der stumm und verbissen damals im Thüringischen als Brigadeführer im sinnlosesten aller Feldzüge seinen Dienst tat, um diese Zeit anfing, auch die Fronde des Prinzen Louis Ferdinand wohlwollender zu sehen als sonst. Nun wurde oben in Pommern eine lächerliche Mobilmachung befohlen. Im Zusammenhang damit kam er nach Berlin, sah dort im Theater die Szenen, in denen die Offiziere den König in aller Öffentlichkeit drängten, eine Entscheidung zu fällen. Seine royalistische Gesinnung war aufs tiefste empört, er dachte gar nicht daran, sich mit diesen Heißspornen zu identifizieren. Weiß Gott, auch er war für baldige Entscheidung, auch er wußte, daß Preußens Ehre nur auf dem Felde, wenn überhaupt zu retten war: aber er glaubte auch zu wissen, daß diese öffentliche Überstimmung der Krone durch eine, wenn schon idealistische, Prätorianergarde bestimmt ein falsches Mittel sein würde!

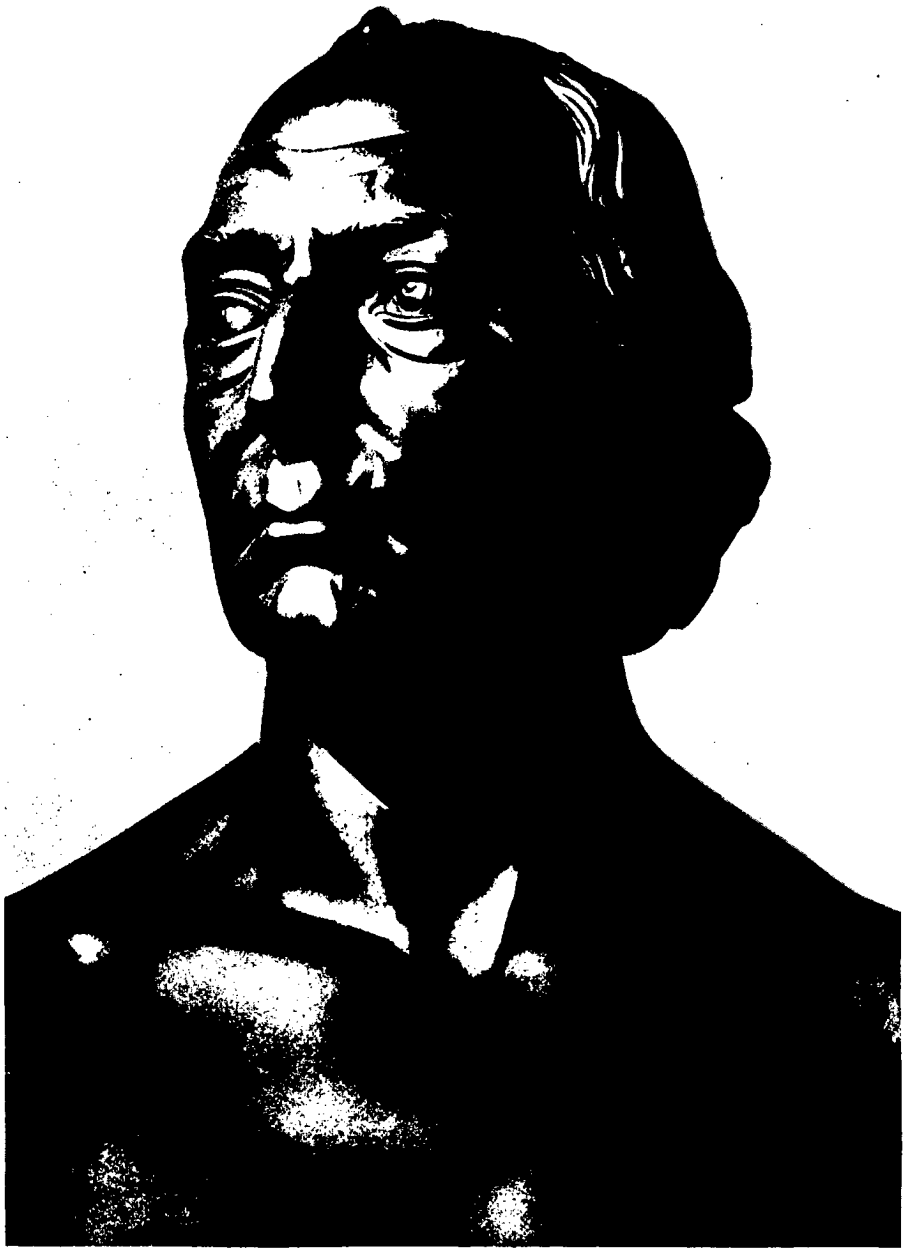
Sein Regiment war wieder in die Garnisonen gerückt. Als dann endlich am 1. September 1806 der Befehl zur Mobilmachung kam, war er „erleichtert und besorgt, im ganzen aber doch freudig bewegt". Über Magdeburg und Naumburg rückt seine Jägerbrigade bis in die Gegend von Weimar, bleibt dort bis etwa 1. Oktober. Langsam, sehr langsam ziehen sich die verschiedenen Korps unter Rüchel, Hohenlohe, dem Braunschweiger und Tauentzien zusammen. Der Herzog von Braunschweig hat sich in den Kopf gesetzt, die kleine Feste Königshofen zu nehmen, obwohl sie ganz außerhalb des Gefechtsterrains liegt. Yorck muß die Avantgarde führen. Unterwegs — am 10. Oktober — Befehl zum Rückmarsch:

Ordre, Contreordre, Désordre! Tauentzien war überfallen, Hohenlohe bei Saalfeld, vom Braunschweiger nun verlassen, von wesentlich stärkeren Kräften angegriffen, Louis Ferdinand gefallen. Alles ist zutiefst deprimiert. Nur Yorck reitet eisern an den Kolonnen entlang, tadelt die mangelhaften Abstände, die Reiter, die nicht auf Luke reiten, die Offiziere, die, anstatt vor der Front ihrer Formationen zu halten, miteinander schwatzen, als ob sie von einer Jagd nach Hause kämen. Bald danach, am 14. Oktober, bekommen sie Nachricht von der Schlacht bei Jena, am 15. Oktober erfahren sie die ganze Tragödie.

Yorck deckt den Rückzug. Bei Altenzaun, nicht weit von Stendal, erwartet er den Kampf. Im welligen Gelände mögen seine Jäger zeigen, was sie können. Und sie zeigen es. Sie halten in stundenlangem Kampf gegen eine mehrfache Übermacht, immer aufs neue den Feind durch ihre außerordentlich elastische Aufstellung irritierend, die Franzosen einen vollen Tag auf. Es war das erstemal seit langer Zeit, daß der Franzose von preußischen Truppen um seinen Sieg gebracht war. Die gesamten Blücherschen Truppen wurden durch dieses Gefecht gerettet, der Elbübergang sichergestellt. Yorck selbst hat später dieses Gefecht zu seinen schönsten militärischen Erfolgen gezählt. Aber der Altenzauner Erfolg konnte in der allgemeinen Kopflosigkeit wenig helfen. Wenige Wochen später muß auch Hohenlohe bei Prenzlau kapitulieren. Also wieder kehrtgemacht! Beim mecklenburgischen Müritzsee treffen Yorck, General von Winnig und Blücher mit ihren Truppen zusammen. Blücher rät zu einer Schlacht: Stralsund ist doch nicht mehr zu erreichen, für Rostock ist es auch schon zu spät. Aber während sie eben ausmarschiert sind, um eine günstigere Position zu suchen, wird Yorck mit seiner Nachhut bei Waren an der Müritz von feindlicher Kavallerie überfallen. Er selbst gerät mitten ins dichteste Handgemenge, bekommt einen schweren Hieb über den Arm, mit Mühe und Not schlagen ihn die eigenen Husaren noch einmal heraus. So folgt Nachhutgefecht auf Nachhutgefecht. Yorck, dessen Arm sich mehr und mehr entzündet, der seit einer Woche keine Stunde mehr zum Schlafen kommt, der kaum noch etwas zum Essen hat, ist allemal in die Gefechte verwickelt. Bei Nossenthin reitet er vor der Feuerlinie seiner Jäger vorbei: „Daß der Feind mich nicht treffen würde, das wußte ich schon, der schießt zu schlecht; aber ich hatte geglaubt, daß mir jetzt einer von euch, Jäger, eine Kugel verpassen würde; mir wäre es recht gewesen. Jetzt sehe ich doch: ihr seid alle wackere und treue Männer, von nun an seid ihr alle meine Kinder, ich euer Vater!"

Am 5. November rücken sie völlig abgerissen in Lübeck ein; er selbst war bei Altenzaun noch elfhundert Mann stark gewesen, nun waren es kaum fünfhundert. Yorck sinkt abends — er war als letzter eingerückt — todmatt und mit hohem Fieber vom Pferde, nimmt bei einem von den lübischen Kaufleuten Quartier. Die ganze Stadt hält nichts von diesem preußischen Einmarsch, sie möchte ihre Neutralität erhalten, sie möchte es um's Himmels willen nicht mit den Franzosen verderben. Anderntags setzt Soult zum Sturm auf die „freie" Stadt an. Yorck

Gerhard Johann David von Scharnhorst
Berliner Eisenplakette von F. Posch, um 1813. Berlin, Hohenzollern-Museum



Graf Yorck von Wartenburg
Bronzebüste von Christian Rauch, um 1818. Berlin, Hohenzollern-Museum

selbst gerät zu Fuß, den einen Arm in der Binde, in der anderen die Klinge, ins Handgemenge. Dabei bekommt er einen schweren Kartätschenschuß. In Lübeck erfährt er auch von der Ratkauer Kapitulation vom 7. November. Er selbst ist jetzt achtundvierzig Jahre alt und sieht aus wie ein Siebzigjähriger. „Die preußische Armee ist wie ein Herbstnebel vor der aufgehenden französischen Sonne verschwunden", sagt das „22. Bulletin" des Korsen. Yorck vergräbt sich, selbst ein Fetzen Herbstnebel, in der Einsamkeit in Mittenwalde.

Noch hielt sich Courbière als „König von Graudenz", noch hielt sich Nettelbeck mit Gneisenau in Kolberg; schon hatte Blücher in Rügen zwei Divisionen mobilisiert, wenn nun der Russe vorstieß, hätte sich alles wenden lassen. Aber der Russe stieß nicht vor, er schloß am 21. Juni eigenmächtig seinen Waffenstillstand ab. Napoleon und Alexander treffen sich in Tilsit, erst am zweiten Tage darf Friedrich Wilhelm III. erscheinen. So wird der Tilsiter Friede geschlossen, der Preußen halbiert, der ihm — was ja vielleicht ein Nutzen hätte sein können — seine gesamten westelbischen Besitzungen nimmt, der ihm aber trotz allen Bittens der Königin — vor deren Haltung in diesen Tagen doch jetzt sogar Yorck Achtung bekommt — auch Magdeburg nimmt, der seine Festungen ausliefert, der — vielleicht bitterstes von allem — „zum Zeichen der (ebenbürtigen?) Achtung des Kaisers Napoleon für den Kaiser Alexander" auch ein Stück Preußen an Rußland abtritt. So weit war also die Monarchie Friedrichs und Friedrich Wilhelms in jenen Julitagen des Jahres 1807 gesunken, so weit mußte erst der alte preußische Osten gedemütigt werden, ehe er sich wenigstens in seinen Gesinnungen wieder erhob. Und so weit mußte auch erst der alte Royalist Yorck den Kelch des Bitteren leeren, ehe er zu wirklich revolutionären Handlungen vorstieß. Es ist die Zeit, die einen Scharnhorst, einen Gneisenau, einen Boyen, einen Grolman auf den Plan rufen wird; zugleich die Zeit, die von ihren größten Männern die heroischsten Demütigungen verlangt. Yorck wird als preußischer Kommissar zu den Kommissionen verwandt, die aus Preußen die wahnwitzige Kontribution von hundertzwanzig Millionen Goldfrank herausholen sollen, damit dann wenigstens die französischen Truppen abziehen. Er wird auch für die Grenzkommissionen verwandt, ein widerwärtiges Amt: er kann nicht einmal verhindern, daß Graudenz rings von polnischem Gebiet zerniert wird! Endlich geht der Hof im Januar 1808 nach Königsberg. Droysen schreibt, daß nicht mit Sicherheit zu sehen war, inwieweit Yorck damals in Königsberg die Pläne kannte, die Scharnhorst und Gneisenau im Herbst 1808 dem König vorgelegt hatten. Vielleicht hat er sie nicht gekannt. Uns genügt zu wissen, daß er als Soldat lediglich in der Reform des Soldatentums noch einen Weg nach oben sah, daß er im übrigen glaubte, Napoleon werde sich eines Tages von selbst überschlagen. Er hat wieder eine Aufgabe: das Kommando der Stadt Memel, das er eine Zeitlang in Händen hatte, gibt er ab und wird dafür Kommandeur der neuaufgestellten westpreußischen Brigade. Es war die Zeit, in der Friedrich Wilhelm III. Stein entlassen mußte und dann

— Anfang 1809 — selbst nach Petersburg reiste. Yorck hatte seinen Standort nun in Marienwerder. Ihm unterstanden zwei neuaufgestellte Infanterieregimenter, ein Grenadierbataillon und eine aus drei Regimentern bestehende Kavalleriebrigade. Nebenher war ihm auch noch die Neuaufstellung seines alten Jägerregiments in Schlesien und der Mark übertragen. Die Armee war völlig neu gegliedert. Die wundervolle Scharnhorstsche Organisationskunst, das unvergleichlich präzise Denken, das dieser hannoversche Bauernjunge sich auf der kleinen Kriegsschule des Grafen Wilhelm Schaumburg am Steinhuder Meer angeeignet hatte und hier ins Große auf Preußen übertrug, war überraschend schnell zum Erfolg gekommen.

Er weiß, wie notwendig gerade jetzt ein ganz enger Zusammenhang von Ostpreußen, Pommern und Schlesien ist. Er spricht es ganz deutlich aus, daß von deren Zusammengehörigkeit immer wieder das Schicksal der Monarchie abhängen wird. Das Schicksal Preußens heißt preußischer Osten. Preußischer Osten und preußische Krone sind so unausdenkbar verflochten, wie preußische Krone und preußischer Sozialismus einander verschworen sind. Als sich die Situation dann noch weiter zuspitzt, wird Yorck auf Scharnhorsts Vorschlag zum Generalgouverneur der Provinz Preußen ernannt. Er hat nun alle „Vollmachten in außerordentlichen Fällen". Er selbst dankt Scharnhorst in aufrichtigster Weise: „Werde ich das alles leisten können? Würde nicht ein im großen Kriege besser unterrichteter Mann und erfahrener General den Forderungen sicherer entsprechen? Es komme als Oberbefehlshaber hierher, wer da wolle, wäre er auch heute noch Major, ich gebe mein Ehrenwort, ich werde unter ihm meine Pflicht tun." Es ist die Zeit, wo endlich auch Gneisenau wieder in Dienst gerufen wird.

Die Franzosen sind mißtrauisch geworden. Blücher muß auf ihr Verlangen entlassen werden. Tauentzien wird jetzt Kommandierender in Pommern, Yorck selbst ist von Spitzeln auf Schritt und Tritt umstellt. Der König von Preußen ist in Berlin völlig in ihrer Hand, er kann jeden Tag ausgehoben werden. Die königlichen Wagen stehen gepackt, jeden Augenblick kann eine neue Flucht fällig sein. Endlich wird die französisch-preußische Allianz gegen Rußland unter solchem Druck perfekt. Der König stellt ein preußisches Hilfskorps gegen die Russen. Der alte Grawert soll es führen, Yorck steht ihm als zweiter (das heißt eigentlicher) Befehlshaber zur Seite. Er gibt seine Vollmacht zurück, willig ordnet er sich unter. Sieht sein untrüglicher Instinkt auch hier voraus? Yorck selbst bekommt ein königliches Schreiben: er möge nur verbürgte Nachrichten über russische Angriffsabsichten ernst nehmen. Er denkt sich sein Teil. Er will unzweideutig Klarheit haben. Da wird die ursprüngliche Order noch einmal bestätigt.

Im Juni 1812 erhält er Befehl, das Korps in den Verband des französischen Korps Macdonald einzufügen. Sie haben dort vier preußische Kavallerieregimenter, neunzehn Infanteriebataillone und acht Batterien unter ihrem Kommando. Mit dem französischen Kommandierenden General waren sie nicht schlecht beraten. Macdonald ist unter den Marschällen Napoleons sicher eine der

vornehmsten, ritterlichsten und anständigsten Naturen. So marschieren sie über Labiau und Memel nach Kurland hinein. Sie kommen an Tauroggen vorbei, marschieren in die Gegend von Mitau. Der alte Grawert wird nervenkrank. Yorck ist alleiniger Befehlshaber des preußischen Korps. Bei Jakobstadt geraten sie gegen vielfache russische, aus Riga kommende Übermacht ins Gefecht, verlieren fünfundzwanzig Offiziere und siebenhundertfünfundsiebzig Mann — es ist die sogenannte Schlacht von Dahlenkirchen.

Der russische General schlägt Yorck schon damals — Ende September 1812 — eine Unterredung vor, die dann aber im Sande verläuft. In der Rigaer Gegend wird es sehr unsicher, die Russen scheinen neue Angriffe zu planen. Yorck konzentriert zunächst einmal seine Truppen. Der große Furagierpark Ruhetal muß von ihm bewacht werden, ist aber ein böses Hindernis für jede Truppenbewegung. Da läßt er Mitau räumen und sein ganzes Korps um Ruhetal zusammenziehen, greift von dort aus — „der Hieb ist die beste Parade" — auf Bauske an. Er wirft mit seinen Truppen, die mit ganz unvergleichlichem Elan vorgehen, den ungleich stärkeren Feind; zwar kostet auch diese Schlacht ihm über tausend Mann Verlust, aber die Russen verlieren das Fünffache und obendrein noch zweitausendfünfhundert Gefangene. Die Schlacht von Bauske zwang nach Yorcks eigenen Worten „Napoleon, der mich haßte, zu der Anerkennung, daß ich Soldat sei!" Macdonald scheint seine guten Gründe zu haben, wenn er jetzt sein Hauptquartier inmitten der preußischen Truppen nimmt.

Yorcks Laune wird immer schlechter. Wer konnte denn damals wissen, daß am 21. September ganz Moskau in Flammen aufgegangen war und den Korsen zum Rückzug gezwungen hatte? Der russische Befehlshaber, General Paulucci, ein Italiener, sendet ihm aus Riga ein Angebot einer persönlichen Unterredung. Er lehnt ab, es würde zu sehr auffallen. Nun greift von russischer Seite auch Wittgenstein in die Verhandlungen ein. „Ich offeriere Ihnen die Mitarbeit meiner Armee zur Besiegung der grausamen Bedrücker, die Preußen genötigt haben, an den unsinnigen Plänen Napoleons teilzunehmen, schlage Ihnen vor, gemeinschaftlich mit mir Ihrem König seine Gewalt zu restituieren. Ich habe fünfzigtausend Mann tapfere Truppen, die schon oft für die Unabhängigkeit Preußens gekämpft haben." Gleichzeitig sendet Wittgenstein den Fürsten Repnin zu Verhandlungen mit Yorck nach Riga. Yorck aber ist vorsichtig, durchaus nicht der flammende Rebell, als den ihn eine spätere Geschichtsbetrachtung so gern sehen möchte. Er denkt an den Tilsiter Frieden und alles, was damit zusammenhängt. Paulucci hat ihn an ein Beispiel der italienischen Geschichte erinnert, an Romana. Aber Yorck weiß darauf zu erwidern, nicht umsonst hat er immer und immer wieder sich mit Geschichte befaßt. Er pariert den Russen einen feinen und dünnen Hieb, den sie Alexander weiterbestellen mögen:

„Das Beispiel von Romana paßt nicht auf mich. Romana wußte ausdrücklich, was sein Vaterland von dem Verbündeten zu erwarten hatte, mit dem er sich

vereinigte, die Sache war ausgesprochen und vorweg entschieden. Aber sein Unternehmen wird immer das vollkommenste Muster der Loyalität des Geheimnisses und der Vorsicht von beiden Seiten sein!"

Wenn er nur will, dann kann er auch mit geistigen Floretten fechten, der alte Isegrim. „Vorsicht von beiden Seiten". Was geschieht, wenn Macdonald oder etwa der Hof in Berlin von der bloßen Tatsache in Kenntnis gesetzt werden, daß er überhaupt mit den Russen korrespondiert? Der Italiener auf russischer Seite wird nur noch dringender, noch verbindlicher. Er übersendet ihm die letzten Bulletins der Franzosen, aus denen Yorck ersehen mag, daß jetzt oder nie der Zeitpunkt zum Handeln kommt. Yorck antwortet, daß er erst mit Berlin unterhandeln müsse.

Er hat jetzt die ersten Nachrichten über das, was sich in den Tiefen des russischen Winters mit der französischen Armee zugetragen hat, er hat Nachrichten, daß die ersten Flüchtlinge bei seinen Vorposten gelandet sind. Bei den Russen befindet sich jetzt Scharnhorsts Schwiegersohn, Graf Dohna, im Hauptquartier, — steht nicht auch Stein in russischen Diensten? Zu allem erscheint nun auch Graf Dohna bei Yorck mit sicheren Nachrichten über die Vernichtung der letzten französischen Armeebestandteile bei Wilna, über die Eroberung Wilnas selbst. Nur Macdonald steht noch dem Siege über den Korsen im Wege. Und wer hat denn Macdonald in der Hand, wenn nicht Yorck? Der vom König insgeheim zu ihm entsandte Major von Wrangel brachte wohl den Hinweis auf die „Erhaltung der Unversehrtheit seiner Truppen", aber nicht die erwartete Vollmacht zu selbständigem Handeln. Der Legitimist in Yorck ist nach langen inneren Kämpfen stärker als alles andere. So sehr er sonst frondiert, so sehr er mit dem Herzen bei einer neuen Lösung ist, sein royalistischer Sinn erlaubt ihm noch keine Maßnahme, die mit seinem Fahneneide nicht in jeder Form vereinbar ist. Aber es gibt doch schließlich Situationen, die selbst einen Eid unwesentlich machen können, weil eine vielfach größere nationale Sache auf dem Spiele steht? Situationen, in denen ein großer Mensch ja schließlich, wenn er seinen Eid um der Sache willen bricht, auch sein Leben hinterherwerfen kann, wenn die Sache dadurch gerettet wird. Was gilt ein einzelnes Menschenleben in solchen Lagen? Ist etwa Yorck, weil er nun nicht so handelt, wie Louis Ferdinand gehandelt haben würde, vor solchen Konsequenzen besorgt? Lächerlicher Gedanke, daß ein Mann wie Yorck sein eigenes Leben rechnen könne.

Am 25. Dezember bekommt er von Macdonald seinen letzten Befehl: das gesamte Korps solle sich bei Tauroggen vereinen. Die Kolonnen sind mit etwa achthundert Gefährten belastet, jeder feindliche Angriff hätte sie vernichten müssen. Inzwischen bleiben die Nachrichten des französischen Generalkommandos aus: man ist voneinander abgeschnitten, ohne daß irgend jemand Yorck nachweisen könnte, daß er diese Abtrennung gewollt hätte. Macdonald steht in Tilsit, Yorck bei Tauroggen, dazwischen russische Kavallerie. In diese Lage trifft ein neuer russischer Brief, in dem von einer Neutralitätskonvention die Rede ist. Jetzt willigt

Yorck in eine Besprechung mit dem gegen ihn befehlenden russischen General Diebitsch ein. Auch Diebitsch sieht, daß Yorck zu einem „Schwenken mit fliegenden Fahnen" nicht zu haben ist, auch er bietet eine Neutralitätskonvention. Noch immer kann Yorck sich nicht entschließen. Mit Diebitsch ist Clausewitz auf russischer Seite zu den Verhandlungen bestimmt worden. Auch Graf Dohna erscheint jetzt in direktem Auftrage des russischen Oberbefehlshabers bei Yorck. Am 26. Dezember reiten Diebitsch und Yorck miteinander die Fronten ab; man überzeugt sich, daß ein preußischer Durchbruch unmöglich ist. Am 28. Dezember steht Yorck noch immer unschlüssig in Tauroggen; es ist der von Macdonald angesagte Treffpunkt. Am Tage darauf setzt er allgemeine Truppenruhe an, wer will ihm daraus einen Vorwurf machen? In der Nacht zum 30. Dezember eine stundenlange Unterredung mit Clausewitz, es kommt dabei zu einem Entwurf einer Neutralitätskonvention. Obendrein die Nachricht, daß auch schon Memel in russischer Hand ist. Endlich sagt Yorck, daß er anderntags bei den russischen Vorposten zur Unterzeichnung einer Konvention erscheinen würde. Seine Offiziere sind begeistert. Da fährt er sie an: „Ihr habt gut reden, ihr jungen Leute, mir altem Kerl aber wackelt der Kopf auf den Schultern!" So kommt denn nun endlich am 30. Dezember 1812, mittags, die Konvention zustande, an der Yorck nur Seydlitz und den Major von Rödern teilnehmen ließ, an der von russischer Seite aus General von Diebitsch, Clausewitz und Graf Dohna teilnahmen. Sie bestimmte, daß das preußische Korps in der Gegend Memel-Tilsit stehenbleiben solle, falls jedoch der König von Preußen diese Neutralität nicht anerkenne, so solle die Neutralität nicht vor 1. März aufgehoben werden, jedoch solle dann das Korps ungehindert marschieren, wohin sein König es befehle. Die Verpflegung sollte das Korps nach eigenem Ermessen mit der Verwaltung der Provinz Preußen regulieren.

So war die Konvention aus Yorcks alleiniger Verantwortung zustandegekommen. Der preußischen Truppen bemächtigte sich ein ungeheurer Jubel. Nur Yorck blieb finster. Niemand konnte ihm nachsagen, daß er etwa gegen seinen König gehandelt hatte. Es ist unmöglich, noch sorgsamer, noch vorsichtiger vorzugehen, als Yorck es tat. Er hatte schließlich auch das Interesse seines Königs verfochten, wenn er ihm ein intaktes Armeekorps erhielt. Er konnte den Dingen schon ins Auge sehen. Und dennoch: so wenig auch diese Geschichte der Yorckschen Tat dem „feurigen Bilde" entsprechen mag, das man sich im allgemeinen von ihr gemacht hat, so bleibt sie doch eine der revolutionärsten Taten aller Zeiten. In ihr lag die große Schwenkung von Frankreich weg und zu Rußland hin, die den Untergang des Korsen einleitete. In ihr lag die rettende Tat, die den preußischen Osten wachrief. Es war kein Abenteuer, wie das von Schill es gewesen war: es war eine selbständige, obendrein noch militärisch zu rechtfertigende Maßnahme von höchster preußischer und deutscher Verantwortung, und doch von größter revolutionärer Tragweite — es war die Tat eines preußischen Revolutionärs, der mit dem Revolutionären die Verantwortung, mit dem Revolutionären

die absoluteste Treue zu seinem Eide und schließlich auch mit dem Revolutionären das Interesse der Sache und die Verpflichtung an die Idee zu vereinen wußte. Yorck hat aus den Kräften seines gewaltigen instinktiven Schauens heraus genau gewußt, welche Tragweite von dieser als solcher gar nicht so bedeutsamen Neutralitätskonvention ausging, und er hat diese Verantwortung übernommen.

Von der Mühle in Poscherun her ist Preußen erneuert worden, und der General, der es wachrief — ohne alles Emphatische, frei von jeder Theatralik, jeder Pose, jeder Selbstgefälligkeit, die billigere Naturen gewiß damit verbunden hätten — hat schon durch diese Tat sich selbst und seinen Namen unlöslich mit dem Mythos von Preußen verbunden. Hundertzwanzig Jahre später berief sich der nationalsozialistische Führer Ostpreußens, Erich Koch, auf Yorck, er berief sich auf ihn, um ihn von den billig gewordenen Vorstellungen der falschen, zu halben Preisen gegebenen Revolution zu befreien, und schrieb:

„Ich brauche nicht erst noch hinzuweisen auf das Einzigartige der Yorckschen Tat, die hell bis in unsere Gegenwart leuchtet. Es war die Tat eines Rebellen, wie die bürgerliche Geschichtschreibung es genannt hat, aber dieser Rebell war, ebensowenig wie etwa Louis Ferdinand, nicht etwa ein Aufrührer im gewöhnlichen Sinne, sondern ein Rebell aus Treue, ein Rebell aus Treue zum Führer, der damals vielleicht mehr im toten Friedrich als im lebendigen Friedrich Wilhelm III. zu sehen war, und wennschon Rebell, dann nicht gegen die Idee, sondern für die Idee. Dieser Tauroggener Geist war Treue in ihrer höchsten und ungewöhnlichsten Form ..."

Yorck selbst berichtete direkt an seinen König: „Ich erwarte den Ausspruch Eurer Majestät, ob ich gegen den wirklichen Feind vorrücke oder ob die politischen Verhältnisse erheischen, daß Ew. Majestät mich verurteilen. Beides werde ich mit Hingebung erwarten. Ich schwöre Ew. Majestät, daß ich auf dem Sandhaufen ebenso ruhig wie auf dem Schlachtfelde, auf dem ich grau geworden bin, die Kugel erwarten werde. Ich bitte Ew. Majestät daher um die Gnade, bei dem Urteil, das gefällt werden muß, auf meine Person keine Rücksicht nehmen zu lassen."

Macdonald hatte auf die Kapitulation hin, nach schlimmen Ausfällen gegen „Yorck, den elenden Verräter", sofort mit seinen Truppen das Weite gesucht; die schlecht manövrierenden Russen ließen ihn entkommen. Yorck selbst erscheint dann sofort nach der Eroberung der Stadt in Königsberg, wo er gemeinsam mit Bülow — den der König ernannte — das Gouvernement übernimmt. Am 9. Januar bringt ihm die Studentenschaft der Albertina, in der damals wie heute der revolutionäre Gedanke in Bindung an das preußische Führerprinzip besonderen Anklang fand, einen Fackelzug. Sprecher der Studentenschaft ist Hans von Auerswald, derselbe, den sie 1848 als Abgeordneten mit Lichnowsky in Frankfurt vor der Paulskirche ermorden werden. Aber tags darauf kommen schlimme Nachrichten aus Berlin: Der König, „wie vom Schlage gerührt" (und im übrigen

unter französischer Oberhoheit), hat die Kapitulation verworfen. Er hat sofort den Major von Natzmer geschickt, um Yorck den Oberbefehl abzunehmen, ihn vor ein Kriegsgericht zu laden, arretieren zu lassen und General von Kleist zum Kommandierenden General zu machen. Aber Wittgenstein läßt Natzmer nicht ohne weiteres durch. Kleist ist zudem gerade beim russischen Kaiser — der nun auch selbst auf der Reise nach Ostpreußen ist — und erhält dort fünfhunderttausend Rubel für Ausstattung des Yorckschen Korps, das bei der Kapitulation nur noch elftausend, wenige Tage danach durch Hinzukommen der Massenbachschen Brigade wieder vierzehntausend Mann stark war und jetzt erst wieder seine volle Stärke von zwanzigtausend Mann bekommt.

Und noch etwas sehr Entscheidendes, Preußisches: Bülow räumt alle Spannungen beiseite und stellt sich selbst völlig auf seiten Yorcks, der ihm daraufhin jenen historischen Brief schreibt, in dem er völlig bewußt das Gesetz des Handelns auf sich selbst übernimmt: „An der Elbe werde ich meinem Könige sagen: Hier, Sire, steht meine Armee — und hier mein alter Kopf!" Diese revolutionäre und in ihrer harten Logik der Stadt Kants und Albrechts schon entsprechende Tonart fand stärksten Widerhall, so unzweifelhaft Yorck nun auch den Weg des Revolutionärs ganz offensichtlich beschritten hatte. Alexander hatte den Freiherrn vom Stein eingesetzt als seinen Kommissar für Preußen. Stein verlangt von Yorck wie von dem Oberpräsidenten von Auerswald, daß sie beide den Dienstverkehr mit Berlin einstellen sollen. Beide weigern sich. Hier liegt eine Grenze, die keiner von ihnen überschreiten kann, ohne den preußischen Gedanken preiszugeben. Stein verlangt die Einberufung der Stände. Die Stände werden einberufen, es ist ein einzigartiger Vorgang, daß das ohne Willen des Königs geschieht. Aber man kann diesen Willen vielleicht voraussetzen, denn gerade in jenen Tagen trifft die Nachricht ein, daß der König nach Breslau gereist ist. Im übrigen hat später Kaiser Wilhelm I. seinen Enkeln erzählt, daß sein Vater heimlich, im tiefsten Grunde seiner Seele, mit Yorck einverstanden gewesen sei.

Yorck erscheint nach Steins Abreise aus Königsberg in der Landhofmeisterstraße vor den Ständen, nachdem die Stände zugleich noch eine Treue-Adresse an den König gerichtet haben. Wir kennen alle das Bild, auf dem er mit weitausholender Armbewegung zu den erregten Ständen spricht. Es hat nicht allzuviel Wahrscheinlichkeit für sich. Er soll knapp, hart, soldatisch gesprochen haben. Gesten waren nicht seine Art; Gesten sind, wenn sie nicht knapp und beherrscht sind, unpreußischen Charakters. Droysen hat uns die Szene beschrieben:

„In kurzen, knappen und mächtigen Zügen sprach er von dem, was es jetzt gelte, von der Erniedrigung, die Preußen getragen, von der neuen Hoffnung des Vaterlandes. ‚Ich hoffe', schloß er, ‚die Franzosen zu schlagen, wo ich sie finde. Ich rechne dabei auf die kräftigste Teilnahme aller. Ist die Übermacht zu groß, so werden wir ruhmvoll zu sterben wissen.' Da brach die Versammlung in lauten, begeisterten Zuruf aus, und den Hinausschreitenden begleitete ein jubelndes ‚Es lebe Yorck!'

Er wandte sich um, mit ernster (und harter) Stimme gebot er Stille: ‚Auf dem Schlachtfelde bitte ich mir das aus!' Dann ging er."

Die Landwehr-Entwürfe wurden glatt bewilligt. Die Provinz von damals einer Million Bevölkerung hatte an Bülow und das mobile Korps bereits dreitausend Krümper und Rekruten gegeben. Sie wollte nun nochmals auf ihre eigenen Kosten zwanzigtausend Mann, zehntausend Reserven und ein dem ostpreußischen Reitergeist entsprechendes Nationalkavallerieregiment unter Graf Lehndorff auf die Beine bringen. So nahm von Yorck her die große Volksbewegung — „Der Gott, der Eisen wachsen ließ!" — ihren Anfang. Der preußische Osten gab Gold für Eisen; aber sein Eisen war mehr wert als alles Gold des Reiches und des Westens. Die Stände sandten den Grafen Ludwig Dohna an den König, der inzwischen bereits Scharnhorst wieder aktiv gemacht hatte und auch schon auf indirektem Wege Yorck einen halbwegigen Vertrauensbeweis — über den wir außer einer Tagebuchandeutung nichts weiter wissen — zukommen ließ. Vielleicht ist es doch wesentlich Dohnas Bericht zuzuschreiben gewesen, wenn jetzt der König den Befehl oder zum mindesten die Anregung gibt, das Verfahren gegen Yorck rasch und formell zu beenden.

Wenige Wochen später gibt Yorck schon seine Marschbefehle. Auch dazu holt er sich die Vollmacht noch aus der eigenen Tasche. Bülow bekommt Befehl, am 10. März an der Oder zu stehen. Da trifft endlich der königliche Befehl ein, der Yorck selbst, von Scharnhorst gegengezeichnet, die in Pommern mobilgemachten Truppen unterstellt. Endlich rückt am 17. und 18. März 1813 das Yorcksche Korps in Berlin ein. Es ist derselbe Tag, wo nun endlich, endlich der König in Breslau, im Hause des Verlegers Korn von der Schlesischen Zeitung, in der bereits Friedrich der Große seine „Relationen eines vornehmen preußischen Offiziers" hatte erscheinen lassen, seinen „Aufruf an mein Volk" veröffentlichen läßt. Die Begeisterung ist grenzenlos. Der Präsentiermarsch klingt auf, immer und immer wieder die alten Märsche König Friedrichs des Großen. Prinz Heinrich ist ihm entgegengeritten, Wittgenstein ist auch gekommen. Aber Yorck sitzt steif auf seinem Pferde, grüßt nicht, dankt nicht. „Ein Bild von stolzer, strenger und unendlicher Kälte" — wie ein Augenzeuge es geschildert und auch Fontane es wiedergegeben hat —, so reitet er durch die dichtbesetzten Straßen. Nur vor dem Schloß galoppiert er auf, zieht den Degen, grüßt tief hinauf zu den Prinzessinnen oben in den Fenstern, salutiert vor dem Prinzen Heinrich, führt ihm die Bataillone in der Defilée vor und läßt dann sofort abrücken. Er selbst reitet noch am gleichen Abend nach Potsdam. Was kümmern ihn die Festlichkeiten! Er ist jetzt Mitte der fünfziger Jahre alt; ist grau im Gesicht, weiß in den Haaren, ein alter Mann, so wie Friedrich, dem er laut Urteil eines Augenzeugen im Profil ähnlich geworden sein soll, auch bereits mit fünfzig Jahren ein alter Mann gewesen ist. Jetzt reitet er zu Friedrichs Gruft.

Anderntags ist Audienz. Es heißt, sie sei anfangs lebhaft verlaufen. Jedenfalls hat sie einen guten Ausgang genommen. Es ist nicht anzunehmen, daß Yorck

nach so langer Ungnade das seinige getan hat, um etwa „peccavi" zu sagen oder um Nachsicht zu bitten. Bereits wenige Tage danach, am 26. März, steht sein Korps zum Ausmarsch fertig. Aus Berlin wird abgerückt. Feldprediger Schulze spricht; als er geendet hat, bricht heller Schein über den dunklen Himmel. Yorck selbst reitet ins Karree. Kurz und hart redet er, nicht anders als in der Landhofmeisterstraße: „Von nun an gehört niemandem von uns mehr unser Leben. Keiner rechnet darauf, das Ende des Kampfes zu erleben. Jeder ist freudig bereit, es hinzugeben für das Vaterland und den König!" Dann ruft er das alte Leibregiment an: „Ich schwöre euch, ein unglückliches Vaterland sieht mich nicht wieder!" General von Horn senkt weinend vor ihm den Degen: „Das soll ein Wort sein!" Da ruft das ganze Regiment es nach . . .

Der König begleitet sie nach Potsdam; dann beginnt der Marsch, der ewige Ritt von Schlachtfeld zu Schlachtfeld, von Schwierigkeit zu Schwierigkeit, der zweite Teil des großen Ritts und Marsches, der von Kurland nach Paris führen soll.

Die Leistungen des Ersten Korps und seines Kommandierenden Generals, von dem Droysen gesagt hat, er sei wie gehacktes Eisen gewesen, sind in diesem Befreiungsfeldzug über jedes Lob erhaben; sie gehören zu den allerglänzendsten Waffentaten preußischer Geschichte. Bei Groß-Görschen, bei Löwenberg, wo Yorck für sein beispielgebendes Sichselbsteinsetzen den Schwarzen Adler bekommt, in der großartigen Erzwingung des Elbübergangs bei Wartenburg (wofür er den Namen „Yorck von Wartenburg" erhält), in der blutigsten aller seiner Schlachten, bei Möckern, wo er fast alle seine Stabsoffiziere und von den zwanzigtausend Mann seines Korps über siebentausend verliert und selbst wie durch ein Wunder am Leben bleibt, überall häuft er Ruhm auf Ruhm. Möckern hat ihn an der Teilnahme am Leipziger Siege verhindert, und doch wäre dieser Sieg ohne die furchtbare Vorbereitung dieses Möckerner Blutopfers nicht möglich gewesen. Ruhelos und rastlos marschiert nach der Leipziger Schlacht das „eiserne Korps" unter furchtbaren Schwierigkeiten über die Thüringer Berge, über das Werraland durch das Fuldatal nach Gießen, von dort nach Wiesbaden. Was für ein Marsch von der Memel zum Rhein!

In der Neujahrsnacht bei Caub hält er die Spitze, dann geht es weiter, unter endlosen Streitigkeiten mit dem Blücherschen Stabe und dem Chef seiner Operationsabteilung, dem Obersten Müffling, von Sieg zu Sieg, über Saint-Dizier nach Châlons und von Châlons nach Fontenelles. Dann: während der Einmärsche nach Paris darf das Yorcksche Korps draußenbleiben. Am Pariser Einzug dürfen die Truppen des Yorckschen Korps und überhaupt der Schlesischen Armee nicht teilnehmen, weil sie „zu schmutzig aussehen!" In diesen Tagen besichtigt der König von Preußen das Yorcksche Korps. Wie er wenige Schritte an der Front entlanggeritten ist, macht er kehrt: „Sehen schlecht aus, schmutzige Leute!" Das war der Dank eines in seinen Gesinnungen bürgerlichen Königs für das in seiner

Kampfweise revolutionäre Soldatentum, dem er seinen Thron zu verdanken hat. Es ist, als wenn sich hier, vor den Toren von Paris, das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert, das friderizianische und das bürgerliche Zeitalter auf einmal schroff entgegentreten. Yorck selbst, immerhin, darf nach Paris hinein. Er bittet um Audienz beim König, dem er für das Großkreuz des Eisernen Kreuzes dankt. Sie gehen lange am Jardin des Plantes auf und ab, der nüchterne, schlanke, honette König und der weißhaarig gewordene Isegrim mit dem zerfurchten Gesicht. Humboldt hat sie beobachtet und berichtet, er habe geglaubt, „in Yorck ein ganzes Stück Weltgeschichte zu sehen!".

Der König, der von Paris nach London reist, befiehlt Yorck in seine Begleitung. Er selbst ist inzwischen mit vielen Ehren überhäuft: er ist Graf, mit dem Titel Graf Yorck von Wartenburg, geworden, ihm ist eine Gutsdotation in Aussicht gestellt. In London wird Blücher enthusiastisch empfangen, auf Yorck achtet man weniger. Auch im übrigen ist Yorck in London schwer enttäuscht. Hier erhält er die Order, daß ihm sein altes Korps abgenommen ist, daß er Kommandierender General über die schlesischen Truppen wird. Kleist, der milde, anständige, bedächtige Kleist, wird Kommandierender General des Yorckschen Korps. Politische Gründe lassen es jetzt geraten erscheinen, den Isegrim aus Frankreich abzuschieben. Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan — der Mohr kann gehen, mit Orden behängt. Ergreifend sein Abschied von dem Korps, das er nun seit 1811 geführt hat, dem er in fünfzehn Schlachten siegreich war, niemals geschlagen, immer überlegen gewesen. „Jetzt ist es der Stolz und die Freude meines Alters — euer Führer gewesen zu sein", sagt er zu seinen Offizieren. Dann redet er seine Mannschaften an: „Wie soll ich euch die Empfindungen ausdrücken, von denen mein Herz bei der Trennung von meinen Kindern voll ist? Wie soll ich euch danken für die Ausdauer, mit der ihr von den Ufern der Düna bis zur Seine, an heißen Schlachttagen, im Angesicht des Todes, bei den angestrengtesten Mühseligkeiten zweier Winterfeldzüge, bei Entbehrungen jeder Art mir eure Treue bewiesen habt?" Und Schack schreibt: „Er sprach besonnen, eindringlich, erschütternd, mehr Rührung erregend, als er selbst zu empfinden schien. ‚Vergeßt mich nicht und nehmt mich freundlich wieder auf, wenn das Vaterland erneut des Yorckschen Korps bedürfen sollte!'" In Berlin hat die Rede Verwunderung erregt, wie könnte es anders sein! So reist er nach Breslau. Er hat kein Haus für das Generalkommando zur Verfügung; er wohnt im Hause eines Tabakhändlers, mit dem er sich dermaßen auseinandersetzt, daß sich die Handelskammer über ihn beschwert. Schlimm, sehr schlimm, wenn sich eine Handelskammer über den Sieger von fünfzehn Schlachten, den unbesiegten Schlachtengeneral, den Mann von Tauroggen, beschwert! Und noch etwas anderes, wo wir allerdings nicht seiner Meinung sein können: Der König hat für Blücher und Hardenberg den Fürstentitel und je vierhundertfünfzigtausend Taler Dotation festgesetzt, für Yorck, Kleist, Bülow und Gneisenau je zweihunderttausend Taler Dotation. Yorck beschwert

sich in schärfster Form. Es wirkt nicht gerade sehr sympathisch, den alten Soldaten damit beschäftigt zu sehen, sich in eigenen Vermögensangelegenheiten zu beschweren. Er zählt alle seine Taten auf, aber in diesem Zusammenhang wirken sie ein wenig peinlich. Vorerst nimmt er — da der König den Trägern der Dotationen die Auswahl aus seinen Domänen freigestellt hat — die „Malteserkommende Klein-Oels in Beschlag".

Es folgt die schlimmste aller Demütigungen: Für den Feldzug von 1815 hatte man ihm sein altes Korps nicht wiedergegeben. Man hatte ihm nicht mehr eine mobile Truppe anvertraut, er sollte das in Sachsen stehende Fünfte Korps befehligen, das nur mit Schanzarbeiten beschäftigt war! „Könnte man doch Möllendorf erwecken!" schreibt er in diesen Tagen. Ja, wenn man jetzt Möllendorf und den Alten Fritz wecken könnte! Bitter beschwert er sich bei Schack: „Schmerzhaft ist es, zu sehen, wie der König seine treuesten Diener behandelt!" An Schack schreibt er ein andermal: „Der König hat mich in die Provinz geschmissen, hat mir da ein paar Güter wie einem alten Hunde einen Knochen hingeworfen . . ." Nach dem Friedensschluß kommt er erneut um Abschied ein. Er wird nicht gleich bewilligt; erst auf sein wiederholtes Drängen bekommt er ihn. Friedrich Wilhelm III. will ihn zum Feldmarschall haben, begeht aber die Taktlosigkeit, Müffling zum Übermittler seiner guten Absichten zu machen. Schneidend, fast hohnvoll lehnt Yorck den „Feldmarschall" ab.

Er ist so verbittert, daß er nie wieder Uniform anzieht. Er vergräbt sich in seiner Natur, in seiner Erde. 1819 stirbt seine Tochter, die Gräfin Hoverden, bei einer Geburt. Sein Schmerz ist fassungslos, es ist das zehnte Kind, das dieses unglückliche Elternpaar verlor. An Schack schreibt er: „Ich kann es nicht aussprechen, wieviel ich selbst leide!" Als er das Sterbezimmer verläßt, fällt er draußen zu Boden. Es ist noch derselbe Yorck, der in Kapstadt vor vierzig Jahren aus verhaltener Erregung heraus zu Boden fiel, der starke vulkanische Mensch mit der starren, kalten Maske.

1821 nimmt Kleist den Abschied; auch er hat von der allenthalben einsetzenden Reaktion die Nase voll; er wird Feldmarschall. Der „korrekte König" findet, daß man nun doch Yorck nicht übergehen kann. Es ist sogar eine Großzügigkeit von ihm. Es ist wohl der einzige Fall in der preußischen Geschichte, daß ein General den „Feldmarschall" ablehnt und es dann später doch noch wird.

Am Abend seines Lebens vereinsamt Yorck auf seiner Scholle ganz, sinkt in die Vergessenheit, lebt seiner Landschaft, aus der sein seltsam naturhafter, konvulsivischer, in echtem Sinne gehärteter Charakter, seine alte Jägernatur zeit seines Lebens ihre gewaltigen Spannkräfte schöpfte. 1825 wartet er mit seiner Frau auf die Rückkehr ihres nun auch Offizier gewordenen zweiten Sohnes, des letzten Kindes, das sie noch haben, von einer langen Urlaubsreise. Am Tage vor seiner Ankunft stirbt die Mutter. Er ist nun ganz einsam, es wird dunkel um ihn. Der Sohn (der spätere liberale (!) Herrenhausabgeordnete) steht in Garnison,

nur den Enkel, den seine Tochter mit dem Tode bezahlen mußte, hat er noch bei sich. Er selbst bekommt einen Schlaganfall und wird fast taub, aber „die alten Gluten toben noch weiter in dem morschen Körper". Ende September 1830 — draußen ist es schon Herbst, das Laub wird bunt und will zur Ruhe gehen — läßt er sich (wie einst Friedrich Wilhelm I.) seinen Sarg kommen, besichtigt ihn. Am 3. Oktober wechselt er dann, von allen Bitternissen, aber auch Größen, die dieses Leben ihm gebracht hat, befreit, in das ewige Reich aller alten Jäger und Soldaten hinüber.

Wir sprechen von Preußen, wir sprechen von Bismarck, von Friedrich, wir sprechen auch von Tauroggen. Aber laufen wir nicht Gefahr, ein falsches Preußentum zu sehen, wenn wir Tauroggen nicht von allen seinen Hintergründen, politischen und soldatischen, psychologischen und religiösen Vorgängen aus sehen? Wird das Preußentum nicht zu billig, wenn wir neben Friedrich nicht auch Friedrich Wilhelm, wenn wir neben die Beschwörung des Wortes „1813" nicht auch Yorck als erlebte Geschichtlichkeit stellen? Gerade die Beziehung auf 1813 offenbart uns und unserer nationalen Revolution gewaltige Parallelen. Nirgends aber sind diese Parallelen so zwingend, so beschwörend, so überraschend deutlich wie bei Yorck von Wartenburg, der leider nicht Yorck von Tauroggen heißt.

Mögen wir ihm den Namen geben! Aber nur, wenn wir wissen, wer er war und was er tat. Er ist für uns nächst Friedrich Wilhelm und Friedrich der größte konservative Revolutionär, der uns Maßstäbe zu geben hat, ist der große Revolutionär des Preußischen, der dem Dritten Reich unendlich viel zu sagen hat, ist das unersetzliche Bindeglied zwischen friderizianischer und bismarckischer Zeit. Auf ihn wird Bismarck sich während des Krimkrieges in Frankfurt berufen, um die östlichen Züge der preußischen Politik festzulegen. Was für ein tiefer Sinn, wenn Bismarck sich auf Yorck beruft! Denn in Tauroggen hatte sich, wenn auch seiner selbst kaum bewußt, das Deutsche zum erstenmal aus dem Preußischen erhoben. Tauroggen steht am Anfang der nationaldeutschen, auf Preußen beruhenden Entwicklung des zwanzigsten Jahrhunderts — die man nicht mit der Entwicklung des Nationalitätenprinzips in diesem Jahrhundert verwechseln soll. Die Yorcksche Tat ist groß, ist geschichtlich und bleibend. Groß ist auch die Yorcksche Tragik, die im deutschen Geschichtsbild immer und immer in engster Verbindung mit den größten Zeugnissen des deutschen Heroismus wiedergekehrt ist: so in Heinrich dem Löwen, Ulrich von Hutten, Heinrich von Plauen, Albrecht von Brandenburg, dem Großen Kurfürsten, Friedrich dem Großen, Hertzberg, Yorck und Otto von Bismarck. Die wirklich großen Gestalten der Geschichte sind fast immer beim Undank und bei der Vereinsamung geendet. Aber gerade aus der Tragik ihrer Schicksale entstand wiederum ein neuer Mythos, wie ein Fackelschein, nach dem die Kommenden sich auf ihrem nächtlichen Marsch orientieren konnten.

Blücher

1742—1819

Von

Karl Pagel

Gegen Ende August 1760 fingen preußische Husaren in der Nähe von Friedland an der pommersch-mecklenburgischen Grenze einen schwedischen Junker, der wenige Tage nach seiner Gefangennahme die preußische Uniform anzog. Der Junker hieß Gebhard Lebrecht von Blücher. Die Preußen hatten sich einen künftigen Feldmarschall gefangen.

Die Blücher, ein altes mecklenburgisches Geschlecht, dessen Name im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts auftaucht, saßen in Mecklenburg, Holstein, Dänemark und Pommern, reich an Kriegstaten und Landbesitz. Des Junkers Vater freilich war nicht gesegnet mit Glücksgütern. Er lebte mit den zahlreichen Seinen in einem engen Hause in der Hansestadt Rostock von einer kargen Rente des Schweriner Herzogs, nachdem er als Rittmeister den hessen-kasselschen Dienst quittiert hatte. Die jungen Söhne versuchten alle das Soldatenhandwerk, in mecklenburgischen, preußischen oder dänischen Diensten, wie es sich gerade ergab. Der Übertritt von der einen auf die andere Seite war keine Schande, und es war das Natürlichste von der Welt, daß der Junker von Blücher von den Schweden, zu denen er mehr durch Zufall als durch wohlüberlegte Absicht gekommen war, zu den Preußen hinüberwechselte.

Blücher hatte keinen Grund, seinen Schritt zu bereuen. Noch 1760 wurde er Leutnant und schon ein Jahr darauf Premierleutnant — er war erst neunzehn Jahre.

Sein Regiment blieb zunächst auf dem „schwedischen" Kriegsschauplatz, bis der Schwede vom Kampf abließ. Dann wurde es in Mitteldeutschland eingesetzt, unter dem Oberbefehl des Prinzen Heinrich und unter Seydlitz. Unter des großen Friedrich Augen zu fechten, war dagegen Blücher nicht vergönnt.

Es gibt ein Bild des zwanzigjährigen Blücher in der reichverzierten schwarzen Uniform der Belling-Husaren, schlank und aufrecht, die schmucke Pelzjacke leicht über die Schulter geworfen, die hohe Filzmütze mit dem Totengerippe neben sich; die Gesichtszüge, auch in der konventionellen Haltung, sind scharf, beherrscht von einer vorspringenden Nase; nicht ohne Ähnlichkeit im ganzen mit dem Antlitz, das uns aus den Bildern des Marschalls geläufig ist; selbstbewußt und stolz, ein Mann, der sich an seinem Platz weiß.

Als dann König Friedrich endlich seiner Feinde Herr geworden und einen Frieden zustande brachte, nahm das Kriegsleben ein Ende. Auch Blücher wird wie sein

Oberst zum lieben Vater im Himmel gebetet haben, er möge bald wieder „einen gelinden Krieg" bescheren. Denn was sollte ein Soldat wie Blücher im Friedensquartier? Es zeigte sich bald: Spiel, hohes Spiel, Frauen, Jagd, Händel — denn der Säbel saß ihm gar locker — waren der Inhalt dieser Friedenszeit in Hinterpommern. Es war schon eine Hoffnung, als es im Zusammenhang mit der ersten Teilung Polens 1770 an die polnische Grenze ging. Aber die Lockerung der Disziplin im besetzten Gebiet hatte mancherlei üble Folgen. Das Regiment zog sich des Königs Ungnade zu. Auch Blücher selbst machte sich mißliebig. So wurde eine freiwerdende Schwadron, die Blücher hätte zufallen müssen, einem eingeschobenen Premierleutnant übergeben. Er verlangt seinen Abschied, und in der Regimentsliste vom Januar 1773 findet sich der Vermerk, daß der Rittmeister von Blücher „kassiert" worden.

Die polnischen Jahre brachten indessen Blücher die Frau. Deren Vater gab die Möglichkeit zum Aufbau einer landwirtschaftlichen Existenz. Alle Versuche, die Wiederindienststellung zu erwirken, führten nicht zum Erfolg. Friedrich korrigierte sich nicht leicht. Erst nach dessen Tode trat Blücher als Major wieder ein.

Noch 1787 sieht es nach Krieg aus, aber es wird nur ein militärischer Spaziergang nach Holland. Aber dann wetterleuchtet es in Frankreich: Revolution und Intervention; jetzt wird der Soldat auf seine Kosten kommen. Blücher, als Husarenoberst in der Armee des Herzogs von Braunschweig, tut sich überall hervor: ein zweiter Zieten. In den Feldzügen von 1793 und 1794 bringt sein Regiment allein 4000 Gefangene ein, 1500 Pferde, 5 Fahnen und 11 Geschütze, ohne selber nennenswerte Verluste zu erleiden.

Nach dem Basler Frieden von 1795 steht Blücher in Ostfriesland. Widrige Geldverhältnisse — seine Spielleidenschaft war auch im Feldzuge nicht zu kurz gekommen — ließen ihn trübe in die Zukunft schauen. Jetzt, wo es galt, sich wieder in geordnete Verhältnisse hineinzufinden, spürte er, durch die Anstrengungen des Krieges geschwächt, empfindlich den Verlust seiner Frau, die 1791 gestorben war.

Nach einem vergeblichen Versuch, durch eine Geldheirat sich zu rangieren, heiratete der Dreiundfünfzigjährige die 22jährige Amalie von Colomb, die ihm als „sein liebes Malchen" bis zu seinem Tode zur Seite gestanden hat.

Ein Jahr nur währte der Aufenthalt in Emden, dann rief ihn der Dienst in die rheinischen Provinzen Preußens und nach Münster, dessen Einverleibung in den preußischen Staat er im Jahre 1802 durchführte. Im katholischen Münsterlande waren die „lutherischen" Preußen nicht gern gesehen, aber der General Blücher gewann auch hier eine gewisse Volkstümlichkeit, die seinen dienstlichen Obliegenheiten von Nutzen war. Seine Einfachheit und Natürlichkeit machten ihn bald zum erklärten Liebling namentlich der mittleren und unteren Stände. Mit dem zurückhaltenden Adel wußte er ebenfalls vortrefflich umzugehen. Er tat, als merke er von der Abneigung gegen die „Prüssen" gar nichts, war lustig, arglos und zuvorkommend gegen jedermann. Gegen die Damen der vornehmen Gesellschaft konnte

er, wenn er wollte, von einer gewinnenden Galanterie sein. Aber er zog oft ihrer Gesellschaft den Umgang mit Schauspielerinnen und Damen auch zweifelhaften Schlages vor. Mit jugendlicher Frische gab er sich auch derben Freuden hin. Trinkgelage sind an der Tagesordnung. Maßhalten gab es nicht. Immer wieder trieb es ihn an den Spieltisch; er konnte keine Karten liegen sehen. Er gewann viel und verlor mehr; ihm machte es nichts — wenn er nur spielen konnte. Die Schulden häuften sich.

Doch zeigte das Leben Blüchers in Münster auch andere Züge. Hier war es, wo Blücher dem Freimaurerorden, dem er seit 1782 angehörte, seine lebhafte Teilnahme zuwandte. Er ist ihm, dessen Bedeutung für die Geschichte jenes Zeitabschnittes wesentlich ist, zeitlebens treu geblieben. Es liegt auf der Hand, daß die Zugehörigkeit zu dem Bunde ihm Türen öffnete, die ihm sonst verschlossen geblieben wären. Unvermindert galt sein Eifer dem Wohl seiner Truppen. Er sorgte für sie mit väterlicher Hingabe und erwarb sich ihre Zuneigung. Er glaubte an ihre alte Schlagfertigkeit und sehnte die Möglichkeit herbei, sie erneut zu erproben.

Sie schien da zu sein. 1803 begann der Krieg zwischen England und Frankreich von neuem. Indessen blieb Preußen neutral, auch als 1805 Österreich und Rußland in den Krieg gegen Napoleon eintraten. Es hielt am Frieden fest — bis es nach Napoleons Sieg bei Austerlitz zu spät erkannte, daß es zu den Besiegten gehörte. Die drohende Gefahr eines plötzlichen Überfalles ließ Blücher in Friedrich Wilhelm III. dringen loszuschlagen, wie er schon lange vor Austerlitz zur Aufgabe der Neutralität geraten hatte. Am 25. Juli 1806 schreibt er, in seiner wunderlichen Orthographie, seinem König: „Jeder tag früher wo wihr Frankreich den Krieg erklären — ist der größte gewin vor Eurer Königl. Majestadt, den mit ieder Stunde befestiget der französische Kaiser sein ansehen, seinen einfluß — seine usurpirte Sterke mehr. Führen Euer Königl. majestad nur selbst unsre brave armee, die von den Wunsch glüht — die franzosen zu bekrigen und die Menschheit an diese Reuber zu rächen ... Nur eine glücklige Schlacht — und wir haben allirte, gelld und Resourcen von allen orten und Enden Europens ... Wir werden die Schönen, ehren vollen Zeitten Friedrichs des Großen und des großen Churfürsten wieder empohr blühen — werden unser Vaterland, werden den Namen Preußen wider geehrt — und unsere armee wider gefürchtet und geehrt sehen." Aber alle Hoffnungen wurden bei Jena und Auerstädt zu Boden geworfen.

In dem Hin und Her der Niederlage und des Rückzuges zeichnete sich Blücher, dem der König den letzten Einsatz der Reserven verweigert hatte, als einer der Tapfersten und Kühnsten aus. Er sammelte versprengte Truppen um sich, gewann die Handlungsfreiheit wieder und konnte sich der Umklammerung durch die Franzosen entziehen. Aber in der völligen Verwirrung aller übrigen Truppenteile und bei der Widerstandslosigkeit der preußischen Festungen blieb der kühne Zug nach Lübeck, der unsägliches Elend über die Stadt brachte, ohne Erfolg; nach

verzweifeltem Straßenkampf mußte sich das ausgehungerte und erschöpfte Korps Blücher gefangengeben.

Scharnhorst hatte Blücher auf diesem Zuge begleitet, um ihn fortan nicht wieder zu verlassen. Auch der Oberst von Yorck focht mit seinen Jägern in Lübeck. Der Besiegte von Lübeck, mochten ihn auch die unglücklichen Bewohner dieser Stadt verwünschen, erweckte höchste Bewunderung. Seine Tat, inmitten der allgemeinen Verzagtheit, erwies, daß noch der Mut nicht gänzlich aus dem Heere Friedrichs des Großen gewichen war.

Aus der Gefangenschaft, die er, auch von seinen Gegnern geehrt, in Hamburg verbrachte, wurde er im April 1807 durch Austausch befreit. Der Weg zur preußischen Armee führte über das französische Hauptquartier: Napoleon wünschte in Schloß Finkenstein den berühmten General zu sehen, der von den Franzosen als eine Art Sehenswürdigkeit angestaunt wurde. Napoleon, der durch Blücher auf Friedrich Wilhelm im Sinne eines Sonderfriedens und einer Trennung von den Russen einwirken wollte, verstand es, ihn zu beeindrucken: „Hört, Kinder! Das ist ein verfluchter Kerl; er war so scharmant, daß ich gar nicht an einen Haß gegen ihn dachte", hat er zu seinen Begleitern geäußert. Aber von Freundschaft mit Frankreich wollte er nichts wissen, auch nicht, als er im russischen Hauptquartier die Lauheit der Verbündeten kennenlernen mußte. Mit 30000 Mann, machte er sich anheischig, werde er die Franzosen an die Oder zurückwerfen. Politisch setzte er seine Hoffnung auf Stein, den der König im Januar 1807 von sich gestoßen hatte, dessen Rückkehr aber Blücher voraussah. In Münster hatten beide unter einem Dache gewohnt. Er schrieb ihm: „Ihnen, mein verehrter Freund, beschwöre ich, zu uns zu kommen, so ballde sie verlangt werden, waß gewiß geschehen wird; sind wihr (er hatte vorher von Hardenberg und Schön gesprochen) durch ihnen versterckt, so sollen uns die noch übrigen an geist und leib kranken Faulthire keinen Schritt Terain mehr streitig machen ..." Aber Blücher erhielt weder 30000 Mann, noch war Steins Stunde schon gekommen.

Er erhielt vielmehr Befehl, im schwedischen Vorpommern ein Heer aufzustellen, das im Verein mit schwedischen Truppen von Westen her Hilfe leisten sollte. Aber bevor sich die Schweden zur Aufgabe ihrer Neutralität entschließen konnten, kam es zum Tilsiter Frieden. Alle Aussicht auf baldige Änderung der Lage war dahin. „Ihr Brief kostet mich heiße Tränen!" schrieb Blücher auf die Nachricht vom Friedensschluß an Hardenberg. „Was wird aus uns werden? Möge der Herr von Kalckreuth mit seinem Frieden in die Hölle gehen!" Aber er wollte an die Zukunft glauben. „Der deutsche Mut schläft nur, sein Erwachen wird fürchterlich sein."

Vorerst saß er mit seinen Truppen im hintersten Pommern, ein gefesselter Held, im Herzen die Hoffnung auf Krieg. Die Luft dieses unechten Friedens machte ihn krank, körperlich und geistig. Seine Freunde hatten es nicht leicht mit dem Alten, den die Besten liebten und der sich Todesahnungen hingab. Aber der

patriotische Wille, der in ihm loderte, half über alle Trübungen des Geistes und Erschlaffung des Körpers hinweg. Es war nicht nur ein Fieberwahn, wenn er seiner Umgebung schilderte, wie es künftig in der Welt kommen müsse, wenn er selbst mit Heeresmacht den französischen Kaiser stürzen, Deutschland befreien und den König in sein Land zurückführen werde. „Napoleon muß herunter, und ich werde helfen; eh das nicht geschehen ist, will ich nicht sterben." Er glaubte fest an seinen hohen Beruf und dessen nahe Erfüllung.

Mochten auch seine Gegner beim König gegen ihn intrigieren, seine Freunde hielten um so treuer zu ihm. Scharnhorst schrieb: „Ew. Exzellenz Brief hat mir unbeschreibliche Freude gemacht; alle sagen und alle schreiben, und ich sehe es aus Ihrem eigenen Schreiben, daß der Geist nichts gelitten. Sie sind unser Anführer und Held, und müßten Sie auf der Sänfte uns vor- und nachgetragen werden, nur mit Ihnen ist Entschlossenheit und Glück." Wohl zog sich die Krankheit noch über Monate hin, aber er ging verjüngt aus der Krise hervor. Im April 1809, wieder völlig im Besitz seiner Kräfte und seiner Heiterkeit, schreibt er an den Grafen Goltz, der im Feldzug sein Adjutant gewesen war: „Von meiner unglücklichen Krankheit bin ich so geheilt, daß ich weit gesunder bin, wie ich nie war; ich habe solchen appetit zum Essen, daß ich mich alle Augenblicke den Magen verderbe, und ob ich gleich wie ein Scelett war, so habe ich doch schon so zugenommen, daß ich stärker wie zuvor bin. Übrigens geht wieder alles nach alter Weise, des Morgens treibe ich meine Geschäfte und dann genieße ich unter Freude das Leben; Cartte biege ich nach alter Weise. Um mich habe ich lauter guhte Menschen."

Es kam die Zeit, in der Österreich den Kampf gegen Napoleon wieder aufnahm. Napoleon focht, nicht sehr mit Glück, in Spanien, die Zeit schien günstig. Die Tiroler stehen auf, Schill führt von Berlin seine Reiter zu kühnem Handstreich gegen den Feind. Auch Blücher hält die Stunde für gekommen. Er wendet sich an den König, erhält aber scharfe Verweise. Auf seine Forderung, ihn zu verabschieden, antwortet der König jedoch mit Beförderung. „Noch gebe ich eine kleine Frist", lesen wir in einem Briefe, „ordnet es sich dann nicht, so gehe ich ... Trage Fesseln, wer da will, ich nicht." Nach der Niederlage von Aspern schien Napoleons Unüberwindlichkeit dahin. Wagram hielt Blücher für einen Scheinerfolg. Wieder drang er in den König, den Österreichern zu Hilfe zu kommen. Der Brief ist vom 18. Juni 1809: „Genehmigen E. K. M., daß ich mit einem Corps Ihrer Truppen über die Elbe gehen darf, so bürge ich mit meinem Kopf dafür, daß ich die von uns getrennten Provinzen wieder in Besitz nehme. Findet mein Vorschlag nicht den allerhöchsten Beifall, so habe ich mein Herz erleichtert und mein Abscheu, fremde Fesseln zu tragen, dargetan. Ich bin frei geboren und muß auch so sterben."

Abermals wies ihn der König ab, und Österreich war einen Waffenstillstand eingegangen. Noch war die Zeit nicht gekommen. Aber dann zerbrach die unnatürliche Freundschaft zwischen Napoleon und Alexander, die 1808 zu Erfurt aller Welt kundgetan war. Von neuem bestürmte Blücher den König.

Er hatte die Freude, zu sehen, daß der König Anstalten machte, die Rüstungen zu beschleunigen. Aber als sie in gutem Fortgehen waren, wurde der rasche Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und Frankreich zur Gewißheit. Nun forderte Napoleon von Preußen die klare Entscheidung, für oder wider ihn. Die anfänglich feste Sprache Preußens verwandelte sich wieder in Nachgeben. Die Rüstungen sollten aufhören; Blücher kehrte sich nicht daran. Die Franzosen verlangten die Abberufung des Generals, und am 11. November 1811 empfing Blücher seinen Abschied. In Preußen befahl Napoleon. Bald trat Preußen in aller Form in die Gefolgschaft des französischen Kaisers.

Während Napoleon mit seinen Heersäulen nach Rußland marschierte, Meile um Meile, lebte der entlassene General von Blücher, den das Schicksal bestimmte, an des Kaisers Sturz so großen Anteil zu nehmen, in Breslau und vertrieb sich die Zeit, so gut es ging, mit Spiel und Wein, die er beide liebte. Die Freunde, die zahlreich die preußische Armee verließen und nach Rußland gingen, nahmen ihren Weg über sein Haus. Die ängstlichen Gemüter mieden ihn und sonderten sich von ihm ab, der nicht abließ, die „verbündeten" Franzosen zu verwünschen.

Mit dem Strom der Rußlandfahrer kam auch Arndt nach Breslau. Ihm danken wir ein prächtiges Bildnis des siebzigjährigen Blücher; kein Maler hätte es besser vermocht, ihn zu schildern. „Trotz seines Alters", so beginnt er, „trug er eine herrliche Gestalt, groß und schnell, mit den schönsten, rundesten Gliedern vom Kopf bis zum Fuß, seine Arme, Beine und Schenkel noch fast wie eines Jünglings scharf und fest gezeichnet. Am meisten erstaunte sein Gesicht. Er hatte zwei verschiedene Welten, die selbst bei Scherz und Spaß, welchen er sich frisch und soldatisch mit jedem ergab, ihre Farben nicht wechselten: auf Stirn, Nase und in den Augen konnten Götter wohnen, um Kinn und Mund trieben die gewöhnlichen Sterblichen ihr Wesen. Daß ich es sage: in jener oberen Region war nicht allein Schönheit und Hoheit ausgedrückt, sondern auch eine tiefe Schwermut, die ich der schwarzdunklen Augen wegen, die der finstern Meeresbläue glichen, fast eine Meerschwermut nennen möchte; denn wie freundlich diese Augen auch zu lachen und zu winken verstanden, sie verdunkelten sich oft auch plötzlich zu einem fürchterlichen Ernst und Zorn. Mund und Kinn aber gaben einen ganz andern Eindruck, obgleich in den äußeren Formen mit den oberen Teilen des Gesichts in Übereinstimmung. Hier saß immer die Husarenlist gesammelt, deren Zügenspiel bisweilen sogar bis in die Augen hinauflief, und etwas wie von einem Marder, der auf seinen Fang lauscht."

Blücher sah die Erfolge Napoleons, sah sein unaufhörliches Vorrücken in das weite Rußland, an seinen Sieg hat er nicht geglaubt. Und hätte der Kaiser mit seinen Heeren den Erdball umspannt, Blüchers Glaube an die Vergeltung hätte dennoch standgehalten. Es war wie eine Besessenheit in ihm.

Dann kündeten die Flammen in Moskau, daß sich das Schicksal wenden wollte.

„Mich juckts in alle Finger, den Säbel zu ergreifen. Wenn es jetzt nich Sr. Majestät unseres Königs und aller übrigen deutschen Fürsten und der ganzen Nation Fürnehmen ist, alles Schelmfranzosenzeug mitsammt dem Bonaparte und all seinem ganzen Anhang vom deutschen Boden weg zu vertillgen: so scheint mich, daß kein deutscher Mann mehr des deutschen Namens werth sei. Jetzo ist es wiederum die Zeit zu duhn, was ich schon Anno 9 angerathen, nämlich die ganze Nation zu den Waffen anzurufen, und wann die Fürsten nicht wollen und sich dem entgegensetzen, sie sammt dem Bonaparte wegzujagen. Denn nicht nur Preußen allein, sondern das ganze deutsche Vaterland muß wiederum heraufgebracht und die Nation hergestellt werden."

So lautet ein Brief Blüchers an Scharnhorst vom 5. Januar 1813, geschrieben nach dem Bekanntwerden der Yorckschen Konvention von Tauroggen vom 30. Dezember 1812. Nun war die Stunde der Abrechnung und der Vergeltung da, nun galt es zu handeln.

Noch freilich zögerte in Berlin der König, gegen Ende Januar entwich er nach Breslau — der Hauptstadt der einzigen Provinz, die von Franzosen frei war. Die preußischen Regimenter, soweit sie nicht als Hilfstruppen Napoleons den Zug nach Rußland mitgemacht und jetzt unter Yorck an der Seite der Russen den weichenden Franzosen folgten, zogen sich nach Schlesien. Und als der König zur Bildung freiwilliger Jägerbataillone aufrief, da eilte die junge Mannschaft der Nation nach Breslau, um die Waffen gegen Frankreich zu ergreifen. Das Schillersche Reiterlied klang ihnen voran.

Die allgemeine Wehrpflicht, von Blücher lange gefordert, wurde zum Gesetz, das Zauberwort Landwehr belebte die Herzen der Mutigen und siegte auch über die Zweifler. Noch immer aber fehlte das erlösende Wort des Königs. Blücher wollte sofort losschlagen, die fliehenden Franzosen nicht erst zu Atem kommen lassen. „Alles aufsitzen und los auf die Franzosen wie das heilige Donnerwetter", war seine Losung. War die Öffentlichkeit noch im unklaren, ihm wurde bald bekannt, daß ein preußischer Abgesandter im russischen Hauptquartier über ein Bündnis unterhandelte. Am Tage, an dem der Abschluß in Kalisch zustande kam (28. Februar 1813), gab ihm der König den Befehl über die preußischen Truppen in Schlesien. Der 17. März, denkwürdig in der deutschen Geschichte, ist der Tag des „Aufrufs an mein Volk". Am selben Tage rückten die Truppen aus Breslau aus, zehn Tage später stand Blücher in Dresden.

In Breslau, dem Hauptquartier des Königs, hatten sich alle Träger großer Namen versammelt — als Abgesandter Alexanders, an dessen Hofe er seit Ausbruch des russisch-französischen Krieges gelebt, war Stein gekommen, der löwenstolze Mann, der unerbittliche Hasser des Korsen, der mit vulkanischer Energie die schwankenden Kräfte des Zaren fortriß; Gneisenau war aus England herbeigeeilt und gesellte sich Scharnhorst bei; Clausewitz, Grolman und Boyen waren in Tätigkeit. Ein stattliches Hauptquartier, eine unvergleichliche Fülle

kühner Gesinnung und hochfliegenden Mutes. Es war jedoch gesorgt, daß in diesem Bilde die Schatten nicht fehlten. Der Eintracht der Hochgesinnten stehen schwächliche Intrigen gegenüber, Kleinmut und Zagheit suchen kühnen Entschlüssen entgegenzuwirken. Gegen Blücher namentlich richtete sich ihr Treiben. Doch war ihr Einfluß dahin. Scharnhorst vor allem stand zu Blücher, und es gelang ihm, den kühnen Alten, dem auch Alexander wohlgesinnt war, auf den Platz zu bringen, den allein er füllen konnte.

Der König von Preußen besaß keinen General, der Blücher gleichwertig gewesen wäre. Wohl mochte es Klügere geben als diesen Draufgänger und Haudegen, wohl mochten sich manche finden, die ihm an Feldherrnfähigkeiten überlegen waren, gewiß gab es auch Männer in Preußens Heer, die Blücher an sittlicher Kraft und Gewalt überragten. Aber es war niemand, der mehr als er die Herzen der Truppen und des Volkes gewonnen und mit Hoffnung erfüllt hätte — er, der sich aus dem Zusammenbruch von 1806 so sehr erhoben hatte, der als Opfer Napoleons 1811 in die Verbannung gegangen war. Er war der volkstümlichste Soldat in Preußen. Er wurde der stärkste, als sich seinem rauhen Heldentum Scharnhorsts Besonnenheit verband. Scharnhorst und Gneisenau zur Seite, führte er nun die Preußen ins Feld. „Jedwedes Herz", heißt es in einem Brief Gneisenaus, „ist hochgestimmt. Mein munterer Feldherr ist neu begeistert. Scharnhorst leitet uns! An der Spitze der Brigaden und Regimenter sind tüchtige Leute. Der Soldat ist schlagfertig und erbittert."

Am 2. Mai kreuzten die Verbündeten zum erstenmal die Waffen mit Napoleon. Unglückliche Anordnungen des russischen Oberbefehlshabers führten zu einem Mißerfolg. Die Russen verlangten den Rückzug, Blücher, selber durch drei Kugeln leicht verwundet, hatte vor allem des auf den Tod verwundeten Scharnhorst Abgang zu beklagen.

Wie bei Auerstädt glaubte er, durch einen Reiterangriff den Sieg noch erringen zu können. Aber seine Kühnheit drang nicht durch.

Am anderen Morgen zog das verbündete Heer in wahrhaft kriegerischer Haltung von dem ehrenvoll behaupteten Schlachtfelde. Blücher, der den nachteiligen Eindruck einer rückgängigen Bewegung bei den Soldaten nicht wollte aufkommen lassen, hielt hier die folgende musterhafte Anrede: „Der König (hier nahm er feierlich zum Gruß die Mütze ab) läßt sich bei euch bedanken, daß ihr euch gestern so brav geschlagen habt; nun haben uns die Franzosen kennengelernt, und sie werden sich besinnen, bis sie uns wieder angreifen; Pulver und Blei haben wir verschossen, und nun gehen wir nach Dresden, um uns frisches zu holen, wer das retirieren nennt, ist ein Hundsfott!"

Der Mißerfolg von Großgörschen wiederholte sich drei Wochen später bei Bautzen; wieder eine verlorene Schlacht, der Rückzug mußte fortgesetzt werden. Zeichen der Entmutigung traten auf. Der Kriegseifer der Russen schien zu erlahmen. Ihr Land war frei, warum sollten sie sich für die Preußen schlagen?

Da erraffte Blücher bei Hainau am 26. Mai einen raschen Sieg, der allen sinkenden Mut wieder auffrischte. Die Franzosen, eben noch im Vordringen, mußten das Feld räumen, und die Preußen wußten, daß sie noch schlagen konnten.

Das russische Hauptquartier hielt indes die Meinung fest, daß man Waffenruhe brauche. Schwere Spannungen bedrohten das Einvernehmen der Verbündeten. Da kam ihnen Napoleon zu Hilfe. Auf österreichische Vermittlung nahm er einen Waffenstillstand an (4. Juni). Trotz seiner Siege brauchte auch Napoleon die Ruhepause, vertraute für den Augenblick mehr seinem diplomatischen Geschick als dem Glück der Waffen. Aber nach Ablauf des Waffenstillstandes am 12. August trat Österreich gegen Napoleon in den Krieg. Blücher erhielt die Führung der aus Preußen und Russen bestehenden Schlesischen Armee. Neben der Nordarmee unter Bernadotte, dem adoptierten Kronprinzen von Schweden, der Böhmischen Armee unter Schwarzenberg war ihr eine geringe Rolle zugedacht. Aber Blücher wird seine Rolle selbst bestimmen.

Für den genialen Gneisenau, der nun an des toten Scharnhorst Stelle gerückt war, empfand Blücher herzliche Zuneigung. Als nach den Kriegen allzu eifrige Lobredner Blüchers Leistungen in den Himmel hoben, verwies er sie, der nie sich überschätzt hatte: „Was ist es, das ihr rühmt? Es war meine Verwegenheit, Gneisenaus Besonnenheit und Gottes Barmherzigkeit." Und in fröhlicher Tafelrunde hat er wohl, das lustige Treiben der Gäste überbietend und doch in tiefem Ernst, verkündet, er vermöge seinen eigenen Kopf zu küssen, und ist dann auf Gneisenau zugeschritten und hat des Freundes Stirn geküßt.

Den militärischen Fähigkeiten seiner Helfer vertraute Blücher vollauf. Die Generäle, die ihm unterstellt waren, Yorck und die Russen Langeron und Sacken, mußten erst gewonnen werden. Yorck, ein kühner Soldat, aber ein knorriger Charakter, verbittert und leicht aufbrausend, hielt nicht viel von Blüchers Feldherrnkunst und stellte sich höher, sah mit Neid auf den herrischen Gneisenau, der Blücher die Hand führte, und grollte als dessen Schützer auch dem Alten. Von den Russen glaubte sich Langeron mehr als Aufpasser für Blücher bestellt denn ihm untergeben. Nur Sacken stand ihm unbefangen gegenüber.

In dem neu beginnenden Feldzug riß Blücher bald die Führung an sich. Sein unruhiger Geist kannte nichts als vorwärts. Nach geschickten Manövern, mit denen er Napoleon genasführt, schlug er an der Katzbach vernichtend die Franzosen (26. August). Gegen den Widerstand seiner Generäle, die ihre Truppen überanstrengt glaubten und sich in einer Art Generalsrebellion gegen ihn auflehnten, hatte er die Schlacht herbeigeführt. Das Schlesische Heer errang einen unerhörten Erfolg. Es wog darum nur halb so schwer, wenn Schwarzenberg fast am gleichen Tage eine Niederlage vor Dresden melden mußte.

Für den Befehlshaber der Schlesischen Armee war mit dem Siege auch die unbedingte Autorität gegenüber seinen Korpsführern sichergestellt. An die kritisierenden Generäle dachte er wohl, als er am Abend der Schlacht müde und matt

in sein Hauptquartier ritt und zu Gneisenau äußerte: „Die Schlacht hätten wir gewonnen, das kann uns niemand abstreiten; nun soll mich man verlangen, wie wir es anfangen werden, den Leuten begreiflich zu machen, wie wir alles so klug angestellt haben."

Für seine Truppen, die nun Schlesien befreit hatten, gab es keine Ruhe. „Blücher will immer nur vorwärts und hält mich für zu behutsam; Langeron und Yorck zerren mich wieder zurück und halten mich für einen verwegenen Unbesonnenen", schreibt Gneisenau zwei Tage nach der Schlacht. Die Franzosen wichen nach Sachsen hin zurück. Im Anfang September stellte wieder Napoleon sich der Schlesischen Armee in den Weg. Es kam einer Niederlage fast gleich, wenn es ihm nicht gelang, Blücher zu fassen. „Napoleon ist in die Tinte", jubelte der Alte in einem Brief an seine Frau, die über den unaufhörlichen Krieg sich verdrossen zeigte. „Weg mit die Grillen, es wird alles gut werden, der Himmel zeigt sich uns so heiter."

Bei Wartenburg entschloß sich Blücher am 3. Oktober, über die Elbe zu gehen. Als die Russen erschienen, hatten Yorcks Preußen schon Wartenburg gestürmt und die Franzosen nach schwerem Ringen geworfen. Am Abend verkündete der Klang der gedämpften Trommeln, wie gut die französischen Kugeln getroffen hatten.

Märsche und Truppenbewegungen, Vorhutgefechte und Überfälle füllen die Zeit aus, die uns noch von der Leipziger Schlacht trennt. An Stelle des unsicheren Zusammenwirkens mit dem zögernden Bernadotte erstrebte Blücher die Verbindung mit Schwarzenberg, dessen Heeresmassen von Süden auf Leipzig rückten. An dem Ausgang der Leipziger Schlacht wurde Blüchers Anteil entscheidend. „Unsre monarchen, daß heißt der ostreichsche, der Russische kaiser und unser könig haben mich", schreibt Blücher an einen Freund, „auf öffentligen markte gedankt, Alexander drückte mich ans Hertz." Friedrich Wilhelm ernannte in Leipzig Blücher zum Feldmarschall. „Durch wiederholte Siege", sagte der König in seinem Schreiben, „mehren Sie Ihre Verdienste um den Staat schneller, als ich mit den Beweisen meiner Dankbarkeit Ihnen zu folgen vermag."

Seiner Frau Feldmarschallin kündigt der Alte, weit entfernt von aller Überheblichkeit und in rührender Einfalt, ein paar Tage nach Leipzig seine Beförderung an: „... Aus den Einlagen wirst Du das mehrere ersehen, als Frau Feldmarschallin mußt Du nun anständig leben, und sei nur nicht geizig und laß Dich was abgehen; ich kriege nun doch ein ansehnliches Gehalt, aber wir haben leider zwei Monate alle kein Gehalt gekriegt, weil von Berlin nichts zu uns kommen konnte. Mit die Ordens weiß ich mich nun kein Rat mehr; ich bin wie ein alt Kutschpferd behangen."

Die Verfolgung des Feindes verbot für die Truppen und ihren gefeierten General jede Ruhepause. Die Verfolger blieben Napoleon auf den Fersen. Aber er entkam über den Rhein.

Anfang November war Blücher mit seinen Truppen in Gießen. Seine Absicht, Napoleon unverzüglich zu folgen, wurde an den widerstreitenden Interessen der Verbündeten zuschanden.

Nur in Stein, dem Berater und Lenker des Zaren, hatte Blücher einen unerschütterten Bundesgenossen. Beider Ansehen und ihr kräftiges Wort tat viel und trieb unablässig an zu endlichem Entschluß. Aber den eigentlichen Anstoß zur Überwindung aller Bedenklichkeiten gab Napoleons hochmütiger Trotz. Die Friedensverhandlungen, die man ihm anbot, schlug er aus und nützte die Pause für Rüstungen. Er wollte nur Zeit gewinnen und weiterkämpfen. Die Verbündeten mußten sich wohl oder übel zum Handeln entschließen. Drei Heergruppen wurden gebildet, Bülow sollte von Holland, Schwarzenberg von der Schweiz aus den Kaiser bedrohen, die Schlesische Armee unter Blücher geradenwegs in Frankreich eindringen.

In der Neujahrsnacht des Jahres 1814 ging Blücher bei Caub über den Rhein. Vom Feinde fast unbehelligt, gelangte sein Heer gegen Ende Januar bis in die Gegend von Brienne. Acht Tage noch, und man konnte vor Paris stehen. Dafür war freilich nötig, daß auch die anderen Heere, namentlich das Schwarzenbergsche, ihren Vormarsch fortsetzten. Aber hier sammelten sich alle furchtsamen und zurückhaltenden Kräfte, verbanden sich mit den Zwiespältigkeiten der hohen Politik, die den Sieg kaum ernstlich wollte.

Inzwischen hatte Napoleon ein Heer gerüstet und warf sich Blücher als dem gefährlichsten Gegner in den Weg. Am Tag vor dem Angriff, am 28. Januar, schreibt dieser an seinen Freund Vincke: „In diesen augenblick stehe ich gleichsahm im angesicht des Feindes. Die Stunde scheint nun gekommen zu sein, wo alles entschieden wird, soll die sache guht Führ die menschheit werden, so müßten wihr nach Paris ..."

Nach einem unentschiedenen Gefecht bei Brienne, in dem Blücher der Gefangennahme eben entging, kam es zwei Tage darauf zur Schlacht. Napoleon unterlag. Auch der Boden Frankreichs versagte sich ihm. Der Weg auf Paris schien nun offen. Blüchers Truppen trieben den Gegner vor sich her. Im Schwarzenbergschen Hauptquartier besorgte man bereits, Blücher möchte vor den Monarchen in Paris einziehen, ohne sich jedoch zu einem Wettstreit mit dem Alten hinreißen zu lassen. Blücher selbst schrieb am 10. Februar an seine Frau: „wir haben nur noch zehn Meilen bis Paris. In acht Tagen sind wir sicher vor dieser Hauptstadt". Da forderte das Schicksal von ihm und seinen Tapferen noch eine harte Probe.

Am 14. Februar rückte unvermutet Napoleon mit überlegenen Kavalleriemassen gegen Blücher an, nachdem er voraufziehende Abteilungen des im Marsche auseinandergezogenen Heeres vorher einzeln geschlagen hatte. Das Blüchersche Heer geriet in die Enge, wurde, da es eine Schlacht nicht wagen konnte, zum Rückzug gezwungen und erlitt dabei große Verluste; Blücher selber und sein Stab kamen in eine bedenkliche Lage, in der sogar dem unerschrockenen Haudegen der

Boden unter den Füßen zu heiß wurde. Er hat an diesem Tage, wie es sein Adjutant Nostiz bekundet, den Tod gesucht. Nie sonst hat sich Blücher eine solche Blöße gegeben. Furcht für sich kannte er nicht, und er hatte für jeden eine tiefe Verachtung, der sie zeigte. Aber an diesem sorgenvollen Abend, an dem er den eisigen Flügelschlag des Schicksals so deutlich verspürt, war er einen Augenblick irre geworden an der Zuversicht, mit der er sonst an den gnädigen Schutz der Vorsehung glaubte. Er mag an das Grauen dieser Stunden nicht gedacht haben, wenn er später einmal geäußert hat: er habe nie, auch in der größten Gefahr nicht, den Gedanken gehabt, er könnte je das Opfer einer Kugel werden, er hätte sonst wohl so gut wie mancher andere einmal den Kopf verloren. Freilich schüttelte er die Beklommenheit dieses todeswilligen Augenblickes, dessen Menschlichkeit uns ans Herz greift, rasch von sich ab und war wieder der alte, „der den Hundsfott in seinem Busen zu verstecken weiß".

In der Überzeugung, daß das Blüchersche Heer vernichtet sei, hatte der Feind von der Verfolgung abgelassen.

Aber diese geschlagenen Truppen bewiesen schon damals, daß auch besiegte Soldaten wieder siegen können, wenn sie an ihren Sieg glauben. Und von ihrem Marschall Vorwärts übertrug sich auf sie unaufhörlich dieser Glaube. Nur einen Augenblick war er schwach gewesen. Als er von Châlons aus, wo er seine Korps zusammenzog, an Hardenberg, nicht ohne einen Ton des Vorwurfs gegen das Hauptheer, über die letzten Ereignisse berichtet, denkt er schon an nichts mehr als an Schlagen.

Das Hauptheer stand noch immer unbeweglich. Dem anmarschierenden Napoleon sandte Schwarzenberg ein Friedensangebot entgegen, zog sich, als er abgewiesen, vor ihm zurück und verlangte, als er einem Angriff Napoleons kaum noch ausweichen konnte, des eben geschlagenen Blücher Hilfe. Der zögerte keinen Augenblick. Aber nicht zu einer Schlacht, wie er glaubte, nur zur Deckung seines Rückzuges rief ihn Schwarzenberg und verstrickte ihn in nutzlose Kämpfe. Im Blücherschen Heer wurde der Verdacht laut, daß man es gerufen habe, um es in einen allgemeinen Rückzug mit fortzureißen, der den Krieg beenden sollte.

Da warf der Oberst von Grolman den Gedanken hin, sich abermals von Schwarzenberg zu trennen, nordwärts zu marschieren, die von Holland unter Bülow heranziehenden Truppen aufzunehmen und vereint von neuem auf Paris zu gehen. Die mit diesem Zuge eröffneten Operationen führten zu den schweren Kämpfen um Laon, die Napoleon bewiesen, daß er das verstärkte Schlesische Heer nicht schlagen, geschweige vernichten konnte. Er mußte Blücher in seiner für Paris so bedrohlichen Stellung zurücklassen.

Hätte die Schlesische Armee die abziehenden Truppen Napoleons verfolgt, sie hätte ihn überrannt. Aber von Laon aus blieb der Kaiser unbehindert. Sein Gegner schien plötzlich seine Tatkraft eingebüßt zu haben. Was war geschehen?

Gebhard Leberecht von Blücher, Fürſt von Wahlſtatt
Bronzeſtandbild von Chriſtian Rauch, um 1826. Berlin, Unter den Linden

Blücher und Wellington auf dem Schlachtfeld von Belle-Alliance
Kreidezeichnung von Ludwig Wolf. Berlin, Nationalgalerie

Mit der Ankunft Bülows hatte sich im Blücherschen Hauptquartier die Anschauung Bahn gebrochen, mit Rücksicht auf die preußische Stellung auf dem bevorstehenden Friedenskongreß dürfe sich das Heer nicht weiter aufreiben. Man wollte dem Staate eine schlagfertige Armee bewahren. Auch Gneisenau verschloß sich dieser Ansicht nicht. Ging von solchen Erwägungen eine Lähmung des Angriffswillens aus, so konnten sie sich doch nur Geltung verschaffen, weil das sonst so frische Vorwärts des Feldherrn verstummt war. Blücher war an einem widrigen Augenleiden erkrankt, das seinen Aufenthalt in einem dunklen Zimmer nötig machte. Wie solche Anfälle auf seinen Körper stets auch seine geistige Energie auf das empfindlichste geschwächt hatten, so geschah es auch hier. Hätte man es sonst nicht gewußt, hier zeigte es sich, was dieser alte Mann für sein Heer bedeutete. Wo seine Kraft versiegte, da war auch die Armee gelähmt. Untätig blieb man in Laon stehen, sorgsam das Geheimnis der Krankheit Blüchers hütend. „Ebenso, wie man einst der Armee", schreibt Nostiz, „den Tod ihres Feldherrn Cid verschwieg, ebenso waren die Folgen zu fürchten, welche die Entfernung des Feldmarschalls in diesem Augenblick notwendig haben mußte. Er nur war eine Bürgschaft für die Einheit im Handeln; seine Taten und der erlangte Ruhm hatten ihn so hoch in der Meinung gestellt, daß er nie Gegenstand der Eifersucht oder der beleidigenden Eigenliebe irgendeines Unterfeldherren werden konnte."

Mochte wohl auch die eigentliche Leitung des Heeres bei Gneisenau liegen, für sich besaß er doch nicht das uneingeschränkte Ansehen, das der alte Feldherr genoß. Jetzt vermochte er sich vor den Generälen, denen Blüchers Zustand nicht verborgen bleiben konnte, kaum zu behaupten.

Napoleon erwog, durch einen Marsch in den Rücken der Verbündeten diese zur Umkehr zu zwingen. Aber sowohl die Blüchersche Armee wie Schwarzenberg zogen ohne Rücksicht auf Napoleons Pläne nach Paris. Dieser, in Gewaltmärschen den feindlichen Heeren nachgeeilt, erfuhr zwei Meilen vor seiner Hauptstadt deren Übergabe an den Feind. Am 31. März hielten die Verbündeten ihren Einzug in die bezwungene Metropole, von der für die Welt soviel Unglück ausgegangen war.

Blücher, der die Kämpfe vor Paris vom Wagen aus, immer noch nicht wiederhergestellt, geleitet und beobachtet hatte, nahm an diesem Einzug nicht teil; in der Gesellschaft seiner Adjutanten verlebte er einsam und sehr leidend diesen Tag, den wesentlich er herbeigeführt, in seinem Quartier auf dem Montmartre; erst am folgenden Morgen bezog er in aller Stille eine Wohnung in der Stadt.

„Wer auf den Zusammenhang der Kriegsbegebenheiten zurückschaut", heißt es bei Varnhagen, „der kann nicht im Zweifel sein, daß dieses Ergebnis ohne Blücher und ohne das Schlesische Heer nie gekommen wäre. In Blücher und seinem Heer war der Kern des ganzen Krieges, die eigentliche Kraft, welche dem Feind immer die Spitze bot, die ihn schlug, der er erlag. Erst nachdem Blücher alle seine Mitkämpfer in das Feuer seines ‚Vorwärts' gezogen, wich die Franzosen-

herrschaft zertrümmert aus Deutschland, erst nachdem alle in seinem Sinne und seine Bahn eingegangen, lag in Frankreich Napoleons Macht zerbrochen."

In der verhältnismäßigen Ruhe des Aufenthaltes in Paris ließen die Leiden des kranken Feldherrn bald nach, sein ursprünglich kräftiger Körper, dem auch das Alter nichts anhaben konnte, siegte über alle Krankheit. Er nahm von Paris auf, was ihm behagte; viel Aufmerksamkeit wurde ihm zuteil; zumal die Engländer fühlten sich von seiner Erscheinung angezogen. Ihren Feldherrn Wellington, der von Spanien aus gegen Napoleon vorgerückt war, traf Blücher hier zuerst.

In England hatte Blücher eine Volkstümlichkeit gewonnen, die kaum zu übertreffen war. Eine Einladung des englischen Prinzregenten an den greisen Marschall sollte sie beweisen. „ich gink mit dem briff zum König", schreibt er am 30. April seinem Freunde Bonin, „er sagte: Blücher, sie müssen reisen, daß lest sich nicht ablehnen, aber warten sie noch acht tage, ich glaube, der König und allexander gehn nun selbst hin ... Die Stadt London hat mich einen Ehren Degen verehrt, den ich da Empfangen soll, und in Sottlandt hat mich eine gelehrte gesellschaft zum Ehren mit glid aufgenommen. ich muß über mich selbst wachen, daß ich nicht zum nahren werde."

Am 3. Juni endlich, nachdem am 30. Mai der Friede, den Blücher nicht billigte, geschlossen war, war er auf der Reise. Von Boulogne aus schreibt er seiner Frau: „HErtzens libe Frau. Endlig und endlig bin ich auß Paris und hier ans mehr angekommen, muß aber noch zwei Tage warten, bis der könig komt, um mit ihm nach England über zu gehen. gestern habe ich bei den HErtzog von Klarentz auf das linien Schiff Imprenable gegessen; noch bin ich taub von allen Kanonedonner und bay nah gestört von alle Ehrenbezeugungen, wen daß so fohrt geht, so werde ich in England verrückt. Die Engelender komen hier zu hunderten, um mich zu sehen, und iedem muß ich die hand geben und die Damen machen mich förmlich die Cour. es ist das nerrischste Volk, was ich kenne."

Was England an Ehrungen zu vergeben hatte, wurde Blücher zuteil. Nichts blieb ihm erspart. Als man ihn in Oxford zum Doktor machte, fand er die Sache sehr spaßhaft und sagte mit listigem Schmunzeln: „Nu, wenn ich Doktor werden soll, so müssen sie den Gneisenau wenigstens zum Apotheker machen, denn wir zwei gehören einmal zusammen!" Die Begeisterung, die ihn umrauschte, schwächte sich in all den Tagen nicht ab. Unaufhörlich bekundete sich die Zuneigung der Massen.

Von London aus schreibt er an seine Frau: „libes malchen. gestern bin ich in Engeland gelandet, aber ich begreiffe es nicht, daß ich noch lebe. daß Volk hat mich beinahe zerrissen. man hat mich die Pferde ausgespannt und mich getragen. so bin ich nach london gekommen. wider meinen willen bin ich vor den Regenten sein Schloß gebracht; von ihm den Regenten bin ich Empfangen, wie ich es nicht beschreiben kann. er hink mich am dunkelblauen bande sein Portrait, waß sehr Reich mit Brillianten besetzt wahr, um den Halß und sagte: glauben sie, daß sie keinen treuern Freund auf Erden haben wie mich. ich logire bei ihm. nun muß ich

dich bekannt machen, daß trotz allen widerſtreben mich der könig den morgen, wie wihr nach Englande gingen zum Fürſten ernannte mit dem nahmen Fürſt Blücher von der Wahlſtadt; meine ſöhne ſind graffen Blücher von Wahlſtadt. daß Fürſtentuhm erhallte ich in Schleſien, allwo ein kloſter war, daß Wahlſtadt heißt. nach meinem tode erhelſt du auf lebenszeit eine Penſion, daß du als Fürſtin leben kanſt. Dein-bruder iſt bey mich und grüßt; er iſt Zeuge von allen dehm, was mit mich vorgeht. daß volk trägt mich auf henden; ich darf mich nicht ſehen laſſen, ſo machen ſie ein geſchrey und ſind gleich 10000 zuſammen. in mondierung darf ich gahr nicht erſcheinen. nun lebe wohl, ich kan nicht mehr Schreiben, den ich bin völlig betäubt. unter 10 tage kann ich hier nicht loß und dan gehe ich nach Holland und will ſo ballde möglich zu dich. lebenslang dein dich HErtzlich libender Blücher."

Blücher.
Nach einer Zeichnung von E. T. A. Hoffmann, 1814.
Berlin, Hohenzollern-Muſeum

Am 11. Juni verließ der ermüdete Held die engliſche Hauptſtadt. Die deutſchen Lande ließen es an jubelnder Begrüßung nicht fehlen, doch ſuchte Blücher, den Görres als „der Teutſchen Sturmherzog" begrüßte, erſchöpft von dem engliſchen Aufenthalt, ihr nach Möglichkeit auszuweichen. Unvermutet erſchien er in Berlin. Der König übergab dem neugekürten Fürſten in Schleſien einen reichen Beſitz, deſſen Mittelpunkt das Gut Krieblowitz war. Im Herbſt verbrachte Blücher dort eine kurze Zeit, doch bald war er wieder in Berlin, wo er den Weltereigniſſen näher war. Nach Wien, wo man zwiſchen geheimen Konferenzen und prunkenden Bällen über das Schickſal Europas beriet, hatte man den Alten nicht geladen. Von der Zukunft erwartete er nichts Gutes. „Wir halten nur Raſttag", pflegte er zu ſagen. Das Ergebnis der Wiener Verhandlungen, das allmählich Geſtalt gewann, konnte ihn nicht befriedigen. „O, ihr Politiker", ſchrieb er an den General Rüchel nach Wien, „ihr ſeid ſchlechte Menſchenkenner. der guhte wiener Congreß gleicht einem Jahrmargt in einer kleinen Stadt, wo ein jeder ſein vih hintreibt, es zu verkaufen oder zu vertauſchen; wihr haben einen tüchtigen Bollen hingebracht und einen Schebigen ockſen eingetauſcht, ſagen die Berliner." Er gab auch den preußiſchen Staatsmännern ſchuld daran. Um es zu bekunden, forderte er in ſeinem Unmut Ende Februar 1815 ſeinen Abſchied.

„Haben die Engländer eine Flotte im Mittelländiſchen Meere?" fragte Blücher am frühen Morgen des 9. März den großbritanniſchen Geſandten, den er mit der

Nachricht von Napoleons Landung in Frankreich aus dem Schlaf aufstörte. „Wir müssen wieder von vorn anfangen, und daran sind die Engländer schuld!"

Gneisenau hatte in der Nacht diese Meldung in das Blüchersche Haus gebracht. Mit Nostiz, der auch im Frieden auf seinem Adjutantenposten geblieben war, hatte er den Fürsten sogleich geweckt. Sein Gesicht glänzte vor Freude, als er hörte, was geschehen war. „Das ist das größte Glück, das Preußen begegnen konnte", sagte er, „nun fängt der Krieg von neuem an, und die Armee wird alle in Wien begangenen Fehler wieder gutmachen."

Seinen Abschied zu nehmen, daran dachte er jetzt nicht mehr. Für ihn stand es fest, daß er wieder ins Feld ziehen werde. Das Volk jauchzte ihm zu. Viele zweifelten, ob er in seinem Alter, nach so glückvollbrachten Taten und so reich erlangtem Ruhm diesen nochmals dem ungewissen Spiel des Krieges aussetzen werde; allein solche Bedenklichkeiten waren seiner Seele fern. Auch der König hielt an ihm fest. Er gab ihm den Oberbefehl über die am Niederrhein zu errichtende Armee. Gneisenau wurde wieder neben ihn gestellt.

In den Niederlanden stand außer dem preußischen Heere Blüchers eine englisch-deutsche Armee unter Wellington kriegsbereit. Aber Österreicher und Russen sammelten sich nur langsam. Im Anfang Juni schrieb Blücher an seine Frau: „... In Zeit von höchstens zehn Tagen wird die Büchse wohl losgehn und wir nach Frankreich hineingehn. Bonaparte greift uns nicht an, davor könnten wir hier noch ein Jahr stehn, seine Angelegenheiten stehn so brillant nicht."

Er hatte sich geirrt. Napoleon mußte handeln.

Mit überraschender Schnelligkeit warf sich der Kaiser unvermutet auf seine Gegner und fiel mit seinem Heere in Belgien ein. Am 15. Juni kreuzte er mit der preußischen Vorhut die Waffen und drängte sie zurück. Am 16. Juni stand das preußische Hauptheer, das noch nicht alle Korps zusammengezogen hatte, ihm bei Ligny gegenüber. Die Franzosen waren an Zahl überlegen, Blücher rechnete auf Wellingtons Wort, der ihm Hilfe zugesagt hatte, aber die Engländer blieben aus. Mit großen Verlusten erlagen schließlich die Preußen der Übermacht. Blücher selbst, im Getümmel der Schlacht fast gefangen, hatte die Führung des Heeres aus der Hand verloren. Gneisenaus Feldherrnkunst rettete die geschlagene Armee; in einem glänzend durchgeführten Rückzug zog er sich an Wellingtons Heer heran.

Gneisenau hat später gesagt: „Glauben Sie denn, daß einer von uns den Alten im Heere hätte ersetzen können?" Er wußte, was er an dessen ‚Vorwärts' hatte. Es war eine halbe Armee wert.

Am frühen Morgen des 17. Juni brach Blücher nach Wavre auf, das den Truppen von Gneisenau als Sammelpunkt aufgegeben war. Sein Erscheinen bei den marschierenden Abteilungen, sein frischer Zuspruch weckte überall frischen Mut. Das waren keine geschlagenen Truppen. Sie waren geworfen worden, aber ihre Zuversicht war nicht gebrochen. „Wir haben Schläge gekriegt, wir müssen es wieder ausbessern", hatte der Alte zu Gneisenau gesagt, als sie sich in der Nacht

wiedersahen. So dachten auch die Regimenter, die eines Geistes mit ihrem Feldherrn waren.

Wellington hatte sich inzwischen auf Waterloo zurückgezogen, um Brüssel zu decken. Er wollte eine Schlacht annehmen, wenn ihm die Preußen wenigstens mit einem Korps zu Hilfe kämen. Die geschlagenen Preußen sagten Wellington, dessen Ausbleiben ihre Niederlage verursacht, ihre Hilfsbereitschaft zu. Und sie hielten Wort.

Die Nacht brach schon herein, als Blücher und Wellington auf der Höhe von Belle-Alliance zusammentrafen und einander als Sieger begrüßten.

An den König wandte er sich warnend und mahnend am 24. Juni: „Ich bitte nur alleruntertänigst, die Diplomatiker anzuweisen, daß sie nicht wieder das verlieren, was der Soldat mit seinem Blute errungen hat. Dieser Augenblick ist der einzige und letzte, um Deutschland gegen Frankreich zu sichern. E. M. werden als Gründer von Deutschlands Sicherheit verehrt werden, und auch wir werden die Früchte unserer Anstrengungen genießen, wenn wir nicht mehr nötig haben, immer mit gezücktem Schwerte dazustehn."

Der schnelle Vormarsch in Frankreich mit nicht sehr großen Truppenkräften war nicht ganz unbedenklich. Viele Abteilungen mußten zurückbleiben, um die befestigten Plätze einzuschließen. Aber Wellington wie Blücher wollten so rasch wie möglich Paris nehmen und damit den Krieg beenden. Sie zogen auf Paris.

Als eine Abordnung der provisorischen Regierung bei Blücher erschien, hatte der Marschall unter den Bedingungen des Friedens auch die Auslieferung Napoleons genannt. Er war entschlossen, die von den Großmächten über ihn verhängte Acht zu vollziehen. Er und seine Umgebung hatten sich in einen persönlichen Haß gegen Napoleon hineingesteigert, der keine Grenzen kannte. Blücher sah mitunter in ihm so etwas wie das Böse schlechthin. Am 27. Juni schrieb er von Compiègne aus, wohin das Hauptquartier inzwischen vorgerückt war, an seine Frau: „Es ist möglich und höchstwahrscheinlich, daß Bonaparte mich und Lord Wellington ausgeliefert wird. Ich werde wohl nicht klüger handeln können, als ihm totschießen lassen; es geschieht die Menschheit dadurch ein Dienst. In Paris hat ihm alles verlassen, und er wird gehaßt und verachtet."

Am Abend des 29. Juni bereits standen die Preußen vor den Toren von Paris. Noch waren die Franzosen zu stark, als daß es Blücher allein möglich gewesen wäre, die Stadt zu bezwingen. Wellington war zwei Tagesmärsche zurück. Blüchers Versuch, Napoleon in Malmaison aufheben zu lassen, mißlang. Der gestürzte Kaiser war bereits an die Küste geeilt, sich nach Amerika zu retten.

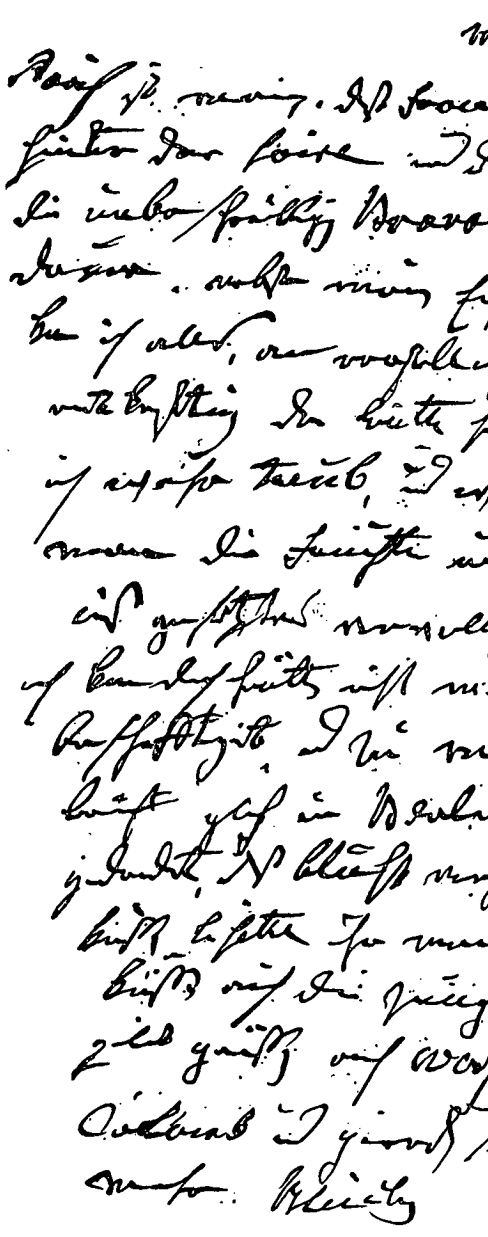
Daß Napoleon entkommen war, beleidigte Blücher tief. Er hielt Europa nicht für gesichert, solange der Ruhestörer lebte. Auch gegen Paris und sein wankelmütiges Volk hat Blücher gewettert. Man solle es rund herum in Brand stecken und es vom Erdboden vertilgen. „Wie oft", rief er aus, „wollt ihr das Nest denn noch belagern?" Doch solche Ausbrüche rächenden Zornes, die wir nicht wörtlich

zu nehmen haben, wechselten ab mit friedlichen Stimmungen. „Gott sei gedankt!" heißt es in dem Brief an seine Frau, der den Waffenstillstand meldet, „das Blutvergießen wird aufhören!" Aber den Franzosen sah er nichts nach. Hundert Millionen Franken Kriegssteuer forderte er und Bekleidung und Sold für sein Heer.

Eines lag ihm besonders am Herzen: er wollte die Jena-Brücke zerstört sehen. Talleyrand, der in allen Sätteln gerechte, protestierte als Minister Ludwigs XVIII. gegen dieses Unternehmen. Blücher lehnte den Einspruch schroff ab: „Die Brücke wird gesprengt, und ich wünsche, Herr von Talleyrand setzte sich vorher drauf." Bevor ein vergeblicher Versuch erneuert werden konnte, trafen am 10. Juli die verbündeten Monarchen in Paris ein. Die Brücke blieb erhalten, nur ihr Name verschwand. Nun ist es mit Blüchers Herrschaft zu Ende. Die Diplomaten haben wieder das Wort. Sie werden ihm Ärger genug bereiten, die eigenen wie die fremden. Weder Österreicher noch Russen konnten ihm den raschen Erfolg verzeihen.

Ganz ungetrübt blieb das Verhältnis zu seinem König; der war stolz auf seinen Feldherrn und wußte, was er ihm verdankte. Wenn es seinem pedantischen Herzen auch schwer war, ihm Eigenmächtigkeiten nachzusehen. Aber auch er konnte nicht hindern, daß hier in Paris Blüchers Wünsche nach einem guten Frieden kein Gehör fanden. Blücher war davon durchdrungen, daß man zu milde gegen die Franzosen vorgehe. Unwillig verlangte er seinen Abschied. Mit Mühe hielt man ihn zurück, aber er verließ Paris. Am 4. August schreibt er seiner Frau: „Um mich nicht mit alle auswärtige und unsre eigene ministers zu Brouilliren, gehe ich gantz auß Pariß weg und nehme ein stantquartir grade an den sehstrande. Der Krieg ist auß, und ich sehne mich nach hauße. gestern habe ich aus Engeland den großen Bad Orden erhallten, eine Distingtion, die noch keinen außlender zu theill geworden. unser König hat mich einen gantz besonderen Orden gegeben; es ist ein großer golldner Stern, worauf in der Mitte ein Eisernes Kreutz angebracht ist; aber waß hellfen mich alle orden; hetten wihr einen guhten vor uns vortheillhafften Friden, der wehre mich liber."

Am 29. September, als der Abschluß des Friedens nahe gekommen war, erschien Blücher noch einmal in Paris, und im Anfang Oktober, nachdem die Monarchen abgereist, trat auch er den Rückmarsch an. Seine Krankheit hatte ihn wieder ergriffen, ähnliche Erscheinungen wie im März 1814 und damals in Pommern traten auf. Er sah wieder Gespenster am hellen Tage. Langsam nur geht die Reise voran. Überall ist er der Mittelpunkt patriotischer Feiern. In seinen Dankreden fehlte kaum einmal der Hinweis auf das Unzulängliche des Friedens. Als er in Koblenz Joseph Görres begegnete, der gleich ihm in seinem „Rheinischen Merkur" gegen die Bedingungen des Pariser Friedens kämpfte, ermunterte er ihn: „Schreiben Sie nur immer zu, gegen wen es auch sei, ich nehme alles auf mich. Wenn es nur wahr ist, mögen Sie alles drucken — aber wahr muß es sein!" Er ahnte nicht, daß wenige Jahre später die deutschen Fürsten auch die Wahrheit unter Strafe stellen würden.



Brief Blüchers, drei Tage vor seinem Einzug in Paris

Meudon, 4. Juli 1815

Paris ist mein, daß französische militair marschirt hinter der loire und die Stadt wird mich übergeben die unbeschreibliche Bravoure und beyspihllose auß dauer nebst meinen Eisernen willen verdanke ich alles, an vorstellungen und lamentiren über entkreftung der leutte hat es nicht gefehlt, aber ich wahr taub und wußte auß erfahrung daß man die Früchte eines siges nur durch un auß gesetztes vervollgen recht benutzen muß ich kan dich heutte nicht mehr schreiben, ich bin zu sehr beschefftigt, und zu matt, mach diesen briff gleich in Berlin bekannt, gott sey gedankt, daß bluth vergissen wird ufhören küsse lisette ihr man ist noch nicht zurück küsse auch die jungens, und waß dich umgibt, grüße auch Warsing und die Colomb. Colomb und Girodz sind gesund. adio negstens mehr.

Blücher

Von Frankfurt brach er im Januar nach Berlin auf; krank und leidend langte er am 21., einem Sonntage, an. Sein Zustand zwang ihn, sich die ihm zugedachten Ehrungen zu verbitten. Der Sieger von Belle-Alliance kehrte heim als ein kranker Mann.

Noch blieben ihm fünf Jahre zu leben. Er erholte sich von den Strapazen der Kriege, aber er wußte sich nicht zu schonen. Auf Vorhaltungen des Arztes pflegte er zu antworten: „Wenig Schlaf schadet nicht, denn sonst würden die Nachtwächter nicht so alt werden!"

Am 12. September 1819 endete sein Leben.

In den trüben Zeiten, die in Deutschland anhoben, in diesem Deutschland der Metternichschen Restauration, der Demagogenriecherei und der Verdächtigung jeder freimütigen Vaterlandsliebe, wog der Verlust dieses Mannes doppelt schwer. Als Stein, der rheinische Reichsritter, den das Mißtrauen eines Königs und die Eitelkeit eines Ministers zur Untätigkeit verdammt hatten, die Kunde davon erhielt, rief er aus: „Man kann nichts Gescheuteres tun, als daß man sich auch auf ein Ohr legt und stirbt!"

Gneisenau

1760—1831

Von

Hermann Gackenholz

Die preußische Monarchie Friedrichs des Großen hat in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts auf das übrige Deutschland eine eigenartig starke Anziehungskraft ausgeübt; die besten Kräfte der Nation strömten zusammen, um sich in ihren Dienst zu stellen. Die neugewonnene Großmachtstellung, der Ruhm des im siebenjährigen Weltkriege siegreichen Heeres und der vorbildlich durchgegliederte Staatsorganismus waren dafür weniger der Grund als vielmehr die Persönlichkeit des Großen Königs und die durch das Beispiel seines Lebens in dem preußischen Staate erweckten und fortwirkenden politisch-sittlichen Kräfte. In ihnen fanden die Männer, die in Preußen das selbstgewählte Vaterland sahen, den Wurzelboden eines tiefen Patriotismus, der sie dazu befähigen sollte, nach dem Zusammenbruch des friderizianischen Staatsorganismus seine innere Erneuerung und äußere Befreiung durchzuführen. Unter den Schöpfern dieses neuen Preußens steht mit der Leidenschaftlichkeit des politischen Wollens und mit der Größe seiner feldherrlichen Leistung Gneisenau an hervorragender Stelle.

Der junge Offizier war einst noch von Friedrich selbst in das preußische Heer eingereiht worden; der Sieger von Belle-Alliance empfing aus der Hand des Nachfolgers den Stern des Schwarzen Adler-Ordens, den Napoleon getragen hatte. Diese beiden Größten unserer neuzeitlichen Welt bestimmten das Lebenswerk Gneisenaus: indem er den auf Friedrich den Großen zurückgehenden geschichtlichen Lebensanspruch des Preußentums und seine in der Reform erneuerten Ideale siegreich gegen den Herrschaftswillen des Imperators verteidigte, erreichte er die Höhe seines Ruhms.

Gneisenaus Jugend liegt bei dem Mangel an zuverlässigen Zeugnissen stark im Dunkel, doch lassen die wenigen sichtbaren Male und die zahlreichen Legenden erkennen, daß die Entwicklung bis zu seinem 26. Lebensjahr, der Zeit seines Eintritts in die preußische Armee, einen starken Zug von Abenteuerlichkeit besaß. Das nimmt nicht wunder, da in der kosmopolitischen Welt des 18. Jahrhunderts dem Offiziersberuf, auch bei vielen Offizieren der friderizianischen Armee, bei Blücher und Yorck, ein Hauch von Glücksrittertum anhaftete. Die Umstände seiner Herkunft waren dafür ebenso bestimmend wie die wechselvollen Schicksale seiner Jugend. August Wilhelm Anton Neithardt — erst später fügte er die alte Adelsbezeichnung seines Geschlechts dem

Familiennamen bei — wurde am 27. Oktober 1760 in Schilda bei Torgau geboren, wo sein Vater als sächsischer Artillerieoffizier im Feldlager stand. Seine Mutter war die Tochter des würzburgischen Oberstleutnants Müller, der als Ingenieuroffizier und Festungsbauer einen Namen hatte; sie starb bald nach der Geburt unter den Strapazen des eiligen Rückzuges der Reichsarmee vor Friedrich dem Großen, wenige Tage vor der Schlacht von Torgau. Der Vater konnte sich unter dem Zwang des Krieges nicht um den Knaben kümmern; bei Pflegeeltern in Schilda verbrachte er in dürftigen Verhältnissen die ersten Jahre seiner Kindheit. Seine Lage änderte sich erst, als die Großeltern den etwa Sechsjährigen zu sich nach Würzburg nahmen. In ihrem Hause herrschte bei der Stellung und Neigung des Großvaters eine Atmosphäre, gemischt aus wissenschaftlich-schöngeistiger und militärischer Bildung, die in dem aufnahmebereiten Gemüt des heranwachsenden Knaben einen tiefen Eindruck hinterließ: hier sind die Grundlagen seines späteren umfangreichen Bildungsstrebens und seiner Anteilnahme an dem sich entfaltenden deutschen Geistesleben zu suchen.

Einen erneuten Umschwung und eine schmerzliche Unterbrechung dieser Entwicklung brachte für Gneisenau der Tod seiner Großeltern. Er kehrte zu seinem Vater zurück, der in Erfurt eine Anstellung gefunden und eine neue Familie gegründet hatte. Gneisenau besuchte in Erfurt das Gymnasium und ließ sich am 1. Oktober 1777 — eines der wenigen festen Daten der Jugendzeit — dort an der Universität immatrikulieren. Er wandte sich der militärischen Mathematik zu; es mochte ihm dabei ein ähnlicher Lebensweg vorgeschwebt haben, wie ihn sein Großvater so vorbildlich genommen hatte. Gneisenau konnte zwar mit Schulbesuch und Studium in seinem Entwicklungsgang fortschreiten, doch blieben ihm wegen der unerfreulichen Familienverhältnisse im Hause seines Vaters nur unangenehme Erinnerungen an Erfurt. Er selbst hat die Eindrücke dieser Zeit mitverantwortlich gemacht für das Unstete seiner weiteren Entwicklung: „Die Stürme meines Lebens und die Abweichungen aus der Bahn leiten sich lediglich aus meiner schlechten Erziehung ab. Ich habe wenig Gutes und Löbliches gesehen ..." Bereits nach einem Jahre folgte Gneisenau dem ihm von Vater und Mutter her angeborenen Hang zum Soldatenberuf und trat während des Bayerischen Erbfolgekrieges als Offiziersanwärter bei dem in Erfurt stehenden österreichischen Husarenregiment ein. Aber auch hier sollte seines Bleibens nicht sein: wahrscheinlich wegen Raufhändel mußte er bald nach dem Teschener Frieden seinen Dienst in der österreichischen Armee aufgeben. Der Hang nach dem Abenteuerlichen und der Drang zum Kriegsleben trieben ihn zu den Fahnen des Fürsten von Ansbach-Bayreuth, der in dieser Zeit im englischen Solde sein Kontingent an dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg teilnehmen ließ.

Als jüngster Leutnant im ansbachischen Jägerbataillon traf Gneisenau 1782 auf dem amerikanischen Kriegsschauplatz ein, als die Feindseligkeiten gerade beendet waren. Die Truppe blieb indessen fast noch ein ganzes Jahr in Kanada,

und Gneisenau empfing hier wichtige Eindrücke für seine militärische Bildung. Der intelligente, mit militärischem Blick begabte junge Offizier entnahm den Erzählungen seiner Kameraden die besonderen Kriegserfahrungen aus diesen Kämpfen: die Überlegenheit des zerstreuten Infanteriegefechts über die Linear-taktik der europäischen Truppen; die Führung des Krieges mit milizartigen Volks-aufgeboten, die den Mietstruppen ebenbürtig gewesen waren; die ihn bei seinen technischen Neigungen besonders interessierende Art der Feldbefestigungen mit Blockhäusern und Widerstandspunkten, die er selbst später in den europäischen Festungskrieg übernahm. So war die Fahrt nach Amerika doch nicht ohne Nutzen gewesen. Gneisenau kehrte 1783 zurück und wurde als Leutnant zur Infanterie nach Bayreuth versetzt. In dem gesellschaftlich anregenden Leben der Residenz fand er die Möglichkeit, sich im Umgang und Gedankenaustausch seinen geistigen und literarischen Neigungen entsprechend weiterzubilden. Der junge Offizier wurde überall gern gesehen: man erkannte die ihn unter seinen Altersgenossen auszeichnenden Eigenschaften. Alexander von Humboldt hörte noch zehn Jahre später in Bayreuth das Lob über den begabten Offizier.

Gneisenau folgte wohl dem Rat älterer Freunde, die dem soviel versprechenden Soldaten eine weitere Laufbahn eröffnen wollten, als er sich im November 1785 um Übernahme in die preußische Armee bewarb. Er hatte trotz des Hin- und Her-geworfenseins in seinem Leben vor der Mehrzahl seiner Kameraden, die aus den Kadettenkorps mit zwölf Jahren als Junker zur Truppe kamen — wie etwa Clausewitz —, einen abgeschlossenen Bildungsgang in Schule und Universität voraus. Seinen „ziemlichen Schatz an Wissen" hatte er durch eigene Studien, die bis in die Würzburger Zeit zurückgingen, besonders in Sprachen, er-weitert, und er hatte „denken gelernt". Dazu kamen seine wenn auch nur kurzen militär-technischen Studien und die Erweiterung seines Blickfeldes auf dem amerikanischen Kriegsschauplatz. Gneisenau hatte über die dortigen Kriegs-erfahrungen für die Fechtweise der Infanterie eine Denkschrift ausgearbeitet, die über den verwandten Hof zu Friedrich dem Großen gelangt und günstig aufgenommen worden sein soll. Als er sich um eine Stelle in der „Suite" des Königs, der Pflanzschule des Generalstabsdienstes in Preußen, für den er sich wohl Fähigkeiten genug zutraute, beworben hatte, wurde ihm jedenfalls sofort befohlen, in Ansbach den Abschied zu nehmen und sich dem König vorzustellen. Man sagt, daß die schöne soldatische Erscheinung des jungen Offiziers und sein sicheres männliches Auftreten das Wohlgefallen Friedrichs gefunden haben. Trotz-dem wurden Gneisenaus Erwartungen bitter enttäuscht: statt in der „Suite" des Königs wurde ihm eine Premierleutnant-Stelle in einem der leichten Infan-terie-Regimenter zugewiesen, die Friedrich der Große nach den aufmerksam ver-folgten amerikanischen Kriegserfahrungen damals neu errichten ließ und für die ihm die Bewerbung des dort erprobten Offiziers gerade angemessen erschienen sein mochte.

Im Sommer 1786 ging Gneisenau, der in Berlin noch die Eindrücke der großen Manöver in sich hatte aufnehmen können, in seine neue Garnison, das schlesische Landstädtchen Löwenberg. Er hatte seine Jugendzeit abgeschlossen und trat in den zweiten Abschnitt seines Lebens ein, der zwanzig Jahre Dienstzeit in der Front umfassen sollte. Es war viel Schwankendes und Abenteuerliches in seinem bisherigen Erleben und Handeln: „Wie ich mich aus allen Verirrungen glücklich retten konnte oder vielmehr durch eine höhere Hand gerettet wurde, dies alles muß mir als ein Wunder erscheinen", so urteilte er selbst als reifer Mann. Man mag die zwangvolle Enge der nun folgenden Jahre bedauern; vielleicht war es gut, daß sich das bei allen Energien und Befähigungen in seiner Jugend vorhandene Unausgeglichene in langsamer Reife setzen und durch strenge und unermüdliche Selbsterziehung festigen konnte. Gneisenau selbst hat den von ihm jetzt betretenen Weg seinen jüngeren Brüdern als nachahmenswert empfohlen: „Zu meinem Fortkommen habe ich jeden anderen Weg als den geraden vernachlässigt. Ich habe in meiner Einfalt geglaubt, daß vielleicht auch Pünktlichkeit und Eifer im Dienst, Lust und Feuer im Exerzieren und Erweiterung meiner geringen Kenntnisse nebst Aufmerksamkeit auf mein Äußeres meine Vorgesetzten für mich interessieren und mich am Ende zum Zwecke führen würde."

Zuerst ist seine Laufbahn regelmäßig fortgeschritten: 1790 wurde er Stabskapitän, also Kompanieführer; nach Teilnahme seines Bataillons an der Besetzung Polens 1793/95 erfolgte 1795 seine Ernennung zum Kapitän und Kompaniechef in einem anderen Bataillon der niederschlesischen Füsilier-Brigade. Nach den damaligen Armeeverhältnissen war der 35jährige damit der Not einer wirtschaftlich unzulänglichen Stellung als Subalternoffizier enthoben und hatte die äußere Sicherung des Lebens erreicht. Das Jahrzehnt in Jauer hat man denn auch als das im bürgerlichen Sinne glücklichste in seinem Leben angesprochen: er heiratete, bewirtschaftete inmitten seiner rasch anwachsenden Familie das zurückgekaufte Familiengut seiner Gattin und führte in Jauer und mit dem Adel der Umgebung einen anregenden geselligen Verkehr. Bei seinen Vorgesetzten galt Gneisenau als ein befähigter und gebildeter Offizier. Er wurde bereits 1803 zum Major eingegeben; vergeblich, denn das Avancement war in der überalterten Armee überaus schwerfällig, und irgendwelche außergewöhnlichen Auszeichnungen kamen für einen tüchtigen, aber doch unbekannten Offizier nicht in Frage. So klingt in Gneisenaus Briefen um die Jahrhundertwende und danach mitunter ein Ton des Mißmutes und der Unzufriedenheit an. Später scheint dann das langsam weiterbrennende Feuer des Tatendranges und des Ehrgeizes von dem Gleichlauf des Lebens überdeckt worden zu sein. Gneisenau zog sich mehr und mehr in das behagliche, ihm viel Anregung verschaffende Leben eines adeligen Gutsbesitzers zurück. Kurz vor dem Kriege von 1806 heißt es in einem seiner Briefe: „Ich bemühe mich, über meine Privatangelegenheiten die öffentlichen zu vergessen, und übergebe mich mit Eifer und einigem Erfolg der Landwirtschaft.

Diese Beschäftigung hat soviel Anziehendes für mich, daß ich in Versuchung kommen könnte, meinen friedlichen Soldatenrock auszuziehen und hinter dem Pfluge herzugehen, wenn meine Mittel meinen Neigungen angemessener wären."

Von außen gesehen schien dieses Leben eines Linienoffiziers in einer kleinen Garnison im gleichförmigen Lauf der Tage und Jahre aufzugehen. Es ließ kaum etwas erkennen von der unermüdlichen und dauernden Arbeit Gneisenaus, in selbstgewählten Studien seine militärischen Kenntnisse theoretisch und praktisch zu erweitern, Lücken seiner allgemeinen und militärischen Bildung auszufüllen und auch das wechselvolle und erregende Zeitgeschehen aufmerksam zu verfolgen. Man weiß von einer Reihe kriegsgeschichtlicher Studien, in denen er seine Gedanken über die Taten der bedeutenden Feldherren seines Jahrhunderts niederlegte; die Lage seiner Garnison führte ihn auf die Schlachtfelder Friedrichs des Großen und regte militärgeographische Studien über die schlesischen Grenzabschnitte an; daneben arbeitete er über Ingenieurkunst und Infanterietaktik — die beiden Zweige der Militärwissenschaften, die ihm nach seinen Erfahrungen am nächsten lagen. Bezeichnend für die gründliche Art seiner Studien und ihre Anregung durch das Zeitgeschehen ist seine Untersuchung über die Belagerung von Valenciennes. Man sieht, wie er teilnahm an den kriegstheoretischen Auseinandersetzungen, die durch die neuen Erfahrungen der Revolutionskriege entstanden waren; er erhob neuartige Forderungen für die Taktik des Festungskrieges, die er selbst zehn Jahre später in die Wirklichkeit umsetzen sollte. Am meisten aber wurde Gneisenaus Aufmerksamkeit von der Laufbahn Napoleons angezogen: „Bonaparte war mein Lehrmeister in Krieg und Politik." Er verfolgte alle Nachrichten über Napoleons Feldzüge und Siege in Italien und Deutschland, studierte auf das gründlichste die Ursachen seiner Überlegenheit und nahm vorurteilslos die Veränderungen auf, mit denen Napoleons Genie die Kriegführung seiner Zeit bestimmte. Gneisenau erbrachte den Beweis seiner besonderen militärischen und politischen Begabung damit, daß er, wie er später sagte, „Frankreichs weltbeherrschende Pläne und Napoleons Charakter sehr zeitig und, wie der Erfolg lehrte, sehr richtig aufgefaßt hat". Bei allem aber erkannte Gneisenau die Begrenztheit solcher rein theoretischen Beschäftigung: „Mein Standpunkt war alle die Jahre her, in welchen ich in meiner kleinen Garnison einer gefährlichen Ruhe genoß, zu ungünstig, um den militärischen Blick sicher zu machen. Es fehlt mir an Erfahrung, und nur dadurch, daß ich bei meinen Studien das allein praktisch Brauchbare hervorhob, müßige Spekulationen verwarf und die Zeitgeschichte beobachte, kann ich nützlich werden."

Der Krieg allein konnte die Voraussetzungen schaffen, um Gneisenau aus der „gefährlichen Ruhe seiner kleinen Garnison" zu befreien. Es ist deutlich zu spüren, wie das Herannahen des kriegerischen Konfliktes seine ganze Anteilnahme hervorrief. Seine leidenschaftliche Kritik wurde wach, als im Winter 1805/06 die offensichtliche Unfähigkeit der preußischen Regierung das Land in das Unglück

hineinzusteuern schien: „Als Soldat sehe ich nichts als Unordnung vor Augen, und als Wirt und Hausvater fürchte ich zugrunde zu gehen. Als Staatsbürger sehe ich bei schlechten Anstalten und versäumten kraftvollen Gelegenheiten vielleicht manches Unheil hereinbrechen, und bloß Glück, Klugheit und Standhaftigkeit können uns retten." In dieser Stimmung fand ihn der Ausbruch des Krieges, der den Zusammenbruch des Staates heraufführte, aber zugleich für Gneisenau den Weg freimachte in den Bereich, wo in Erleben und Handeln, in Gefahr und Bewährung dieses bisher im Unbewußten verharrende Genie sich seiner wahren Natur bewußt wurde und die Bahn seines heroischen Lebensabschnittes beschreiten konnte.

Ein Brief vom Vorabend der Schlacht von Jena offenbart neben dem treffenden militärischen Urteil die tiefe Resignation, die den 46jährigen Hauptmann erfüllte: „Was die Franzosen tun werden, weiß ich; was wir, weiß ich nicht. Ich habe den Angriff längs der Saale längst vorausgesagt. Allein ich seufze in den niederen Graden, und mein Wort gilt nichts. Das Herz ist mir beklemmt, wenn ich die Folgen berechne. Oh Vaterland, selbstgewähltes Vaterland! Ich bin vergessen in meiner kleinen Garnison und kann nur für selbiges fechten, nicht raten." Er wurde an der Spitze seiner Kompanie bei Saalfeld bereits leicht verwundet und geriet während der Schlacht von Jena durch einen Zufall in das Gefolge des ihm bekannten Generals von Rüchel. Er erlebte hier dessen vergeblichen Angriff auf den Kapellenberg, der die Niederlage des preußischen Heeres besiegelte: „Bei Jena focht ich zu Pferde und stellte noch die letzten Truppen aus, aber zuletzt lief ich mit den anderen davon, in guter Gesellschaft mit Fürsten und Prinzen ... Das waren Greuel! Tausendmal lieber sterben, als das wieder erleben; aber, aber unsere Generale und Gouverneure! Das wird wunderbare Zeilen in unserer Geschichte ergeben!" — so beschrieb er in ironischer Bitterkeit die Stunden der Katastrophe. Als Fourier der zurückflutenden Hauptarmee vorausgeschickt, entging Gneisenau glücklich dem Schicksal der schimpflichen Kapitulation und rettete sich nach Ostpreußen, um bei der von ihm mit Bestimmtheit erwarteten Fortsetzung des Krieges zur Stelle zu sein.

Für Gneisenaus militärische Entwicklung waren die in dem Feldzug gemachten Erfahrungen von entscheidender Bedeutung. Er hatte nicht nur den Krieg in seiner schrecklichen Erscheinung und seiner Wirkung auf die Menschen kennengelernt, sondern einem Feinde gegenübergestanden, von dessen Überlegenheit in Strategie und Taktik, in entschlossener Bewegung und Ausnutzung der Lage, in Organisation und neuzeitlicher Führung er bisher nur aus Berichten und Büchern erfahren hatte. In einer ausführlichen Denkschrift legte Gneisenau diese Gründe des französischen Sieges klar und enthüllte schonungslos die der preußischen Armee anhaftenden Mängel, für die er die Schwächen der veralteten Staatsmaschine — „unser Eigendünkel, der uns nicht mit der Zeit fortschreiten ließ" — verantwortlich machte. Seine besonders scharfe Anklage aber kam aus seinem

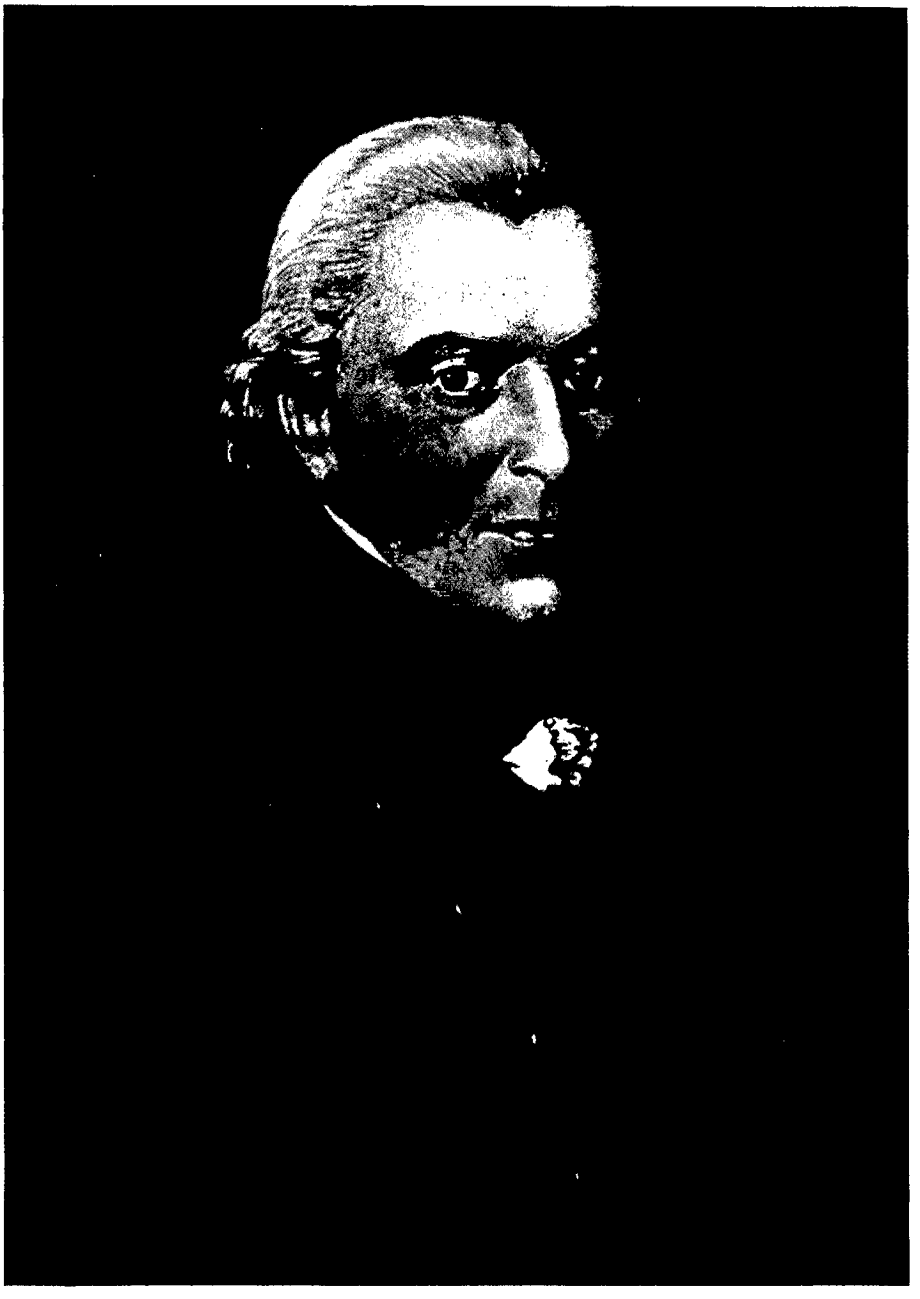
durch die Erlebnisse des militärischen und politischen Zusammenbruchs verletzten Ehrgefühl: „Kein Zutrauen von unten, keine Willenskraft und keine Fähigkeiten von oben. Das Zeitalter ist so kraftlos, daß die Idee, mit Anstand zu fallen, für eine poetische Exaltation gilt. Jeder will nur sich und seine Genüsse retten, und den Ehrliebenden bleibt nichts übrig, als diejenigen zu beneiden, die auf dem Schlachtfelde geblieben sind."

In Königsberg wurde Gneisenau auf Rüchels Vorschlag zum Major befördert. Er bekam hier zum ersten Male Verbindung zu den Männern, die mit dem Könige die Fortsetzung des Krieges beschlossen und so der geschlagenen Armee die Soldatenehre wiedergaben. Es zeigte sich überhaupt, daß der innere Tiefpunkt des preußischen Falls überwunden war: überall begannen sich in diesem Winter 1806/07 die Kräfte zu regen, die später die Träger der Reform und der Befreiung werden sollten. Die dennoch verzweifelte Lage der Monarchie veranlaßte schon damals das Übergehen zu bis dahin unerhörten Aushilfen. Auch Gneisenau entwarf einen kühnen Plan, in Norddeutschland eine Volkserhebung zu entfesseln und mit englischer und schwedischer Hilfe die Franzosen zum Rückzug hinter die Elbe zu zwingen — Erinnerungen an den amerikanischen Volkskrieg verbanden sich mit praktisch-militärischen Zielen. Vorerst wurde der Major vom Schauplatz des Krieges entfernt und in Litauen an der russischen Grenze mit der Organisation letzter Reserven beauftragt. Gneisenau unterzog sich dieser undankbaren Aufgabe mit Umsicht und Tatkraft, bis es seinem unaufhörlichen Drängen gelang, wieder an den Feind zu kommen. Im März 1807 wurde er in das belagerte Danzig geschickt, wo ihn bereits nach kurzer Zeit die Beförderung zum Kommandanten der kleinen pommerschen Festung Kolberg erreichte. Er, der immer wieder darauf gedrängt hatte, den Krieg mit kraftvollen, außergewöhnlichen Mitteln zu führen, sollte auf diesem Posten, der einer ganzen Persönlichkeit bedurfte, seinen Anspruch unter Beweis stellen. Gneisenau erreichte mehr als das: die Art und Weise, wie er die verloren geglaubte Festung in dreimonatiger Verteidigung ehrenvoll behauptete, hob ihn mit einem Male aus dem Dunkel des Verkanntseins.

Die Verteidigung der kleinen Festung war eine Aufgabe, die Gneisenau Gelegenheit gab, die Wirkung seiner Persönlichkeit auf andere zu erproben, und die auch seinen militärischen Neigungen entsprach. Er faßte Garnison und Bürgerschaft unter seinem Einfluß zusammen und richtete alles durch sein unermüdliches Beispiel auf das eine Ziel der Behauptung. Er hatte sich für die taktische Durchführung bereits früher feste Ansichten gebildet, in denen er die passive Abwehr verworfen und befürwortet hatte, dem Belagerer in das Vorfeld entgegenzugehen. Diese Gedanken jetzt durchzuführen, bedeutete für Gneisenau den Sprung vom Wissen zum Können: es gelang ihm tatsächlich, den Angreifer durch Feldbefestigungen im Vorgelände wochenlang aufzuhalten und schließlich auch die Generalangriffe abzuschlagen. Mit dieser erfolgreichen Durchführung seiner Gedanken und Pläne gewann Gneisenau Vertrauen zu sich selbst. Die Leistung gab

ihm Sicherheit; das zeigt ein Brief, in dem sich dieses Erlebnis widerspiegelt: „Ich nahm alles auf meine Hörner, verfuhr als ein unabhängiger Fürst, manchmal etwas despotisch; kassierte feigherzige Offiziere, lebte fröhlich mit den braven, kümmerte mich nicht um die Zukunft und ließ brav donnern. Ein gewagtes System von extremer Verteidigung zeigte sich bewährt ..." Der Abschluß des Waffenstillstandes wurde von Gneisenau mit Unmut aufgenommen: er sah darin nicht den Sieg seiner ruhmvollen Verteidigung, sondern das Ende der Hoffnung auf eine glückliche Wendung des Krieges. Bei dem Zusammentreffen mit dem Befehlshaber des französischen Belagerungskorps bewahrte er, wie ein Augenzeuge berichtet, „eine gerade, kalte und stolze Haltung, so daß er, der preußische Major, unter den französischen Generalen dastand wie ein König".

Die von Gneisenau vorgeschlagene Wahl von außerordentlichen Mitteln zur Überwindung der Not hatte sich in Kolberg bewährt; sein Name erklang weithin in Volk und Armee. Friedrich Wilhelm III. berief den verdienten Stabsoffizier unter die Männer, denen er den Neuaufbau der zerschlagenen und geknechteten Monarchie übertragen hatte. Als Mitglied der Militär-Reorganisations-Kommission trat Gneisenau in den Kreis um Stein und Scharnhorst, in dem er bald die leidenschaftlich vorwärtstreibende Kraft wurde. Die Tätigkeit der Reformer ist nur aus der weitgehenden Umformung ihrer geistigen Persönlichkeiten durch den deutschen Idealismus und seine für die politische Existenz erhobenen Forderungen zu verstehen. Die Welt des Untertanenstaates sollte überwunden werden durch das lebendige Zusammenwirken von Regierung und Volk, wie es nach dem idealistischen Optimismus dieser Männer durch die Befreiung des Volkes aus den Kasten des Ständestaates, durch seine Beteiligung an der Regierung in Selbstverwaltung und Repräsentation und schließlich durch die allgemeine Volksbewaffnung herbeigeführt werden würde. Es war der Pflichtbegriff des deutschen Idealismus, aus dem diese Begriffe der sittlichen Freiheit und des Verantwortungsgefühls aller Bürger erwuchsen. Sie wurden eng verbunden mit dem Streben nach der Wiedererringung auch der äußeren Freiheit: darin, daß die Reformarbeit so ausschließlich und fest auf dieses eine Ziel der Befreiung von der Fremdherrschaft gerichtet war, lag ihre tief moralische Wirkung und auch der Grund, weshalb sie in den kurzen Jahren ihrer Dauer das Volk bis in das Innerste erfassen konnte. Die Reformer lebten in dem Glauben, daß der Vernichtungswille Napoleons eines Tages den Untergang des Staates beschließen würde: dafür blieb ihnen nur der Kampf um den Sieg oder einen Untergang in Ehren. Diese Alternative gab ihnen die Verantwortung, zur Stärkung der Widerstandskraft von Staat und Volk Mittel heranzuziehen, deren außergewöhnlicher Charakter sonst nur Bedenken erregt haben würde. Den preußischen Patrioten waren diese Aushilfen recht zum Kampf gegen einen Napoleon, in dessen Herrscherpersönlichkeit sich für sie alle verwerflichen, weil unedlen Eigenschaften politischen Handelns verkörperten. Auch für Gneisenau wurde der „Lehrmeister in Krieg und Politik" zum hassenswerten Prinzip einer



Neithardt von Gneiſenau als Füſilier-Kapitän
Gemälde, um 1800. Im Beſitz der Familie Gneiſenau

Generalfeldmarſchall Gneiſenau mit ſeinem Stab
Gemälde von Franz Krüger, 1819. Doberan, Graf Neithardt von Gneiſenau

seinen eigenen politischen Idealen entgegenwirkenden politischen Daseinsform. Gneisenau war bei der ihm eigenen tiefen Gemütsanlage für die idealen Forderungen der neuen Zeit besonders empfänglich. Vor 1806 hatte er ein Gefühl für die Nation und ihre Eigenwertigkeit kaum besessen: erst der Zusammenbruch hatte mit einem Schlage die Empfindungsmöglichkeiten dafür geschaffen, die andauernde Fremdherrschaft sie wachgehalten und vertieft. Jetzt gewann er auch eine Stellung zu der großartigen Erscheinung der Französischen Revolution: „Sie hat alle Kräfte geweckt und jeder Kraft einen ihr angemessenen Wirkungskreis gegeben. Dadurch kamen an die Spitze der Armee Helden, an die ersten Stellen der Verwaltung Staatsmänner und endlich an die Spitze eines großen Volkes der größte Mensch aus seiner Mitte." Es mutet an wie ein Blick auf sein eigenes Leben, wenn Gneisenau fortfährt: „Welche unendlichen Kräfte schlafen im Schoße einer Nation unentwickelt und unbenutzt! In der Brust von tausend und tausend Menschen wohnt ein großer Genius, dessen aufstrebende Flügel seine tiefen Verhältnisse lähmen. Währenddem ein Reich in seiner Schwäche und Schmach vergeht, folgt vielleicht in seinem elendsten Dorf ein Cäsar dem Pfluge, und ein Epaminondas nährt sich karg von dem Ertrag seiner Hände. Warum griffen die Höfe nicht zu dem einfachen und sicheren Mittel, dem Genie, wo es sich auch immer findet, eine Laufbahn zu öffnen, die Talente und Tugenden aufzumuntern, von welchem Range und Stande sie auch immer sein mögen."

„Die neue Zeit braucht mehr als alte Namen, Titel und Pergamente, sie braucht frische Tat und Kraft." Dies war der Maßstab, nach dem Gneisenau seinen Anteil an der Neuordnung der Armee richtete. Nicht mehr Geburt und Stand, sondern die sittliche Kraft und das berufliche Können wurden ausschlaggebend für den ehrenvollen Beruf des Offiziers. In der Disziplinarordnung wies Gneisenau dem Offizierkorps den neuen Weg: „Der Offizier soll sich stets die ehrenvolle Bestimmung, Erzieher und Anführer eines ehrenvollen Teils der Nation zu sein, vergegenwärtigen." Die Durchführung der allgemeinen Volksbewaffnung bedingte auch eine Wandlung in der Stellung des Soldaten im Volke. Gneisenau trug mit seinem Aufsatz über die „Freiheit des Rückens" entscheidend dazu bei, alte Vorurteile einzureißen und eine neue Gesinnung aufzurichten: „Wenn ein gerechtes Gesetz", so schrieb er, „Pflichten und Ansprüche mit Unparteilichkeit über alle Stände verteilt, so wird es nötig, die für rohere Naturen und ein roheres Zeitalter erfundenen Strafarten der fortgeschrittenen Bildung analog abzuändern ... Die Proklamation der Freiheit des Rückens scheint also der Verallgemeinerung der Waffenpflichtigkeit vorangehen zu müssen." Heer und Volk verbanden sich für Gneisenau bereits zu einer untrennbaren Einheit. Er forderte die Überwindung das kastenmäßig abgeschlossenen Heeresorganismus durch die Erziehung des ganzen Volkes zu den Waffen: „Als Mittel zu diesem Zwecke dienen: allgemeine Volksbewaffnung, kriegerischen Geist erweckende Übungen, die Erziehung des Volkes zur Verteidigung ihres Herdes, ihres Eigentums

und ihrer Familie, zur Anhänglichkeit an Regierung und Vaterland, Erweckung der Liebe zu den Waffen, durch Beibringung der Überzeugung von der Notwendigkeit, durch Gewohnheit und Ehre ... Die Freiheit jedes einzelnen, sich auszubilden, erwerben und emporschwingen zu können, bewirkt Wunder."

Neben der unermüdlichen Arbeit an der inneren Wiedererstarkung der Monarchie beobachteten die Patrioten den politischen Horizont nach einer Möglichkeit zum Befreiungskampf. Der 1808 in Spanien ausbrechende Volksaufstand gegen die napoleonische Herrschaft erschien ihnen als ein erstes Flammenzeichen. Stärker noch als Stein und Scharnhorst bestürmte damals Gneisenau den König, den Befehl zur Erhebung zu geben. „Beginnen wir", so schrieb Gneisenau, „den ehrenvollen Kampf mit mutigem Herzen und mit Vertrauen auf Gott, der eine gerechte Sache nicht verlassen wird — der uns vielleicht nur deshalb so tief sinken ließ, um aus demselben Deutschland, worin die religiöse Freiheit aufblühte, die politische zugleich mit der Veredelung des Volkes aufgehen zu lassen. Nie wurde für eine schönere und edlere Sache gefochten, denn es gilt Unabhängigkeit und Veredelung des Volkes zugleich." Nach seinem Vorschlag sollte der König eine Volksvertretung berufen und das Volk an der Führung des Kampfes beteiligen: „Es ist billig und staatsklug zugleich, daß man den Völkern ein Vaterland gebe, wenn sie ein Vaterland kräftig verteidigen sollen." Gneisenau erwartete wie die anderen Reformer von diesem Befreiungskampf in idealistischer Überschätzung Wunder: die freie Entfaltung aller Kräfte des Volkes, seine sittliche Läuterung, die Wiedergewinnung der äußeren Freiheit, die Wiedergeburt des Staates. Es war der Glaube, der sie befähigte, Berge zu versetzen und in der Stunde der Entscheidung eine fortreißende Gewalt zu üben.

1808/09 lehnte der nüchterne, realistisch denkende König das Losschlagen ab, weil Rußland zurückhielt. Gneisenau versuchte wenigstens persönlich den von Österreich ausgehenden Kampf gegen Napoleon zu unterstützen. Er ging nach England, um dessen Hilfe für einen Aufstandsversuch in Nordwestdeutschland zu erwirken, aber diese Reise endete als ein Fehlschlag. Nach vorübergehender Entlassung aus seinen militärischen Ämtern auf Geheiß Napoleons wurde Gneisenau von Hardenberg 1811 wieder zu den Vorbereitungen für die Erhebung herangezogen. Napoleon bereitete sich damals auf den entscheidenden Waffengang mit Rußland vor, und die Existenz Preußens erschien erneut in Frage gestellt. Andererseits war die Hoffnung auf ein glückliches Ende des Befreiungskampfes gestiegen. Konnte Preußen in dem Streit der beiden Weltmächte seine Unabhängigkeit nicht behaupten, so waren die Patrioten entschlossen, um den ehrenvollen Untergang zu kämpfen.

Von Gneisenaus Hand stammen die Denkschriften, in denen die Organisation dieses letzten Kampfes vorbereitet wurde. Da man bei den beschränkten Kräften an eine offensive Kriegführung nicht denken konnte, so entwickelte Gneisenau ein durch den Volkskrieg auf das höchste gesteigertes Prinzip der strategischen Landes-

verteidigung: das Feldheer sollte in den Festungen, besonders in den zu großen Lagern ausgebauten Spandau und Kolberg, zusammengezogen und von hier zu kleineren Offensivstößen angesetzt werden. Der bewaffnete Volksaufstand, dessen Organisation den später mit Landwehr und Landsturm bezeichneten Formen entsprach, sollte den regulären Krieg unterstützen. Der König genehmigte die Vorbereitung dieser Pläne nur so weit, als sie ohne Angriffsdrohung gegen Napoleon durchführbar waren. Spandau und Kolberg wurden ausgebaut, die Feldarmee durch Krümper unauffällig verstärkt; Gneisenau selbst wurde ausersehen, in Schlesien den Oberbefehl zu führen.

Welches Ansehen Gneisenau in der Armee genoß, geht aus der begeisterten Zustimmung hervor, mit der Clausewitz, Gneisenaus eigene Bedenken dagegen zerstreuend, diese Mobilmachungsbestimmung begrüßte: „Warum sollten Sie den schlesischen Marschallstab nicht mit Glück führen? Wer aus Spandau ein Torres Vedras macht, der macht ein Spanien aus Schlesien. In der Armee hat niemand das allgemeine Vertrauen außer Ihnen." Auch sonst gab es viele, die in dem Sieger von Kolberg und dem zu kühnem Handeln entschlossenen Patrioten den zukünftigen Führer des Befreiungskampfes sahen, ja ihn veranlassen wollten, auf eigene Faust loszuschlagen und die Fahne der Erhebung aufzupflanzen. Gneisenau selbst hatte ähnliche Pläne verfolgt, als er 1809 England und die nordischen Mächte für die Unterstützung eines Aufstandes in Westdeutschland gewinnen wollte; auch daß er sich fähig zu solchem Handeln fühlte, steht außer Zweifel: „Zur Sicherung großer Erfolge gehört, daß *eine* Seele den Plan entwerfe, den Entschluß fasse und diesen selbst ausführe", so hatte er damals geschrieben. Es war etwas Napoleonisches in ihm, urteilten seine Freunde über ihn, und die radikale Leidenschaft seines politischen Wollens war gerade 1811 in den Denkschriften über den Volkskrieg erneut hervorgetreten: „Wer sich dem Dienst entzieht, verliert jedes Erbrecht und wird öffentlich gebrandmarkt. Der Adel bleibt nur denen, die sich hervortun. Nur Bürger, die sich auszeichnen, werden zu Notabeln ernannt." Mit diesen Methoden griff Gneisenau — wie er früher einmal geraten hatte — „in das Zeughaus der Revolution".

Mit solchen Gedanken stand er unter den Männern, die wohl zum erstenmal in der preußisch-deutschen Geschichte den Staat und seine Existenz von der Staatsform und der Person des Monarchen trennten und — wie Yorck bei Tauroggen — entschlossen waren, auch über ihn hinweg zu handeln. Der König mochte wohl empfinden, daß Gneisenau der Mann dazu war, eine „Bürgerkrone" zu tragen, und so entstand zwischen beiden ein immer tieferer Gegensatz, der sich für den Offizier in schmerzlich empfundener Zurücksetzung durch den Monarchen bemerkbar machte. Für das revolutionäre Pathos der Denkschriften Gneisenaus hatte der König die Abfertigung: „Als Poesie gut." Es enthüllt die ganze Verschiedenheit nicht nur ihrer Charaktere, sondern auch der politischen Gedankenwelt, als Gneisenau antwortete: „Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterland,

zur Tugend sind nichts anderes als Poesie. Wer nur nach starrer Berechnung handelt, wird ein starrer Egoist. Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet." Das Sichversagen des Königs und Hardenbergs gegenüber den Kriegsplänen der Patrioten und der von Frankreich erzwungene Abschluß des Bündnisses gegen Rußland ließen Gneisenau an der Sendung Preußens verzweifeln. Er ging wiederum ins Ausland; nur Hardenbergs geschickte Vermittlung vermied den Konflikt mit dem König und brachte den mündlichen Auftrag, in England über die Aufnahme des gemeinsamen Kampfes gegen Napoleon zu verhandeln. Für Gneisenau aber wurde diese Entwicklung gefährlich: Er betrieb — von der Wurzel abgeschnitten — den Gedanken der Befreiung von außen und verließ dabei den Standpunkt der preußischen Staatsräson, wie vor ihm der Freiherr vom Stein. Er glaubte den Kampf jetzt als einzelner führen zu müssen: „Die Welt scheidet sich ab in solche, die gezwungen oder freiwillig für Buonapartes Ehrsucht oder dagegen fechten. Auf das Gebiet der Länder scheint es hierbei weniger anzukommen als auf das der Grundsätze." Es blieb Gneisenau erspart, den offenen Bruch mit seinem selbstgewählten Vaterland vollziehen zu müssen. Die Konvention von Tauroggen war für ihn das Signal zur Rückkehr, und am 25. Februar 1813 landete er in Kolberg, von der Bürgerschaft mit großen Ehren begrüßt. Anders als Stein fand er den Boden des Preußischen Staates wieder: dieser nahm ihn auf und gab ihm die Möglichkeit, in dem beginnenden Befreiungskampf sein Feldherrntum zu erweisen. Als Generalmajor wurde er wieder in das preußische Heer übernommen und war ursprünglich entsprechend seiner letzten diplomatischen Mission dazu bestimmt, das Armeekorps zu kommandieren, das im Norden gemeinsam mit Russen und Schweden kämpfen sollte. Da aber diese Nordarmee vorerst nicht bestand, zog Scharnhorst Gneisenau als zweiten Generalquartiermeister in den Stab Blüchers, der in Schlesien befehligte. Scharnhorst war in diesen ersten Monaten des Krieges so sehr mit den Mobilmachungsarbeiten überlastet, die ihm als Kriegsminister oblagen, daß Gneisenau von Anfang an oft an seine Stelle als Berater und Gehilfe Blüchers trat.

Er war von dem Beginn des Befreiungskampfes wunderbar belebt; die tiefe Verbitterung des letzten Jahres war verflogen: „Nie, mein Freund, hat es einen glücklicheren Sterblichen gegeben. Ich befinde mich auf dem Marsche, um endlich gegen unsere Unterdrücker fechten zu können." Clausewitz schilderte seine äußere Erscheinung: „Er repräsentiert wie ein Gott in seiner Generalsuniform", und Ernst Moritz Arndt hat gerade damals das schönste und lebendigste Bild von dem Eindruck Gneisenaus auf seine Zeitgenossen gezeichnet: „Gneisenau war ein Mann von 52 Jahren, in Haltung, Schritt, Gebärde einem Dreißiger ähnlich. Sein Bau war stattlich. Den Leib kräftigsten Wuchses etwas über Mittelgröße krönte ein prächtiger Kopf; eine offene, breite, heitere Stirn, volles dunkles Haupthaar, schönste klare blaue Augen, die ebenso freundlich als trotzig blickten, eine gerade Nase, voller Mund, rundes Kinn ... Dieser schöne Mensch war von

einer leidenschaftlichen, feurigen Natur, und kühne Triebe und Gedanken fluteten unaufhörlich in ihm her. Das Edle, Stolze, Hochherzige leuchtete wie Sonnenschein aus allen seinen Bewegungen und Zügen. Bei gewaltigem Ungestüm und bei unendlicher Beweglichkeit die seltenste Herrschaft über die Triebe; selbst in Unmut und Zorn, worin er sich über fremde Niederträchtigkeit und Schleicherei wohl ergehen konnte, stand die Gebärde des Mannes unter höherer Gewalt, und die Sprache behielt den Klang eines Helden."

Als stellvertretender Chef des Stabes bei einem Armeekorps hatte Gneisenau während des kurzen Frühjahrfeldzuges 1813 noch keinen unmittelbaren Einfluß auf die Führung der Gesamtoperationen. Nur mit Hilfe seines persönlichen Ansehens konnte er auf Hardenberg einwirken. Als nach der Schlacht von Bautzen die Russen den Entschluß faßten, nach Polen zurückzugehen, und Friedrich Wilhelm III. sich ihnen anzuschließen schien, übte Gneisenau mit den anderen preußischen Führern heftigsten Widerstand. Er selbst wollte in diesem Fall den Volksaufstand in Schlesien organisieren und bat dafür um den Befehl mit unbeschränkten Vollmachten. Der mit Napoleon geschlossene Waffenstillstand ließ es dazu nicht kommen, doch gab er Gneisenau in abgewandelter Form die Erfüllung seines Wunsches: ihm wurde als Generalgouverneur von Schlesien die Aufstellung der Landwehr übertragen. Die diktatorische Form, in der Gneisenau dieser in vieler Hinsicht schwierigen Aufgabe — ein Teil der Provinz war Kriegsgebiet, das polnische Oberschlesien übte passiven Widerstand — gerecht wurde, läßt darauf schließen, mit welcher Leidenschaft er den Volkskrieg geführt haben würde. Er wußte seine Schwungkraft und Initiative auf alle Teile der Bevölkerung zu übertragen; so gelang es ihm, die anfänglichen Unzulänglichkeiten der Landwehrorganisation abzustellen. Er hatte die Genugtuung, hier in Schlesien die Früchte seiner an Mühen und Enttäuschungen so reichen Vorarbeit für die Erhebung zu ernten. Bei Ende des Waffenstillstandes stand der größte Teil der schlesischen Landwehr bei der Feldarmee, und Gneisenau hatte einen Eindruck von ihrer Leistungsfähigkeit gewonnen.

Da Scharnhorst während des Waffenstillstandes seiner bei Groß-Görschen erhaltenen Wunde erlegen war, trat Gneisenau endgültig als Generalstabschef zu der unter Blüchers Befehl stehenden Schlesischen Armee. Er übernahm den Posten mit innerer Zurückhaltung: ein selbständiges Kommando hätte seiner Natur mehr entsprochen; er hatte ja in Kolberg bewiesen, welche besonderen Kräfte in ihm lagen, durch seine Persönlichkeit auf die Truppe einzuwirken und sie vor dem Feinde zu führen. Aber wird man es als rückschauender Betrachter bedauern, daß es ihm erspart blieb, unter dem schwedischen Kronprinzen ein preußisches Korps zu führen, abseits der eigentlichen Entscheidungen und gehemmt durch einen unzulänglichen Oberbefehl? Gneisenau wäre selbst wohl der geborene Feldherr der Preußen gewesen. Aber dem Beispiele seines Freundes Scharnhorst folgend, trat er freiwillig hinter Blücher zurück, auf den das Volk seit Jahren mit

Hoffnung und Vertrauen geblickt hatte. Blücher war aus der Zeit des Zusammenbruchs her, wo er als einer der wenigen hohen Offiziere den Glauben an eine bessere Zukunft hochgehalten hatte, eine volkstümliche moralische Kraft. Er war dabei von gesundem Verstande und Urteil, besaß große Willensstärke und kannte vor allem keine Furcht vor der Überlegenheit Napoleons: er verlor daher auch in schwierigen Lagen nie seine Unerschrockenheit und Geistesgegenwart. Gneisenau brachte mit seinem liebenswürdigen, zurückhaltenden und zuverlässigen Wesen alle Eigenschaften mit, um Blüchers ganzes Vertrauen und damit die Grundlage ihres Zusammenwirkens zu erwerben. Er war sich mit einer gewissen Resignation über seine Bedeutung neben Blücher vollständig im klaren; trotzdem kam bei ihm zu keiner Zeit der Gedanke auf, Blüchers Ansehen zu verkleinern. Er betrachtete das Geschehen als die Tat Blüchers. So behielt dieser stets das Gefühl der entscheidenden Verantwortung, nie aber, daß er sich in der Hand des Ratgebers befand. Daß dies möglich war — und hier liegt die Voraussetzung ihrer gemeinsamen Leistung —, ist das geschichtliche Verdienst Gneisenaus, der mit Bescheidenheit um der Sache willen zurücktrat.

Gneisenau überragte seinen Oberbefehlshaber, der mit seinem guten Blick für die Ausnutzung taktischer Verhältnisse und seinem Drang zu persönlicher Teilnahme am Schlachtgeschehen so recht noch ein Vertreter friderizianischen Soldatentums war, nicht nur in der Genialität der Gedanken und Pläne, in der Weite der Auffassung und Konzeption, sondern vor allem in der theoretischen und praktischen Einsicht in das Wesen einer Kriegführung, die durch Napoleons Auftreten eine völlige Wandlung erfahren hatte. Sie war in die Sphäre des absoluten Krieges getreten, und unter Aufbietung aller Kräfte rangen die Nationen und Staaten um Selbstbehauptung oder Untergang. Die gänzliche Vernichtung der feindlichen Streitmacht wurde zum tragenden Prinzip einer Kriegführung, bei der es um die letzten politischen Entscheidungen ging. Das Streben nach rascher und völliger Ausschaltung des feindlichen Heeres führte zur Vernichtungsschlacht, zu dem großen vollständigen Siege, der am ehesten durch umfassenden Angriff in Flanke und Rücken oder durch das Schlagen mit verwandter Front herbeizuführen war. Das Mittel zur endgültigen Zertrümmerung und zur Auflösung des geschlagenen Heeres aber bot die nach der Schlacht durchgeführte rücksichtslose Verfolgung. Gneisenau hatte diese Prinzipien des neuzeitlichen Krieges, in denen er schon vorher die Gründe für Napoleons Erfolge erkannt hatte, im Feldzuge von 1806 aus eigenem Erleben kennengelernt. Dort hatten die preußischen Führer in „Verblendung" dem Feinde keine kühnen Entschlüsse zugetraut; sie wurden unter ungünstigen taktischen Verhältnissen, mit verwandter Front in eine Niederlage gezogen, die sich durch die kräftige Verfolgung zur Katastrophe auswuchs.

Nun trat Gneisenau seinem „Lehrmeister" mit denselben Führungsgrundsätzen entgegen und verband sie mit der seinem Charakter entsprechenden leidenschaftlichen Energie und vorwärtsdrängenden Kühnheit. In der Erkenntnis der

moralischen Überlegenheit der Offensive ging er, wenn nur irgend möglich, zum Angriff über, um dem Feinde in einzelnen Schlägen weitesten Abbruch zu tun. Als Ziel der Gesamtoperationen aber schwebte ihm die eine Entscheidungsschlacht vor, in der das Heer des Imperators mit Überlegenheit angegriffen und in Flanke und Rücken umfaßt vernichtet werden sollte.

Die Feldherrntätigkeit Gneisenaus in den drei Feldzügen von 1813, 1814 und 1815 darzustellen, kann hier nicht versucht werden; nur an einzelnen hervortretenden Zügen sei ihr Wesen und ihre Bedeutung für Gneisenaus Lebensgang hervorgehoben. Bereits nach der Schlacht an der Katzbach verlangte Gneisenau die tatkräftige und unermüdliche Verfolgung: „Eine Vernachlässigung des Sieges hat zur unmittelbaren Folge, daß eine neue Schlacht geliefert werden muß, wo mit einer einzigen die ganze Sache abgetan werden konnte." Gneisenau war sich bewußt, welche Anforderungen er mit diesem Verlangen härtester Vernichtungsgrundsätze an die Landwehr der Schlesischen Armee stellte. Es zeigt eine schöne Seite seines Verbundenseins mit der Truppe, wenn er damals schrieb: „Der wackere Soldat erträgt alles Ungemach und alle Entbehrungen mit Geduld, ohne Murren, selbst mit Heiterkeit. Gibt es etwas Ehrwürdigeres, als solches Dulden gepaart mit solcher Tapferkeit? Hoch ragt der Soldat in solchen Momenten über seine daheim gebliebenen Mitbürger hervor!"

Den eindringlichen Beweis seines operativen Wagemutes und seines feldherrlichen Weitblicks gab Gneisenau mit dem Entschluß zum Rechtsabmarsch der Schlesischen Armee und zum Übergang über die Elbe. Ende September 1813 war trotz der Niederlagen der Marschälle Napoleons bei der Entschlußlosigkeit des Hauptquartiers die Kriegführung auf dem toten Punkt. Da übernahm es Gneisenau, den Stoß zur Vernichtung Napoleons zu führen. Nachdem man sich durch den Abmarsch nach Norden der Nordarmee genähert hatte, wollte er durch das Überschreiten der Elbe diese veranlassen, gleichfalls den Strom zu überschreiten und damit den konzentrischen Vormarsch auf den Feind einzuleiten. Als sich Napoleon nun gegen die beiden Armeen wandte, entzog sich Gneisenau dem Zugriff und marschierte nach Westen über die Saale ab, unter völliger Preisgabe der bisherigen Verbindungen. Westlich der Saale konnte er nach Süden ungestört den Anschluß an die von Böhmen nach Leipzig vorrückende Hauptarmee suchen. So gelang bei Leipzig die Vereinigung der überlegenen Armeen auf dem Schlachtfelde und damit die Möglichkeit zur Entscheidungsschlacht. Daß Gneisenau die Vereinigung von Westen her suchte, zeigt, in welcher Weise er die völlige Vernichtung Napoleons geplant hatte. Die Ausführung freilich, gehemmt durch die Unzulänglichkeit in der Führung der Hauptarmee und durch die Schwierigkeiten des Koalitionsfeldzuges, blieb hinter den kühnen Plänen Gneisenaus zurück. Trotzdem konnte er mit vollem Recht den überragenden Anteil an der entscheidenden Niederlage Napoleons für sich in Anspruch nehmen: „Wenn nicht große Fehler begangen werden", so schrieb er am Morgen

des 18. Oktober, „so sind wir Sieger. Durch die Schritte, die unsere Armee getan hat, durch ihre kühnen Bewegungen, durch die Schlachten und Gefechte, die sie gewonnen, und durch die Ratschläge, die von unserem Hauptquartier ausgegangen sind, hat selbige zur vorteilhaften Wendung des Krieges so ungemein viel beigetragen. Die Siege der anderen Armeen sind ohne Folgen geblieben, und nur die unsrigen haben auf den Gang der Begebenheit gewirkt. Die Nachwelt wird erstaunen, wenn dereinst die geheime Geschichte dieses Krieges erscheinen kann."

Und doch sollte Gneisenau die Freude an dem errungenen Erfolge nicht ungetrübt genießen dürfen. Gerade in diesen Tagen erfuhr er erneut eine zurücksetzende Behandlung durch den König. Schon für Gneisenaus Verdienst beim Übergang über die Elbe hatte dieser kein Wort der Anerkennung gefunden — nach der Schlacht bei Leipzig steigerte sich sein Verhalten bis zur Kränkung: „Der König hat mir", schrieb Gneisenau an den vertrauten Clausewitz, „als alles auf dem Markt versammelt war, einige kalte, doch etwas freundliche Worte der Zufriedenheit mit unserer Armee gesagt. Mir persönlich nichts ... Sie sehen, wie tief gewurzelt die Abneigung des Königs gegen alle diejenigen ist, die nicht gleiche politische Gesinnungen mit ihm gehabt haben. Sowie indessen dieser heilige Krieg vorüber ist, so trete ich aus seiner Armee und will lieber das Brot des Kummers essen, als diesem unfreundlichen Herrscher mich in seiner Armee aufdrängen." Er gewann die Meinung, daß nichts die Ungnade des Königs überwinden könnte, und da bei seinem Charakter der Weg eines Kompromisses ausgeschlossen schien, so schrieb er in diesen Tagen seiner größten Leistung jenen seltsam anmutenden Brief an Hardenberg mit der Bitte, ihm nach Friedensschluß die Stelle des Generalpostmeisters zu übertragen. Es war das Bedürfnis, in der Zukunft solchen schmerzlichen Konflikten zu entgehen, denn er empfand die in seinem Wesen liegenden Empfindungen nur zu gut: „Ich fühle mich, es sei von der Bosheit der Menschen oder von den Tugenden einiger derselben, heftiger bewegt, als es schicklich ist, und ich kann meinen Gefühlen nicht mehr gebieten."

Wieder war es dann Gneisenau, der während des Winters 1813/14 in heftigem Unmut über die politischen Verhandlungen unaufhörlich drängte, die Operationen nach Frankreich hinein fortzusetzen und den Frieden Europas durch den Sturz Napoleons zu sichern: „Hat es jemals einen Zeitpunkt gegeben, große Anstrengungen zu machen, so ist es der jetzige. Ich liebe das Eisen zu schmieden, solange es heiß ist, um dem besiegten Feinde keine Ruhe zu lassen." Eine Verzögerung des Kampfes ließ Napoleon Zeit zu neuen Rüstungen und machte nach seinem Urteil zwei neue Kriegsjahre nötig. Nachdem in der Neujahrsnacht die Schlesische Armee den Rhein überschritten hatte, wußte Gneisenau wiederum, auf dem unmittelbarsten Wege die Vernichtung Napoleons anzustreben und durch das Beispiel der Schlesischen Armee die Kriegführung der Verbündeten voranzutreiben. Er verzichtete dabei oft bewußt auf die Unterstützung durch die Hauptkräfte und

kam Napoleon gegenüber, der in diesem Feldzuge trotz seiner verzweifelten Lage noch einmal mit aller Meisterschaft Krieg führte, mehrfach in schwierige Lagen, aus denen ihn nur seine Entschlußkraft und sein Optimismus befreiten. Nach den verlustreichen Niederlagen der zersplitterten Armee im Marnetal schrieb Gneisenau an Clausewitz: „Wir taten, als ob wir nicht geschlagen wären, und am fünften Tage ergriffen wir wieder die Offensive." Durch den Entschluß, mit der Schlesischen Armee allein nördlich umfassend auf Paris zu marschieren und gegen Flanke und Rücken des Gegners zu wirken, brachte Gneisenau den Feldzug endlich zur Entscheidung. Aber auch diese war nur unter dauernden Reibungen und wachsenden Schwierigkeiten, besonders im eigenen Lager, zu erlangen gewesen: „Ich waffnete mich mit Trotz gegen das Urteil der Menschen und ging mit Zuversicht — denn kleinmütig war ich nie — den Ereignissen entgegen. Das einzige, was ich befürchtete, war, daß man zur Unzeit Frieden schließen möchte."

Wenn auch Gneisenau in diesen Feldzügen nach außen hin niemals das korrekte Verhalten verlassen und immer hinter Blücher zurückgestanden hatte, so hatte er es doch schwer empfunden, dauernd auf das Kommando verzichten zu müssen. Der Feldzug von 1815, der notwendig wurde, um Napoleon nach seiner Rückkehr von Elba noch einmal zu Boden zu werfen, gewährte Gneisenau endlich die verantwortliche Führung der Armee in entscheidender Stunde, den Höhepunkt seiner Feldherrnlaufbahn. Napoleon stieß mit seiner zusammengefaßten Macht in die weite und lockere Aufstellung des englisch-niederländischen und des preußischen Besatzungsheeres in Belgien, um beide Gegner getrennt zu schlagen. Um Wellington zur Schlachtentscheidung heranzuführen, verlegte Gneisenau die Versammlung der preußischen Armee weit nach vorwärts und nahm im Vertrauen auf die rechtzeitige Unterstützung durch den Bundesgenossen die Schlacht bei Ligny an, die nach schwerem Kampfe gegen die Preußen entschieden wurde. Blücher fiel durch seinen bei der Attacke erlittenen Sturz aus, und so blieb bei Gneisenau die Entscheidung über den Rückzug. Er befahl den Abmarsch nach Norden und gab damit die nach Osten führenden Verbindungen auf: nur so glaubte er, den Abzug Wellingtons nach Antwerpen verhindern und einen baldigen Angriff mit vereinten Kräften auf Napoleon erwirken zu können. Der Entschluß, mit dem geschlagenen Heer dem Bundesgenossen bei der Entscheidung Hilfe zu leisten, gehört zu den kühnsten der Kriegsgeschichte, und Moltke hat über ihn geurteilt: „Gneisenau hat mehr geleistet als ich. Er hat ein Heer nach der Niederlage zum Siege geführt." Das Eingreifen der preußischen Truppen in die Schlacht von Belle-Alliance führte dann zur Niederlage Napoleons. Am Abend der Schlacht erwirkte Gneisenau den berühmten Verfolgungsbefehl, den er persönlich durchführte. Mit den Worten: „Wer noch einen Atem und einen Tropfen preußischen Blutes in den Adern hat, muß auch jetzt noch den Feind verfolgen!" begann er jene rücksichtslose Verfolgung, die den Erfolg des Tages vollendete und die französische Armee zur Auflösung brachte. „Ich habe nicht gerastet, als bis der Tag angebrochen und

meine Leute vor Müdigkeit nicht mehr vorwärts konnten. Es war die herrlichste Nacht meines Lebens!" Es ist, als verbände sich in Gneisenau hier der militärische Zweck mit der Erinnerung an die schrecklichen Tage von 1806: jetzt erst erschien ihm die unheilvolle Niederlage wirklich gerächt.

„Es gibt in der Geschichte keine entscheidendere Schlacht als die von Belle-Alliance, entscheidend ebensowohl durch die Wirkung auf dem Schlachtfelde selbst, als durch ihre moralischen Wirkungen." Mit diesem Hinweis auf die Rolle Preußens bei der Niederringung Napoleons forderte Gneisenau bei den Friedensverhandlungen eine ausreichende Sicherung der deutschen Westgrenze gegen Frankreich. Er trug schwer an der Enttäuschung, daß die Ergebnisse des zweiten Pariser Friedens seinen Forderungen nicht entsprachen, daß vor allem das Elsaß und Lothringen fast ungeschmälert bei Frankreich verblieben. Nachdem er noch bis zum Winter 1815 in Paris geblieben war, übernahm Gneisenau als Kommandierender General eine Art Statthalterschaft in den neuerworbenen Provinzen am Rhein und in Westfalen. Die sichere, vornehm-heitere Art seiner Lebensführung machte sein Haus in Koblenz bald zu einem Mittelpunkt des geistigen Lebens und gewann ihm rasch das Vertrauen der rheinischen Bevölkerung. Aber seine enge Verbindung mit den führenden Männern der Reformzeit und sein Streben, nun nach der äußeren Befreiung auch den Neubau des Staates auf den freiheitlichen Grundsätzen zu vollenden, brachte Gneisenau nur zu bald in Konflikt mit den Kreisen um den König, die dem Treiben der „Jakobiner" die engstirnige Reaktion des altständischen Junkertums entgegenstellten. „Der dreifache Primat der Waffen, der Konstitution und der Wissenschaften ist es allein, der uns aufrecht zwischen den Nachbarn erhalten kann", hatte Gneisenau am Ende des Krieges an Arndt geschrieben. Jetzt sah er diese Ideale im Preußischen Staate verkümmern: schon 1817 bat er daher um Enthebung von seinem Posten.

Bei der zehnjährigen Wiederkehr des Tages von Belle-Alliance, 1825, wurde Gneisenau zum Generalfeldmarschall ernannt. Es heißt, daß bei dieser Gelegenheit Friedrich Wilhelm III. in persönlicher Aussprache eine Wandlung in dem Verhältnis zu dem ersten Offizier seines Staates herbeigeführt habe. Noch einmal rief der König den Feldmarschall in seinen Dienst. Als während des polnischen Aufstandes 1831 die vier östlichen preußischen Armeekorps mobilgemacht wurden, erhielt Gneisenau mit dem vertrauten Clausewitz zur Seite den Oberbefehl über diese Armee. Am 24. August 1831 ist Gneisenau in seinem Hauptquartier Posen der tückischen Cholera erlegen.

„Gneisenau war die Verkörperung der Gefühle der Entrüstung, des Hasses und der Rache, welche Napoleon durch die brutale Unterjochung Preußens hervorgerufen hatte. Es gab noch andere Männer, die von gleichen Gefühlen beseelt waren. Von allen begeisterten Patrioten aber fand Gneisenau in seinem Geiste die meisten Mittel, das, was die Herzen erfüllte, in die Tat umzusetzen. Kaum ein anderer hat die gleiche Ausdauer, die gleiche Spannkraft, die gleiche Rastlosigkeit

besessen ... Gneisenaus Feldherrntum hat sich auf dem langen Zuge von Bautzen bis zur zweiten Einnahme von Paris glänzend bewährt. Das unablässige durch Blücher repräsentierte Streben nach vorwärts, die stete Bereitwilligkeit, sich für die andern zu opfern, war die einzige Strategie, die den Bund europäischer Mächte mit ihren auseinandergehenden Interessen, Hoffnungen und Befürchtungen zum Ziele führen konnte. In Gneisenau, in keinem andern, hat Napoleon seinen Überwinder gefunden." Mit diesen Worten hat Graf Schlieffen das Feldherrntum Gneisenaus umrissen. Der „Überwinder Napoleons" wurde zu dieser geschichtlichen Leistung nur deshalb fähig, weil er als politischer Mensch zutiefst erfüllt war von dem Bewußtsein, daß die politisch-sittlichen Ideale seines Preußentums, die „Befreiung und Veredelung des Volkes", Lebensgrundwerte darstellten, ohne deren Bewahrung der Preußische Staat seine Sendung nicht zu erfüllen vermochte.

Hermann von Boyen

1771–1848

Von

Hermann Foertsch

Es muß eine freudlose Kindheit gewesen sein, die Hermann von Boyen durchlebte. Der Vater war Oberstleutnant in einem friderizianischen Garnison-Regiment, kränklich und ohne Soldatenglück. Die Mutter hatte vier Kinder geboren, die alle wieder der Tod nahm, ehe Hermann von Boyen am 23. Juni 1771 zur Welt kam. Das Glück des Elternhauses blieb ihm versagt. Eine gütige Tante zog den Jungen auf, der Vater und Mutter nur einmal noch in frühester Kindheit gesehen hatte, ehe sie ihm im gleichen Jahre 1777 durch den Tod entrissen wurden.

Im vierten Lebensjahre begann sein Unterricht, unregelmäßig, wenig nachhaltig; aber der wißbegierige Junge legte bald kein Buch mehr ungelesen aus der Hand. Mit zwölf Jahren war er bei einem Königsberger Regiment „eingeschrieben", und drei Jahre später schon tat er Dienst im ältesten Regiment des Königs von Preußen im kleinen Bartenstein. Man kommandierte ihn zur Militärschule nach Königsberg, wo er in freien Stunden als Siebzehnjähriger den großen Philosophen Kant hörte. Der junge Boyen mag ihn nicht verstanden haben und hat zeit seines Lebens nicht viel von seinen Lehren gewußt; aber gelebt hat er sie wie kaum einer seiner Zeit. Ein fröhlicher Kamerad, oft zu Scherz und Spott aufgelegt, mit gesundem Ehrgeiz, ein wenig eitel, aber in seinem Denken den Altersgenossen bald überlegen. Schon 1788 verfaßte er einen Schriftsatz über den Vorzug der Stände. Er wollte den Offizierstand geistig und sittlich gehoben sehen und war dabei doch aller Überheblichkeit gegen andere Berufe fern. „Ich will bei Gott keine Ständezertrümmerung nach unseren Modegrundsätzen", schrieb er in jungen Jahren, „aber etwas mehr Verschmelzung und Annäherung scheint mir für unser Zeitalter in moralischer und politischer Hinsicht Pflicht." Die Achtung vor jeder ehrlichen Arbeit, auch der „niederen" Stände, der Glaube an das Gute im Menschen förderten seine Beschäftigung mit den seelischen Grundlagen des menschlichen und soldatischen Lebens. Tüchtigkeit wollte er gelten lassen schon im Frieden, und daß der Offizierstand dem Adel vorbehalten sein soll, schien ihm gegen den Sinn der Zeit. Unauslöschlich wirkten auf ihn die Erfahrungen, die ein verständiger Vorgesetzter aus der Weckung des Ehrgefühls bei seinen Soldaten zog. „Je mehr der Offizier sich mit dem Soldaten beschäftigt" — das blieb seine Ansicht — „je mehr er die Eigentümlichkeiten desselben erforscht, je sicherer wird er in der Behandlung desselben und lernt zuletzt erkennen, was nicht allein zur Disziplinierung desselben notwendig ist, sondern auch um ihn mit Erfolg vor den

Feind zu führen". Etwas vorauseilend nannte er als junger Soldat schon allgemein den Grundsatz, „den Rekruten ohne Schläge seine Pflicht zu lehren". Das Tirailleur-Gefecht erschien ihm 1794 als die Gefechtsform der Zukunft, aber er wagte noch nicht den Bruch mit der Linear-Taktik. Die Zukunftsbedeutung des Schützenkampfes war ihm klar, aber auf die Schlachten-Infanterie alter Art wollte er noch nicht verzichten. Umwälzend dagegen waren seine frühen Gedanken über die Bildung besonderer Jägerkompanien, in denen junge Bürger ihre Ausbildung erfahren sollten, um später auch im Frieden schon Offizier werden zu können. Früh schon grübelte er über die Verbindung zwischen militärischem und bürgerlichem Leben und ließ damit zum erstenmal das Leitmotiv seines Lebens anklingen. Die Französische Revolution erlebte er in den eindrucksfähigsten Jahren und fand hier manchen seiner Gedanken wieder. Aber „was wir mit so viel Pomp in neueren Zeiten Menschenrechte nannten, sind nichts mehr und nichts weniger als die Pflichten gegen unseren Nächsten in politischer Hinsicht".

1796 wurde Boyen Kompaniechef in Gumbinnen. Hier ging er ganz auf in der Ausbildung seiner Kompanie und in der Sorge um seine Leute. Hier fand er schon den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht und sah darin die höchste Pflicht des Bürgers, die er nicht der Hefe des Volkes übertragen wissen wollte. Standesrücksichten und Reichtum wollte er als Ausnahme vom Waffendienst nicht gelten lassen. Nur die Verdienste bewährter Männer sollten vielleicht die Nachkommen vom Wehrdienst befreien können. In freien Stunden vertiefte er sich in historische und politische Schriften, wo er nach den tragenden Gedanken und den großen Zusammenhängen suchte. Im Kameradenkreis wirkte er anregend und treibend. Lesezirkel für die Offiziere, Schreibschulen für Unteroffiziere und Soldaten wurden nach seinen Plänen eingerichtet.

Zu hohe Phantasie und Empfindsamkeit erschien ihm falsch, und doch dichtete er zuweilen selbst holprige, aber tiefgefühlte Verse. „Unsere Entschlüsse müssen nicht durch die begeisterte Einbildungskraft, sondern durch die ruhige Vernunft hervorgebracht werden", schrieb der Mann, der selbst für seine Ideen leidenschaftlich kämpfte. „Die Stimme der Empfindung muß schweigen, wenn es auf die Erfüllung der Pflicht ankommt." „Wer es so weit gebracht hat, bei einer Pflichtverletzung vor sich selbst zu erröten, kann dem Donner der Schlacht ruhig entgegensehen." „Rastlos Fortschreiten, das ist das erste, das heiligste Gesetz des menschlichen Geistes." So arbeitete er an sich selbst, prüfte in Tagebüchern seine eigene charakterliche Entwicklung und stellte für sich die Grundsätze auf, nach denen er den neuen Menschen erzogen sehen wollte.

Das für Preußen unglückliche Jahr 1806 traf ihn hart. Er war im Stabe des Herzogs von Braunschweig ins Feld gerückt, wo er mit Sorge den Mangel an Führung und den Zerfall des friderizianischen Heeres sah. In der Schlacht bei Jena wurde er an der Hüfte verwundet und gefangengenommen. Mit Mühe nur konnte er sich in Weimar den Franzosen entziehen. Hier lernte er Goethe kennen,

den er innerlich ablehnte, weil er ihm zu stolz und zu wenig deutschgesinnt erschien. Wieland riet ihm, den Offiziersrock auszuziehen und ganz den Wissenschaften zu leben. Boyen aber widerstand der Lockung. 1807 war er wieder Stabskapitän im Preußischen Generalstab, wo ihn sein Meister Scharnhorst entdeckte. „Einen einsichtsvollen Mann, dem die inneren Verhältnisse in der Armee bekannt waren und der mit großer Geschicklichkeit und Pünktlichkeit seine Geschäfte verrichtete", so hatte ihn Scharnhorst beurteilt. Das war kein überschwengliches Lob, aber aus diesem Munde wertvolle Anerkennung.

So wurde Boyen zu Beginn des folgenden Jahres zum Mitglied der Reorganisationskommission ernannt. „Tätige, lebhafte, ambitiöse Männer, deren Geist den Körper bald verzehrt", wollte Scharnhorst jetzt in leitende Stellen bringen. Zu ihnen war Boyen wie kaum ein anderer zu rechnen. Zu seinem Arbeitsgebiet gehörte die Neuregelung der Offiziersbeförderungen, die Beeinflussung des Schulwesens, die Schaffung der neuen Etats, die Änderung der ganzen Truppenverwaltung und die Abschaffung der Kompaniewirtschaft mit ihren sittlichen Mängeln. Aus ganzer Überzeugung konnte er jetzt auch für die Einführung des Schützengefechtes wirken. Entscheidend aber war seine Mitwirkung an der Durchführung des Krümpersystems, mit dem die zahlenmäßigen Fesseln des Tilsiter Friedens allmählich abgestreift werden sollten. Boyen legte damit den Grund zu seinem Lebenswerk, aus dem stehenden Heer das „Volk in Waffen" auch für den Frieden zu schaffen. Sein politisches Denken und Wirken war gegen die Verständigung mit Napoleon gerichtet, und als das Bündnis mit dem Kaiser der Franzosen doch zustande kam, reichte er ein zweites Abschiedsgesuch ein. Erst 1812 entschloß sich der König, ihn zu entlassen. Sein Drängen war zu stark geworden. Boyen ging nach Rußland, wo er dem Vaterland auf andere Art zu dienen gedachte. Der Zar sandte ihn zum König von Preußen als Übermittler eines Bündnisangebots zurück. Einen freudigeren Boten konnte er nicht finden. So stand Boyen im Frühjahr 1813 als Oberst wieder in preußischen Diensten.

Seine erste Verwendung im Befreiungskampf hat ihn nicht befriedigt. Er war im Hauptquartier des russischen Armeeführers Kutusoff, wo seine Tätigkeit lahm lag. Als der König ihn dann aber dazu ausersah, im Militärgouvernement Berlin die Aufstellung der Landwehr zu betreiben, war ihm ein Herzenswunsch erfüllt. Mit väterlicher Liebe und unübertrefflichem Eifer stellte er eine Landwehrbrigade auf, der die Deckung von Berlin übertragen wurde. Sein Streben war, die Landwehr zu einer kriegstüchtigen Truppe zu machen. Gewiß ging er in vaterländischem Überschwang mit seinen Forderungen über die Leistungsmöglichkeiten hinaus; aber ihm lag vor allem daran, den Wehrgeist zu wecken und anzuspornen. Als ein hartes Geschick dem preußischen Heere seinen Scharnhorst entriß, schlug Hardenberg den Obersten von Boyen als Nachfolger vor. Der König lehnte diesen Vorschlag ab, und Boyen wurde Generalstabschef beim Korps Bülow. Seine Verdienste in dieser Stellung sind schwer zu nennen. Es lag nicht in seinem Amt, in das Licht

der Öffentlichkeit zu treten. Daß aber bei Großbeeren der Stoß gegen die Flanke des Feindes geführt wurde, bleibt sein Verdienst; daß zur Entscheidung von Dennewitz durch Boyen die Reserven und Artillerie herangeholt wurden, ist geschichtliche Wahrheit; daß die Nordarmee über die Elbe zum Marsch auf Leipzig gezogen wurde, hat Boyen in Übereinstimmung mit Gneisenaus Plänen herbeigesehnt und durchgesetzt. Dann galt es, in Westfalen und am Rhein die Wehrkraft dieser Provinzen für Preußens Freiheit zu wecken. Auch dies war eine Verwendung ganz nach Boyens Wunsch.

Ein gewaltiges Erlebnis nahm Boyen aus diesem Feldzug mit: den Opferwillen eines ganzen Volkes und die große Entwicklung der preußischen Wehrkraft, die sich für ihn vor allem in der Einrichtung der Landwehr verkörperte. Er sah zum erstenmal in seinem Preußenvolk ein Staatsbewußtsein geweckt, oft noch unklar in den Äußerungen, aber stark im Wesen. Der Rock des Soldaten war ein Ehrenkleid geworden. In ihm hatte der Adlige zusammen mit dem Bürger, der Arbeiter zusammen mit dem Besitzer um die Freiheit der Heimat gekämpft. In ihm gewann der Gedanke des gleichen Rechts und des gleichen Opfers bildliche Gestalt. Im Zeichen dieser Gleichheit war Preußen durch Waffen wieder frei geworden. Diese Freiheit und politische Macht zu erhalten, wurde Boyens Lebensziel.

Scharnhorst, der Schöpfer dieser Macht, war nicht mehr; Gneisenau lehnte seine Nachfolge ab. Da traf Hardenbergs Wahl wieder auf Boyen, und jetzt stimmte der König zu. Am 3. Juni 1814 wurde der General von Boyen zum Staats- und Kriegsminister ernannt; er war der erste Minister mit diesem Titel. Ein einfacher und besonnener Mann von dreiundvierzig Jahren, kein Meister des Wortes, aber ein klarer Geist; ohne den hohen Gedankenflug eines Gneisenau, ohne die tiefe Selbstlosigkeit des stillen Scharnhorst, aber mit unermüdlicher Arbeitskraft und zähem Willen, mit Glauben und Freude ging Boyen an sein Werk.

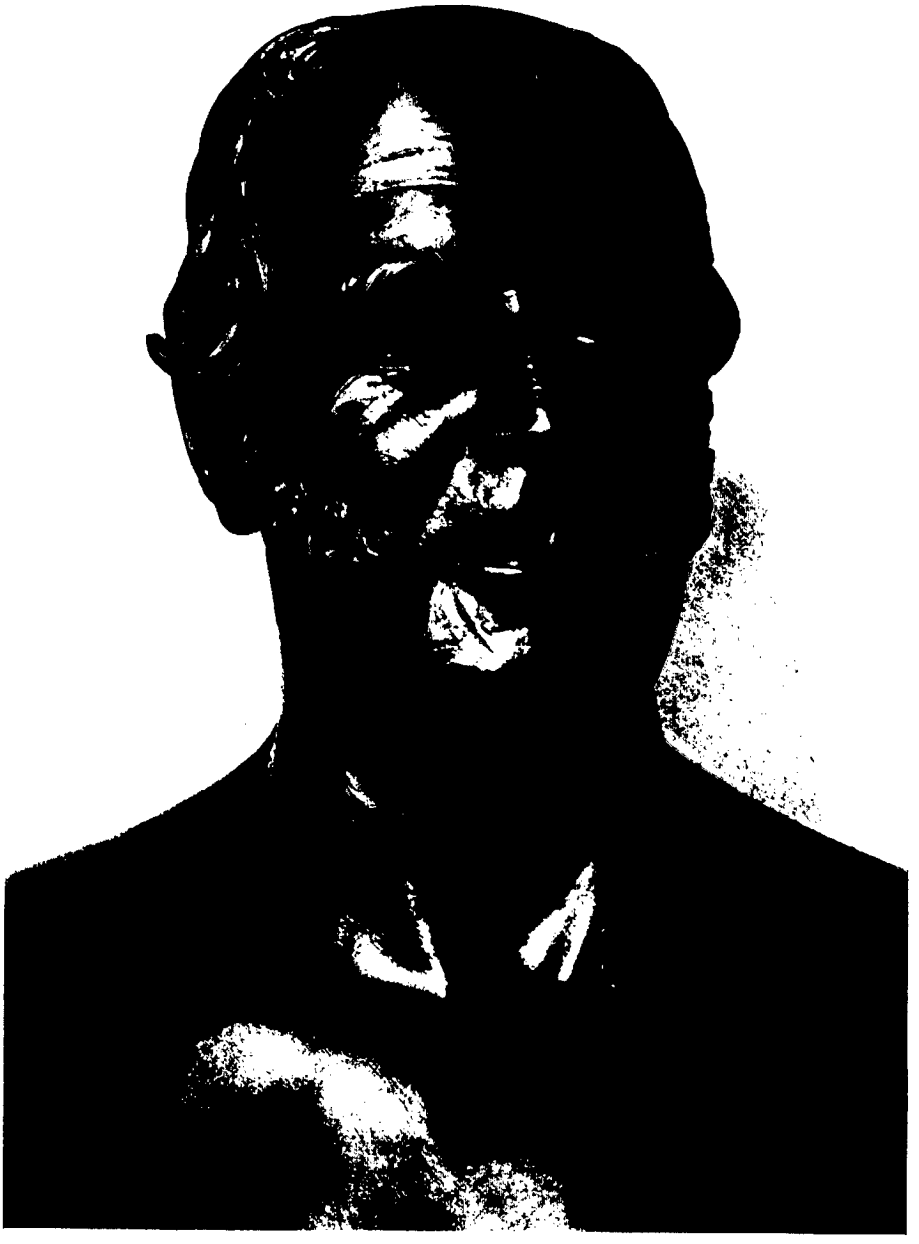
Seine erste Tat war die Neugliederung des Kriegsministeriums, in dem er mit straffer Leitung alle militärischen Geschäfte zusammenfaßte. Der General von Grolman baute unter ihm zum erstenmal den preußischen Generalstab auf. Auch die obersten militärischen Behörden im Lande wurden neu gegliedert. An die Stelle der Militär-Gouverneure traten Kommandierende Generale, die allen militärischen Behörden der Provinz übergeordnet wurden und ihre Hauptaufgabe in der Hebung aller Kampfmittel ihres Bereichs zu sehen hatten.

Das Wichtigste und Schwierigste aber blieb die Neuordnung der gesamten Wehrverfassung. Die allgemeine Wehrpflicht war ja nur für die Dauer des Krieges eingeführt. Sie hatte sich unvergleichlich bewährt. Jetzt galt es, diese Wehrverfassung, der Preußen den Sieg verdankte, für die Friedenszeit zu erhalten. Boyen stand vor der Frage, ob er zum Kantonsystem Friedrichs des Großen mit seinen vielfachen Befreiungen vom Waffendienst zurückkehren oder auf dem Weg der Wehrpflicht ohne Ausnahme fortschreiten sollte. Seine Verehrung für den großen König war unverändert, aber für den Scharnhorst-Schüler, für den

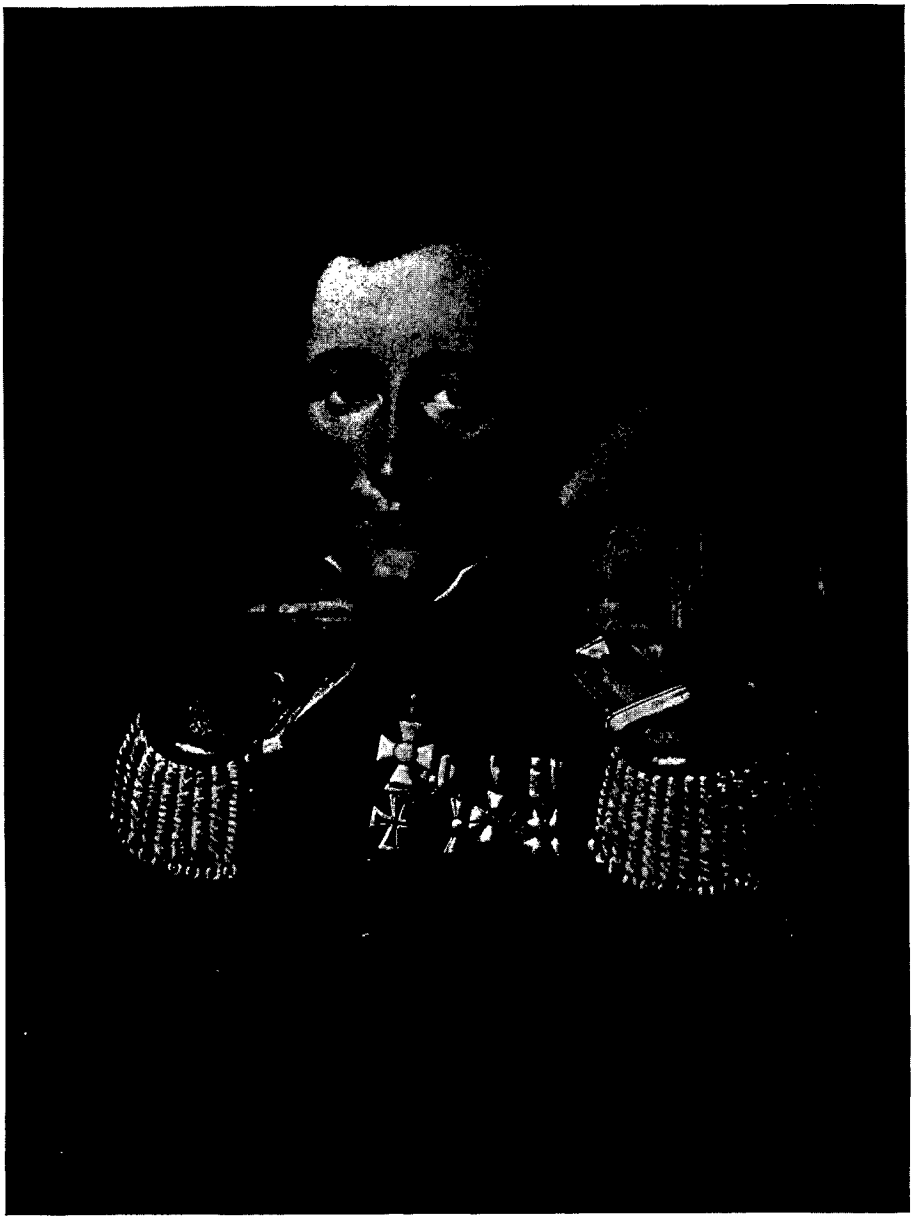
gläubigen Bewunderer der Landwehr, für den mitleitenden Erzieher zu Staats- und Bürgerpflichten war kein Zweifel möglich. Ihm schien die allgemeine Wehrpflicht höchster Ausdruck des endlich geborenen Staatsbewußtseins. Der General von Boyen erhielt die allgemeine Wehrpflicht dem Preußischen Staat und hat durch diese Tat dem Leben seines Volkes für ein Jahrhundert den Stempel gegeben. „Derweilen in Wien", sagt Treitschke, „der große Friedenskongreß zusammentrat, erhob sich in Preußen eine neue Größe der deutschen Geschichte: das Volk in Waffen."

„Folgendes sind", schrieb Boyen am 31. Juli 1814 an Gneisenau, „die auch von den Ministern zugestandenen Hauptziele: Alles ist wehrpflichtig. Die stehende Armee nicht groß; etwa zehntausend auf die Million, mit drei Jahren Dienstzeit. Die Landwehr fällt in zwei Aufgebote, jedes mit sechsjähriger Dienstzeit. Mit dem fünfunddreißigsten oder sechsunddreißigsten Jahr hört also der Dienstzyklus auf. Das erste Aufgebot, etwa zwanzigtausend auf die Million, wird so disponibel gemacht, daß es jeden Augenblick das stehende Heer verstärken kann. Das zweite Aufgebot wird in der Regel zu Besetzungen bestimmt. Der Landsturm bleibt eine gesetzliche Landeseinrichtung." Boyen dachte sich also das stehende Heer als die große Schule des wehrhaften Volkes. Die Landwehr, die 1813 aus Unausgebildeten zusammengestellt war, sollte nunmehr einen Stamm erhalten und in der Masse durch die Schule des stehenden Heeres gegangen sein. Sie war als Rückhalt der Wehrmacht, als Ausgleich für alle Lagen gedacht, ein Sinnbild des wehrhaften Bürgers. Mit dieser preußischen Landwehr ist Boyens Name unlöslich verbunden.

Am 24. August 1814 legte der Kriegsminister einen Bericht „über einige Gegenstände der künftigen Armeeverfassung" vor, der ohne Rücksicht auf den künftigen Gebietsumfang des Landes verfaßt war. Dem General von Boyen kam es vor allem darauf an, den Grundgedanken der allgemeinen Wehrpflicht unverzüglich zu verankern, ehe der Durchführung Gefahren entstehen konnten. So nennt er es „heiligste Pflicht, durch eine zweckmäßige Anordnung der Verteidigungsmaßregeln die Selbständigkeit der Nation zu sichern". Die Grenzen steckt er sich selbst in der Bevölkerungszahl und den Finanzen des Staates und in der Notwendigkeit, Gewerbe und Wissenschaft zu erhalten. In festem Glauben an den Sieg seiner Gedanken sagt er zum Schluß in dieser Denkschrift, daß die Aufgabe eigentlich schon gelöst sei durch die Verfassung der siegreichen bewaffneten Macht, „die nicht allein den Staat und Deutschland befreit hat, sondern alle die Keime und Grundlagen enthält, von deren zweckmäßiger Erweiterung mit Zuversicht die Erhaltung der preußischen Monarchie zu erwarten ist". Schließlich empfahl Boyen noch vor Antritt des Wiener Kongresses, „diese Einrichtungen als ein Vorbild für die übrigen fürstlichen Länder fest zu bestimmen". Diese Hoffnung trog. Kein anderer deutscher Staat ist damals Preußen auf diesem Wege gefolgt. Deutschlands Größe wurde einsam geboren.



Hermann von Boyen
Bronzebüste von E. A. Hopfgarten, 1847. Berlin, Hohenzollernmuseum



Carl von Clauſewitz
Gemälde von Wilh. Wach, 1830. Potsdam, Privatbeſitz

Das Wehrgesetz vom 3. September 1814, das „herrliche", wie es in diesen Jahren der Volksmund nannte, enthielt folgende Bestimmungen: Jeder Eingeborene, sobald er das zwanzigste Jahr vollendet hat, ist zur Verteidigung des Vaterlandes verpflichtet. Um aber die Fortschritte der Wissenschaften und Gewerbe nicht zu stören, sollen für Dienstleistung und Dienstzeit folgende Abstufungen stattfinden: Die bewaffnete Macht soll bestehen

1. aus dem stehenden Heere,
2. der Landwehr ersten Aufgebots,
3. der Landwehr zweiten Aufgebots,
4. dem Landsturm.

Die Stärke des stehenden Heeres und der Landwehr wird nach den jedesmaligen Staatsverhältnissen bestimmt. Die stehende Armee ist ständig bereit, ins Feld zu rücken, sie ist die Hauptbildungsschule der ganzen Nation für den Krieg und umfaßt alle wissenschaftlichen Abteilungen des Heeres. Die stehende Armee besteht neben denen, die auf weitere Beförderungen dienen wollen, und Freiwilligen, die solche Prüfung nicht bestehen können, aus einem Teil der jungen Mannschaft vom zwanzigsten bis fünfundzwanzigsten Jahr. Die drei ersten Jahre sind Dienst bei der Fahne, die zwei folgenden Dienst als Reserve des stehenden Heeres. Junge Leute aus gebildeten Ständen, die sich selbst kleiden und bewaffnen können, brauchen nur ein Jahr zu dienen, können zwei Jahre beurlaubt werden und treten dann in die Landwehr ersten Aufgebots, wo sie nach Fähigkeiten und Verhältnissen die ersten Ansprüche auf die Offiziersstellen haben sollen. Die Landwehr ersten Aufgebots ist im Kriege zur Unterstützung des stehenden Heeres bestimmt, im Frieden aber mit Ausnahme der Übungszeit in die Heimat beurlaubt. Sie wird ausgewählt

1. aus allen Männern vom zwanzigsten bis fünfundzwanzigsten Lebensjahre, die nicht in der stehenden Armee dienen;
2. aus denen, die als einjährig dienende ausgebildet sind;
3. aus den Ausgebildeten vom sechsundzwanzigsten bis zweiunddreißigsten Lebensjahr.

Die Landwehr zweiten Aufgebots ist im Kriege zu Verstärkungen der Garnisonen, zu Besatzungen und Verstärkungen des Heeres bestimmt. Sie wird aus allen Männern gebildet, die sowohl aus der stehenden Armee wie aus der Landwehr ersten Aufgebots austreten, und aus den Waffenfähigen bis zum neununddreißigsten Jahr. Der Landsturm tritt nur auf besonderen Befehl zusammen; er wird aus allen Männern bis zum fünfzigsten Jahr gebildet, die nicht in das stehende Heer und die Landwehr eingeteilt sind, und aus allen rüstigen Jünglingen vom siebzehnten Jahr an. Wer im stehenden Heere länger dienen will, muß sich auf sechs Jahre verpflichten; er erhält eine besondere Auszeichnung und bei der

zweiten Verlängerung eine Zulage und bei Dienstunfähigkeit Versorgungsanspruch. Für die Leitung des gesamten Ersatz- und Auswahlgeschäftes soll in jedem Kreise eine besondere Behörde gebildet werden.

Auf der Grundlage des stehenden Heeres also mit seinen Berufsoffizieren und Berufsunteroffizieren stand die Landwehr mit ihren eigenen Dienstgraden. Beide zusammen bildeten trotz der Trennung ihrer inneren Einrichtungen das Volk in Waffen. Boyen selbst hat später einmal stehendes Heer und Landwehr „zwei treue Söhne eines Vaters und einer Mutter, des Königs und des Vaterlandes", genannt; „darum können sie nicht allein stehen und müssen als Brüder einander unterstützen". Sein Lieblingswunsch aus der Jugendzeit, den Zusammenhang zwischen bürgerlichem und militärischem Leben ganz eng zu gestalten, war in diesem Wehrgesetz Wirklichkeit geworden.

Kritiken blieben natürlich nicht aus. Manchem alten Soldaten schien die neue Wehrverfassung zu wenig offensiv für eine Großmacht wie Preußen. Aber die Finanzen des Staates reichten nicht aus, das stehende Heer stärker zu gestalten. Andere sahen die allgemeine Wehrpflicht nicht durchgeführt, solange das stehende Heer nur aus einem Teil der Mannschaft vom zwanzigsten bis fünfundzwanzigsten Lebensjahr bestehe. Dieser Vorwurf trifft zu, und die Folge dieser Bestimmung machte sich bald unangenehm bemerkbar. Andere wieder bemängelten die Fassung der Bestimmung, nach der die Stärke des stehenden Heeres sich nach den jeweiligen Staatsverhältnissen richten sollte. Boyen wollte jetzt jeden Streit um die Heeresstärke zurückstellen, weil er die Festlegung des Grundgedankens der Wehrpflicht gefährdet hätte. Es ist kein Zweifel, daß aus dieser Bestimmung mancher Mangel in der Durchführung erwuchs; aber gerade diese lose Fassung hat es auch ermöglicht, alle späteren Reformen durchzuführen, ohne das Wehrgesetz an sich ändern zu müssen.

Als die Ausführungsbestimmungen des Gesetzes erlassen werden sollten, kam die Nachricht, Napoleon sei von Elba in Frankreich gelandet. Ein neuer Feldzug begann. Die Mobilmachung hierzu war schwierig. Sie traf das Heer im ungünstigsten Zeitpunkt. Die Truppenteile waren zum Teil in der Umbildung, die alte Landwehr vielfach noch nicht entlassen. Die neue Aushebung umfaßte etwa fünf bis sechs Prozent der Bevölkerung und streifte hart die Grenze des überhaupt Möglichen. Deshalb ließ Boyen in der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht Milde walten. Ihm schien es nur wichtig, daß der Grundsatz an sich gewahrt blieb und man gesetzliche Ausnahmen nicht mehr zuließ.

Einen Einfluß auf den Gang der Operationen des Feldzuges von 1814/1815 hat General von Boyen nicht genommen; das war auch nicht seines Amtes. Aber zum Friedensschluß erhob auch der Kriegsminister wieder seine Stimme für Preußens und Deutschlands Größe. Frankreich hat sich durch weite und planmäßige Eroberungen ein Übergewicht an Menschenzahl geschaffen, so führte er aus, also muß seine Volkszahl zurückgedrängt werden. Er wollte sein Vaterland,

das die größten Opfer für Deutschlands Befreiung gebracht hatte, auch groß und mächtig sehen.

Nach Beendigung des Feldzuges war endlich an eine ruhige Arbeit zu denken. Jetzt waren die großen Gedanken des neuen Wehrgesetzes in die Tat umzusetzen. Es hat an Schwierigkeiten und Hemmungen, an Widerständen böswilliger und unerfahrener Gegner nicht gefehlt. Aber Boyen blieb unbeirrt. Die große nationale Volkserziehung war das Ziel seiner Arbeit. Ihm zuliebe gab er nach, wo ein Kampf nicht lohnte. Ihm zuliebe aber blieb er fest, wo es sich um die große Sache handelte.

Um das stehende Heer so schlagfertig wie möglich zu machen, regte er vermehrten Bau von Kasernen an und war darauf bedacht, jede „Einbürgerung" der stehenden Truppenteile zu verhindern. Der junge Soldat sollte im stehenden Heere ganz dem Dienst am Preußischen Staat zufallen. Als Landwehrmann konnte er sich dann als Kämpfer für seine engere Heimat fühlen. Die Ausbildung der Truppe so neuzeitlich wie möglich zu gestalten, war Boyens ständiges Streben. Er forderte das Schießen nach der Scheibe, den Schützenkampf und Übungen im größeren Verband. Er forderte die Kenntnis der Dienstvorschriften aller Waffen durch die höheren Offiziere. Er plante, um die Leistungen des Offizierkorps zu heben, eine besondere Regelung der Beförderungsverhältnisse. Sein Hauptaugenmerk aber galt der Vertiefung der militärischen und allgemeinen Bildung des neuen Offiziers. Aus dem alten Drillmeister sollte der Erzieher der Jugend werden. Für die Durchführung dieser Gedanken hat er bis an die Grenze des überhaupt Möglichen sich immer wieder eingesetzt.

Bald zeigten sich Schwierigkeiten. Die Stärke des stehenden Heeres reichte nicht entfernt aus, die allgemeine Wehrpflicht wirklich durchzuführen. Das wirkte sich auf die Zusammensetzung der Landwehr noch schlimmer aus. Die Folge davon war, daß auch die Auswahl aus der großen Zahl der Wehrpflichtigen für die tatsächliche Dienstleistung mit der Waffe besonders schwierig wurde. Gesetzliche Befreiungen ließ der Grundgedanke des Wehrgesetzes nicht zu. Die Aushilfsmittel waren unzureichend. Auch die Wiedereinführung des Loses behob die Schwierigkeiten nicht. Ein weiterer Gefahrenpunkt war die Einrichtung der einjährig Dienenden. In ihnen sah der Kriegsminister den künftigen Landwehroffizier. Sie sollten deshalb nicht, wie 1813, eigene Verbände bilden, sondern in allen Truppenteilen des stehenden Heeres dienen. Nicht Reichtum und Besitz galt, sondern nur der Wunsch, den gebildeten jungen Leuten Gelegenheit zu geben, ihre Bildung ohne allzu langen Heeresdienst fortsetzen zu können. Gewiß ist dadurch manche Halbbildung hochgekommen; aber ein gut Teil neuen Strebens wurde auch in die Schichten des Volkes getragen, die bisher nicht daran gedacht hatten, den Jungen etwas lernen zu lassen. Auch andere Widerstände tauchten auf. Alte Familien brachten ständische Bedenken vor, Stadtverwaltungen hatten Sorgen um den ruhigen Fortgang von Handel und Gewerbe, und Wünsche nach dem alten

Ausnahme- und Beurlaubtensystem vereinigten sich mit Gedanken an eine reine Miliz. Boyen blieb fest. Er kannte wohl die Schwächen seiner neuen Wehrordnung, nahm sie aber in schöpferischer Freude nicht zu ernst. Die Erziehung des Volkes durch das Heer erschien ihm mit Recht höchster Gewinn.

An die Schule des stehenden Heeres schloß sich der Dienst des Landwehrmannes an. Das Wehrgesetz hatte die Einrichtung der Landwehr in großen Zügen festgelegt, aber ihr Verhältnis zum stehenden Heer und ihre Stärke offen gelassen. Die Landwehr von 1813 war eine Schöpfung für den Kriegsfall gewesen und bestand zum weitaus größten Teil aus Unausgebildeten. Diese Regelung hatte in der damaligen Notlage genügt, wenn die Landwehr auch, wo sie wirklich hart in den Kampf gekommen war und scharf marschieren mußte, alle Mängel einer Nottruppe gezeigt hatte. Jetzt mußte etwas Neues geschaffen werden, ein zweites Heer, das auf den Schultern des ersten stand und seine eigene Gliederung hatte, eine Landwehr von ausgebildeten Soldaten. Die im November 1815 erlassene „Landwehrordnung" stellte als Hauptgrundsatz die Wahrung des engen Zusammenhanges mit dem bürgerlichen Leben in Gemeinde, Kreis und Provinz heraus. „An den mäßigen Umfang des stehenden Heeres", hieß es in der Einleitung zur Landwehrordnung, „schließt sich künftig die Landwehr, zwar immer zur Verteidigung des Vaterlandes bereit, doch nur dann versammelt, wenn ein feindlicher Einfall oder die eigene Ausbildung es notwendig macht." Die Landwehrtruppenteile erhielten eigene Ergänzungsbezirke. Knappe Stäbe bildeten die Stämme für diese Truppenteile. Alles andere war Landwehr, das heißt nicht ständig unter den Fahnen befindlich. Der Offiziersersatz erfolgte durch Wahl des Regiments-Offizierkorps. Die Wehrmänner wurden aus den gedienten Soldaten und aus nicht ausgebildeten Landwehrpflichtigen ergänzt. In jedem Regierungsbezirk wurde ein höherer Offizier als Inspekteur für beide Landwehraufgebote angestellt. Er hatte die Ausbildung der Landwehr zu leiten und alle Ergänzungs- und Mobilmachungsangelegenheiten — auch für das stehende Heer — mit den Zivilbehörden nach den Weisungen des Kommandierenden Generals zu regeln. Die Anweisung für diese Landwehrinspekteure war ganz im Boyenschen Geiste gehalten. Ihm lag daran, gerade in diese Stellungen Männer zu bringen, die höchste volkserzieherische Eigenschaften hatten.

Über die Errichtung des Landsturms ergingen keine Ausführungsbestimmungen. Das war eine weise Beschränkung, denn ein Kampf um den Landsturm hätte vielleicht das ganze Gesetz gefährdet.

Die Landwehrordnung war bald starken Angriffen ausgesetzt. Daß zwei so verschiedene Elemente wie das stehende Heer und die Landwehr ersten Aufgebots zu gleicher Verwendung vor dem Feind vorgesehen seien, wollte den alten Soldaten nicht in den Sinn. Sie meinten, wenn die Landwehr wirklich offensivfähig sei, dann sei das stehende Heer ja nicht nötig; dann genüge ja eine Miliz. Eine Miliz aber reiche militärisch nicht aus, darum solle man die Landwehr wieder

abschaffen. Diese Kritik übersah, daß Boyen finanziell eng gebunden war und eine starke Armee ohne große Kosten schaffen mußte. Die Landwehr aber war eine sehr billige Einrichtung und schien militärisch durchaus brauchbar, wenn sie aus dem stehenden Heer hervorging. Weiter wurde, nicht zu Unrecht, von vielen Seiten die scharfe Trennung von stehendem Heer und Landwehr verurteilt, weil bei einer engeren Verschmelzung dieser beiden Teile der Ausbildungswert der Landwehr sich steigern ließe. Der Kriegsminister übersah diese Schwächen nicht. Aber ihm lag daran, den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht, dieser „Blutsteuer", wie sie Treitschke einmal genannt hat, möglichst schnell volkstümlich zu machen. Dazu schien ihm die Landwehr, vor allem in selbständiger Gliederung und mit eigenem Offizierkorps, besonders geeignet.

Trotz aller Vorwürfe lebte sich die neue Landwehrordnung schnell ein, und selbst die Gegner der Landwehr mußten ihre Leistungen anerkennen. Die Kriegserfahrung der meisten Offiziere und Landwehrmänner ließ zunächst auch gewisse Schwächen nicht so stark in Erscheinung treten. Und Boyen selbst versuchte immer wieder mit Geduld und Strenge, seine idealen und romantischen Auffassungen über die Landwehr in alle Stellen hineinzutragen. Bald jedoch stellten sich ernste Mängel heraus, die der ganzen Einrichtung Gefahr brachten. Die Leistungen der Landwehroffiziere ließen nach wenigen Jahren nach; die militärische Ausbildung der Einjährigen, die ja den Hauptersatz für die Landwehr-Offizierkorps bildeten, war bei vielen Truppenteilen nicht ernsthaft genug betrieben worden. Die sicherste Abhilfe wäre zweifellos eine stärkere Mischung der Landwehr- und Linienoffiziere gewesen. Boyen aber wollte im Frieden die Trennung aufrechterhalten, weil er alle Stände zum Offizierdienst heranziehen und nicht gern den älteren Landwehrmann dem jungen Linienoffizier unterstellen wollte. Dieser Wunsch kam aus einem gewissen Mißtrauen Boyens gegen die Offiziere des stehenden Heeres, das wohl keine allgemeine Berechtigung hatte, aber verstanden werden muß aus seinen Erfahrungen von 1806 und seinem Abscheu gegen jeden Standesdünkel.

Ein weiterer wichtigerer Nachteil lag darin, daß zuviel Unausgebildete in die Landwehr eingestellt werden mußten, weil das stehende Heer schon nicht mehr ausreichte, die allgemeine Wehrpflicht wirklich durchzuführen. Hier drohte ein Grundpfeiler der ganzen Heeresgliederung zu stürzen. Denn nur wenn die Landwehr genügend ausgebildete Leute besaß, war ihre beabsichtigte Verwendung, die Eingliederung des ersten Aufgebots in das stehende Heer, gerechtfertigt. Da die Landwehr aber aus zeitlichen und anderen Gründen gar nicht in der Lage war, die unausgebildet Eingestellten auf die gleiche Höhe mit den gedienten Leuten zu bringen, drohte das ganze Boyensche Gedankengebäude zu wanken. So griff man zu Aushilfen, kommandierte Linienoffiziere zur Landwehr und stellte Landwehr-Rekruten zu einer kurzen Ausbildung in die Landwehr ein. Das war ein wenig schöner Notbehelf. Aber eine frühzeitige Änderung der eben gesetzlich festgelegten

Bestimmungen verwarf der General von Boyen aus guten politischen und volkserzieherischen Gründen.

Boyens starker Glaube, daß die Macht des Staates oberstes Gebot, daß die Wehrpflicht höchste Ehrenpflicht sei, stand weit über allen Klagen. Die Mängel und Schwierigkeiten sah auch er. Aber er schrieb sie zum guten Teil den sozialen und wirtschaftlichen Zuständen der Zeit zu, die nicht immer Schritt gehalten hatten mit den fortschrittlichen Gedanken seiner neuen Wehrordnung.

Im engsten Zusammenhang mit der beabsichtigten Verwendung der Landwehr, besonders des zweiten Aufgebots, standen Boyens Pläne für die Landesbefestigung. Er wollte zahlreiche Stützpunkte im ganzen Land verteidigungsfähig machen, von alten Schlössern und Burgen bis zu neuen befestigten Zeughäusern. Sein treuer Gehilfe Grolman hat, durch Boyen immer wieder angetrieben, die Landesbefestigung sehr gefördert. Boyens großer Wunsch, im Osten des Preußischen Staates starke Festungsanlagen zu schaffen, ging noch zu seinen Lebzeiten in Erfüllung. Noch heute heißt das befestigte Lötzen „Feste Boyen".

Ein Blick auf Wehrsystem und Landesbefestigung im deutschen Land gibt überall das gleiche Bild: Preußen weit voran zur Sicherung seiner neugegründeten Macht und zum Schutze der deutschen Grenzen gegen Frankreich; im Süden und Südwesten Deutschlands unverantwortlicher Stillstand oder gar Verfall und schutzlose Grenzen. Daran änderte auch Preußens Kampf im Deutschen Bunde nichts. Daß hier keine Erfolge errungen wurden, ist nicht Schuld der preußischen Generale. Politische Zurückhaltung, engstirnige Sonderwünsche kleiner Machthaber und manche Unaufrichtigkeit blieben stärker als preußischer Soldatenwille. Preußen fühlte seinen deutschen Beruf und konnte nur sich ganz bescheiden oder die Machtstellung in Norddeutschland anstreben. Dies hatte niemand besser erkannt als Boyen. Der klare Blick des Schöpfers der neuen preußischen Wehrmacht hat die Zusammenhänge von Wehr- und Außenpolitik nie aus den Augen verloren. Preußen hatte im Befreiungskampf die größten Opfer gebracht. Es hatte den größten Anteil am Siege und hatte zu diesem Sieg innere Kräfte zu wecken gewußt, die nicht mehr einzuschläfern waren, die in feste Bahnen zu leiten Boyen nötig schien.

Auch Boyens innenpolitische Anschauungen entsprachen seinem wehrpolitischen Denken. „Steckt jedem Staatsbürger für sein ganzes Leben ehrenvolle, aber stufenweise geordnete Ziele vor, die er mit seinen Kräften auch wirklich erreichen kann, und ihr werdet in kurzer Zeit einen National-Charakter bilden, der eine mächtige Stütze der Regierung wird." Für den Vater der Landwehr war die Entwicklung eines starken Bauerntums und Mittelstandes selbstverständliches Gebot. Er forderte hohe Opfer für den Staat. So sah er auch hohe Pflichten dieses Staates dem einzelnen gegenüber. Aus diesem Gedankengang heraus sind seine Wünsche und zahlreichen Vorschläge einer Verfassung zu verstehen. Die Preußen hatten nach seiner Ansicht durch ihre Leistungen im Krieg einen hohen Anteil an der

Gestaltung des politischen Lebens verdient. So wird auch sein bewundernswerter Weitblick verständlich, mit dem er Maßnahmen des Staates im Hinblick auf die zunehmende Industrialisierung und stärkere Beachtung der Siedlungsfrage forderte. Den Strom der Zeit zu leiten, nicht ihn einzudämmen, erschien ihm not. Das hat ihm viel Gegnerschaft eingetragen und hat ihn Vorwürfe hören lassen, er und seine Landwehr hätten revolutionäre Absichten. Boyen hat oft schwer unter solchen Anwürfen gelitten, aber seine Ideale von der Wehrpflicht als dem starken Volkserziehungsmittel haben sie nicht erschüttern können.

Boyens Wehrgesetz war eine gewaltige Leistung, geschaffen mit schnellem Entschluß und weitem staatsmännischem Blick, geboren aus einer tiefen Liebe zu seinem Volk und Vaterland.

Nun galt es, das Geschaffene zu erhalten. In den Dienst dieser großen Aufgabe hat Boyen den Rest seines Lebens gestellt. Er hatte viel Widerstände zu überwinden. Die Finanzlage des Staates war schlecht. Die Kriegsentschädigungen reichten zur Deckung der Kriegsschulden nicht aus. Preußens Kredit war nicht gestiegen. So griff der Finanzminister auch die Höhe des Heereshaushalts an. Dahinter steckten die alten politischen Gegnerschaften. Boyen schrieb eine Abwehrschrift „Darstellung der Grundsätze der alten und der gegenwärtigen Preußischen Kriegsverfassung", in der er seine Schöpfung verteidigte. „Möge diese Entwicklung den Grundsatz bestätigen", so schloß er seine Ausführungen, „daß die Stärke eines Heeres nicht willkürlich von Finanzgesetzen abhängig gemacht werden darf, wenn sie der Erhaltung des Vaterlandes genügend entsprechen soll." Trotz alledem stand er bald vor der Frage, ob er durch starres Festhalten an seinen geldlichen Forderungen den Fortbestand seiner Wehrordnung in Frage stellen sollte. Er entschloß sich zu Zugeständnissen, setzte Friedensstärken herab und kürzte Landwehrübungen. Aber an den Grundlagen des Wehrgesetzes ließ er nicht rütteln. Viele Helfer hat Boyen in dieser Zeit nicht gehabt. Nur Grolman stand ihm zur Seite, und in Wilhelm von Humboldt erhielt er bald einen Bundesgenossen, der den tiefen Sinn der Boyenschen Schöpfung und die Einstellung seiner Gegner ganz erkannte. „Wenn der Militäraufwand allerdings sehr bedeutend ist", schrieb Humboldt 1817, „so muß man bedenken, daß die Sicherheit nach außen hin die Bedingung des Daseins des Staates ist, daß der Nutzen eines kraftvollen, schlagfertigen Heeres nicht erst mit dem Tage der Kriegserklärung beginnt, sondern sich die ganze Zeit des Friedens hindurch bewährt durch die Sicherheit, welche dasselbe dem Frieden selbst verleiht, durch das Gewicht, das der Staat dadurch in allen politischen Beziehungen mit fremden Mächten erhält, durch den Einfluß auf den Charakter der Nation." Hier war Boyen ganz verstanden worden.

Der König blieb schwankend in diesen Kämpfen. Er tat für das Heer, was er konnte, doch gegen den viel bekämpften Kriegsminister blieb sein Argwohn immer wach. So kam es 1819 zu einer Spannung zwischen ihm und Boyen. Ein Befehl in Mobilmachungsangelegenheiten der Landwehr führte zu Boyens Abschiedsgesuch

und Entlassung. Der Kriegsminister sah seine Grundsätze gefährdet, die von ihm mit besonderer Sorgfalt gepflegten Verbindungen zwischen militärischem und bürgerlichem Leben bedroht. In drei langen Denkschriften versuchte er, den König umzustimmen. Das war vergeblich.

Boyens Abschied war ein Verlust für die Armee, wenn auch mancher Offizier mit Freuden die Nachricht von dem Scheiden dieses Mannes hörte, dem man nur zu gern revolutionäre Bestrebungen nachgewiesen hätte. Ihm folgten eifrige Männer. Aber der Schwung Boyenschen Geistes war ihnen fremd, und ein zäher kämpferischer Wille war mit Boyen aus dem Kriegsministerium gezogen. Die vom König geforderten Reformen in der Landwehrordnung wurden durchgeführt, eine nützliche engere Verbindung beider Heeresteile geschaffen, die Mobilmachung erleichtert. Aber die Kriegsstärke des Gesamtheeres wurde tatsächlich vermindert und die der Landwehr anhaftende innere Schwäche nicht beseitigt.

So schritt man schließlich zur Kürzung der Dienstzeit im stehenden Heere auf zwei Jahre, verringerte die Zahl der Offiziere, ließ die Beförderung stocken und die Ausbildung in Friedensformen erstarren. Zu durchgreifenden Änderungen, die nötig waren, fehlte Geld und Mut. Auch scheute sich der König, die Landwehr in ganz neue Bahnen zu leiten. Er mochte nicht gegen das Volksempfinden handeln und aus politischen Gründen Schwächen nicht eingestehen. So blieb äußerlich alles, wie es war, aber die Zeit schritt voran.

Da wollte es das Schicksal, daß Preußens neuer König, Friedrich Wilhelm IV., 1841 den siebzigjährigen General von Boyen noch einmal an die Spitze des Kriegsministeriums berief. Seine alte schöpferische Kraft war nicht mehr in ihm; das liegt in der menschlichen Natur. Auch die Widerstände waren stärker geworden und die geldliche Lage des Heeres nicht besser. Doch der alte Boyen wußte noch, was er wollte. Die Bedingungen, an die er die Übernahme des Amtes knüpfte, sind bezeichnend für ihn: Abschaffung der Parade-Taktik und Wechsel des vortragenden Generaladjutanten.

An seinem Lebenswerk, der allgemeinen Wehrpflicht, wagte niemand mehr zu rütteln; sie war im Preußenvolk verankert. Aber seinem Lieblingswerk, der Landwehr, hafteten immer noch die gleichen Mängel an. Boyen selbst bekannte sich zu dem Grundsatz, daß mit der Zunahme der Bevölkerung und des Wohlstandes auch die Rüstungsmaßnahmen steigen müßten. Die Bevölkerung Preußens hatte sich seit 1817 bis 1841 um ein Drittel etwa vermehrt; der Wohlstand war gestiegen. Aber die Friedensstärke des Heeres war nur unwesentlich vermehrt. Trotzdem forderte der neue alte Kriegsminister keine Erhöhung der Friedensstärken, und trotzdem verschloß er sich immer noch der notwendigen Neuordnung der Landwehr. Es kam zu ernsten Auseinandersetzungen mit dem jungen Prinzen Wilhelm, in denen Boyen scharf gegen alle „Friedensdressur der Landwehr" anging, in denen er seinen alten Argwohn gegen das Offizierkorps des stehenden Heeres wieder belebte. Für Boyen stand der bürgerliche Wert seiner Landwehr im Vordergrund,

für den Prinzen der militärische. Boyens Grundsätze waren starr geworden. Die Wendigkeit seines Geistes fand nicht mehr die zeitgemäßen Formen einer notwendigen Wandlung. Schon warf die große Auseinandersetzung mit Österreich ihre ersten Schatten voraus, und die von Boyen immer noch befürwortete scharfe Trennung von stehendem Heer und Landwehr, die dem militärischen Gesamtwert der Wehrmacht abträglich war, konnte nicht mehr ohne Gefahr in Kauf genommen werden.

So blieb die zweite Amtszeit Boyens für die organisatorische Weiterentwicklung wenig ergiebig. Um so größer aber waren seine Bemühungen um die höhere Leistungsfähigkeit des Heeres selbst. Seine Neuordnung der Ehrengerichte des Offizierkorps, denen auch die Landwehroffiziere unterworfen wurden, atmete neuzeitlichen Geist und war von hoher Sittlichkeit getragen. Kaum ein anderer Gedanke ist für Boyen so bezeichnend wie sein Wunsch, daß die Ehrengerichte der Offiziere die Keime bilden sollten zu einer vollständig neuen Gesetzgebung über Standes- und bürgerliche Ehre für alle Kreise des Volkes. Die von ihm erlassenen Bestimmungen über die Disziplinarbestrafung, die neu geformten Kriegsartikel und das neue militärische Strafgesetzbuch sind weitere Beweise dafür, daß auch der alte Boyen der Heereserzieher geblieben war, der sich in jungen Jahren geprüft und in der Vollkraft seines Lebens bewährt hatte. Auch die wissenschaftlichen Anforderungen an den Offiziersersatz wurden erhöht. Auf die taktische Ausbildung des Heeres hatte Boyen in seiner ersten Amtszeit nur wenig Einfluß geübt. Andere Aufgaben waren damals wichtiger. Erst in den Jahren der Ruhe von 1820 bis 1840 nahm er Gelegenheit, seine Gedanken über dieses militärische Gebiet niederzuschreiben. Boyen war nie Stratege, aber er war Menschenkenner und hat den Krieg und die Kriegführung immer in Beziehung zum Menschen gebracht. Der Krieg ist ihm eine Kulturerscheinung, die dem Wandel der Zeiten unterworfen ist und deren Einrichtungen „unter mächtigen, aus dem Staats- und Volksleben hervorgehenden Gesetzen" stehen. Er will Selbständigkeit des Menschen und des Führers. Der „kleine Krieg" erscheint ihm als die eigentliche Schule des Soldaten. Das Zusammenwirken der Waffen und die Fähigkeit, gemischte Verbände zu führen, sind wichtige Forderungen seiner Gedankenarbeit. So übte Boyen in seiner zweiten Amtszeit auf das neu eingeführte Exerzierreglement für die Infanterie starken Einfluß aus. Die zerstreute Fechtart und der Gebrauch der Kompaniekolonnen wurde von ihm gefördert. Im Sinne dieser Kampfmethoden lag auch die von Boyen stets gewollte Ausbildung im Bajonettkampf, im Turnen und im Schwimmen. Auch in Bewaffnungsfragen gab Boyens Wort den Ausschlag, denn er führte die Entscheidung für das neue Dreysesche Zündnadelgewehr herbei. Damit hat er der preußischen Infanterie die Waffe geschenkt, die die kommenden Siege mit erringen half. Mit allen diesen Maßnahmen wurde der Grund zu den Erfolgen der deutschen Einigungskriege gelegt, an denen der alternde Boyen ein großes Verdienst hat.

Am 22. August 1847 schied General von Boyen mit sechsundsiebzig Jahren aus dem Amt. Das Heer wies zwar noch manche Mängel auf, aber Boyen konnte zufrieden sein mit dem Geist, der es beseelte. In den inneren Stürmen des Jahres 1848 hat sein Werk festgestanden. Prinz Wilhelm, sein sachlicher, nie sein persönlicher Gegner, hat ihm ein bleibendes Denkmal gesetzt mit den Worten: „Inmitten einer Krisis, wie sie so leicht kein Staat zu bestehen gehabt hat gegenüber den Wühlereien, die kein Mittel unversucht ließen, um das Volk zum Abfall von seinem rechtmäßigen Monarchen zu verleiten, konnte der König von Preußen der Landwehr vertrauen. Er ruft fünfzig Bataillone Landwehr aus dem Herzen seines Volkes zusammen, und wie mit einem Zauberschlage stehen diese fünfzigtausend Mann unter dem Gewehr! Wahrlich, ein gleich ehrendes Zeichen für die Gesinnung des Volkes als für die wahre Soldatenehre!"

Am 15. Februar 1848 schloß der Generalfeldmarschall Hermann von Boyen die Augen. Zu Scharnhorsts Füßen wurde er auf dem Invaliden-Friedhof in Berlin zur letzten Ruhe gebettet. Preußens Heer trug den letzten seiner Großen aus den Befreiungskriegen zu Grabe, den Schöpfer des Wehrgesetzes von 1814. Aus dem Heere Friedrichs des Großen in die Notzeit Deutschlands hineingewachsen, in den kleinen Pflichten eines harten Soldatendienstes geschult, durch den Geist Scharnhorsts und den hohen Gedankenflug Gneisenaus mitgerissen, nur dem Ziel lebend, das Vaterland groß und stark zu machen, seiner Zeit den Stempel des Edlen zu geben, wurde Hermann von Boyen zum Hüter des volksverbundenen Heeres. Was er schuf und erhielt, blieb trotz aller Wandlungen die Grundlage für die Siege, die das deutsche Kaiserreich neu erstehen ließen, bis ein schmählicher Friede und ein schändliches Diktat dem deutschen Volk nach einem heldenhaften Ringen die Wehrpflicht raubten. „Durch ihr Heer gewannen die Preußen wieder, was keine große Nation auf die Dauer entbehren kann, den nationalen Stil, die stolze Sicherheit des Auftretens." Mit diesen Worten hat Treitschke Boyens Lebenswerk gekennzeichnet.

Deutschland baut heute wieder auf. Es kann dabei der Stärke nicht entraten, wie sie ein Boyen in der Vereinigung von staatbildender und geistbildender Kraft zum Nutzen der Nation entfaltete. Es kann aber auch das Mittel nicht entbehren, das Boyen in einem langen segensreichen Leben schuf: den Wehrdienst des ganzen Volkes für das ganze Volk!

Carl von Clausewitz

1780—1831

Von

Paul Schmitthenner

Dem General Carl von Clausewitz hat das Schicksal die Wirksamkeit an bedeutender Stelle und den Kommandostab des Feldherrn versagt. Vielleicht, weil die Natur dem überreich begnadeten Manne eines nicht gegeben hatte, was den Führer macht: das Gleichgewicht der Seelenkräfte. Vielleicht aber auch, weil er eben der werden sollte, als der er in die Geschichte eingegangen ist: der Schöpfer der Lehre vom Krieg und ein geistiger Wegbereiter der deutschen Freiheit und Einheit. Sein Leben war ein endloser innerer Kampf voll schmerzlichsten Ringens mit sich selbst und der Umwelt. Seine Zeit hat ihn nicht erkannt. Die Nachwelt reicht ihm, dem heimlichen Feldherrn und Propheten, den dreifachen Lorbeer des Soldaten, des Geisteshelden, des Deutschen.

General Carl von Clausewitz entstammte nicht dem eingesessenen brandenburgisch-preußischen Adel. Ursprünglich war sein väterliches Geschlecht in Oberschlesien heimisch. Dann saß es im Sächsischen. Erst 1738 kam es nach Preußen. Auch das Soldatentum entsprach nicht der Überlieferung. Die Familie war mit dem evangelischen Pfarrhaus und dem Gelehrtenberuf verwachsen. Dieser Geist lebte im Blut als altes Erbgut fort. Erst der Vater des Generals wurde preußischer Offizier. Von seinen vier Söhnen wandte sich nur noch einer dem Gelehrtenberuf zu. Die drei anderen wurden Soldaten, darunter der Jüngste, Carl, der einst die Zierde des Geschlechtes werden sollte.

Carl von Clausewitz wurde am 1. Juni 1780 in Burg bei Magdeburg geboren. Hier versah der im Siebenjährigen Krieg verwundete Vater das Amt eines Akziseeinnehmers. Carl war ein zartes Kind. Die Burger Stadtschule vermittelte den Elementarunterricht und die Anfangsgründe des Latein. Die kargen Einkünfte waren Anlaß genug, eine rasche Versorgung anzustreben, wie sie im Heer am schnellsten zu gewinnen war. Der Verkehr im Elternhaus beschränkte sich auf Offiziere und, wie der Sohn später vermerkte, nicht gerade die gebildetsten gingen ein und aus. In dieser Umwelt wurde im Knaben das preußische Soldatentum zur entscheidenden Macht. Er war hineingeboren in den Staat Friedrichs des Großen. König, Armee, Arbeit, Pflicht, im Preußentum zu eherner Einheit verschmolzen, verwuchsen mit dem reifenden Gemüt und bildeten hier über dem alten geistig-idealen Bluterbe ein neues soldatisch-reales Gut heran. Dies vermochte freilich nicht, die weiche Seele des Kindes zu wandeln. Seine Gemütsart blieb unverändert und wurde die dritte entscheidende Kraft im künftigen Leben.

Mit nur geringer Schulbildung ausgestattet, wurde Carl von Clausewitz dem damaligen Brauch gemäß schon mit zwölf Jahren vom Infanterieregiment Prinz Ferdinand in Potsdam als Junker übernommen. Der feinfühlige Knabe litt schwer unter den neuen Verhältnissen. Er gab sich schwermütigen Empfindungen hin und entwickelte die seitdem feststehende Neigung, seine Gedanken in sich zu verschließen. Noch ohne bodenständige preußisch-soldatische Wurzeln, fühlte er schon früh die schmerzende Tatsache, daß kein naturhafter Berufstrieb in ihm wirkte, daß er nicht Fortsetzer einer Überlieferung, sondern ihr Begründer war. Diese Vereinsamung rief ein bewußtes Streben, einen hellen Ehrgeiz hervor, der seltsam von der weichen Wesensart abstach. Schon ein Jahr darauf begann das gewaltige Ringen zwischen der Französischen Revolution und Europa. Es sollte Clausewitz' Leben bis zur Höhe begleiten und im wesentlichen bestimmen. Die Feldzüge bei Mainz und westlich des Rheines von 1793 bis 1795 brachten erste kriegerische Erlebnisse. Der kindliche Soldat stand mit dem Mut eines alten im Feuer, von glühendem Ehrgeiz erfüllt. Die lockenden Bilder soldatischen Ruhms prägten sich der Seele ein, und die Sehnsucht nach kriegerischer Tat, der Wille, ein Feldherr zu werden, wurden seitdem zu einem bestimmenden Lebenszug. Er war „ein Sohn des Lagers geworden und der Zufall sein Erzieher". Da schloß der Sonderfriede in Basel zwischen Frankreich und Preußen 1795 den hoffnungsvollen Anfang ab. Auf dem Rückmarsch in die Heimat verlebte Clausewitz, inzwischen zum Secondelieutenant befördert, eine lange Ruhezeit in einem einsamen Bauernquartier bei Osnabrück. Von dort ließ er sich Bücher kommen. Dem Schauplatz des Krieges entzogen, fiel, wie er später schrieb, der Blick des Geistes zum erstenmal in sein Inneres, empfand er plötzlich das Bedürfnis nach geistiger Kost, nach innerer Entfaltung und nach idealer Leistung. An sich lag dies im Bildungsstreben der Epoche. Doch der allgemeine Trieb wurde gerade bei Carl von Clausewitz von der erbmäßigen Seite auf das stärkste unterstützt. Unter seinem jungen soldatischen Preußentum harrte das geistig-ideale Erbe der Väter seiner Stunde. Die Bücher, die er damals las, brachten es zur Auferstehung. Die alte und die neue Welt rangen fortan in seinem Wesen. Zwischen Tat und Betrachtung gestellt, drängte er immer wieder zum Handeln. Doch immer wieder wurde er vom Schicksal auf die geistige Arbeit zurückgeworfen. Beiden Welten untertan, vermochte er es nicht, sich für eine zu entscheiden oder gar beide zu verschmelzen. So wurde sein Dasein von früher Jugend an zu einem tragischen Ringen um eine stets versagte Harmonie, um die Einheit der Idee und der Wirklichkeit, des idealen Denkens und des politisch-soldatischen Handelns, des alten väterlichen und des neuen preußischen Erbgutes. Mit solcher seelischen Belastung begann er seine Laufbahn.

Diese Entwicklung leitete sich ein zwischen 1795 und 1801. Das Regiment kam nach Neuruppin in Garnison. In dem kleinen Landort blieb Clausewitz ganz auf sich gestellt. Zwar brannte sein Tatenehrgeiz weiter, aber auch sein Erkenntnisdrang

verebbte nicht. Es trieb ihn auch jetzt zu den Büchern. Er versenkte sich in das Werk Friedrichs des Großen, wobei die denkerisch-historische Seite seines Wesens in den Vordergrund trat. Die politischen Eindrücke der Kindheit wurden jetzt gefestigt. Insbesondere wurde ihm die Idee eines starken, die Einzelinteressen einordnenden Gemeinwesens zu einer verpflichtenden Erkenntnis. Dabei blieb ein gewisser Abstand zu Preußen gewahrt. Denn Clausewitz war ja nicht im altpreußischen Lebensgrund beheimatet, sondern im Staate Friedrichs des Großen und in dessen idealen Werten. Seine Verwurzelung war so locker, daß er sich nicht allzuschwer loslösen und zum deutschen Gedanken emporschwingen konnte. Mit seiner wachsenden Vergeistigung hing es zusammen, daß die Beschäftigung mit dem königlichen Helden nicht in erster Linie zur Steigerung des eigenen Selbstbewußtseins führte, sondern mehr zur Gewinnung eines soldatisch-politischen Weltbildes. Der große Fortschritt zeigte sich, als Clausewitz die Prüfung zur allgemeinen Kriegsschule bestand und im Herbst 1801 nach Berlin einberufen wurde. Dort sah er sich zunächst schwer enttäuscht. Denn bald wurde offenbar, daß trotz seiner Begabung die bisherige Selbstbildung nicht ausreichte. Der Zwiespalt seines Wesens, das Mißverhältnis zwischen Wollen und Können taten sich schmerzend auf. Auch die finanzielle Lage war äußerst bedrängt. So trieb er der Verzweiflung in die Arme. Es war die große Krisis seines Lebens.

In diesem Augenblick griff der Mann rettend ein, der ihn am nachhaltigsten beeinflussen sollte: Scharnhorst. Als Direktor der Kriegsschule erkannte er die ungewöhnliche Begabung Clausewitz' und suchte, ihn durch Zuspruch vorwärtszubringen. Zum erstenmal erhielt der junge Offizier die lebendige Förderung durch eine große Persönlichkeit. Mit ihrer Hilfe überwand er die Krisis und warf sich mit neuem Mut in die Arbeit. Scharnhorst wurde Erzieher und Vorbild zugleich, „der Vater und Freund seines Geistes". Daneben traten die anderen Lehrer, darunter auch der Vermittler der Kantschen Philosophie, zurück. Die selbständigen Ansätze fanden nunmehr ihre volle Ausbildung. Weit über das militärische Fachgebiet hinaus führte Scharnhorst den Schüler in die Politik, in den Zusammenhang von Krieg und Staat, in die Idee von Staat und Nation. Schon damals reifte in ihm die fast neuzeitliche Erkenntnis, die nicht den einzelnen als den Zweck der Natur anerkannte, sondern die tausend Geschlechter neben- und nacheinander in Zeit und Raum, die den Staat der Ehre und der Würde forderte und zu der in Deutschland verschollenen Lehre vom Machtcharakter des Staates zurückfand. Seine wachsende Reife trat bald hervor. Schon 1803 stand er an der Spitze der Schüler. Noch im gleichen Jahre wurde er als Stabskapitän zum Adjutanten des Prinzen August von Preußen ernannt. Die neue Stellung erweiterte seine Welt- und Menschenkenntnis und führte ihn mit der anderen Persönlichkeit zusammen, die sein Leben entscheidend beeinflussen sollte, mit seiner späteren Gattin, der Gräfin Marie von Brühl. Sie war die Enkelin des bekannten sächsischen Staatsministers. Ihr Vater war in preußische Dienste

gegangen. Unter der strengen Erziehung einer englischen Mutter blühte Marie zu wunderbarer innerer Reife auf. Ihre Heimat war das Reich des Schönen und die klassische deutsche Literatur. Der Widerstand der Mutter und die finanzielle Not machten zunächst eine Eheschließung unmöglich. Aber in einem langen Seelenbund gewann Marie tiefsten Einfluß auf ihren Verlobten. Hatte ihm Scharnhorst das fachliche Wirkungsfeld gewiesen, so gab sie ihm das menschlich persönliche Ziel. Der Drang nach Ruhm verschmolz mit der Sehnsucht, die Geliebte zu erringen. Der Briefwechsel der beiden wurde eine der schönsten Früchte des deutschen Idealismus. In ihrer Harmonie der Richtpunkt seines Wesens, verströmte die edle Frau unbewußt ihre Seelenkraft in das Lebenswerk des Mannes. Unter der Pflege des Freundes und der Freundin begann sich zwischen 1803 und 1806 der Zwiespalt in Carls Wesen zu mildern und sein Gemüt sich zu klären.

Dieser Ausgleich zeigte sich auch in einer Reihe wissenschaftlicher Arbeiten. Ein umfangreiches Studium erschloß für Clausewitz einen großen Teil der Kriegsgeschichte. Zugleich betrachtete er mit wachem Geist den Krieg der Gegenwart. Aus Wissen, Beobachtung und Anschauung erwuchs in ihm jene meisterliche Kunst, die ihn auf den Gipfel der Kriegswissenschaft emportrug. Die damaligen Arbeiten galten vor allem dem Kampf gegen den rationalistischen Kriegsdogmatismus der Zeit. Clausewitz blieb es vorbehalten, mitten im Schaffen Napoleons den geistigen Neubau einer zeitlosen Kriegstheorie aufzuführen. Es war eine „kopernikanische Wendung", wenn er sich vom Stoff zum Menschen kehrte, wenn er dem kriegerischen Genius sein Recht eroberte, die moralischen Kräfte voranstellte, zwischen den zeitlichen Erscheinungen und den ewigen Wesenszügen unterschied, den kriegerischen Vorgang der Politik einreihte und Schlacht, Krieg und Politik als Glieder eines Zweckzusammenhanges nachwies, der sich in der nationalen Lebensgemeinschaft des Staates vollendete. Damit wurde für Clausewitz im Gegensatz zum Ideenstreit der Zeit die Außenpolitik beherrschend. Der stärkste Eindruck seines Lebens war der Aufstieg Napoleons, ein Schauspiel von majestätischer Größe, das die Stetigkeit der Machtpolitik durch alle Ideengehalte hindurch als eisernes Lebensgesetz bewies. Dies sollte zu einer schicksalhaften Wendung führen. Gegen die universale machtpolitische Gewalt des korsischen Titanen ballte sich mehr und mehr, wenn auch nach außen ohne Wirkung, die polare Gegenkraft, zur Idee verklärt, in Clausewitz zusammen. Wie er wurde und war, war er ohne Napoleon nicht denkbar, nicht in unfreier Abhängigkeit, sondern im Sinne einer eigengesetzlichen Gegenmacht von moralischer Souveränität. So wurde er rein der Idee nach der geistige Gegenspieler des Korsen. Er sah den Inhalt der neueren Geschichte, wie später Ranke, in der Entwicklung der nationalen Völker und in ihrem Kampf gegen jede universale Unterjochung. Der Staat galt ihm als Lebensgesetz der Nation. Er sah deren Wert nicht wie Schiller abgesondert vom Politischen, sondern umgekehrt in der Politik schlechthin, im diesseitigen

Streben nach einem machtvollen Staatsverband. Sein Nationalitätsbegriff voll stärksten Tatwillens wurde nicht getragen von preußischer Staatsgesinnung oder deutschem Kulturgefühl, sondern vom staatlichen Machtgedanken selbst, nicht im Geist Napoleons, sondern im sittlichen Sinn der nationalen Freiheit. Durch solche Gedankenarbeit begann Clausewitz sein persönliches Schicksal mit der politischen Nation zu verschmelzen. Als einer der ersten Deutschen ging er den Weg vom Geist zum Staate mit äußerster Entschlossenheit, und wie alle Wegbereiter sollte er die Widersprüche der werdenden Welt schmerzlich an sich selbst erfahren.

In jenen Jahren freilich stand er selbstbewußt auf dem festen Block der preußischen Macht. Die innere Spaltung schien überwunden. Die bevorstehende Auseinandersetzung mit Frankreich mußte zudem den verschlossenen Weg des Aufstiegs wieder öffnen. Das Gestirn Napoleons hatte auf seiner majestätischen Siegesbahn solche kosmischen Gegenkräfte in Clausewitz' Seele geweckt, daß er sich geradezu berufen fühlte, die Tat der Rettung zu vollbringen. Er spürte die Fülle seines Geistes und brannte nach der Anwendung seiner Kraft. Er glaubte, daß er zum Höchsten befähigt sei, das Geheimnis des Sieges besitze und als Führer des preußischen Heeres den Sieg erringen werde. Es war der innere Höhepunkt seines Lebens. Ein junger Feldherr pochte an die schimmernden Pforten des Ruhmes. Doch Clausewitz war ein gefesselter Titan, und keine irdische oder überirdische Macht schob den vielleicht Begnadeten, wie einst den jungen Bonaparte, an die entscheidende Stelle. Als einer der vielen tauchte er im preußischen Heere unter, und der Berufene wurde nicht auserwählt. Hatte 1795 der Friede den hoffnungsvollen Keim verschüttet, so sollte 1806 der Krieg die reifende Frucht zerschlagen.

*

Im Herbst 1806 zog Clausewitz, zum Mann gereift, in den ersehnten Befreiungskampf gegen Napoleon. Der Liebe seiner Braut gewiß, verschmolz er das überpersönliche Ziel und das persönliche Streben. Zwei Tage vor der Entscheidung entwarf er einen Operationsplan von höchster Kühnheit. Doch bei der preußischen Führung wehte kein Hauch vom Geist ihres heimlichen Feldherrn. Sie taumelte blind in die Katastrophe von Jena und Auerstädt. Hier führte Clausewitz die Schützendivision des Bataillons Prinz August und fühlte sich im Kampf „wie der Fisch im Wasser". Trotz aller Tapferkeit wurde auch er in den Rückzug hineingerissen. Doch er blieb aufrecht. Der Prinz und sein Adjutant befehligten voll ungebrochenen Widerstandswillens mehrfach die Nachhut, bekämpften den Kleinmut der höheren Führung und suchten sich schließlich bei Prenzlau heldenmütig durchzuschlagen. Aber Übermacht, Sumpfgelände und Munitionsmangel vereitelten das Vorhaben. Auch Prinz August und Clausewitz wurden schließlich mit den Resten ihrer tapferen Schar gefangen. Sie gingen makellos aus der Niederlage hervor.

Da der Prinz für Napoleon politisches Gewicht besaß, wurden er und sein Adjutant nicht ausgetauscht. Während die Reste der Armee in Ostpreußen weiterkämpften, saß Clausewitz tatenlos, ein Adler mit gebrochenen Schwingen, in Neuruppin, dann in Nancy, schließlich in Soissons. Die einjährige Kriegsgefangenschaft machte ihn mit Frankreich vertraut und führte ihn auf der Heimreise durch die Schweiz, wo er mit den sozialpädagogischen Bemühungen Pestalozzis und Sicards Berührung fand, Frau von Staël kennenlernte und im Verkehr mit den Brüdern Schlegel romantische Luft atmete. Trotz dieser Bereicherung löste jenes Jahr die lebensentscheidende innere Katastrophe aus. Denn nicht nur vom machtpolitischen, sondern auch vom idealistischen Geist ergriffen, sah Clausewitz im starken Staat den Bezirk, wo sich auch sein eigenes Leben allein entfalten konnte. Daher war ihm die persönliche Trennung vom Staate unerträglich. Er fühlte sich vom nationalen und persönlichen Lebensgrund abgetrennt, als Atom hinausgeschleudert und bis ins Innerste entwürdigt. Unter solchen seelischen Qualen vollendete sich in der Gefangenschaft seine Verschmelzung mit der Gemeinschaft, die aber nur zu vollbringen war durch einen geistigen Willensakt voll schmerzlichsten, seelenumdüsternden Tatverzichtes.

Dies löste drei Wirkungen aus. Zunächst erhielt sein denkerisches Gepräge die letzte Formung. Realismus und Idealismus, Kühle und Leidenschaft vermählten sich in seinem Geist. Vom Handeln abgeschnitten, warfen sich die brachliegenden Kräfte kühl und realistisch auf die Erkenntnisaufgabe. In abgeklärter Anschauung sah er in der preußischen Niederlage das Ergebnis eines vielgestaltigen Vorganges, der vor allem durch den Mangel an ideellen Werten bestimmt war. Daher galten ihm als nächste Aufgaben die Steigerung der willensmäßigen Kräfte und die innere Erhebung. Er machte Preußen verantwortlich für Ehre, Freiheit und Glück der deutschen Nation. Auch äußerlich gewann bei ihm der erste militärische Befreiungsplan festere Gestalt, wobei er die Strategie des Außerordentlichen, ja unter Umständen selbst die Preisgabe des eigenen Landes verlangte.

Daneben kam, leidenschaftlich und idealistisch, sein Nationalismus zur Blüte Die Vaterlandsliebe wurde der stürmische Inbegriff seines Daseins, Vaterland und Nationalehre wurden seine Erdengötter. Die Sehnsucht nach Größe des nationalen Staates steigerte sich zu höchster Wucht. Mochten auch Heimweh, nationales Zugehörigkeitsgefühl und deutsche Kulturgemeinschaft mitschwingen, entscheidend wurde der Wille des idealistischen Menschen, sich zur Entfaltung seines eigenen Wesens für die Zwecke der Gemeinschaft mit einem starken Staat zu verschmelzen. So wurde Clausewitz der Verkünder der Staatsräson des idealistischen Machtstaates. Die deutschen Fehler: Kosmopolitismus, Mangel an Nationalsinn, territorialer Partikularismus, erkannte er als natürliche Ergebnisse von Blut und Boden, die jedoch der staatspolitischen Stärke zuliebe überwunden werden mußten. Der Einzelstaat, auch Preußen, verlor für ihn die Bedeutung. Mitten in der napoleonischen Vergewaltigung stieg in seinem Gefühl

einer Sonne gleich die deutsche Nation, ja das deutsche Volk als schicksalgegebene Einheit strahlend empor. Sie vor dem französischen Universalismus zu retten und als Machtstaat zu gestalten, war die heilige Aufgabe. Clausewitz wurde der „heimliche" deutsche Prophet. Sein Nationalismus, dem individualistischen Zeitgeist idealistisch entsprungen, mündete fast romantisch in die nationale Schicksalsgemeinschaft, von solchem Opferwillen und solcher Zukunftskraft erfüllt, daß er die Schranken der Geburt zerbrach und mit seinen Flammen bis in die Welt eines deutschen Sozialismus emporschlug.

Das dritte Ergebnis war eine neuerliche und nunmehr endgültige Umdüsterung seines Innern. Preußens Zusammenbruch versetzte ihn in tiefe Niedergeschlagenheit. Mit dem Staat schien auch sein Leben zerstört. Ein pessimistischer Wahn stieg in dem Einsamen empor. Zur Nichtigkeit verurteilt, glaubte er sich von Schicksalsmächten verfolgt und einem frühen, ruhmlosen Tod vorbehalten. Die Spaltung seines Wesens, der Gegensatz von Geist und Tat, von Wollen und Können brach wieder mit dunkler Gewalt hervor und erschütterte den Glauben an die eigene Bestimmung. Diese Seelenzerrissenheit wurde fortan lebenbestimmend.

*

Als Clausewitz im April 1808 in Königsberg eintraf, war ihm, als ob er aus „einer kalten Totengruft in einen schönen Frühlingstag" zurückkehre. Endlich war er dem Staat wiedergegeben und fähig geworden zum Handeln. Aber inzwischen war in Tilsit der Vernichtungsfriede geschlossen und die Möglichkeit der kriegerischen Tat zerronnen. In den Generalstab versetzt, trat Clausewitz als Bürochef Scharnhorsts in den Kreis der preußischen Reformer. Doch sein Dienst war nur unterstützender Art und sein Anteil am Reformwerk gering. Diese äußere Beschränkung konnte seinen Tatentrieb nicht befriedigen. Auch innerlich setzte er sich von den nüchternen Reformbemühungen ab. Er war im preußischen Staat zu wenig verwurzelt, als daß er den Sinn der langsamen Reform ganz hätte erfassen können. Ihm stand die Außenpolitik voran. Der innere Umschwung schien ihm leichter zu sein, wenn er von den Wellen der äußeren Erhebung getragen wurde. Stets hatte er das Endziel vor Augen. Er setzte das Ethos seines Befreiungswillens irrigerweise auch schon bei der Allgemeinheit voraus und drängte mit einem Übermaß an geradliniger Energie zur sofortigen ausschließlich kriegerischen Erhebung. Nicht aus militärischer Enge; denn er war alles andere als ein einseitiger Soldat. Er besaß vielmehr eine weltweite Seele, doch diese machte er ganz der militärpolitischen Aufgabe dienstbar. So wurde er der revolutionäre Geist, der Unbedingte im idealen Sinn, die Personifikation der Urkraft, die hinter dem Reformwerk lebte. Aber sein stürmischer Wille blieb gefesselt. Ja, als er im Herbst 1810 mit der Unterweisung des Kronprinzen betraut und als Lehrer an die Kriegsschule berufen wurde, mußte er den Tatwillen ganz in der Denkarbeit begraben. Er fand damals Berührung mit den romantischen und

idealistischen Kreisen seiner Zeit und sah über ihre Stärken hinweg gerade die Schwächen. Die populäre Weltanschauung gar vom überweltlichen Beruf der Deutschen galt ihm als verderblich, und scharf wandte er sich gegen die philosophische Selbstbescheidung des Zeitalters der Dichter und Denker. So wuchs der Gegensatz zu den Mitarbeitern ins Allgemeine aus. Das Gefühl unverstandener Überlegenheit, Menschenscheu, Ironie und Sarkasmus wurden immer mächtiger. Als er von einem Nervenfieber genas, kam er sich um Jahre gealtert vor. Die Zeitgenossen verstanden ihn nicht und beurteilten seine kalt-absprechende Art oft hart und unfreundlich. Auch jetzt fand er nicht das Wirkungsfeld, wo er Begabung und Leidenschaft glücklich hätte vermählen können. Auch jetzt fühlte er sich als der Ausgeschlossene, der seinen Vollmachtbrief zum Glücke einst würde unerbrochen zurückbringen müssen. Die Tragik lag darin beschlossen, daß äußeres Geschick und inneres Gesetz zusammenwirkten. In dem Maß, wie er vom Handeln abgedrängt wurde, strömte sein Tatwille in den Geist und steigerte hier sein Denkertum und seinen Kampfwillen zum Äußersten, zugleich aber auch seine Unfähigkeit, die widrigen Lebensumstände zu überwinden. So konnten die Jahre der Reform ihn nicht an Preußen fesseln, im Gegenteil, sie lösten ihn los und machten ihn zum Prediger des unbedingten deutschen Befreiungswillens. Es erstand in ihm gleichsam der Dämon der Erhebung. Der „heimliche" geistige Gegenspieler des Korsen wuchs in seine unbewußte Aufgabe hinein. Der großen Irrationalität des Erdengottes Napoleon trat Clausewitz als die gleiche große Irrationalität des Widerstandes in einer großartigen Dämonie gegenüber.

Von hier aus bestimmte sich sein weiteres Schicksal. Seine kriegstheoretische Gedankenarbeit spann die frühere Linie fort. Eine Skizze für den Unterricht des Kronprinzen wurde die Keimzelle des Buchs „Vom Kriege". Auch politisch schritt er auf eigengesetzlicher Bahn weiter. Die Sehnsucht nach dem starken Staat und die Enttäuschung durch die schwächliche preußische Politik machten ihn innerlich frei von Heimat und Stand. Scharf wandte er sich gegen die Nur-Preußen, die „den Namen Preußen unaufhörlich im Munde führen, damit der Name Deutsche sie nicht an schwerere, heiligere Pflichten mahne". Dem Preußen seiner Zeit stellte er den Geist Friedrichs des Großen gegenüber. Gerade jetzt kam zum Vorschein, wie er weniger in Preußen als in Friedrich wurzelte. Auch dies zog ihn zur deutschen Nation. Auf sie setzte er seine ganze Hoffnung. Die unerlöste Kraft seines Innern mußte sich schließlich zur urtümlichen Kampfentschlossenheit im persönlichen Sinn zusammenballen. Mochte es seinem deutschen Gefühl unerträglich scheinen, sich als Brotsoldat einer außerdeutschen Flagge zu verdingen, so mußte er doch, besessen vom Gedanken der Erhebung, schließlich zum persönlichen Kampf schlechthin bereit werden, wo es auch sei. Das Vaterland und das eigene Gesetz zwangen dazu. Die deutsche Freiheit und ihr kämpferischster Sohn waren zur heroischen Einheit geworden.

Als 1808 und 1809 die Erhebung in Spanien und Österreich losbrach, wurde Clausewitz ein leidenschaftlicher Vertreter eines Bündnisses mit Österreich gegen Napoleon. Schon damals trug er sich mit dem Gedanken, im österreichischen Heer zu kämpfen. Auch den englischen Dienst zog er in Erwägung. Doch Österreich wurde niedergeworfen, bevor die Pläne reiften. Der preußische König aber versagte sich der Politik des entschlossenen Widerstandes. Ja er ging 1812 ein Bündnis mit Napoleon ein und verpflichtete sich zur Heeresfolge nach Rußland. Da mußte Clausewitz an Preußen irre werden und es für unfähig halten, die deutsche Aufgabe zu erfüllen. Mit dem französischen Bündnis hatte der Geist gesiegt, gegen den er seit Jahren heroisch stritt. Clausewitz tat, was er tun mußte: er blieb sich treu, brachte das schwerste Opfer seines Lebens, trennte sich von Preußen und trat als Kämpfer in die russische Armee. Über Preußen und seinem König stand ihm der zum persönlichen Gesetz gewordene deutsche Freiheitswille.

Mochte diese Treue persönliche Überspannungen in sich tragen, so war sie doch von historischer Größe. Denn das Ethos des Unbedingten — nicht aus starrer Enge, sondern aus lebendiger Fülle geboren und am Dämon Napoleon gewachsen — verlieh der persönlichen Spannung allgemeinste Bedeutung. Wie auch die politischen Würfel fürderhin fallen mochten, über dem von Zufall und Menschenschwäche mitbestimmten irdischen Wandel war als eine weise Sicherung der Vorsehung der sittliche Wille der unbedingten Freiheit eine waltende Weltkraft geworden, und Clausewitz wurde ihr Verkünder. Damals verfaßte er seine berühmten Bekenntnisse, durch die er sich feierlich von der Erbärmlichkeit der Zeit lossagte. Er rief die Nachwelt als Richter auf und schuf die Heilsverkündung der Erhebung, ebenso gewaltig in der Schönheit der Sprache wie in der Wahrheit und Wucht der zeitlosen Gedanken, ein Evangelium der Unterdrückten, das noch nach 1918 den besten Deutschen Trost und Stärkung gab und als heroische Fanfare der Freiheit den Erdball durchklingen wird, solange er steht.

*

Dem bisherigen Lebensgrund entrissen, wurde Clausewitz der Märtyrer seines Dämons. Er opferte sein persönliches Leben der Idee. Denn wie fast noch jeder Heilige mußte auch er die Straße des Elends wandern. Der erbetene Abschied wurde erteilt, doch der Übertritt in die russische Armee verboten, gegen Clausewitz ein Strafverfahren eingeleitet und sein Vermögen beschlagnahmt. Der König konnte seinen Schritt nie verzeihen. Alles Wissen und Können reichte nicht aus, die Mißstimmung am Berliner Hof später wieder zu beseitigen. Von Gneisenau empfohlen, wurde Clausewitz im Feldzug 1812 bei verschiedenen russischen Befehlshabern verwendet. Doch sein Einfluß blieb bedeutungslos. So wurde der russische Aufenthalt eine schwere Enttäuschung. Dennoch sollte es ihm beschieden sein, zweimal in das Rad der Weltgeschichte zu greifen. Am Anfang des Feldzuges

wurde auf seinen Bericht hin der weitere Rückzug ins Innere des Riesenreiches beschlossen, was den Untergang Napoleons herbeiführte. Am Ende war es ihm vergönnt, bei der berühmten Konvention von Tauroggen als russischer Unterhändler mitzuwirken. Dabei setzte er alle Kraft ein, um die Zweifel auf preußischer Seite zu zerstreuen. Der große Entschluß Yorcks, mit den Russen zu paktieren, war mit ein Verdienst von Clausewitz. So nahm er Anteil an der Befreiung Deutschlands. Und schon schien sich sein Stern hell emporzuschwingen. Auf Veranlassung des Freiherrn vom Stein wurde er in Ostpreußen mit der Organisierung von Landsturm und Landwehr betraut. Damit gewann er auch Anteil an der unmittelbaren preußischen Erhebung. Doch seine Wiedereinstellung im preußischen Dienst wurde abgelehnt. Stattdessen kommandierten ihn die Russen als Verbindungsoffizier zum Stabe Blüchers. Hier wurde er wie einst im Frieden als Bürochef Scharnhorst zugeteilt und konnte in beglücktem Jubel mit dem Dreigestirn der Schlesischen Armee, Blücher, Scharnhorst und Gneisenau, den Frühjahrsfeldzug 1813 mitgestalten. Nach dem tragischen Heldentod Scharnhorsts blieb er in der gleichen Stellung mit Gneisenau verbunden. Doch auch diesem gelang es nicht, die preußische Wiederanstellung für Clausewitz durchzusetzen.

Während des Waffenstillstands im Sommer 1813 siegte am Hofe die Reaktion und setzte die Reformer politisch matt. Für Clausewitz wurde das schöne Verhältnis gelöst. Er erhielt den Befehl, als Generalstabsoffizier zu der inzwischen gebildeten russisch-deutschen Legion zu treten. Damit war er aus dem Herzen des Krieges entfernt. Dem hoffnungsvollen Anfang folgte ein trübes Ende. Zwar wurde er von seinem Befehlshaber zum Generalquartiermeister für das ganze Korps bestimmt, doch dieses selbst blieb auf den Nebenkriegsschauplatz verbannt. Im Herbst 1813 errang es am Nordflügel der Verbündeten an der Niederelbe als einzige Ruhmestat den Sieg an der Göhrde. Auch im Winterfeldzug 1814 konnte die Legion auf dem belgischen Nebenkriegsschauplatz keine besonderen Leistungen vollbringen. Erst mit dem Pariser Frieden 1814 wurde Clausewitz als Oberst wieder in den preußischen Dienst übernommen. Als der Krieg 1815 noch einmal emporflammte, wurde er zum Chef des Generalstabs des III. Armeekorps ernannt. Doch auch jetzt blühte ihm kein Glück. Weder bei Ligny noch bei Waterloo wurden ihm entscheidende Taten vergönnt. Der gewaltige Weltkampf erlosch, ohne daß es ihm gelang, eine seiner Bedeutung würdige Stellung zu erringen oder Führertaten hohen Ranges zu verrichten. Je weniger er von der militärischen Aufgabe befriedigt wurde, desto stärker betätigte sich sein politischer Geist. In stetem Briefwechsel mit Gneisenau drang er auf die Fortsetzung des Kampfes und auf den Vorstoß nach Paris. So trug er aus der Ferne das seine dazu bei, das Herz im Heer der Verbündeten, das preußische Feldherrenpaar Blücher-Gneisenau, politisch und militärisch stark zu machen. Ein kleiner Anteil des Enderfolgs darf wohl auch ihm zugesprochen werden.

*

Die große Irrationalität Napoleon, die bisher wirkende Urgewalt der Zeit, war niedergerungen. Mit ihr fielen die Voraussetzungen hinweg, die den Befreiungswillen zur anderen Urkraft gestaltet hatten. Die überpersönliche Spannung in Clausewitz sank dahin. Was ihm blieb, war der bittere Rest eines unerfüllten Lebens. Die heroische Melodie mündete in ein mattes Finale. Er hatte einen zu mächtigen Teil der Lebenskraft in den Befreiungsgedanken verströmt, als daß er den Frieden nicht als Entseelung hätte empfinden müssen. Nur eine voll befriedigende Tätigkeit konnte diese Gefahr hintanhalten. Wurde sie ihm nicht vergönnt, dann mußte sein Leben veröden.

Der Heilige kehrte aus der göttlichen Berufung in den irdischen Beruf des Friedenssoldaten zurück. Seines väterlichen Freundes Scharnhorst beraubt, hatte er Gneisenau gewonnen, dem er in Nibelungentreue verbunden blieb. Der Seelenbund der beiden großen Soldaten wurde dadurch äußerlich gefestigt, daß Clausewitz zum Chef des Stabes des neuen rheinischen Armeekorps ernannt wurde, das Gneisenau befehligte. Die Einrichtung des Heeres in der neuen Provinz bot ihm inmitten eines vertrauten Freundeskreises tiefe Befriedigung. Doch schon nahte das Verhängnis. Infolge politischer Verstimmungen gab Gneisenau 1816 sein Amt in Koblenz auf. Sein Nachfolger General von Hake fand kein inneres Verhältnis zu seinem Chef, und für diesen begann eine düstere Zeit. Zwei Kommandierungen brachten ihm Erleichterung. 1817 begleitete er den Kronprinzen auf einer Reise durch die Rheinprovinz, und im Herbst 1818 wurde er, zum Generalmajor befördert, zum Kommandanten von Aachen bestimmt, wo der glänzende Kongreß Europas tagte. Der erst achtunddreißigjährige General konnte mit seiner äußeren Laufbahn zufrieden sein. Doch dies entsprach nicht seinem inneren Gefühl. Da wurde er aus seiner unbefriedigenden Stellung erlöst und zum Direktor der Berliner Kriegsschule ernannt. Gneisenau hatte ihn vorgeschlagen in der Hoffnung, daß dem ungewöhnlich begabten Mann ein größerer Einfluß auf das Leben der Anstalt verstattet würde, als er bisher dem Direktor zustand. Denn dieser war nur der Verwaltungschef ohne jeden Einfluß auf den Lehrbetrieb. Aber leider wurde auch Clausewitz auf die trockene Verwaltungstätigkeit beschränkt. Und nun warf das Geschick sein schwärzestes Los: zwölf graue Jahre blieb er an diese mindere Stellung gefesselt. Die Kraft der besten Manneszeit wurde praktisch brachgelegt. Die preußische Armee verstand es nicht, ihren glänzendsten Geist zu nutzen. Sie überließ ihn sich selbst. Dies zerstörte sein Leben.

Dieser Tragik lag viel Schicksal zugrunde. Der Bruch mit Preußen von 1812 rächte sich. Die mit den Karlsbader Beschlüssen beginnende Hochflut der Reaktion reichte auch an Clausewitz heran, zumal er sich zur Frage der Volksvertretung geäußert hatte. Aber auch sein eigenes Wesen trug zu der unheilvollen Entwicklung bei. Daß es ihm nicht gelungen war, den inneren Zwiespalt zu überwinden, trat kraß zutage, als sein Gemüt, von der gewaltigen Spannung des heroischen Weltgegensatzes gelöst und nicht mehr imstande, die zwiespältige Kraft

ins Allgemeine zu verströmen, auf sich allein gestellt dem widrigen Friedensleben erlag. Das innige Verhältnis zur Gattin ersetzte ihm die Welt und mußte seine Verschlossenheit nur noch bestärken. Fand er auch hier die Heimat, wo sein Gemüt die heilende Aussprache immer wieder suchte, so wurde doch die Disharmonie im reifen Manne beherrschend. Da war einerseits jener kühle und leidenschaftliche Geist, der olympisch zum Äußersten drängte, aber da fehlten andererseits die innere Zufriedenheit, die seelische Geschlossenheit und die mehr äußere Kraft des Gemüts, sich auf dem Kampfplatz des Lebens persönlich durchzusetzen. Clausewitz war im idealen Sinn eine der kämpferischsten Naturen, im realen Sinn versagte er — nicht wenn es galt, sein Leben zu opfern, das war ihm höchste Erfüllung — sondern wenn es darum ging, für sich selbst einzutreten. Vor der Truppe wurde er unsicher, und es rächte sich, daß er seit 1806 kein Kommando mehr führte. Schließlich war er von seinem Mangel überzeugt und glaubte nicht, daß die Züge seines Wesens hinreichender Ersatz dafür sein könnten. Sein Geist wurde seine letzte Zuflucht. Aber das war das Tragische dabei, daß er ja gerade zur Tat drängte und so die geistige Leistung nur auf dem schmerzenden Umweg des Tatverzichtes erringen konnte. Seine Geistigkeit vollendete sich jetzt in dem Maße, wie sich jene Wesenszüge verhärteten, die den äußeren Erfolgsweg verschlossen. Je stärker aber seine Geistigkeit wurde, um so größer wurde wieder die Belastung, die sie für die Welt des Handelns bedeutete. So entlud sich das verdrängte Bedürfnis nach tätiger Entfaltung endgültig in seinen Geist. Ein beispielloses klassisches Denkertum wuchs heran, in dem die ungeborene Tat titanisch zitterte. Eine stürmende Gewalt napoleonischer Prägung durchwehte seine Sprache und erhob sie zu unübertrefflicher Klarheit, Wucht und Größe. Aber zugleich vollzog sich in Clausewitz ein unerhörtes persönliches Geschick. Noch einmal winkte ihm von ferne das Glück. Wieder war es Gneisenau, der ihn angesichts seiner staatsmännischen Begabung als Gesandten für London vorschlug. Doch als auch diese Möglichkeit zerrann, festigte sich in Clausewitz die pessimistische Überzeugung, daß mit seinem Leben „nicht viel mehr anzufangen sei".

Das tragische Schicksal wendete ihn ganz nach innen. Sein nationales Denken trat jetzt fern aller Romantik in seine letzte Entwicklung. Sein Wirklichkeitssinn konnte seit 1815 die zeitliche Lebensunfähigkeit des deutschen Gedankens nicht verkennen, aber auch nicht seine Zukunftskraft. So blieb ihm auch jetzt die Überwindung der deutschen Parteien, der machtvolle Gesamtstaat der deutschen Schicksalsgemeinschaft das Ziel. Aber sein Staatsgefühl nahm wieder preußische Färbung an. Nach wie vor stand ihm die Außenpolitik voran. Er schätzte die Gefahr einer „äußeren Invasion" höher als die jeder „inneren Revolution". Den parlamentarischen Liberalismus, der die Zeit als einen Kampf zwischen Autokratie und Freiheit auffaßte, lehnte er ebenso ab wie den dynastischen Konservatismus, der das Legitimitätsprinzip vertrat. Die Realpolitik stellte er über das Dogma. Mit Bismarckscher Klarheit überblickte er

die deutsche und europäische Lage in ihrer schicksalhaften Verbundenheit, und er erahnte in der preußischen Machtbildung die Voraussetzung und in der kriegerischen Entscheidung die Geburtskraft für die Bildung eines deutschen Reiches, wenn er prophetisch das Schwert als den einzigen Weg bezeichnete, auf dem Deutschland zu einen war. Auch jetzt stand er einsam in seiner Zeit. Denn die Vermählung von Geist und Staat hatte sich in ihm am radikalsten vollzogen. Den anderen weit voraus, trat er auf den Boden der kommenden Generation. Der Schöpfergeist des Zweiten Reiches wurde in ihm geboren. Daneben aber reifte auch sein kriegstheoretisches Denken zur letzten Blüte. In jenen äußerlich so unfruchtbaren Jahren wurde er der Verfasser eines der gewaltigsten Geisteswerke der Menschheit, des Buches „Vom Kriege". Mit ihm errang er sich den Ruhmestitel des größten militärischen Denkers aller Zeiten und einen Ehrenplatz unter den Heroen seines Volkes. Der Wert des Werkes lag in dessen ewiger Jugend. Mochten manche Darlegungen sterblich sein, der geistige Grundgehalt war der Ewigkeit abgelauscht. Der Soldat, der Staatsmann, der Historiker, alle konnten daraus tiefe Weisheit ziehen. Darüber hinaus wurde es das heilige Buch des Krieges und des Feldherrn. So war es das eigentliche Werk seines Lebens. Ihm freilich dünkte es nebensächlich, und er veröffentlichte es nicht. Denn nicht als Denker, als Feldherr hatte er in die Geschichte eingehen wollen, und er ahnte nicht, daß ihm das Schicksal den Weg zur Tat versperrte, um ihm unter dem aufblühenden geistigen Erbgut der Väter sein eigentliches Lebenswerk geradezu abzulisten. Er selbst verfiel dem bitteren Gefühl, seine Daseinsaufgabe verfehlt zu haben. Doch dieser Verzicht war nicht seine letzte Weisheit. Denn nie verlor er den Mut zum Wirken. Das Pflichtgefühl im Kantschen und preußischen Sinn zugleich war die Kraftquelle, die auch in den dunkeln Jahren nicht versiegte. Das Feuer seiner Seele erlosch nicht, als er die äußere Ergebnislosigkeit des Tatlebens feststellte. Es loderte weiter und durchglühte jene unerreichbar hohen Werke des Geistes. Clausewitz fügte sich ungebrochen in sein Schicksal, und dadurch überwand er es. Seine Entsagung wurde eine Entsagung der Tat. Ein äußerlich scheinbar verlorenes Leben wurde — ewiges Vorbild und höchster menschlicher Sieg — durch stilles, inneres Wirken zum Segen der Nation.

Da schien es, als ob das Schicksal sich des Fünfzigjährigen entsinne. 1830 wurde er endlich von seinem Posten erlöst und zum Inspekteur der Zweiten Artillerie-Inspektion in Breslau ernannt. Ja, als kurz darauf der allgemeine europäische Krieg drohte, wurde er dem Oberbefehlshaber Gneisenau als Chef des Stabes beigegeben. So schien der Vergessene nun doch noch zum hohen Amt des Chefs des Generalstabs des Feldheeres berufen. Es wäre zu viel des Glückes gewesen. Die europäische Kriegsgefahr ging vorüber. Nur im Osten wurde gegen die aufständischen Polen eine preußische Armee aufgestellt. Der gefährlichere Feind war die Cholera. Ihr erlag am 28. August 1831 Gneisenau in Posen. Und am 1. November desselben Jahres wurde Clausewitz, vom Tod des Feldmarschalls

tief betroffen, in Breslau von der gleichen Seuche dahingerafft. Als er starb, war es, als ob er sein Leben wie eine schwere Last von sich stoße. Dieser Abschluß war ein Symbol des ganzen Daseins. Auch die letzte Flamme des Glücks erlosch unter einem düsteren Schicksal. Aber das Werk war geschaffen. Doch erst als die Witwe seit 1832 die bisher meist ungedruckten Schriften veröffentlichte, wurde offenbar, daß mit Clausewitz der tiefste militärische Denker der Menschheit, ein Historiker und Staatsmann größten Ausmaßes unbeachtet und ohne Dank dahingegangen war. Seine Größe wurde freilich erst voll erkannt, als seit 1866 seine Saat aufging. Bismarck wurde der Vollstrecker seines politischen Denkens, und Moltkes Werk und damit das Zweite Reich ruhten auf den kriegstheoretischen Grundlagen, die er gelegt.

Auch in unserer Zeit enthüllt sich der Wert dieses unvergleichlichen Deutschen. Ohne ihn sind Schlieffen, der deutsche Generalstab und unsere Rettung im Weltkrieg nicht denkbar. Noch heute ist das Buch „Vom Kriege" in allen Grundlagen gültig. Daneben aber steht ebenso lebendig das politische Wirken. Clausewitz war einer der größten nationalen Erzieher unseres Volkes. Er war wohl der erste, der das sozialistische Preußentum gelöst vom preußischen Staat als sittliche Idee und staatsbildende deutsche Kraft empfand. Er lebte, ein Heros des nationalen Geistes und ein Pionier des deutschen Volkes, den kommenden Geschlechtern die deutsche Lebensentwicklung vom Geist über den Staat zum Volke vor. Die weltanschauliche Formung des Staates aus deutschem Wesen und der heroische deutsche Mensch fanden in ihm ihren frühesten Künder. Sein nationalpolitisches Werk wird verklärt von dem Ewigkeitswert der Persönlichkeit. Man hat mit Recht gesagt, daß er die Freiheitsliebe Hermanns, die nationale Glut Huttens und den politischen Weitblick Bismarcks in sich vereinigte. Er war der ideale Wegbereiter Rankes, Treitschkes und Bismarcks. Idealismus und Realismus, Weimar und Potsdam verschmelzend, wurde er eine ewig wirkende Erscheinung des deutschen Genius überhaupt. „L'Allemand par excellence", sagte einst von ihm Frau von Staël, und ein Franzose nannte ihn spottend „le plus Allemand des Allemands". In der Tat, er war der Deutscheste der Deutschen. Gerade auch im Geist unserer Zeit. Denn er drang vor zur Objektivität der deutschen Wertung. Das Unbedingte machte er zu seinem irdischen Gott und den Willen zu seinem heroischen Priester. So ist Carl von Clausewitz, dem Geist der Ewigkeit vermählt, Geist vom Geiste unserer Zeit.

*

Quellenverzeichnis der Abbildungen

Bangemann, Oskar, Berlin, S. 215, 322 • Becker, Gerda, Berlin, S. 31, 65, 163, 203, 405 F. Bruckmann A.-G., München, Taf. S. 248 • Braun & Cie., Dornach, Taf. S. 256 Fritz, Georg, Berlin, S. 463 • Goethe-Nationalmuseum, Weimar, S. 327, Taf. S. 328, 328b, 328c unten, 352 und 353 unten • Grundner, Helmuth, Berlin, S. 37 • Gundermann, Konrad, Würzburg, Taf. S. 72 • Heuschkel, Fritz, Schwerin, Taf. S. 240 • Kunstgeschichtliches Seminar der Universität Marburg, Taf. S. 72b, c, 465 • Massias, Georg, Berlin, S. 175, 225, 291, 341 • Mondiale, London, Taf. S. 89 • Müller, Theodor, Königsberg, Taf. S. 273 • Österreichische Lichtbildstelle, Wien, Taf. S. 177, 241, 425, 432 Photographische Gesellschaft, Berlin, Taf. S. 144 • Schäfer, Wiesbaden, Taf. S. 96 Schiller-Nationalmuseum, Marbach, Taf. S. 345, S. 351, Taf. S. 368 • Schmedes, Grete, Berlin, S. 77, 101, 183, 265, 359, 377, 563 • Schroll & Co., Anton, Wien, Taf. S. 161 Seemann, E. A., Verlag, Leipzig, S. 135, 141, 171 • Schulz, Johannes, Berlin, Taf. S. 112, 113 unten, 145, 569, 624 • van der Smissen, Darmstadt, Taf. S. 301 Staatliche Bildstelle, Berlin, Taf. S. 16, 32, 33, 129, 461, 480 links, 481 unten, 592 Stadtgeschichtliches Museum, Leipzig, Taf. S. 97 • Steinle, Bonn, Taf. S. 88 Stoedtner, Dr. Franz, Berlin, Taf. S. 73

*

Das Lebensbild Maria Theresias ist in gekürzter Form der zweiten Auflage des Buches von Willy Andreas: „Geist und Staat. Historische Porträts", Verlag R. Oldenbourg, München, 1927, entnommen

Dem Lebensbild Scharnhorsts von Friedrich von Rabenau liegt eine größere Arbeit des gleichen Verfassers in dem Werk: „Von Scharnhorst zu Schlieffen" (bearbeitet von Generalleutnant a. D. Friedrich von Cochenhausen), Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin, 1933, zugrunde

*

Inhalt der übrigen Bände

Erster Band

Arminius von Hermann Aubin • Theoderich von Hermann Aubin • Karl der Große von Martin Lintzel • Otto der Große von Gerd Tellenbach • Heinrich IV. von Karl Hampe Friedrich Barbarossa und Heinrich der Löwe von Hans Haimar Jacobs • Friedrich II. von Herbert Grundmann • Hermann von Salza von Jürgen Uhde • Eike von Repgow von Walther Merk • Der Dichter des Nibelungenliedes von Friedrich Ranke • Wolfram von Eschenbach von Wolfgang Goetz • Walther von der Vogelweide von Hans Naumann Die Meister von Straßburg, Bamberg und Naumburg von Werner Hager • Albertus Magnus von Joseph Bernhart • Meister Eckhart von Herbert Grundmann • Nikolaus von Kues von Ernst Hoffmann • Heinrich von Plauen von Karl Hampe • Gutenberg von Alois Ruppel • Michael Pacher von Hans Karlinger • Bernt Notke von Carl Georg Heise Veit Stoß von Hubert Schrade • Tilman Riemenschneider von Hubert Schrade • Peter Vischer von Hans Karlinger • Albrecht Dürer von Emil Waldmann • Matthias Grünewald von Willy Kurth • Jakob Fugger von Jakob Strieder • Martin Luther von Friedrich Gogarten Philipp Melanchthon von Walther Köhler • Ulrich von Hutten von Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode • Lukas Cranach von Otto Fischer • Hans Sachs von Rudolf Mirbt • Hans Holbein von Ulrich Christoffel • Nikolaus Kopernikus von Robert Henseling • Paracelsus von Paul Diepgen • Johannes Kepler von Ernst Zinner • Jakob Böhme von Heinrich Bornkamm • Wallenstein von Wilhelm Wostry • Grimmelshausen von Julius Petersen Otto von Guericke von Hans Schimank • Paul Gerhardt von Karl August Meißinger Heinrich Schütz von Friedrich Blume

Dritter Band

Metternich von Martin Spahn • Hardenberg von Karl Griewank • von der Marwitz von Hans Haimar Jacobs • Görres von Hans Kern • Eichendorff von Wilhelm von Scholz E. T. A. Hoffmann von C. G. von Maaßen • Ph. O. Runge und C. D. Friedrich von Hubert Schrade • Schinkel von August Grisebach • Hegel von Friedrich Brunstäd • Alexander von Humboldt von Theodor Bohner • Wilhelm und Jacob Grimm von Will-Erich Peuckert Leopold von Ranke von Hermann Oncken • Friedrich List von Theodor Heuß • Schopenhauer von Heinrich Zimmer • Thaer von Kurt Ritter • Gauß und Weber von Hans Schimank C. M. von Weber von Herbert Gerigk • Schumann von Hans Teßmer • Grillparzer von Wilhelm von Scholz • Mörike von Wilhelm Michel • Stifter von Max Mell • Radowitz

von Wolfgang Windelband · Kaiser Wilhelm I. von Karl Pagel · Bismarck von Arnold Oskar Meyer · Moltke von W. Jost · Roon von Erich Marcks · Menzel von Hans Mackowsky Hebbel von Wilhelm von Scholz · Richard Wagner von Karl Richard Ganzer · Liebig und Wöhler von Rudolf Winderlich · Mendel von Konrad Dürre · Helmholtz von Paul Karlson Krupp von Jakob Strieder · Werner von Siemens von Conrad Mattschoß · Gottfried Keller von Jakob Schaffner · Conrad Ferdinand Meyer von Max Krell · Böcklin von Carl Georg Heise · Jakob Burckhardt von Erich Rothacker · Treitschke von Julius Heyderhoff

Vierter Band

W. H. Riehl von Friedrich Metz · Lagarde von Mario Krammer · Nietzsche von Hans Freyer Brehm von Paul Eipper · Schliemann von Carl Schuchhardt · Raabe von Hermann Pongs Fontane von Mario Krammer · Bruckner von Walter Wiora · Brahms von H. H. Stuckenschmidt · Bodelschwingh von Georg Merz · Stöcker von Siegfried A. Kaehler · Ratzel von Karl Haushofer · Adolph Woermann von Theodor Bohner · Carl Peters von Paul Baecker Daimler und Benz von Friedrich Haßler · Zeppelin von Leonhard Adelt · Lilienthal von Paul Karlson · Schweinfurth von Richard Huelsenbeck · Hagenbeck von August Heinrich Kober · Robert Koch von Hellmuth Unger · Schleich von Wilhelm Conrad Gomoll · Leibl von Emil Waldmann · Thoma von Hermann Eris Busse · Lichtwark von Gustav Pauli Liliencron, Dehmel, Dauthendey von Walter von Molo · Reger von Hermann Unger Corinth von Bruno E. Werner · Osthaus von Ernst Lorenzen · Rilke von Franz Schultz Stefan George von Franz Schultz · Oskar von Miller von Richard Woldt · Duisberg von Albrecht Weiß · Schlieffen von Friedrich von Cochenhausen · Tirpitz von Adolf von Trotha Scheer von Adolf von Trotha · Richthofen von Bolko Freiherr von Richthofen · Helfferich von Otto Hoetzsch · Moeller van den Bruck von Paul Fechter · Schlageter von Paul Wentzcke Horst Wessel von Wilfrid Bade · Hindenburg von Ernst von Eisenhart-Rothe

*

Dem vierten Bande ist ein ausführliches alphabetisches Verzeichnis (mit biographischen Angaben) aller in den vier Bänden behandelten und erwähnten Personen beigegeben

Fünfter Band / Ergänzungsband

Heinrich der Erste von Willy Andreas · Rudolf von Habsburg von Friedrich Schoenstedt Huldreich Zwingli von Gerhard Ritter · Albrecht Altdorfer und Wolfgang Huber von Adolf Jannasch · Fischer von Erlach—Hildebrandt—Prandtauer von Werner Hager

Zinzendorf von Paul Alverdes • Johann Joachim Winckelmann von Ludwig Curtius Friedrich Gottlieb Klopstock von Josef Nadler • Novalis von Wilhelm von Scholz • Erzherzog Carl von Friedrich von Rabenau • Schleiermacher von Georg Merz • Schelling von Egon Pallon • Carl Gustav Carus von Julius Schuster • Abraham Gottlob Werner und Leopold von Buch von Hans Joachim Flechtner • Gottfried Schadow und Christian Rauch von Paul Ortwin Rave • Moritz von Schwind und Ludwig Richter von Fritz Hellwag • Carl Spitzweg von Hans Wolff • Jeremias Gotthelf von Jakob Schaffner • Fraunhofer—Zeiß—Abbe von Paul Karlson • Robert Wilhelm Bunsen und Gustav Robert Kirchhoff von Hans Schimank • Ludwig Uhland von Otto Burger • Fritz Reuter von Gerhard Ringeling Annette Freiin von Droste-Hülshoff von Hans Franck • Hermann Fürst Pückler-Muskau und Peter Josef Lenné von Heinrich Fr. Wiepking-Jürgensen • Carl Schurz von Walter Manggold • Theodor Mommsen von Wilhelm Weber • Theodor Storm von Hermann Claudius • Anselm Feuerbach von Kurt Martin • Gustav Freytag von Ernst Moering Rudolf Virchow von Robert Diepgen • Theodor Billroth von Hans von Haberer • Hermann Henrich Meier von Friedrich Lindemann • Adolf Lüderitz von Wilhelm Schüßler • Max Eyth von Walter Kiaulehn • Heinrich von Stephan von Oskar Grosse • Wilhelm Busch von Friedrich Castelle • Wilhelm Dilthey von Albert Dietrich • Hugo Wolf von Helmut Schultz Ernst von Bergmann von Walter von Brunn • Ferdinand Freiherr von Richthofen von Georg Wegener • Carl Weyprecht und Julius Payer von Johannes Georgi • Conrad von Hötzendorf von Edmund Glaise von Horstenau • Paul Ernst von Hellmuth Langenbucher

*

Auch dieser Band enthält ein
alphabetisches Verzeichnis der behandelten
und erwähnten Personen

Gedruckt im Deutschen Verlag, Berlin